


RLB

Das

Gesammtgebiet

der

teutschen Sprache,

nach

Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit

theoretisch und practisch dargestellt

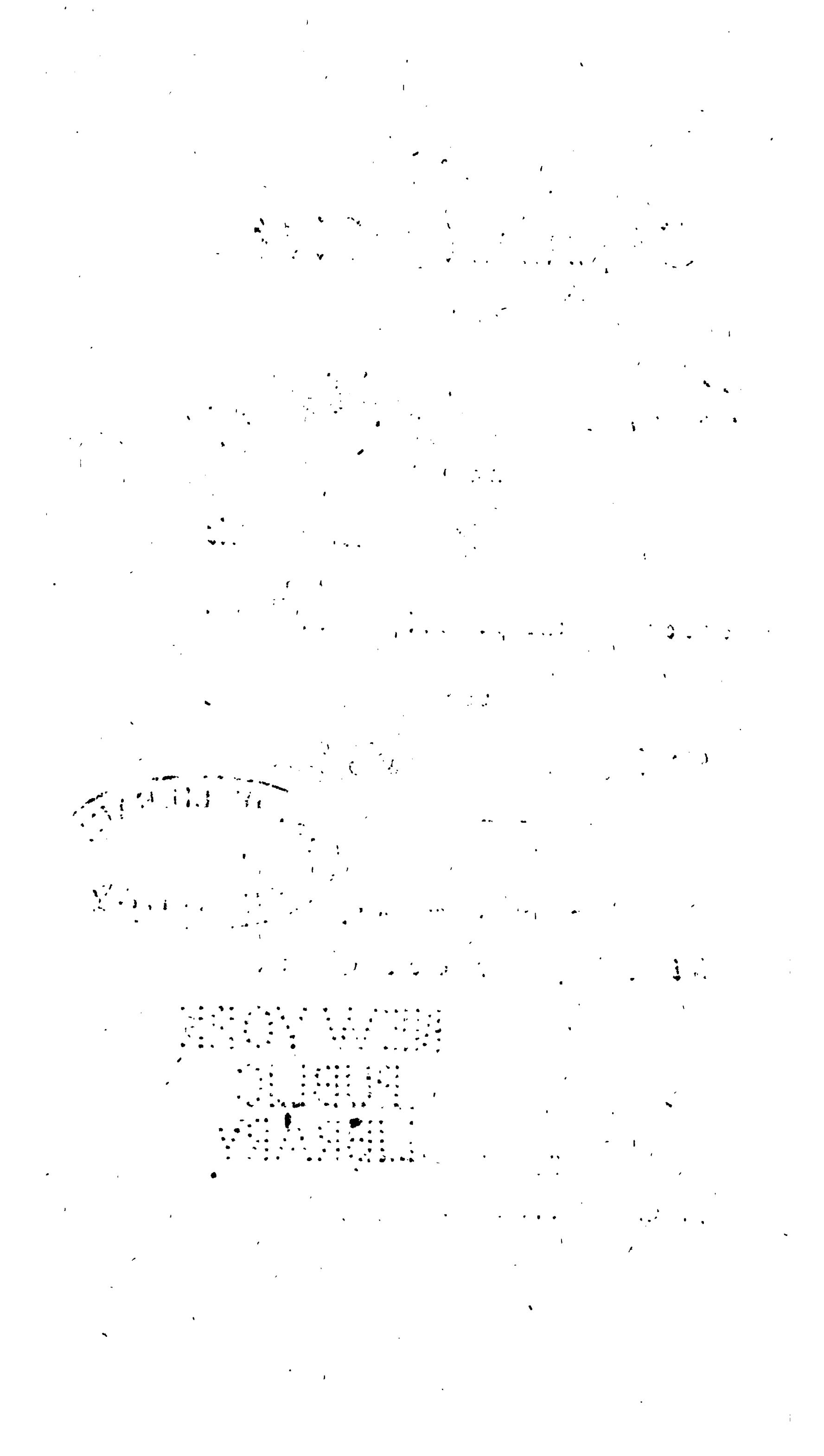
von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Erster Band.

Philosophie der Sprache.

Leipzig, 1825.
J. C. Hinrichsche Buchhandlung.



Sr. Hochwohlgebohren,

dem

Herrn Oberhofrichter

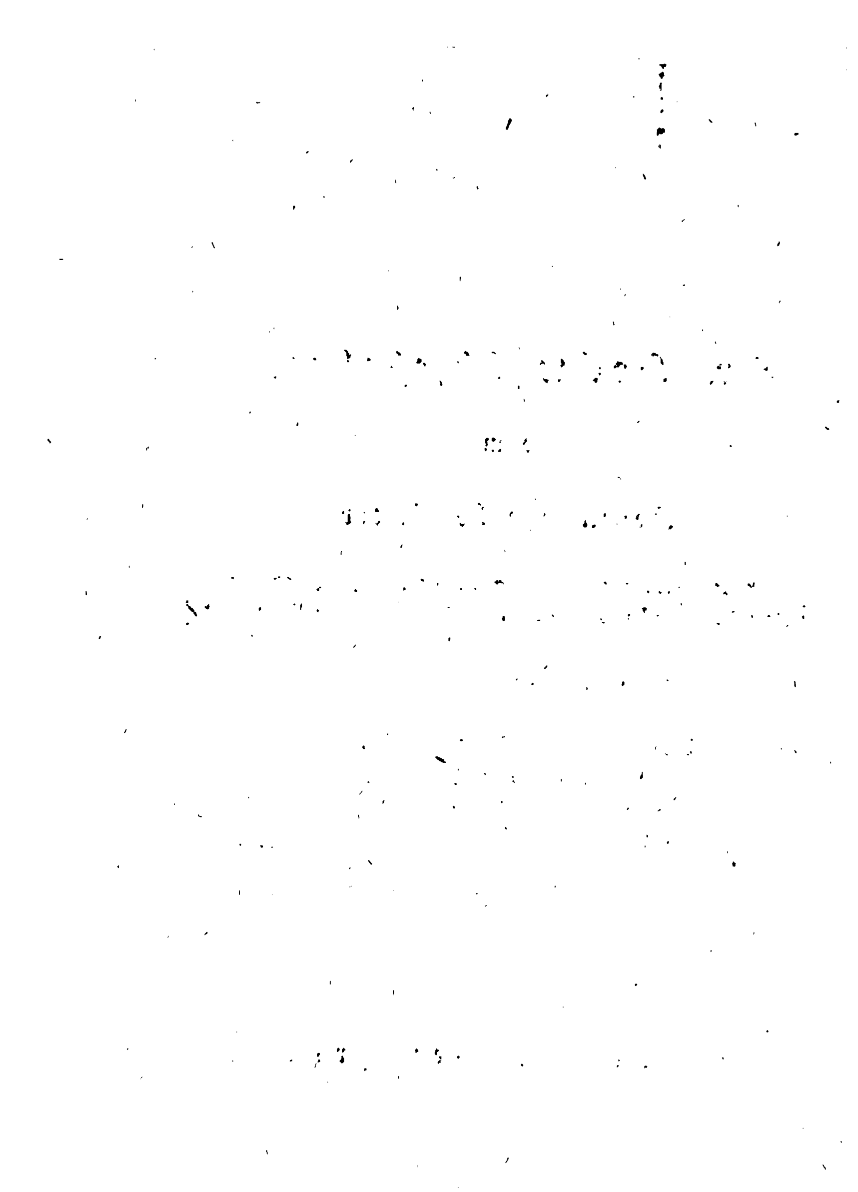
Karl Heinrich Constantin von Ende,

auf Großpösna,

Director des Consistoriums zu Leipzig, Präsidenten des vereinigten Criminal- und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig, außerordentlichem königlichen Commissarius bei der Universität, und adlichem Inspector der Landschule zu Grimma,

aus reiner Verehrung

gewidmet.



Vorrede.

Es ward mir in neuerer Zeit mehrmals die Veranlassung, nach demselben Verhältnisse, in welchem meine größere Weltgeschichte in vier Bänden zu dem geschichtlichen Lehrbuche steht, das den Titel: kleine Weltgeschichte führt, eine vollständige Ausführung der Grundsätze und Lehren herauszugeben, welche ich im Jahre 1820 in meiner Schrift: „die Sprache der Teutschen, philosophisch und geschichtlich dargestellt", berechnet für den Unterricht, in compendiarischen Umrissen aufgestellt hatte.

Sollte nun eine systematische Behandlung des Gesammtgebietes der teutschen Sprache — nach dem Verhältnisse des bei meiner größern Weltgeschichte festgehaltenen Gesichtspuncts — dem doppelten Zwecke entsprechen, theils für den Bedarf des Lehrers, beim Gebrauche des Compendiums, als Commentar zu dienen, theils für den Kreis gebildeter Leser (die aber nicht, im strengern Sinne des Wortes, Gelehrte sind) eine befriedigende Uebersicht über das Gesammtgebiet der teutschen Sprache, ohne eigentliches Schulgerüst, zu enthalten; so mußte, nach meiner Ueberzeugung, der Darstellung des gegenwärtigen Standpuncts der teutschen Sprache, ein kurzer Umriß der Geschichte derselben vorausgehen, in welchem nicht alle teutsche Schriftsteller, selbst nicht einmal alle ausgezeichnete Schriftsteller im Einzelnen genannt, wohl aber

die Hauptzeiträume und die Wendepuncte des Fort- oder Rückwärtsschreitens unserer herrlichen Ursprache angegeben, und besonders die geschichtlich auszumittelnden Gründe dieses Fort- oder Rückwärtsschreitens im Ablaufe der Jahrhunderte hervorgehoben und zur bestimmten Anschauung gebracht würden.

Bei der Darstellung des Gesammtgebietes der teutschen Sprache selbst, nach dem angegebenen doppelten Zwecke, konnte nicht die Rede von einer sogenannten teutschen Sprachlehre, nach Etymologie, Declination, Conjugation, Syntax, Prosodie u. s. w. seyn; diese mußte bei allen Lesern des vorliegenden Werkes vorausgesetzt werden. Es kam vielmehr darauf an, das durch eine ehrenvolle Reihe von Classikern practisch so reich und vielseitig angebaute Sprachgebiet auch theoretisch auszumessen, philosophisch genau zu begründen und scharf abzugrenzen, dieses Gebiet nach seinen drei wesentlich verschiedenen Theilen — der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit — vollständig darzustellen, und bei dieser Darstellung durchgehends Theorie und Praxis zu verbinden.

Aus diesem Plane für das vorliegende Werk ergab sich die Vertheilung des Stoffes in vier Bände von selbst.

In dem ersten Theile mußte, nach dem vorausgeschickten Umrisse der Geschichte der teutschen Sprache, die sogenannte Philosophie der Sprache, als die wissenschaftliche Unterlage des Ganzen, theoretisch und practisch behandelt werden, weil die Darstellung des Gebietes der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit im Einzelnen, ohne jene Begründung, des nothwendigen logisch-ästhetischen Zusammenhanges ermangelt hätte. Dann sollte der

zweite Theil das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa, der dritte Theil das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst, und der vierte Theil das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit, bei durchgängiger Verbindung der Theorie und Praxis, enthalten.

Es steht mir selbst über die in dem vorliegenden ersten Theile enthaltene Philosophie der Sprache kein Urtheil zu; doch darf ich versichern, daß die darin aufgestellten Grundsätze mir eigenthümlich angehören. Zugleich muß ich erinnern, daß ich, nach dem in diesem Werke aufgestellten Systeme, von meinen frühern, die Aesthetik und die Theorie des Styls betreffenden, Schriften blos noch das im Jahre 1820 erschienene und oben genannte Compendium als brauchbar, und mit dieser Uebersicht über das Gesammtgebiet der teutschen Sprache übereinstimmend anerkenne, ob es gleich zu weit führen würde, in dieser Vorrede eine Selbstkritik über Werke aufzustellen, die zum Theile vor 20—25 Jahren erschienen sind, und die mannigfaltigen Abweichungen und Verbesserungen des hier befolgten Systems, im Gegensatze jener frühern Versuche, im Einzelnen anzugeben. Nur bemerke ich noch, daß die beiden, unmittelbar für pädagogische Zwecke geschriebenen, Lehrbücher: die teutsche Sprache für Bürgerschulen (Leipz. 1804. 8.) und die Materialien zum Dictiren (4te Aufl. Leipz. 1824. 8.), ihre nächste Bestimmung, unabhängig von der in diesem Werke aufgestellten Philosophie der Sprache, auch ferner zu erfüllen vermögen, und daß das oben angeführte Compendium, theils durch die in dasselbe gehörende Literatur, theils durch die ausführlichere Behandlung der Geschichte der Sprache, theils durch die Aufnahme der empiri-

schen Sprachgesetze der teutschen Sprache (mit Rücksicht auf Archaismen, Barbarismen, Solöcismen, Provinzialismen, Synonymik, Interpunction, Prosodie u. s. w.), theils durch den Abgang aller erläuternden und versinnlichenden Beispiele, so wie durch manche, in dem vorliegenden Werke aufgestellte, neue oder berichtigte Ansicht, in vielfacher Beziehung von demselben sich unterscheidet.

Sollte aber das vorliegende Werk theils als Commentar über das Compendium für Lehrer, theils als Handbuch für die gebildeten Stände seiner Bestimmung entsprechen; so durfte dasselbe, nach meiner Ueberzeugung, weder die bloße trockene Theorie, noch auch eine bloße Chrestomathie aus teutschen Schriftstellern enthalten; es mußte vielmehr durchgehends die Theorie mit der Praxis verbunden, und jeder aufgestellte Grund- und Lehrsatz mit Beispielen aus den Schriften der Classiker unserer Nation belegt und dadurch versinnlicht werden.

Von dem Nutzen dieser Verbindung der Theorie und Praxis beim wissenschaftlichen Vortrage der teutschen Sprache habe ich seit 30 Jahren in meinen verschiedenen Lehrämtern an der Ritterakademie zu Dresden, und auf den beiden Hochschulen Wittenberg und Leipzig mich überzeugt, wo ich, aus reiner Vorliebe für unsere vaterländische Sprache, abwechselnd öffentliche Vorträge über dieselbe hielt. Durch diese Verbindung verliert nämlich die Theorie die Trockenheit der bloßen Abstraction; die Praxis aber gewinnt, sobald sie mit der Theorie verbunden wird, einen wissenschaftlichen Stützpunct und die bestimmte Anordnung der einzelnen Theile und Gegenstände. — Da nun in der an Sprachlehren, Theorieen des Styls und Chrestomathieen für den Schulbedarf fast

überreichen Literatur unserer Sprache doch bis jetzt noch kein Werk mir bekannt ist, das, wie das vorliegende, die Theorie mit der Praxis durchgehends verbände, und, mit Beseitigung alles blos Grammatischen und auf empirischen Gesetzen Beruhenden, zunächst die Sprache als ein lebendiges, aus der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes hervorgehendes, Ganzes auffaßte und durchführte; so wünsche ich, daß der erste Versuch dieser Art im Ganzen eben so wohlwollend aufgenommen werden möge, als meine größere Weltgeschichte und meine Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.

Wohl wird Verschiedenheit der Ansichten und Grundsätze bei den Männern vom Fache sowohl in Hinsicht der von mir aufgestellten Theorie, als in Hinsicht der von mir ausgewählten — und zum Theile sehr mühsam aufgesuchten — Beispiele statt finden. Allein in Beziehung auf die letztern bemerke ich, daß ich in diesem Bande, so wie in den drei folgenden Bänden, die möglichst größte Mannigfaltigkeit und Abwechslung der teutschen Schriftsteller aus den verschiedensten Zeitaltern unsrer Sprachbildung beabsichtigte, weil ich die Einseitigkeit für nachtheilig halte, welche sich blos auf wenige — wenn gleich ausgezeichnete — Schriftsteller beschränkt; daß ich ferner solche Classiker (wie, Schiller, Göthe, Wieland u. a.) die durch mehrfache Ausgaben, zur Ehre der Nation und des vaterländischen Buchhandels, in neuerer Zeit über alle teutsche Gauen verbreitet wurden, nur selten anführe, weil sie zwar in einem Werke dieser Art nicht fehlen dürfen, aber doch auch im Kreise gebildeter Leser und der Jugendlehrer schon hinlänglich

bekannt sind; und daß ich endlich, wie dies bereits in diesem Bande geschehen ist, auch in den folgenden drei Bänden, sehr oft Beispiele von den ältern Prosaikern, Dichtern und Rednern unsrer Nation aufnehmen werde, die theils noch jetzt verständlich, theils — wenn gleich bisweilen in einem beschränkteren Sinne — als Classiker anerkannt, theils nach den aus ihren Werken entlehnten Bruchstücken, für die Verdeutlichung und Versinnlichung der aufgestellten Grundsätze geeignet sind.

Möchten daher, so wünsche ich, die Beurtheiler dieses Werkes zunächst die Zweckmäßigkeit des festgehaltenen Planes, und dann, in Hinsicht der Ausführung, theils die Richtigkeit und Haltbarkeit der aufgestellten Grundsätze und Regeln, theils die Angemessenheit der für die Versinnlichung dieser Grundsätze gewählten Beispiele ihrer unpartheiischen Prüfung unterwerfen. Mit besonderer Freude würde es mich aber erfüllen, wenn dieses Werk geeignet wäre, den höhern Sinn für unsre, von so vielen Classikern in allen Gattungen und Formen des Styls reich ausgestattete, Sprache zu nähren, und namentlich den wissenschaftlichen Anbau derselben zu befördern, der, nach den Vorarbeiten der Classiker seit dem Jahre 1740, nun zum dringenden Bedürfnisse geworden ist, damit nicht die Theorie hinter der Praxis zurückbleibe, und die Philosophie der Sprache nicht über den jährlich erscheinenden Sprachlehren, Schulschriften und Chrestomathieen zu sehr vernachlässigt werde.

Leipzig, den 12. Febr. 1825.

Pölitz.

Inhalt des ersten Theiles.

Einleitung.

Für jedes Volk giebt es zwei Hauptgegenstände seiner Eigenthümlichkeit: seine Geschichte und seine Sprache. Beide setzen seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit voraus; denn nur selbstständige, freie und unabhängige Völker haben eine Geschichte, die diesen ehrwürdigen Namen verdient, und nur bei freien und unabhängigen Völkern kann eine selbstständige Sprache sich gestalten, die, mit der allmähligen Fortbildung und Reife des Volkes, zur höhern Bildung und Reife gelangt. An beiden also, an ihrer Geschichte und an ihrer Sprache, erkennen wir alle Hauptvölker in den Kreisen des Alterthums, des Mittelalters, der neuern und der neuesten Zeit.

Soll aber ein Volk eine ihm eigenthümliche Geschichte erhalten und behaupten, und dadurch würdig werden, während seines politischen Daseyns mit Preis und Ruhm in der Mitte der gleichzeitigen Völker zu erscheinen, und mit einem unvergänglichen Namen auf die Nachwelt überzugehen; so muß es, durch seine physische und geistige, besonders aber durch seine sittliche Kraft, die wesentlichsten Bedingungen seines innern und äußern Lebens so selbstständig entwickelt und ausgeprägt haben, daß eben durch diese öffentliche Ankündigung seines innern und äußern Lebens in dem Kreise der übrigen Staaten die Eigenthüm-

lichkeit seiner Bildung und politischen Gestaltung so wie seine Verschiedenheit von allen übrigen Völkern und Staaten, unverkennbar hervortritt.

Diese Eigenthümlichkeit des innern und äußern Lebens in allen einzelnen Beziehungen eines Volkes aufzufassen; die mannigfaltigen Schattirungen seiner Cultur, in Hinsicht auf Anbau des Bodens, auf Gewerbsfleiß und Handel, auf selbstständige Regsamkeit in den Kreisen der Wissenschaften und Künste, besonders aber in der Bildung seiner Staatsverfassung, seiner Regierungsform und in den einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung nachzuweisen, und zu zeigen, wie ein Volk, von den kleinsten Anfängen an bis zu seinem ersten Auftreten in der Geschichte fortschritt zu seiner festern politischen Gestaltung und zu seiner eigenthümlichen Blüthe und Kraft; das ist die reiche und große Aufgabe für die besondere Volks- und Staatsgeschichte. Diese Geschichte wird und kann daher nur dann ein reines Interesse haben, wenn das Volk selbst in die Reihe der gesitteten und in der Bildung fortschreitenden Völker und Staaten gehört; denn für Horden und Völker, die im Nomadenleben wieder erlöschen oder mit andern verschmelzen, und für Staaten, die blos der Zufall der Eroberung auf kurze Zeit zu einem locker verbundenen Ganzen, ohne innere organische Einheit, zusammenwürfelte, giebt es keine eigenthümliche Geschichte im höhern Sinne des Wortes. Nie wird also der Geschichtsschreiber, der aus dem Standpuncte der Cultur und Staatskunst die Völker des Erdbodens und die Zeitalter der Geschichte auffaßt, die Cimmerier, die Numidier, die Hunnen, die Petschenegen und andere culturlose Völkerschaften auf gleiche Linie mit Phönicien,

Athen und Rom, die die Staaten von Delhi, Teheran und Stambul auf gleiche politische Höhe mit Frankreich und Großbritannien stellen. Denn weshalb sind die Sprachen des alten Aegyptens und Karthago's so aus der Geschichte verschwunden, daß jetzt nur aus dunkeln Spuren ein sehr dürftiges Ergebniß über ihr inneres Wesen sich vermitteln läßt? Weil weder Aegypten noch Karthago eine Nationalliteratur hatten; weil sie der Dichter, der Redner, der Geschichtsschreiber ermangelten, und ohne diese keine Sprache des Erdbodens dem Sturme der Zeit widersteht. Nicht Landbau und Gewerbsfleiß, nicht Handel und Kolonialwesen, nicht innerer Reichthum und weitverbreiteter auswärtiger Verkehr retten die Sprachen vor ihrem Erlöschen; sonst würden die Sprachen Phöniciens, Karthago's, Aegyptens und Arams uns noch eben so geläufig seyn, wie die hebräische, die griechische und römische. Das aber hat die Sprache der Hebräer auf die Nachwelt gebracht, daß sie das Organ einer eigenthümlichen Dichtkunst, Religion und Gesetzgebung ward, wenn gleich kein eigentlicher Redner durch sie zu einer begeisterten Menge im Tempel und im Forum sprach. Auf gleiche Weise liegt das fortdauernde Lebensprincip der parsischen Sprache in Zoroasters Gesetzgebung und Religion, im Parsismus durchgebildet mit einem hohen Reichthume dichterischer Farben; und eben so das Lebensprincip der indischen und arabischen Sprache in ihren Dichtern, Gesetzgebern und Religionsstiftern. Jede selbstständige Religion, die in irgend einem Zeitalter bei einem Volke des Erdbodens ins öffentliche Staatsleben eintrat, wirkte fortbildend auf die Sprache; denn jede Religion, selbst die sinnlichste,

kann sich der Erklärung und Deutung metaphy
Fragen nicht ganz entziehen, und durch die B
wortung derselben erweitert sich das Gebiet
Sprache für die Kreise der Abstraction.

Weil aber in der Welt des Alterthums
gends so, wie in Griechenland, und später t
weise auch in Rom, Dichtkunst, Religion, St
verfassung, Staatsberedsamkeit, Kunstentwicke
und eigentliche Philosophie auf die feste Gestal
und auf die reichste Ausbildung der Sprache,
allen Formen und Schattirungen derselben, gem
schaftlich einwirkten; so mußten auch unter a
Sprachen des Alterthums die griechische und
römische die reichsten, die gebildetesten, die un
gänglichsten werden, wenn gleich die Völker selbst
terhin unterjocht wurden, die sie sprachen, und
Staatsformen zertrümmerten, die noch jetzt, im v
len Glanze der damaligen Sprache der politisch
Beredsamkeit, unsre Theilnahme und unsre Bewu
derung erregen. Ein Volk, das Classiker g
habt hat, kann untergehen; allein seine Spra
bleibt. Dagegen geht ein Volk ohne classis
Sprache nicht blos ruhmlos, sondern selbst we
schneller im Strome der Zeiten unter, als ein Vo
dessen gebildete Sprache den edelsten und reichst
Theil seiner Bürger aufs innigste vereiniget, und a
ein Volk, das in seiner Cultur und Sprache mel
zu verlieren hat, als den Boden, den es bewoh
und bebaut. Mag dieser Boden, im Wechsel d
Begebenheiten, in spätern Zeiten, als Eigenthum a
andere Staaten übergehen; die Classiker, die er tru
werden, bis ans Ende irdischer Dinge, nach de
Volke genannt, dem sie angehörten.

Nur Völker und Staaten also, welche in de

gesammten wesentlichen Bedingungen der Cultur fortschreiten und, in Folge der eigenthümlichen und kräftigen Gestaltung ihres innern Lebens, Antheil nehmen an den großen politischen Ereignissen des Zeitalters, haben eine eigenthümliche Nationalliteratur, den Wiederschein ihres selbstständigen Lebens.

Ein selbstständiges Volk auf dieser Höhe der Cultur und politischen Gestaltung, die beide zugleich den reichen Stoff seiner eigenthümlichen Geschichte vermitteln, kann nicht ohne eine ihm eigenthümliche, und gleichmäßig mit seinem Fortschreiten in der Cultur ausgebildete, Sprache gedacht werden. So in der Welt des Alterthums Griechenland in seiner Blüthenzeit, Rom in den Zeiträumen seiner weltherrschenden Macht; so in der neuern Zeit Italien im ausgehenden funfzehnten und im ersten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts, Frankreich seit Ludwig dem vierzehnten, Großbritannien seit Wilhelm dem dritten, Teutschland seit Friedrich dem zweiten und Maria Theresia.

Sind selbstständige Geschichte und Sprache die sichersten Kennzeichen der Volksthümlichkeit (Nationalität); so steht das teutsche Volk, nach seiner Eigenthümlichkeit, hinter keinem gebildeten Volke des Alterthums und der neuern Zeit. Denn seit zweitausend Jahren, und wahrscheinlich noch länger — mithin seit einem Drittheile der ganzen bekannten Geschichte — gehört die teutsche Sprache, als eine ursprüngliche, als eine Stammsprache, der Geschichte der Menschheit an, während alle übrige gegenwärtige lebende Sprachen der gebildeten Völker

und Staaten des Süden und Westen von Europa
mit Ausnahme der Sprachen der slavischen V
ker und Reiche im europäischen Osten — aus ei
Mischung mehrerer Sprachen hervorgegangen si

Gleicherweise verhält es sich mit der Geschi
te des teutschen Volkes. Mit Flammenschrift ist
in der Geschichte des weltbeherrschenden Roms
schrieben, daß seine unbezwingbaren Legionen,
Hannibals Tagen, zuerst im Zeitalter des Mari
vor den bewaffneten Massen der Teutschen zitterte
daß Varus gegen die Teutschen mit einem Röm
heere zu einer Zeit unterging, wo Roms Gesetze v
den brittischen Eilanden bis zu den Katarakten d
Nils, bis zum Orakel des Jupiter Ammon in
byens Wüste, und bis zu den Mündungen des E
phrats galten; daß dieser große Tag im Teutoburg
Walde für immer die politische Freiheit Teutschlan
und die Selbstständigkeit der teutschen Sprache siche
te; daß Roms Westreich im fünften christlichen Jah
hunderte von Teutschen aufgelöset, und der gan
Westen und Süden Europa's, in Frankreich, He
vetien, Niederland und Britannien, so wie in It
lien, Spanien und Lusitanien, von teutschen Völke
schaften zu neuen Staaten umgebildet ward. Mag im
mer aus der Mischung der teutschen Stammsprache m
der in den eroberten Provinzen vorgefundenen röm
schen das neue Gebilde der französischen, italienische
spanischen, portugiesischen und englischen Sprache he
vorgegangen seyn; so läßt sich doch jetzt noch m
geschichtlicher Bestimmtheit in allen diesen Sprache
der Antheil des ursprünglich Teutschen an denselbe
nachweisen. Dasselbe gilt von den Sprachen in de
drei skandinavischen Reichen. Im eigentliche
Teutschlande aber, wo, nach den Stürmen der Völker

wanderung, die Ostfranken, die Thüringer, die Sachsen, die Friesen, die Bayern und Alemannen zurückblieben, bildete sich die teutsche Sprache, ohne Beimischung fremder Idiome, aus ihrem ursprünglichen Stamme zwar langsam zu einer höhern Bildung aus; doch wirkte dieser langsame Gang ihrer Entwickelung und Bildung im Ganzen mehr vortheilhaft, als nachtheilig, auf die im Ablaufe der Jahrhunderte erreichte Gediegenheit und Classicität dieser Sprache.

Halten wir die teutsche Sprache an die wichtigsten Ergebnisse, welche die Geschichte über die Sprachen des Erdbodens überhaupt aufstellt; so finden wir, unsre Sprache hat nichts von den Aussagen der Geschichte zu fürchten; sie steht vielmehr in vielfacher Hinsicht höher, als die meisten übrigen erloschenen und lebenden Sprachen der cultivirten Völker.

Sie ist eine Ursprache, und kein Mischling aus mehrern Sprachen. Mag sie immer im Mythenalter der Vorzeit, wie neuere Forscher nicht ohne Wahrscheinlichkeit zu beweisen versuchten, mit der persischen, und rückwärts sogar mit der indischen verwandt seyn; so trägt sie doch, seit der Einwanderung der germanischen Völkerstämme in Europa, das Gepräge einer europäischen Sprache, und seit der bleibenden Ansiedelung der Teutschen in dem Lande zwischen den Alpen und der Nord- und Ostsee, zwischen der Mosel, dem Rheine und der Elbe, das Gepräge der selbstständigen Sprache eines freien, ungebeugten und unabhängigen Volkes, und der eigenthümlichen Cultur desselben. Als Ursprache steht daher die teutsche Sprache auf glei-

cher Höhe mit der Sprache der Inder, der Griechen der Römer, der Araber und der Slaven, und höher, als die abgeleiteten und die Mischlingssprachen; als hochgebildete Sprache aber auf gleicher Stufe mit der griechischen und römischen. Denn so rasch und kräftig auch die Mischlingsvölker, unter günstigen Verhältnissen ihres zur Selbstständigkeit ausgeprägten Staatslebens, in der Cultur, und, mit derselben, in der Ausbildung der Sprache fortschreiten mögen; so erhalten sich doch die Spuren der Vermischung zweier Sprachen in der entstehenden Form eines neuen Sprachganzen länger, als selbst die Spuren der Vermischung verschiedener Stämme im öffentlichen Volksleben. Für dieses Ergebniß spricht wenigstens die allmählig entstandene neue Form der französischen, italienischen, spanischen, portugiesischen und englischen Sprache, wo Sieger und Besiegte allmählig zu Einem Staatsleben, zu Einer Religion und zu Einer Sprache mit einander verschmolzen. Nothwendig ist das Ergebniß anders, wo entweder die Sieger cultivirter sind, als die Besiegten, und die Besiegten die Sprache der Sieger annehmen, (wie es in Asien und Aegypten mit der griechischen Sprache nach Alexanders Siegen geschah,) oder wo die Besiegten in der Cultur höher stehen, als die Sieger. Vieles hängt, im letztern Falle, von der größern oder geringern Volksmasse der Sieger, viel von ihrer geistigen Empfänglichkeit, viel von der Art und Weise der Unterwerfung der Besiegten, und viel von örtlichen Verhältnissen ab. So sind weder in Indien, noch in China, die eindringenden erobernden Völker der Mahratten und Mongolen mit den Eingebohrnen zu Einem Ganzen verschmolzen, so wenig, wie die osmanischen Türken

und die Griechen seit dem verhängnißvollen 29 Mai 1453, an welchem das Kreuz auf der Sophienkirche zu Konstantinopel dem halben Monde weichen mußte. Im schroffen Gegensatze stehen in diesen Ländern Sieger und Besiegte mit wesentlich verschiedenen Religionsbegriffen, bürgerlichen Verhältnissen, und ganz von einander abweichenden Sprachen, sich gegen über, und bleiben in dieser feindlichen Stellung, bis die Macht der ablaufenden Zeit von neuem über sie gebietet. Allein die Franken, Westgothen und Burgunder im römischen Gallien, die Westgothen und Sueven in Spanien, die Westgothen, die Ostgothen und Langobarden in Italien, die Sachsen und Angeln in Britannien, die Normänner in Sicilien und Neapel verschmolzen im Laufe der Zeit mit den Eingebohrnen zu Einem Volke, zu Einer Religion und Staatsform, und zu Einer Sprache. Wo aber entweder im Sturme der Eroberung, oder im Verlaufe der Zeit ein besiegtes Volk seine Selbstständigkeit, seinen Namen, seine eigenthümliche Verfassung und Regierungsform völlig verliert; da erlöscht auch, zugleich mit der untergehenden Volksthümlichkeit, die eigenthümliche Sprache. Dies bestätigen Phönicien und Karthago, Syrien seit der Herrschaft der Seleuciden, Aegypten seit der Zeit der Lagiden, und in Italien das cisalpinische Gallien, so wie Großgriechenland, seit beide der römischen Uebermacht unterlagen.

Wie dürfen wir Teutsche, die wir die Zeit des Rheinbundes erlebten, es vergessen, was, nach dem Untergange der selbstständigen teutschen Reichsform, der eigenthümlichen Cultur und Sprache unsers Volkes bevorstand. Wie unsre herrliche Sprache

bereits im Elsaß und in Lothringen, die Frankreich seit noch nicht zwei vollen Jahrhunderten dem teutschen Reiche entriß, der französischen weichen mußte; so würde sie auch, unter dem Einflusse französischer Gesetzbücher, französischer Gerichtshöfe und französischer Verwaltungsformen, zuerst und bald auf dem linken Rheinufer, und dann in den Departementen Frankreichs zwischen der Weser, Ems und Elbe, von der französischen verdrängt und auf die untern Stände der Gesellschaft zurückgedrückt worden seyn, während die höhern Volksklassen der von der Regierung beabsichtigten Herrschaft der französischen Sprache nicht widerstanden hätten. Denn sehr gut erkannte Napoleon, daß ein Volk seine Eigenthümlichkeit am schnellsten verliert, wenn es gelingt, ihm seine selbstständige Sprache zu verkümmern. Wie leicht aber konnte dies, bei aller Vortrefflichkeit der teutschen Sprache, in abgetretenen Provinzen erfolgen, wo die höhern Stände, gleich Sonnenblumen, nach dem Lichte der neuen Regierung sich hinwandten, und wo in Gesetzgebung, Verfassung, Verwaltung und Erziehung eben so, wie in den gesellschaftlichen Kreisen und in den Tage- und Zeitblättern, die französische Sprache die vorherrschende war! Die Völkerschlacht bei Leipzig hat diese vom Westen her der teutschen Sprache drohende Gefahr vernichtet; kann aber nicht im wunderbaren Geflechte der Weltbegebenheiten über kurz und lang derselben Sprache ein ähnliches Schicksal vom Osten, oder vom Norden und vom Süden drohen? Wälzte sich nicht Attila mit seinen Horden durch Teutschland hin bis über den Rhein? War nicht im Jahre 1241 eine mongolische Heeresmasse unter Batu bis Liegnitz in Schlesien vorgedrungen? Standen nicht die Türken

noch im Jahre 1683 vor der ehrwürdigen Kaiserstadt Wien? Gab nicht das Schwert der Schweden in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges in Teutschland den Ausschlag? Stand nicht Karl der zwölfte im ersten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts siegreich in Sachsen? Fanden nicht in unsrer Zeit mächtige französische Heere den Weg bis Moskau, und zahlreiche russische Massen durch Teutschland den Weg nach Paris?

Und droht auch kein nahes Ereigniß der teutschen Sprache den förmlichen Untergang; so hat doch die Einführung der französischen Sprache in das Privatleben der höhern Stände und in die amtlichen Verhandlungen der Regierungen, seit den Zeiten Ludwigs des vierzehnten, höchst nachtheilig auf die teutsche Sprache gewirkt. Denn unverkennbar wurden über ein halbes Jahrhundert hinaus die höhern Stände Teutschlands dem Anbaue, dem Gebrauche und der richtigen Würdigung ihrer Muttersprache, durch Einführung der französischen Sprache ins Privatleben, bedeutend entfremdet, bis in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Theil dieser höhern Stände die große, der Muttersprache widerfahrne, Ungerechtigkeit einsah und vergütete, während ein anderer zahlreicher Theil derselben noch immer das wälsche Idiom der Muttersprache vorzieht. Eben so hat die Einführung der französischen Sprache in die amtlichen Verhandlungen der Regierungen, der französischen Diplomatie seit Ludwig dem vierzehnten ein stillschweigendes aber unverkennbares Uebergewicht verschafft. — Mit Ernst erinnerte daher, noch in der Zeit, wo Napoleons eiserner Wille hart auf Teutschland ruhte, Heeren *) an die Beibehal-

*) in der Abhandlung: über die Mittel zur Er-

tung und Rettung der teutschen Sprache. „Achtung für die Muttersprache zeigt sich darin, daß man sie gebraucht, wo man sie irgend gebrauchen kann. Freiwilliger Gebrauch einer fremden Sprache ohne Noth, ist immer Entäußerung der Nationalität für den Augenblick. Der Teutsche, der französisch, der englisch spricht, muß während dessen aufhören, Teutscher zu seyn, so weit er es kann. Er muß französisch, englisch denken, wenn er nicht schülerhaft sprechen will. Sey es auch nur vorübergehend; das oft Wiederkehrende wird zur Gewohnheit. — Mit Achtung für die Muttersprache steht aber ihre Bildung, das zweite Mittel ihrer Erhaltung, in einem engen Verhältnisse. Es ist unmöglich, daß eine Sprache sinken oder gar untergehen kann, so lange die ersten Geister einer Nation mit ihrer Fortbildung sich beschäftigen. Daß aber diese Fortbildung durch große Schriftsteller geschieht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Auf diesem Wege also wird Nationalliteratur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil sie das Mittel zur Erhaltung der Sprache ist. In welchem glorreichen Lichte erscheinen also hier jene friedlichen Heroen der Völker! Sie sind es eigentlich, die ihre Fortdauer begründen, fester, als sie durch noch so viel Siege begründet werden kann. Haltet fest an Eurer Literatur! ist daher die Vorschrift, welche Vernunft und Erfahrung den Nationen zurufen, die Nationen bleiben wollen."

Wenn ferner die Geschichte in Beziehung auf

---

haltung der Nationalität besiegter Völker; im vaterländ. Museum (Hamburg, 1810. 8. August.) S. 129 ff.

die Sprachen des Erdbodens als Ergebniß aufstellt, daß die Sprachen mit dem Fortschreiten der Völker in der Cultur sich heben, mit dem Stillstande und Sinken derselben in der Cultur aber rückwärts schreiten und sinken; so bestätigt dies auch die besondere Geschichte der teutschen Sprache in den verschiedenen Zeiträumen, welche das teutsche Volk, während der tausendjährigen Dauer seines Reiches, verlebt hat. Denn kaum war die teutsche Sprache in dem Zeitalter Karls des Großen aus ihrer ursprünglichen Roheit und Unförmlichkeit herausgetreten, als sie, wie das Volk selbst, unter seinen schwachen Nachfolgern Stillstand machte. Von neuem ermannte sie sich in der Zeit der fränkischen, und besonders der hohenstaufischen Kaiser; sie sank aber wieder nach dem Untergange des hohenstaufischen Hauses. Einen neuen Schwung nahm sie in den unvergeßlichen Tagen der Kirchenverbesserung; doch schon nach dem schmalkaldischen, noch mehr aber nach dem dreißigjährigen Kriege ging sie wieder rückwärts, weil diese Kriege das teutsche Volk selbst bei seinem Fortschritte in der Cultur gelähmt hatten. Erst seit der kräftigen Aufregung und fortschreitenden Bildung des gesammten Volkslebens der Teutschen, seit dem Jahre 1740 gewann auch die teutsche Sprache ihre höhere Reife und ihre Gediegenheit nach Stoff und Form. Denn seit dieser Zeit erhielt sie Schriftsteller, die, im vollen Sinne des Wortes, den Namen Classiker verdienten, während bis dahin nur einzelne ausgezeichnete Schriftsteller in der teutschen Sprache, und unter diesen besonders Luther, diese ehrenvolle Benennung ansprechen dürfen. Weil aber das classische Zeitalter einer Sprache weder durch ein-

zelne emporragende Schriftsteller, noch blos durch den erfolgreichen Anbau irgend eines Feldes der stylistischen Darstellung, (z. B. der Dichtkunst,) sondern durch eine gleichzeitige bedeutende Mehrzahl ausgezeichneter und origineller Köpfe, so wie durch den gelungenen Anbau der meisten Hauptformen der Sprachdarstellung — der Dichtkunst, der Prosa und der Beredsamkeit — vermittelt wird; so kann auch der Anfang dieses classischen Zeitalters in Hinsicht der teutschen Sprache erst von dem Jahre 1740 an gerechnet, und nur von da an der freie und gelungene Anbau der meisten einzelnen Formen der stylistischen Darstellung nachgewiesen werden. So vieles sich nun in den einzelnen Formen und Schattirungen des Ausdruckes, bei den raschen Fortschritten der Sprache in ihrem reichsten und vielseitigsten Anbaue, seit dem Jahre 1740 bis jetzt verändert haben mag; so dürfen doch, nach den beiden Grundeigenschaften jeder classischen Form, nach der Correctheit und Schönheit, die ausgezeichneten teutschen Schriftsteller in der Zeit von 1740 bis 1770 nicht aus der Reihe der vaterländischen Classiker ausgeschlossen werden, wenn gleich im Einzelnen ein jüngeres und reiferes Zeitalter noch manche Unebenheiten und Mängel der Darstellung in ihren Schriften finden sollte.

Ein Volk gewinnt aber nur erst im Zeitalter seiner Classiker eine Nationalliteratur, und mit derselben für die Zukunft eine feste Grundlage seiner gesammten geistigen und sittlichen Bildung und seines Sprachreichthums. Denn nur dann, wenn die Schriften der entschiedenen Classiker eines Volkes nicht blos in den höhern Kreisen der Gesellschaft gelesen werden, sondern auch die Unterlage der ei-

genthümlichen Entwickelung und geistigen Richtung der mittlern, ja selbst zum Theile der untern Stände des Volkes bilden; nur dann, wenn das wirklich Classische in der vaterländischen Dichtkunst in dem Munde der grossen Masse lebt, in den Jugendunterricht übergeht, und gleichmässig das lebende, wie das aufblühende Geschlecht erhebt, begeistert und durchdringt; nur dann entsteht bei einem Volke eine allseitige Nationalliteratur, ein hohes Interesse an derselben, und der Einfluss dieser Nationalliteratur auf die ganze öffentliche Ankündigung des Volkes. Dies zeigte in der Welt des Alterthums besonders Griechenland, nicht minder Rom, und in neuerer Zeit die Nationalliteratur der Italiener, Spanier, Franzosen und Britten. Die gefeierten Namen Cervantes, Tasso, Petrarca, Ariost, Racine, Corneille, Shakesspeare, Thomson, Pope u. a. leben in dem Munde aller gebildeten Individuen dieser Völker, und unberechenbar ist der stille Einfluss solcher Classiker auf die Entwickelung und Fortbildung der lebenden und der aufblühenden Geschlechter. Selbst das verdient nicht blos Entschuldigung, sondern offene Anerkennung und Achtung, wenn ein Volk diese seine Classiker über die Classiker der andern Völker setzt. Denn wenn gleich in dieser Art von Vergötterung an sich eine Ueberschätzung des wirklichen Gehalts jener Classiker liegt; so verbürgt sie doch zugleich das völlig selbstständige und eigenthümliche Gepräge der Nationalliteratur und den gerechten Stolz eines Volkes auf die Männer, die ihm in der Bildung voran gingen, und derselben oft auf Jahrhunderte hin eine bestimmte Richtung gaben, — so wie aber auch diese Classiker die Farbe ihres Volkes und ihres Zeit-

alters nicht verläugnen können. Wenn namentlich in dem Grundcharakter der Teutschen die Tiefe des Gemüths liegt; so werden nie die französischen Classiker den Teutschen das werden können, was ihnen ihr Göthe und Schiller ist. Eben so darf es aber auch nicht befremden, wenn die Ausländer unserm Klopstock, Schiller, Jean Paul u. a. nur selten volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und darüber sich wundern, daß eben diese Dichter in der Meinung des teutschen Volkes so hoch stehen. Allein so wie der ausgezeichneteste Classiker die Farbe seines Volkes trägt, und in seinen gefeiertesten Darstellungen den Grundcharakter seiner Nation nicht verläugnen kann; so wird auch der Forscher der Literärgeschichte sogleich das Zeitalter erkennen, in welchem der Classiker schrieb, selbst wenn ihm zufällig dasselbe unbekannt geblieben wäre. Denn der Einfluß der in einem Zeitalter herrschenden Begriffe über philosophische, religiöse und bürgerliche Angelegenheiten tritt, freilich mehr oder weniger, uns in den Darstellungen jedes Classikers entgegen. Nie wird der Forscher der Geschichte und der Kenner der verschiedenen Zeitalter den Shakesspeare in die Tage Wilhelms 3, oder Hume und Pitt in die Regierungszeit der Stuarts versetzen. In Schillers Werken läßt sich der Einfluß der Ergebnisse der kritischen Philosophie nicht verkennen, so wenig wie bei Schlözer und Johannes Müller der Einfluß der politischen Grundsätze ihres Zeitalters auf ihre geschichtlichen Formen. Eine Henriade würde, unter der ihr eigenthümlichen Gestalt, im beginnenden neunzehnten Jahrhunderte so wenig, wie die Messiade gedichtet werden, und Thümmels Reise, im Zeitalter von Napoleons Herrschaft geschrieben,

müßte in vielfacher Hinsicht anders sich ankündigen, als unter der Form, unter welcher sie uns jetzt vorliegt. Doch ist dies kein Mangel und keine Unvollkommenheit, sondern vielmehr ein Beweis des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der Formen in einer Nationalliteratur, wenn an jedem Classiker die Farbe seines Volkes und seines Zeitalters erkannt werden kann. Nur dann dürfte diese Eigenthümlichkeit zur Einförmigkeit führen, wenn die gesammten Classiker eines Volkes auf einen sehr kleinen und streng abgegrenzten Zeitraum beschränkt wären, und sich nicht über mehrere auf einander folgende Zeiträume mit der Fülle ihrer Schöpfungen verbreiteten!

Was aber, nach dem Zeugnisse der Geschichte, zunächst den Ausschlag giebt in Hinsicht der bei einem Volke auftretenden Classiker überhaupt, in Hinsicht der Zeiträume, in welchen ihre Werke entstehen, in Hinsicht der eigenthümlichen Ankündigung eines jeden, und in Betreff ihres Gesammteinflusses auf den allgemeinen Charakter einer Nationalliteratur; das sind die Verhältnisse, in welchen Staatsverfassung, Religion, geistige Bildung und Sitten zu der Entwickelung des Geistes der Classiker stehen. In Despotieen mag wohl hier und da die Dichtkunst zu einer gewissen Reife gelangen; fehlen werden aber die Classiker in der Philosophie, in der Geschichte, in der politischen Prosa und Beredsamkeit. Je freisinniger hingegen eine Verfassung ist; je mehr sie, ohne Pöbelherrschaft zu begünstigen, die bürgerliche Freiheit begründet und sichert; je leichter, vermittelst der unzähligen Anstrengungen aller physischen und geistigen Kräfte

im Umfange des Staates, unter dem Einflusse einer zeitgemäßen Verfassung, der menschliche Geist überhaupt sich bewegt und vielseitig sich bildet; desto schneller wird auch die Sprache sich entwickeln, und desto früher werden ihre Classiker das goldene Zeitalter derselben herbeiführen. Kaum ist es nöthig, für den Beweis dieses Satzes an Griechenland, an Toskana im Zeitalter der Mediceer, an Großbritannien seit Wilhelm dem dritten zu erinnern. — Auf ähnliche Weise verhält sich die Religion zu der classischen Gestaltung der Sprache. Je reiner und edler eine Religion ist; desto kräftiger strebt die Sprache empor; besonders muß, mit der Ausbildung der Wahrheiten, welche der übersinnlichen Ordnung der Dinge angehören, auch im Umfange der Sprache ein Reichthum von abstracten Begriffen sich entwickeln, welcher allen den Sprachen fehlt, wo die Völker, die sie reden, auf den Stufen blos sinnlicher Religionsbegriffe und eines äußern, der Sinnlichkeit zusagenden, Cultus stehen geblieben sind. — Die geistige Bildung eines Volkes, abhängig von dem Anbaue der Künste und der Wissenschaften, verlangt, wenn ihre Wirkungen in den Fortschritten der Sprache sichtbar werden sollen, unter den Künsten die Blüthe der Dichtkunst und Beredsamkeit, und unter den Wissenschaften hauptsächlich die Blüthe der Philosophie und Geschichte. Nie kann die abgeglättetste gesellschaftliche Unterhaltungssprache den Abgang der höhern Kraft in der Darstellung und Behandlung dichterischer, rednerischer, philosophischer und geschichtlicher Gegenstände ersetzen; nie wird eine Sprache nach ihrem ganzen Umfange classisch genannt zu werden verdienen, die blos Dichter

und Redner, nicht aber auch Philosophen und Geschichtsschreiber in den Reihen ihrer Classiker aufführen kann. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Eigenthümlichkeit und Classicität einer Sprache um so höher steigt, je mehr die lyrischen, dramatischen und epischen Dichter derselben die Stoffe aus der Mitte des Lebens, der Geschichte, und aus dem Geiste ihres Volkes selbst entlehnen; je mehr das Feuer der politischen Redner aus der Begeisterung für die vaterländische Verfassung stammt, und je vielseitiger und ergreifender die Ansichten sind, welche die Geschichtschreiber der vaterländischen Geschichte abzugewinnen wissen. Nur aus diesen Ergebnissen erhellt, weshalb Homer höher steht, als der Epiker Virgil; weshalb die Philosophen der Römer weit hinter den Philosophen der Griechen zurückblieben; weshalb aber die politischen Redner beider Völker, nach Abrechnung ihrer Einzelnheiten, auf gleicher Linie der classischen Vollkommenheit erscheinen und eben so ihre classischen Geschichtsschreiber die gegenseitige Vergleichung im Ganzen aushalten. — Dasselbe bewährt sich wieder in der neuern Zeit. Italien hat seine Dichter und seinen Guicciardini; eigenthümliche Philosophen und politische Redner aber sind ihm fremd geblieben. Auf gleiche Weise zählt Frankreichs Literatur einen reichen Dichterkreis, einige ausgezeichnete politische Redner, und einzelne gediegene Geschichtsschreiber; allein der eklektischen Philosophie der Franzosen fehlt es an Tiefe, Reichthum und Eigenthümlichkeit. Deshalb ist auch ihre Sprache zu spröde, um in derselben Kant und Fichte nach der ganzen Tiefe ihres Wesens wieder zu geben. Dagegen haben aber die Britten classische Dichter, Redner und Geschichtsschreiber; nur

in der Sprache der Philosophie bleiben sie hinter den Teutschen zurück. Die Teutschen endlich dürfen getrost ihre Dichter, ihre Philosophen und ihre Geschichtsschreiber neben den Dichtern, Philosophen und Geschichtsschreibern der eben genannten drei gebildeten Völker der neuern Zeit nennen; auch ragen sie in der religiösen Beredsamkeit ehrenvoll über jene Völker empor; allein in Hinsicht der politischen Beredsamkeit können sie nicht die Vergleichung mit Britten und Franzosen aushalten.

Zuletzt darf der Einfluß der Sitten eines Volkes auf das Fortschreiten seiner Sprache zur Classicität nicht übergangen werden; denn die Sitten eines Volkes sind der Wiederschein der in der Masse seiner Individuen herrschenden Sittlichkeit. Je einfacher und reiner die Sitten eines Volkes sind; desto edler und keuscher wird auch seine Sprache seyn. Je tiefer die Sitten unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft sinken; desto mehr wird die Sprache an ihrer innern Würde verlieren, wenn sie auch durch die Witzspiele und Zweideutigkeiten einer unter äußerem Anstande verhüllten Sittenlosigkeit bereichert werden sollte. Je mehr ferner die Sitten eines Volkes mit der gleichmäßigen Bildung der gesammten Kräfte des Geistes in Verbindung stehen; desto mehr wird die Sprache eben so an Adel und Würde, wie an Tiefe, Umfang und Kraft gewinnen, und der gute Geist reiner Sitten wird unverkennbar in dem Fortschreiten der intellectuellen Cultur sich abspiegeln. Hören wir die warnende Stimme der Geschichte! Wie entartete doch von der Reife ihres goldenen Zeitalters die Sprache der Griechen, als die Sittenlosigkeit über die einzelnen griechischen Freistaaten und Inseln sich

verbreitete, und endlich ganz Griechenland, das in dem Zeitalter seiner Volkskraft die Macht Persiens brach, unter dem Namen Achaja in die Reihe der römischen Provinzen gehörte! Noch tiefer fiel, mit den Sitten der Römer, die Sprache des weltbeherrschenden Roms vom goldenen zum silbernen, und endlich zum eisernen Zeitalter herab, bis das Eisen der germanischen Völkerschaften das Schicksal des römischen Westreichs entschied!

Es ist ein hoher Vorzug der teutschen Sprache vor vielen andern gebildeten Sprachen, daß sie dieselben an innerer Reinheit (sehr verschieden von der äußern Correctheit der stylistischen Form) und sittlicher Würde übertrifft; daß sie, selbst in dem Zeitalter ihres höchsten Reichthums, in allen Zweideutigkeiten sinnlicher Bezeichnungen zu ihrer Ehre hinter der französischen Sprache zurückgeblieben ist; und daß eben die sittlich reinsten teutschen Classiker — Männer, wie Gellert, Joh. Andreas Cramer, Haller, Klopstock, Herder, Joh. Georg Jacobi, Schiller, Voß, Tiedge, Matthisson — Luther, Mosheim, Spalding, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard, — dem innigsten teutschen Wesen am sichersten zugesagt, und am tiefsten auf dasselbe eingewirkt haben! So glänzend auch das Farbenspiel des Oberons seyn mag; Klopstocks Messias wird länger bei den Teutschen sich behaupten, als Oberon. So rauschend der augenblickliche Beifall war, mit welchem viele, zunächst auf die Sinnlichkeit berechnete, dramatische Erzeugnisse Kotzebue's aufgenommen wurden; so werden sie doch längst vergessen seyn, wenn noch der Geist teutscher Jünglinge am Don Carlos, am Wallenstein, an der Jungfrau von Orleans, am Egmont

und Tasso sich aufrichtet! Dieser sittliche Sinn liegt ursprünglich im teutschen Nationalcharakter und hängt wesentlich mit der Eigenthümlichkeit des Teutschen, mit der Tiefe seines Gemüths zusammen, welche eine andere Befriedigung von seinen Classikern verlangt, als üppige Spiele des Witzes und leicht verhüllte Aufregungen der Sinnlichkeit.

Lehrreich und interessant ist die Vergleichung der Sprachen nach ihrer Aehnlichkeit und Verschiedenheit; doch kann in dieser Einleitung ein Wort darüber seine Stelle nur in steter Beziehung auf die teutsche Sprache finden.

Man kann die Aehnlichkeit der Sprachen in philosophischer und geschichtlicher Hinsicht darzustellen versuchen. In philosophischer Hinsicht tritt diese Aehnlichkeit hervor, sobald man — bei aller Verschiedenheit der einzelnen Sprachen nach ihrer Wortbildung, Wortbiegung, Wortverbindung, nach ihrer Prosodie und Dichtkunst, nach ihrer Prosa und Beredsamkeit — doch in ihnen allen dieselbe ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes wieder findet, in welcher der letzte Grund der Entstehung und Ausbildung jeder einzelnen geschichtlich vorhandenen Sprache enthalten ist. — In geschichtlicher Hinsicht kündigt sich die Aehnlichkeit der einzelnen Sprachen an, je nachdem sie ursprüngliche, oder abgeleitete Sprachen sind, und je ähnlicher die innern und äußern Verhältnisse der Staaten, in welchen sie gesprochen wurden, in Hinsicht auf eigenthümliche Volkscultur und auf die Verbindung und Wechselwirkung mit andern Völkern waren. So sind die griechische und teutsche

Sprache einander ähnlicher, als die römische und teutsche; man mag dabei entweder den gleichmäßigen Reichthum beider an Mustern in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit berücksichtigen, oder sich der Aehnlichkeit der Griechen und Teutschen in Beziehung der einzelnen Völkerschaften erinnern, von welchen, durch mehrere Jahrhunderte hin, bei beiden die Entwickelung und fortschreitende Bildung ihrer Sprache abhing. Selbst aus der Aehnlichkeit der politischen Schicksale der Völker und Staaten tritt manches lehrreiche geschichtliche Ergebniß für die Aehnlichkeit der Sprachen hervor, weil der Aufschwung der Völker und Staaten zu politischer Macht und Kraft, so wie ihr Culminiren, und ihr Sinken bis zum politischen Tode, jedesmal sich abspiegelt in den Veränderungen des innern und äußern Charakters der Sprachen.

So wie die Aehnlichkeit der Sprachen, so kann auch ihre Verschiedenheit philosophisch und geschichtlich aufgefaßt werden. Geht man, bei der Bestimmung der Verschiedenheit der Sprachen, von dem philosophischen Standpuncte aus; so erscheinen sie als cultivirte oder uncultivirte Sprachen. Hält man den geschichtlichen Gesichtspunct fest; so theilt man sie ein in erloschene oder lebende Sprachen.

Cultivirt ist eine Sprache, die in materieller und formeller Hinsicht möglichst vollendet ist. Sie reicht dann hin in materieller Hinsicht — d. h. in Beziehung auf den darzustellenden Stoff — zur Bezeichnung aller Zustände und Verhältnisse der von einem Volk erreichten physischen,

intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur. Es ist dann in der Sprache für jeden Zustand des häuslichen und öffentlichen Lebens, für jeden Begriff, für jedes Gefühl und für jede Bestrebung des menschlichen Geistes ein erschöpfendes und vollständig bezeichnendes Wort vorhanden, das entweder ursprünglich der Sprache des Volkes angehört, oder, fremdher entlehnt, doch durch langen Gebrauch derselben eingebürgert ist. Eine cultivirte Sprache ist aber zugleich in formeller Hinsicht — d. h. in Beziehung auf die einzelnen Formen der Darstellung — völlig entwickelt und ausreichend zur gleichmäßigen Behandlung der einzelnen Formen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit. — Dagegen gehört es zu den Merkmalen einer uncultivirten Sprache, daß sie in einigen, oder in mehrern, oder fast in allen diesen materiellen und formellen Beziehungen mangelhaft und unvollkommen erscheint. Der geschichtliche Grund davon liegt darin, daß dem Volke, das sie spricht, entweder das Bedürfniß einer freiern geistigen Entwickelung während seines ganzen politischen Daseyns fehlte, oder daß seiner Sprache die, bei allen cultivirten Sprachen wahrnehmbare, Aufeinanderfolge der Bedingungen ihrer Fortbildung abging. Diese Aufeinanderfolge beruht aber darauf, daß zuerst die Dichter in der Mitte eines Volkes auftreten, und der Sprache Reichthum, Neuheit der Wörter und Wortbildungen, Wohlklang und Volksthümlichkeit geben; daß den Dichtern die Philosophen sich anschließen, durch welche die Sprache die Berichtigung, genauere Bestimmtheit und wissenschaftliche Ausprägung ihres gesammten Umfangs und Reichthums gewinnt; daß diesen die Redner folgen, welche den vorliegenden und philosophisch ge-

ordneten Reichthum der Sprache auf die Kreise des religiösen und politischen Lebens beziehen, bis endlich die Geschichtsschreiber die Sprache bereits als ein völlig ausgebildetes Organ vorfinden, um vermittelst derselben alle Verhältnisse und Ankündigungen des innern und äußern Volks- und Staatslebens unter lebensvollen Schilderungen zu vergegenwärtigen.

In geschichtlicher Hinsicht beruht die Verschiedenheit der Sprachen darauf, ob sie bereits erloschene oder lebende Sprachen sind. Erloschen ist eine Sprache, die von keinem gegenwärtig bestehenden Volke gesprochen wird. Wie groß muß die Zahl der erloschenen Sprachen seyn, wenn man sich der Massen von Völkernamen erinnert, welche in den verschiedensten Zeiträumen der Geschichte genannt werden, und zum Theile so bald und so spurlos wieder verschwanden, daß selbst über ihre Benennung, und über den Ort, die Zeit und die Dauer ihrer öffentlichen Ankündigung in der kritisch beglaubigten Geschichte manche Unbestimmtheit und manche Lücke bleibt! Denn, selbst abgesehen von den herumstreifenden Horden und Völkerschaften in den unermeßlichen Steppenländern der einzelnen Erdtheile; wer möchte nur mit Sicherheit die gesammten ältesten einzelnen Völkerschaften der Teutschen und der Slaven nachweisen? wer die Völkerstämme aufzählen, die in einer dunkeln Vorzeit in Indien, in China, in Japan, in Mexiko und Peru allmählig zu größern und abgeschlossenern Staatskörpern zusammenschmolzen? und wer die dürftigen Sprachüberreste sammeln, die sich von ihnen erhalten haben? Sind doch diese Ueberreste von den vormals in cultivirten Staaten mit festen Regieruugen bestehenden

Sprachen der Phönicier, Aegypter und Karthage so gering und unbedeutend, daß aus denselben durchaus kein befriedigendes Ergebniß über den Grundcharakter, Reichthum und Umfang dieser Sprachen hervorgeht! — Doch dürfte der Verlust der Ueberreste so vieler erloschenen Sprachen des Erdbodens kein wirklicher Verlust für die Geschichte der menschlichen Cultur im Großen seyn; denn für diese haben nur diejenigen erloschenen Sprachen einen eigenthümlichen Werth, von welchen schriftliche Denkmäler, und zwar aus dem Zeitalter der höhern geistigen und politischen Reife des Volkes, sich erhalten haben. Unter diesen erloschenen Sprachen ragen aber die der Griechen und der Römer hervor, die in ihren Classikern eben so die verschiedensten Zeitalter der fortschreitenden Sprachbildung, und den bereits in der Welt des Alterthums vorhandenen großen Reichthum an verschiedenen Formen in den Darstellungen der Dichtkunst, Prosa und Beredsamkeit vergegenwärtigen, wie sie zugleich ein bestimmtes Bild der von diesen Völkern erreichten Stufe der Cultur und politischen Höhe vermitteln. Sie hatten Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber, die für alle Zeiten als classisch gelten; so verschieden auch von den Sprachen der Griechen und Römer sich die Sprachen der jüngern abendländischen Völker in Hinsicht auf Classicität entwickelt haben. Und daß die Welt des Alterthums diese Classiker gehabt, und daß von diesen Classikern das Beste und Gediegenste sich erhalten hatte; wie unermeßlich wirkte dies ein auf die Bildung der jüngern europäischen Völker, als sie, bald nach den Zeiten der Kreuzzüge, an dem Geiste und der Kraft dieser Classiker sich aufrichten und bilden

lernten, während schon vorher in den Klosterschulen die mechanische Erlernung der römischen Sprache fortgesetzt worden war. Ohne die Classiker des Alterthums hätte es kein Zeitalter der Wiederherstellung der Wissenschaften, wenigstens nicht in dem Sinne gegeben, wie dasselbe eintrat; und unverkennbar sind in der ganzen classischen Bildung der gesitteten abendländischen Völker die Spuren des Einflusses, welchen das Studium der Classiker des Alterthums auf sie behauptete. — Damit wird aber nicht behauptet, daß die classische Bildung der jüngern europäischen Völker der Eigenthümlichkeit ermangele, und daß sie nichts weiter, als ein Wiederschein der Classicität der alten Welt sey. Sie ist thatsachlich von der letzten ausgegangen; dies ist unläugbar. Sie hat aber, unter den mächtigen Einflüssen eines andern Bodens und Klima's, einer andern Religion, der christlichen, und anderer volksthümlichen und bürgerlichen Verhältnisse, nothwendig auch einen andern äußern Charakter und ein von der Classicität des Alterthums wesentlich verschiedenes Gepräge erhalten, wodurch ihre Selbstständigkeit für alle künftige Zeiten entschieden ward. Dadurch geschah, daß die echten Classiker unsrer Zeit, in den bis zu ihrem goldenen Zeitalter durchgebildeten Sprachen, eben so wenig unter, als über den Classikern des Alterthums, sondern mit denselben auf gleicher Linie stehen, sobald man die Verschiedenheit der Zeitalter und der Völker nicht vergißt, welchen diese Musterschriftsteller angehören.

Durch diese Rücksicht auf die Classiker der neuen europäischen Völker ist zugleich der Uebergang von den erloschenen zu den lebenden Sprachen vermittelt. Denn unter einer lebenden Sprache denken wir

die, welche von einem geschichtlich bestehenden Volke gesprochen und geschrieben wird, und welche die Schicksale dieses Volkes in Hinsicht auf seine gesammte Cultur, so wie auf das Bestehen, auf das Fortschreiten, oder auf das Veralten seiner Staatsverfassung mit demselben theilt. In einer lebenden Sprache werden daher Classiker auftreten, sobald diese Sprache für alle Gegenstände des häuslichen, gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens, und für alle Zwecke der Wissenschaft und Kunst völlig gleichmäßig durchgebildet, und in den verschiedensten Gattungen und Formen der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit angebauet worden ist. Das goldene Zeitalter einer Sprache wird also mit dem höchsten Puncte der von einem Volke erreichten physischen, intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur, und mit der stylistischen Darstellung dieser Cultur in vollendeten (classischen) Formen zusammen fallen. Denn so wie die Fortschritte eines Volkes in der Cultur wesentlich erforderlich sind zu dem Fortschreiten seiner Sprache; so befördert auch wieder der rasche Fortschritt der Sprache das Fortschreiten in der Cultur.

Doch darf man bei einer lebenden Sprache nie vergessen, daß die Classicität in derselben aus einem andern Gesichtspuncte gefaßt werden muß, als in einer erloschenen; daß überhaupt die Classicität in einer lebenden Sprache nur beziehungsweise (relativ) gilt. Denn bei einer lebenden Sprache bleibt immer gedenkbar, daß ein Zeitraum der höhern Ausbildung und Reife derselben eintritt, in welchem die Classiker der vorigen Zeiträume durch vollendetere Muster verdunkelt werden; völlig abgesehen davon, daß, im strengen Sinne des Wortes,

nur erst nach dem Erlöschen einer Sprache mit Sicherheit über das goldene Zeitalter und über die gediegensten Classiker derselben entschieden, so wie der Maasstab für die Abgrenzung der einzelnen Zeiträume ihres Fortschreitens, ihres Culminirens, und ihres Sinkens festgesetzt werden kann.

Sobald man aber in Hinsicht auf ihren classischen Gehalt das Verhältniß der erloschenen und der lebenden Sprachen gegen einander mit völliger Unpartheilichkeit erwägt; sobald ergiebt sich, daß beide durch eigenthümliche Vorzüge die gegenseitige Vergleichung auszuhalten vermögen. Denn wenn die erloschenen classischen Sprachen des Alterthums den großen Vorzug vor den lebenden behaupten, daß sie unveränderte Formen des gereiften Geschmacks darbieten, weil bei einer erloschenen Sprache das goldene Zeitalter derselben genau, nach seinem Eintritte und nach seiner Abgrenzung, gegen die übrigen Zeitalter des Steigens und Sinkens der Sprache ausgemittelt, und darnach festgesetzt werden kann, welche Schriftsteller wirklich, und in welchen Beziehungen sie in die Reihe der Classiker gehören; so muß dagegen den lebenden classischen Sprachen der wichtige Vorzug zugesprochen werden, daß sie den gegenwärtigen hohen Standpunct der von einem Volke erreichten und in seiner Sprache ausgeprägten intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur in lebenden Formen ausdrücken, und daß an diese lebensvollen Bezeichnungen der Fortschritt des Volkes selbst in Cultur und Sprache sich anschließt. Wenn daher das Classische in den erloschenen Sprachen als ein in sich abgeschlossenes, unveränderliches, zugleich aber auch in todter Ruhe zu fester Form gebrachtes Ganzes erscheint; so tritt

getrost seinen Schlözer, Spittler, Johannes Müller, Posselt, Woltmann, Manso, Wachler und Luden stellen. Ein ähnlicher Geist, wie Lessing, fehlt in jeder außerteutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts; selbst die Namen Herders, Engels, Heydenreichs und Hamanns stehen eigenthümlich da in der prosaischen Literatur der Teutschen. Und halten wir unsre Dichter an die Dichter des Auslandes; so werden wohl J. Andr. Cramer, Klopstock, Göthe, Schiller, Fr. Leop. v. Stolberg, Voß, v. Thümmel, Jean Paul, Tiedge, Matthisson, und mit ihnen noch Viele, die nach dem Kranze der Unsterblichkeit streben, mit den geachtetsten gleichzeitigen Dichtern des Auslandes eben so gewiß auf die Nachwelt übergehen, wie kein außerteutsches Volk geistliche Redner aufzuweisen hat, wie Teutschland in seinem Zollikofer, Reinhard, Marezoll, Ammon, Schleiermacher, Tzschirner, Schott, Bretschneider, Röhr u. a.

Schon frühzeitig theilte sich die teutsche Sprache, wie die Sprache eines jeden, über große Erdstriche ausgebreiteten Volkes, in mehrere Mundarten; die aber im Ganzen auf zwei Hauptdialecte, auf den härtern und weichern, sich zurückführen lassen. Die härtere Mundart verbreitete sich über den teutschen Süden, und umschloß Oestreich, Bayern, Franken, Schwaben, die Schweiz, die oberrheinischen und zum Theile auch die obersächsischen Länder; die weichere Mundart hingegen ward einheimisch im teutschen Norden, und verbreitete sich über die niedersächsischen, west-

phälischen, niederrheinischen und belgischen Provinzen. Zwei, seit Jahrhunderten bereits von Teutschland getrennte, und im westphälischen Frieden nach ihrer Selbstständigkeit anerkannte, Freistaaten, die Schweiz und die Niederlande (die letztern seit 1815 in ein Königreich umgewandelt), haben noch die altteutsche Unterlage in ihrer Sprache, so daß in der Schweiz zwar die härtere Mundart vorherrsche, aber die eigentliche teutsche Sprache weit unveränderter blieb, als in den Niederlanden, wo aus der dort frühzeitig einheimischen weichern Mundart mehrere Verzweigungen derselben hervorgingen, die in dem Niederländischen, oder dem Niederteutschen im engsten Verstande, (wozu das Holländische, Flandrische und Brabantische gehören,) im Friesischen (einer Tochter der Angelsächsischen) und im Plattteutschen sichtbar werden. Während daher die Literatur der Schweizer (mit Ausnahme der sogenannten italienischen Schweiz) noch immer zur teutschen Literatur gerechnet wird, bildete sich in dem Freistaate der Niederlande eine eigene und selbstständige Literatur, die von der teutschen so wesentlich verschieden ist, daß sie bereits seit Jahrhunderten von der Geschichte der teutschen Sprache und Literatur ausgeschlossen wird.

Von beiden teutschen Hauptmundarten muß das eigentliche Hochteutsche unterschieden werden, unter welchem keine besondere, irgend einer teutschen Landschaft ausschließend eigenthümliche, Mundart verstanden werden darf. Denn das Hochteutsche bezeichnet die von den vorzüglichsten Schriftstellern des gesammten teutschen Volkes allmählig ausgebildete, und von den Provinzialismen des Geburtslandes der Classiker möglichst gereinigte, Büchersprache.

Dabei darf aber zweierlei nicht übersehen werden: daß erstens, nach den verschiedenen Zeiträumen der Aus- und Fortbildung der Sprache, das Hochteutsche zunächst in denjenigen Provinzen Teutschlands einheimisch war, wo jedesmal das freieste Leben in der Sprachbildung des Volkes sich entfaltete; so im germanischen Franken bis ungefähr zum Jahre 1137, in Schwaben bis zum Erlöschen des hohenstaufischen Kaiserhauses, und in Obersachsen seit der Kirchenverbesserung und seit Luthers Bibelübersetzung; und zweitens, daß die stillschweigende Vereinigung der vorzüglichsten teutschen Schriftsteller über die Büchersprache erst seit der Erfindung der Buchdruckerkunst auf teutschem Boden möglich ward.

Umriß der Geschichte der teutschen Sprache.

Von selbst führen die aufgestellten Ergebnisse über die Aus- und Fortbildung der teutschen Sprache auf die Geschichte derselben zurück; doch kann diese Geschichte hier nur insofern in einem kurzen Umrisse verzeichnet werden, inwiefern in den folgenden Untersuchungen, Lehrsätzen und Resultaten auf die Geschichte der Sprache Rücksicht genommen werden muß. Dazu kommt, daß, abgesehen von vielen einzelnen gediegenen, zur Geschichte der teutschen Sprache gehörenden, Abhandlungen, einige sehr verdienstliche Werke theils über das gesammte Gebiet der Geschichte der teutschen Sprache, theils über die wichtigsten dahin eingreifenden Gegenstände sich verbreiten. Zu den ersten gehören: Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Teutschen bis auf die neuesten Zeiten, von Theodor Heinsius. Dritte Ausgabe. Berl. 1823. 8., und Ludw. Wachlers Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur. 2 Theile. Frankf. am Main 1818 und 1819. 8. — Zu den zweiten aber muß vor allen die Geschichte der teutschen Dichtkunst und Beredsamkeit im neunten, zehnten und eilften Theile von Bouterweks

Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts; Göttingen, 1812—1819. 8., gerechnet werden; doch behaupten neben derselben, unter den frühern Schriften, Nassers Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Poesie, 2 Theile, Altona und Leipzig, 1798 und 1800. 8. für die ältere und mittlere Zeit ihr Verdienst, — und Franz Horns Schrift: die Poesie und Beredsamkeit der Teutschen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart; 3 Theile, Berl. 1822 — 24. 8. enthält, abgesehen von vielen dem Verfasser eigenthümlichen und sonderbaren Behauptungen, manches treffende Urtheil über teutsche Schriftsteller und literärische Erscheinungen in den auf dem Titel angegebenen Zeitabschnitten der teutschen Sprachbildung.

Die Anfänge der teutschen Sprache verlieren sich in die Mythenzeit des teutschen Volkes, wo die Urstämme desselben aus Asien in Europa einwanderten. Die teutsche Sprache ist eine Ursprache, wenn auch durch neuere Sprachvergleichungen und durch mehrere geschichtliche Spuren die Meinung der Verwandtschaft der germanischen Urstämme mit den Persern, vielleicht selbst mit den Indiern, nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit aufgestellt worden ist. Doch kann der Zeitpunct, in welchem diese Urstämme die asiatische Heimath verließen, so wenig mit Bestimmtheit nachgewiesen werden, als die Trennung derjenigen germanischen Stämme, die nach dem europäischen Norden zogen und die nachmaligen skandinavischen Reiche bevölkerten, von den Völkerschaften, die im eigentlichen Teutschlande sich ausbrei-

teten. Es führen sogar mehrere geschichtliche Spuren darauf hin, daß Skandinavien und Teutschland nicht zu Einer Zeit, ja vielleicht selbst Nord- und Südteutschland nicht zu gleicher Zeit und von einem und demselben teutschen Hauptstamme bevölkert worden sind, wenn gleich alle Völkerschaften in Skandinavien, so wie in Nord- und Südteutschland, zu Einem germanischen Urvolke gehören. Auch scheint die Cultur der germanischen Stämme im skandinavischen Norden früher, als im eigentlichen Teutschlande, begonnen, und die ältere zwischen beiden bestandene Stammesverbindung, nach der Trennung der im Norden und im eigentlichen Teutschlande sich ausbreitenden Hauptvölkerschaften von einander, nur sehr schwach fortgedauert zu haben, bis, nach der Begründung fester Staatsformen im skandinavischen Norden und in Teutschland, beide in spätern Zeiten, durch Reisen, Handel und andern Verkehr, wieder in neue Berührungen kamen. So erschienen, seit dem zwölften Jahrhunderte, Isländer und andere Skandinavier in Teutschland, theils um zu geistlichen Aemtern sich vorzubereiten, theils um als Erzähler und Vorleser wunderbarer Heldengedichte — als wandernde Declamatoren — aufzutreten; so wie, seit derselben Zeit, teutsche Dichter an den Höfen nordischer Fürsten gefunden werden, und der mächtig aufblühende hanseatische Bund einen neuen Völkerverkehr zwischen dem Norden und dem eigentlichen Teutschlande vermittelte.

Die germanischen (gothischen) Stämme, welche in Zeiten, die keine beglaubigte Geschichte erreicht, nach dem Norden zogen, verbreiteten sich über die dänischen Inseln, über Island, Norwegen

und Schweden; namentlich erscheint Island bereits im fernsten Alterthume im Glanze einer selbstständigen und vielseitig schattirten Cultur. Die Kenner der gegenwärtig im Norden bestehenden Sprachen betrachten dieselben als abweichende Dialecte Einer alten skandinavischen Muttersprache, welcher das jetzige Isländische am treuesten blieb. Ihm zunächst kommt das Schwedische, obgleich schon sehr abweichend; die Dänen und Norweger hingegen haben eine und dieselbe Schriftsprache, doch daß die der Norweger manche eigenthümliche Ausdrücke behauptet, und ihre Aussprache, besonders in den Grenzprovinzen, mehr der schwedischen, als der dänischen, sich nähert *).

Während der Zeit, daß germanische Stämme nach dem skandinavischen Norden zogen, und dort, unter örtlichen Verhältnissen, ihre mitgebrachte unvollkommene Stammsprache, ihre eigenthümliche Mythologie und Dichtkunst (Edda), so wie ihre Staatsverfassung ausbildeten, folgten, vom schwarzen Meere und von den Mündungen der Donau her, die andern teutschen Völkerschaften dem Laufe der Donau. Von ihnen wurden die Alpenländer, die hercynischen Wälder, die Niederungen an der Saale und Elbe, am Main und an der Lahn, die Ufer des Rheins, und die Binnenländer zwischen der Nord- und Ostsee besetzt. Die Römer lernten diese Stämme un-

*) Vergl. Rask, über die norwegischen, schwedischen und isländischen Literaturen und Sprachen; in den Wiener Jahrbüchern 1819, Thl. 2. Anzeigeblatt S. 12 ff.

gefähr 120 Jahre vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung in der Nähe ihrer Grenzprovinzen kennen, nachdem sich die Macht Roms über Illyrien (ungefähr 168 Jahre vor Christus), über das cisalpinische Gallien in Oberitalien, und über die Rhoneländer bis an die Pyrenäen ausgedehnt hatte. Der älteste Name dieser Völker war nicht Germanen, sondern Teutsche (Teutonen), als Nachkommen und Verehrer eines ihrer vergötterten Anführers, des Teut; denn nach dem Tacitus entstand der Name Germanen in Gallien, nachdem der Stamm der Tungern daselbst vorgedrungen war, welche die gallischen Celten Hermannen (Kriegsmänner) nannten; eine Benennung, die allmählig von dem einzelnen Stamme auf das ganze Volk übergetragen ward. —

Schon diese Abstammung des Volkes von dem Teut spricht für den Gebrauch des T in der Schreibung des teutschen Volkes und Landes; auch haben Ulphilas im vierten und Jornandes im sechsten Jahrhunderte die Schreibung thiud, und Ulphilas namentlich wählte für gothische Worte die in den griechischen Buchstaben entsprechende Bezeichnung. Auf gleiche Weise gebrauchten, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, mehrere der bedeutendsten ältern Schriftsteller — z. B. Sebastian Brant in seinem Narrenschiffe, Luther, Hans Sachs u. a. — die Schreibung teutsch, statt deutsch. Die spätere Aussprache des Wortes kann daher nicht über die Schreibung entscheiden, weil ohnehin der Nordteutsche die meisten Buchstaben weicher ausspricht, die bei dem Südteutschen im Tone härter lauten. — Doch wird, weil in neuerer Zeit beide Formen der Schreibung in den Werken der Classiker

unsers Volkes gleichmäßig vorkommen, weder das T ganz über das D, noch dieses völlig über jenes siegen; nur sollte hier, im Vorbeigehen, der Gründe gedacht werden, weshalb in diesem Werke das Teutsch dem Deutsch vorgezogen wird.

So wie aber die Vorgeschichte eines Volkes und Reiches den Zeitabschnitt umschließt, bis sich bei einem Volke die feste Form des innern Lebens bildet, weshalb zu dem Kreise der Vorgeschichte das Mythenalter eines Volkes mit den wenigen und in sich selten zusammenhängenden Thatsachen dieses Zeitabschnitts gerechnet werden muß; so hat gleichfalls die Sprache eines Volkes ihre Vorgeschichte, die bis dahin reicht, wo mit der festern Gestaltung des innern Staatslebens auch die höhere Bildung und der Fortschritt der Sprache des Volkes beginnt. Tragen wir diesen Maasstab auf die Geschichte der teutschen Sprache über; so reicht die Vorgeschichte dieser Sprache eben so weit, als die Vorgeschichte des teutschen Volkes selbst, d. h. bis zu der Zeit, wo Karl der Große die Mehrheit der einzelnen teutschen Völkerschaften zu Einem politischen Ganzen vereinigte, obgleich das eigentliche Teutschland unter ihm und seinem Sohne Ludwig dem Frommen nur einen Theil des großen Frankenreiches bildete, und Teutschland erst unter dem Enkel Karls, unter Ludwig dem Teutschen, zur politischen Selbstständigkeit und zur Unabhängigkeit von dem Reiche der Franken gelangte.

Zur Vorgeschichte des teutschen Volkes und Reiches gehören aber alle die Züge, Kämpfe und Ansiedelungen der einzelnen germanischen Stämme seit den Zei-

ten der Völkerwanderung bis zu der Regierung Karls des Großen. So erscheinen am Anfange des fünften Jahrhunderts die Westgothen in Italien; bald aber verlassen sie, nach vielfachen Verheerungen, die reiche Halbinsel, und ziehen, in Verbindung mit den Sveven, nach Gallien und Spanien, wo sie ein Reich stiften, das von der Loire bis Lusitanien reicht. Darauf durchwandern die Ostgothen die südlichen Länder Teutschlands, und gründen, am Ende des fünften Jahrhunderts, unter dem größten Fürsten teutscher Stämme, unter dem in Byzanz gebildeten Theoderich, in Italien eine Herrschaft, die nur einer tiefern innern Gestaltung und Männer auf dem Throne in Theoderichs Geiste bedurfte, um ihren Stifter lange zu überleben. Auf den Trümmern der ostgothischen Macht und Herrlichkeit errichteten bald darauf die aus Südteutschland (Pannonien) nach Italien ziehenden Langobarden ein Reich, das zweihundert Jahre bestanden hatte, als es Karl der Große bezwang, und das den Franken wahrscheinlich nicht unterlegen wäre, wenn Alboin, oder später Desiderius das Exarchat aufgelöset, und die ganze Halbinsel zu Einem gemeinsamen Reiche vereinigt hätte. So wenig die West- und Ostgothen, und die Langobarden im eigentlichen Teutschlande besondere Reiche bildeten; so wenig auch die Franken und Burgunder, welche über dem Rheine feste Wohnsitze aufschlugen, und in Gallien, der vormaligen Provinz Roms, selbstständige Reiche stifteten. Fast gleichzeitig bemächtigten sich die Sachsen und Angeln der brittischen Inseln. Alle diese Völker brachten ihre unvollkommene teutsche Ursprache nach Spanien, Gallien, Italien und Britannien mit, wo, aus der Vermischung der ursprünglichen teutschen

Sprache mit der römischen, die sogenannten romanischen Sprachen allmählig sich bildeten, in welchen das Teutsche, wie namentlich in der englischen, um so mehr vorherrschte, je weniger römische Bildung in diesen Provinzen tief gewurzelt hatte, wogegen wieder das Römische über das Teutsche das Uebergewicht behauptete, wo die Cultur der Besiegten auf die Sieger überging.

Während dieser über das Schicksal der Provinzen des römischen Westreiches entscheidenden Ereignisse, blieben in der Mitte des eigentlichen Teutschlands die Ostfranken und Thüringer, im Süden die Alemannen und Bayern, und im Norden die Sachsen und Friesen zurück, bei welchen die teutsche Sprache höchst unvollkommen, aber doch unvermischt sich erhielt. Zwar rückten vom Osten her die slavischen Völkerstämme den Teutschen nach, besetzten mehrere, beim Weiterziehen der Teutschen nach dem Westen, von diesen erledigte Wohnsitze, und überschritten sogar, nach der Auflösung des thüringischen Königreiches durch die Franken und Sachsen, die Elbe (ums Jahr 534), worauf sie sich zwischen der Elbe, Mulde und Saale ansiedelten. Allein eben in diesen Landstrichen begannen hartnäckige Kämpfe zwischen den Teutschen und Slaven, die allmählig zur Unterwerfung der Slaven unter die Herrschaft der Teutschen und zur Unterdrückung ihrer Sprache in den von den Teutschen errichteten Marken Meißen, Salzwedel und Brandenburg führten. Selbst als in der Folge Schlesien, Pommern, Mecklenburg und die Lausitzen dem teutschen Reiche einverleibt wurden, behauptete in diesen Ländern die teutsche Sprache das Uebergewicht in den Kreisen der gebildeten Stände, wäh-

rend die slavische nur in dem Munde des Volkes, neben der teutschen, sich erhielt. Doch bildete sich in Böhmen, das ebenfalls zu Teutschland gerechnet ward, eine slavische Nationalliteratur, wenn gleich im Zeitalter der Luxemburgischen Könige die teutsche Sprache die Sprache des Hofes und der höhern Volksklassen war.

Nur wenige Ueberreste der teutschen Sprache haben aus dem Zeitalter sich erhalten, der im Kreise dieser Vorgeschichte liegt. Das älteste vorhandene Denkmal teutscher Sprache bleibt die Bibelübersetzung des Ulphilas; denn ob es früher bei den Teutschen, die gegen die Römer kämpften, Schlachtgesänge (Baritus, oder Barditus) gab, läßt sich nicht beweisen, weil, bei der Unbekanntschaft der Teutschen mit der Buchstabenschrift, keine Spur derselben sich erhalten hat. Noch weniger kann die Stelle beim Tacitus, wo er des Schlachtgeschreis der Teutschen gedenkt, dahin gedeutet werden, daß die ältesten Teutschen (wie die Gallier und Skandinavier in ihren Barden und Skalden) eine besondere Schule, oder einen selbstständigen Kreis von Sängern gehabt hätten. Mit dieser spätern Hypothese läßt sich die Roheit der Teutschen, die unter dem Hermann die Legionen des Varus bezwangen, so wenig, wie der tiefe Stand ihrer Civilisation in den ersten vier Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung vereinbaren.

Noch als die Westgothen in Dacien, Thracien und in Mösien am schwarzen Meere wohnten, war Ulphilas, zwischen den Jahren 360 und 380 nach Christus, Bischoff derselben. Er hatte seine Bildung im griechischen Reiche erhalten. Die mösogothische Sprache, in welche Ulphilas die Evan-

gelien aus dem Griechischen mit ängstlicher Treue übersetzte, war eine selbstständige teutsche Mundart, in welche er aber für die Bezeichnung von Begriffen, die damals noch nicht im Bildungskreise und in dem Sprachumfange seines Volkes lagen, Wörter aus dem Griechischen, Celtischen und Scythischen aufnahm, und nach diesen auch das damals übliche Alphabet gestalten mußte. Die Uebersetzung der Evangelien ist nur mit vielen Lücken, und von der Uebersetzung des Briefes an die Römer sind blos Bruchstücke auf uns gekommen. Aus einem, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufgefundenen, codex rescriptus, welcher ursprünglich die Uebersetzung des Ulphilas mit einer lateinischen Uebersetzung enthielt, auf welche aber, wahrscheinlich im neunten Jahrhunderte, origines Isidori Hispalensis geschrieben waren, doch so, daß die ältere Schrift sich besser, als die spätere erhalten hatte, gab, im Jahre 1761, der Consistorialrath Knittel zu Wolfenbüttel die Bruchstücke der mösogothischen Uebersetzung des Briefes an die Römer heraus. Wichtiger aber war die von Ihre besorgte, und von Büsching im Jahre 1773 herausgegebene, mösogothische Uebersetzung der Evangelien, aus dem sogenannten codex argenteus (so genannt, weil er ganz in Silber gebunden ist), der wahrscheinlich im Anfange des sechsten Jahrhunderts geschrieben ward, und ehemals im Kloster Werden in der Grafschaft Mark sich befand, jetzt aber der Bibliothek zu Upsala angehört. Nach dem Texte des Ihre gab, im Jahre 1805, der bereits verstorbene Prediger Zahn den codex argenteus mit einer wörtlichen lateinischen Interlinearübersetzung, und mit Ihre's lateinischer Uebersetzung neben

dem Texte, mit einer eigenen, sorgfältig gearbeiteten, historisch-kritischen Einleitung, mit einer mösogothischen Sprachlehre und einem, von Fulda gearbeiteten, Glossar heraus. Durch diese gründliche Bearbeitung ist Ulphilas in der teutschen Literatur bekannter und brauchbarer geworden. — Ergänzungen zu dieser Uebersetzung des Ulphilas ließ der berühmte Maj (zu Mailand, 1819) aus den Schätzen der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand erscheinen, wobei er Hoffnung zur Herstellung der mösogothischen Uebersetzung der gesammten 13 Briefe des Apostels Paulus machte. Allein diese Hoffnung ist, seit der Versetzung des Maj von Mailand an die vatikanische Bibliothek in Rom, bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen.

Außer diesem Hauptdenkmale der teutschen Sprache im vierten Jahrhunderte hat sich, aus der Zeit vor Karl dem Großen, nur wenig von teutschen Sprachüberresten erhalten. Dahin gehört eine prosaische fränkische Uebersetzung *) der Schrift des spanischen Erzbischoffs Isidor von der Geburt Jesu aus dem siebenten — vielleicht schon aus dem sechsten — Jahrhunderte; das Bruchstück aus einer alten Rittergeschichte, aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts **), in welcher eine Mischung altfränkischer und niedersächsischer Wörter angetroffen wird;

*) Sie steht in Schilter's thesaurus antiquitatum teutonicarum (3 T. Ulm. 1728. fol.), in der zweiten Abtheilung des ersten Theiles, und in Michaeler's tabul. antiq. teut. linguae dialectorum. Part. 3. p. 84.

**) Es steht in Eckharti comment. de rebus Franciae orientalis. T. I. p. 864.

die prosaische Uebersetzung *) der Regel des heiligen Benedicts in die fränkische Mundart, doch mit ängstlicher Nachahmung des lateinischen Originals, von dem Mönche Kero zu St. Gallen, in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts; das Lied vom Hildebrand und Hadubrand, so wie das Weißenbrunner Gebet **). Diese beiden Gedichte sind, bis jetzt, die ältesten bekannt gewordenen in teutscher Sprache. Sie gehören dem achten, vielleicht erst dem neunten, Jahrhunderte an. — In dieselbe Zeit fällt auch ein dichterisches, dem Inhalte und der poetischen Form nach unbedeutendes, Gebet, das Gräter in der Bragur mit Kinderlings Uebersetzung mittheilte. Seiner wird blos gedacht, weil Mehrere aus dem fränkischen Worte: Kazungali (Gezüngel, oder Redekunst) einen besondern Dichter Kazungali gemacht hatten. (Selbst Heinsius hat erst in der driten Aufl. seiner Geschichte ꝛc. aus dem Dichter Kazungali ein Gedicht gemacht; Hellmuth Winter aber in s. Literärgeschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Teutschen, Berl. 1821. 8., den Dichter Kazungali getrost beibehalten, den bereits Docen in s. Miscell. Th. 1. S. 24 beseitigt hatte.)

Große Männer, die zur rechten Zeit auf den Thronen erscheinen, stehen an der Spitze ihrer Völker und ihrer Zeitalter; durch sie kommt Licht und

*) Beim Goldast, scriptt. rer. alem. T. 2. P. I. p. 71.

**) Herausgegeben von den Gebrüdern Grimm. Kassel, 1812. 4.

Kraft in die Mitte ihrer Staaten; sie heben die Völker zu sich empor, und Jahrhunderte hindurch erhalten sich die wohlthätigen Spuren ihres Daseyns. So Karl der Große, der im Jahre 768 den fränkischen Thron bestieg, und am 28 Jan. 814 seine große irdische Rolle endigte. Erst sein Vater, Pipin, war aus den untergeordneten Verhältnissen eines königlichen Hausmeiers (Major domus) auf den Thron gestiegen, den seit Chlodowigs Zeiten die Dynastie der Merovinger besaß. Während der Regierung der Merovinger war die teutsche Stammsprache die Sprache des Hofes und des fränkischen Volkes geblieben; allein die Geistlichkeit gebrauchte, nach der Annahme des Christenthums von den Franken, beim Gottesdienste und in allen schriftlichen Urkunden die lateinische Sprache, weil die teutsche für kirchliche und bürgerliche Bestimmungen noch zu roh und unbehülflich war. Doch beweisen es die Verordnungen der Kirchenversammlungen zu Tours im Jahre 813 und zu Arles im Jahre 851, daß noch im neunten Jahrhunderte im Reiche der Franken in teutscher Sprache gepredigt ward. Auf gleiche Weise blieb unter den ersten Karolingern, unter Pipin, Karl dem Großen, und Ludwig dem Frommen, die teutsche Sprache die herrschende, bis, nach der Theilung des Reiches in dem Vertrage zu Verdun im Jahre 843, Ludwigs jüngster Sohn, Karl der Kahle, der erste König des, nun von dem eigentlichen Teutschlande und Lothringen für immer getrennten, Frankreichs ward. Wie wenig während der Jahrhunderte, wo die Merovinger regierten, für die Ausbildung der Sprache, so wie für die gesammte geistige Entwickelung des Volkes geschehen war, erhellt aus den dürftigen, in der

Vorgeschichte angeführten, Sprachüberresten, die sich erhalten haben.

Karl der Große gab dem Frankenreiche neue Kraft und Haltung. Er besiegte den König der Langobarden, und trug die lombardische Krone; doch ließ er diesem Reiche seine besondere Verfassung und seine eigenthümlichen Gesetze. Er verband die spanische Mark, das Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, mit seinem Reiche; auch bezwang er, nach einem dreißigjährigen hartnäckigen Kampfe, die Sachsen, denen er ihre Verfassung und Sprache ließ, und nur die Annahme des Christenthums zur Hauptbedingung ihrer Unterwerfung machte. Bis an die Elbe und Eider trug er seine Siege; die Slaven am Ufer der Elbe wurden ihm zinsbar; in Bayern setzte er den Herzog Thassilo ab, der seiner Oberhoheit sich entziehen wollte, und ließ das Land durch fränkische Grafen regieren; die Avaren unterwarf er, und verband ihr Land bis an den Einfluß des Raabflusses in die Donau mit seinem Reiche; auch war er der erste teutsche Fürst, der die römische Kaiserkrone trug.

Allein Karl war nicht blos Herrscher und Eroberer; er sorgte auch für die Cultur der Teutschen in Hinsicht auf Religion, Verfassung, Verwaltung, Wissenschaft und Kunst. Das Christenthum kam durch ihn zu den Sachsen und über den Norden Teutschlands, wo er zur Erhaltung der Religion und für die Bildung junger Geistlichen bischöffliche Sitze und Domschulen stiftete. Der Willkühr der Regierungsform in Hinsicht auf Verfassung und Verwaltung setzte er Schranken durch zeitgemäße Gesetze, besonders in Beziehung auf Gerechtigkeitspflege, Abgaben und Kriegswesen. Für den Anbau der Wissen-

schaften bestand nicht nur an seinem Hofe eine Akademie, deren Mitglied er selbst war; er rief auch Männer, wie Alcuin aus Britannien, Paul von Aquileja und Paul Warnefried aus Italien; er gründete viele Schulen, ließ ältere Volkslieder sammeln (obgleich es ungewiß bleibt, welche es waren), verbesserte den Kirchengesang, ließ Predigten aus dem Griechischen ins Fränkische zum Vorlesen in den Kirchen übersetzen, und gab den Monaten und Winden fränkische Namen. Ob die Masse seiner Geschäfte ihm verstattete, an einer teutschen Sprachlehre zu arbeiten, wie Eginhard, sein Privatsecretair, versichert, bleibt dahin gestellt. Wenigstens hat sich nichts davon erhalten. — Obgleich unter ihm die Geistlichkeit die römische Sprache liebte; so sprach doch der Kaiser und der Hof teutsch. Schon dies mußte der Sprache mehr Reichthum und Gewandtheit geben, und zugleich als Beispiel auf die höhern Stände wirken. Dadurch, daß er den besiegten Sachsen ihre alte Sassensprache und ihr bis dahin geltendes Recht ließ, geschah, daß das eigentliche Niederteutsche bis auf unsere Zeit sich erhielt, und daß später das altsächsische Gewohnheitsrecht in dem Sachsenspiegel zu einem Ganzen zusammengestellt werden konnte.

So hatte während Karls glanzvoller Regierung die teutsche Sprache einen Schritt vorwärts gethan; nur daß, nach seinem Tode, dem großen Reiche es an einem Regenten gebrach, der mit Karls Geist und Kraft darüber gewaltet, und die begonnene Blüthe zur Frucht gezeitigt hätte. Seinem einzigen, ihn überlebenden, Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen, fehlten die ausgezeichneten Eigenschaften des Vaters. Geleitet von

der Geistlichkeit, wollte er das Gute; allein ohne die Kraft, es durchzuführen, und traurige Zwiste zwischen ihm und seinen Söhnen erschöpften durch innere Kämpfe das Reich. Für die Fortbildung der Sprache nennt die Geschichte aus seiner Zeit das einzige Ereigniß, daß er für die Sachsen die Bibel, besonders die Psalmen, in reimlose niederteutsche Verse übersetzen ließ.

Nach seinem Tode dauerte der Kampf unter seinen drei Söhnen fort, bis sie im Vertrage zu Verdun, im August 843, das Reich des Vaters theilten. Seinem Sohne Ludwig fiel in dieser Theilung das eigentliche Teutschland zu, das seit dieser Zeit ein selbstständiges, vom Frankenreiche für immer getrenntes, Reich bildete. Noch hat sich aus dieser wichtigen Theilung der Eid erhalten, welchen die beiden Brüder Ludwig und Karl ihren Völkern schworen. Damit nämlich jedes der beiden Völker, die nun für immer getrennt werden sollten, verstände, was der König des andern Volkes feierlich gelobte, schwor Karl, der König Frankreichs, in der teutschen, Ludwig, der König Teutschlands, in der entstehenden französischen, oder romanischen, Sprache. Die Völker aber schworen in ihrer Muttersprache. Entschieden sicherte dieser Vertrag zu Verdun, so wie die Selbstständigkeit des teutschen Reiches, so auch die Selbstständigkeit der teutschen Sprache. Es war aber die stürmische Zeit unter den Karolingern in Teutschland, bis zu dem Erlöschen dieses Stammes im Jahre 911, der Fortbildung der Sprache wenig günstig, weil Ludwig der Teutsche und seine Nachfolger fortdauernd mit den Slaven und Ungarn zu kämpfen hatten. Doch dauerten die bestehenden Schulanstalten

fort, und namentlich bewirkte Rhabanus Maurus, ein Zögling Alcuins, unter Ludwig dem Teutschen auf der Kirchenversammlung zu Mainz im Jahre 848 den Beschluß, daß jede Predigt entweder romanisch (französisch), oder theotisch (teutsch) gehalten würde; auch schrieb er selbst ein (noch ungedrucktes, in der Handschrift aber zu München sich befindendes) lateinisch-teutsches Glossar über das alte und neue Testament *). Ein Zögling des Rhabanus, der Mönch Ottfried im Kloster Weißenburg im Elsaß, stellte gleichzeitig eine Geschichte des Lebens Jesu nach den vier Evangelisten in teutschen Versen zusammen, in welcher er die fränkische Mundart festhielt. Dieses, in fünf Bücher getheilte, Werk, das sich bis jetzt erhalten hat **), verräth zwar mehr Fleiß, als Geist; es ist aber das erste bekannte gereimte Gedicht in teutscher Sprache, und zeigt eben so von den Unvollkommenheiten des Reims in damaliger Zeit, wie von den Schwierigkeiten, mit welchen der Ausdruck in einer Sprache zu kämpfen hatte, die für wissenschaftliche Stoffe noch zu wenig durchgebildet war. Anderthalbhundert Jahre später schrieb der Abt Notker zu St. Gallen in fränkischer Mundart eine prosaische Paraphrase der Psalmen, und der Abt Willeram zu Ebersberg in Bayern eine prosaische Paraphrase des hohen Liedes ***).

---

*) Es versteht sich von selbst, daß in diesem kurzen Umrisse nicht aller, sondern nur der wichtigern Ueberreste der teutschen Sprache aus alter Zeit gedacht werden kann.

**) Es steht beim Schilter, T. I. p. 20.

***) Beide stehen beim Schilter, T. I.

Wenn Willeram bereits unter dem fränkischen Kaiserhause in Teutschland blühte; so gehörten Notker und die Nonne Roswitha von Gandersheim noch in die Zeit des sächsischen Kaiserhauses, das — bald nach dem Erlöschen der Karolingischen Dynastie — mit Heinrich dem ersten den teutschen Thron (im Jahre 919) bestieg. Die Roswitha schrieb mehreres, und namentlich geistliche Schauspiele in lateinischer, Legenden aber in teutscher Sprache. Noch älter ist das Loblied *) eines Ungenannten auf den König Ludwig 3 von Frankreich, der an der Schelde (im Jahre 883) die Normänner geschlagen hatte, welchem aber, bei aller Freiheit des Sylbenmaaßes, doch Gleichheit des Tones und echter Dichtergeist fehlt. — Höher stehet an Erfindung, dichterischem Geiste und Tone der übriggebliebene Anfang eines Lobgedichts auf den heiligen Erzbischoff Hanno von Köln **), das in die zweite Hälfte des eilften Jahrhunderts, in die vielbewegte Regierungszeit Heinrichs 4, gehört. Nicht ohne Grund kann dieses Loblied als die Vorbereitung zur romantischen Dichtkunst des schwäbischen Zeitalters betrachtet werden. — Befremden darf es übrigens nicht, daß in allen zuletzt genannten Sprachüberresten die fränkische Mundart vorherrscht. Die Franken in Teutschland waren damals in politischer Hinsicht die erste, und in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht die am längsten und am weitesten kultivirte teutsche Völkerschaft, hinter welcher die Alemannen und Sachsen zurück standen, wenn gleich einzelne Spuren darauf hinführen, daß

*) beim Schilter, T. 2.

**) von Goldmann neu herausgegeben; Leipz. 1816. 8.

auch sie bereits damals Gedichte in ihrer eigenthümlichen Mundart besaßen.

Die Blüthenzeit der teutschen Sprache während des Mittelalters war aber der Zeitabschnitt des hohenstaufischen Kaiserhauses. Denn mit diesem Hause, das dem erloschenen fränkischen auf dem Throne Teutschlands folgte, erhob die schwäbische Mundart sich zu dem Range des damaligen Hochteutschen, und die fränkische Mundart, die bis dahin dafür gegolten hatte, trat hinter sie zurück. Viel im innern Leben der einzelnen teutschen Völker, viel auch in der ausgezeichneten Individualität mehrerer Regenten aus dem hohenstaufischen Geschlechte, trug zu dem Aufschwunge der teutschen Sprache in diesem hochgefeierten Zeitraume bei. Die Kreuzzüge, und mit ihnen die höhere Richtung des ritterlichen Geistes, hatten bereits in den letzten Zeiten des fränkischen Kaiserhauses begonnen. Bei allen Völkern aber steht das Heldenalter und der aufstrebende Geist der Dichtkunst in unmittelbarer Wechselwirkung; so bei den Hebräern, so bei den Griechen, Römern, Arabern und Teutschen. Dazu kam in diesem Zeitraume die beginnende nähere Verbindung zwischen mehrern europäischen Völkern und Staaten. So wie in Teutschland zur Zeit des sächsischen und fränkischen Kaiserhauses an der Sprache theilweise gebildet worden, und der erste dichterische Ton in den teutschen Gauen erklungen war; so hatte auch in Frankreich, während der Regierungszeit der ersten Capetinger, die aus der Mischung des Römischen und Teutschen hervorgehende neue Sprache ihre eigenthümliche Farbe, und früher, als die teutsche, an

Bildung und Wohlklang gewannen, weil noch aus der Römerzeit die Unterlage der geistigen Cultur der Franzosen stammte. So wie aber in Teutschland frühzeitig der Unterschied zwischen zweien Hauptmundarten, der ober- und niederteutschen, hervortrat; so auch in Frankreich zwischen der Mundart in den Rheinländern und im Norden. Selbst der Charakter der Völkerschaften und ihrer Cultur war in beiden Landstrichen wesentlich verschieden; denn fröhlich, leicht beweglich, und dem Grundtone nach lyrisch, war die Dichtkunst der Provenzalen; kälter, ernster, abenteuerlicher, und im Ganzen episch der Grundton der nordfranzösischen Dichtkunst. Zugleich sind in der letztern die Spuren nordischer Sagen nicht zu verkennen, welche die Normänner mitbrachten, die seit dem Jahre 911 festen Fuß in Nordfrankreich faßten. Deshalb läßt sich auch die Verwandtschaft der skandinavischen und der nordfranzösischen Mythen nur aus dieser Thatsache der Geschichte, aus der Begründung des Herzogthums der Normandie durch Robert (wie er nach dem Uebergange zum Christenthume hieß) erklären. Der Kreis dieser Mythen ward wahrscheinlich noch erweitert, als ein Nachfolger Roberts in der Normandie, Wilhelm der Eroberer, im Jahre 1066 eine normännische Herrschaft in England gründete, und die fortdauernde politische Verbindung zwischen England und der Normandie auch die gegenseitigen geistigen Berührungen beider Staaten beförderte, obgleich die besiegten Angelsachsen von den normännischen Siegern der drückenden Härte des aus Frankreich mitgebrachten Lehnssystems unterworfen wurden.

Bei der im Zeitalter der Kreuzzüge begonnenen und immer mehr gesteigerten Verbindung der Teut-

schen mit den Franzosen und mit den Normännern in England, gingen auch die geistigen Begriffe, so wie die dichterischen Sagen und Mythen des einen Volkes allmählig, doch unter mannigfaltigen örtlichen Schattirungen bei ihrer Weiterverpflanzung, auf die andern Völker über. Besonders war vom südlichen Frankreiche und vom Königreiche Burgund aus dieser Einfluß auf Teutschland unverkennbar; denn das, aus den Trümmern der großen karolingischen Monarchie am Ende des neunten Jahrhunderts entstandene, Königreich Burgund (regnum Arelatense) kam bereits im Jahre 1032, nach dem Erlöschen des einheimischen Regentenhauses, an Teutschland, und bildete, nächst Italien, das zweite Nebenreich des teutschen Königs. Zunächst kam der Ton und die Farbe der lyrischen Dichtkunst der Provenzalen durch den Elsaß in die südlichen Gaue Teutschlands, namentlich nach Schwaben, das, nebst dem Elsaße und Franken, ein Familienbesitzthum des hohenstaufischen Kaiserhauses war. Aus diesem Geschlechte waren selbst Dichter, und begünstigten die Blüthe der teutschen Dichtkunst Friedrich 1 († 1190), Heinrich 6 († 1197), Friedrich 2 († 1250), und Konrad 4 († 1254), vielleicht auch der unglückliche Konradin, der in voller Jugendblüthe sein Leben und sein Geschlecht auf dem Schaffote zu Neapel (1268) beschloß.

Das Beispiel des Kaiserhauses wirkte mächtig ein auf die gleichzeitigen teutschen Fürsten und Ritter. Nicht nur, daß die Fürsten die Dichtkunst an ihren Höfen, so wie die Ritter auf ihren Burgen begünstigten; mehrere der ersten traten selbst nicht ohne Erfolg in die ehrenvollen Reihen der damaligen Dichter. War gleich in jener Zeit Schwaben und

Elsaß der Mittelpunct der jugendlichen Dichterblüthe Teutschlands; so erklang doch auch in Thüringen, Sachsen, Meißen und Brandenburg der Ton der Lyra, und manches Minnelied aus dieser Zeit ward so verbreitet, daß man es aus einer teutschen Mundart in die andere übertrug. Namentlich erscheinen in den Reihen der Dichter des dreizehnten Jahrhunderts die nordteutschen Fürsten: der Landgraf Herrmann von Thüringen, der König Wenzel von Böhmen, der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, der Markgraf Otto von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Breslau, und der Herzog Johann von Brabant.

Der Anfangspunct der in Teutschland aufblühenden Dichtkunst fällt in die Zeit, wo der Kaiser Friedrich 1 den Grafen von Provençe, Raimund Berengar, im Jahre 1154 zu Turin sprach, der von mehrern Troubadours begleitet ward. Denn wenn gleich nur von den wenigsten Minnesängern, (wie die Dichter dieser Zeit genannt werden, weil Minne der Hauptgegenstand ihrer Lieder war,) der Zeitpunct ihres dichterischen Wirkens und Glanzes genau nach einzelnen Jahren angegeben werden kann; so wird doch bereits zum Jahre 1170 ein nicht kleiner Dichterkreis in Teutschland genannt. Zwar herrschte die Schilderung der Frauenliebe in den meisten Gedichten dieser Zeit vor; es wurden aber auch Gegenstände der Religion, ritterliche Thaten und bestandene Abenteuer von ihnen dargestellt, und man würde irren, wenn man die Erzeugnisse dieser Zeit ausschließend der lyrischen Dichtkunst zuweisen wollte. Die epische ward gleichmäßig angebauet; weniger die didactische, und die dramatische, im neuern Sinne des

Wortes, gar nicht. So reich aber auch das Gebiet dichterischer Erzeugnisse aus dem Zeitabschnitte von 1170 bis 1268 ist; so kann doch in unsern Tagen nicht mehr völlig ausgemittelt werden, wie viel von den behandelten dichterischen Stoffen der Eigenthümlichkeit und der erfinderischen Kraft der damaligen teutschen Dichter angehört. Denn bei einzelnen kleinern lyrischen und bei größern epischen Stoffen sind die Spuren des aus der Fremde Entlehnten unverkennbar; nur daß es nöthig seyn würde, den ganzen Kreis der damaligen und schon früher blühenden süd- und nordfranzösischen Dichtkunst zu überschauen, um mit Gewißheit angeben zu können, was die teutschen Dichter entlehnten und nachbildeten, und was sie aus eigenthümlicher Kraft erzeugten. Der Wendepunct dieser reichen und fröhlichen Dichterzeit in Teutschland war der Untergang des hohenstaufischen Geschlechts; denn während der darauf eintretenden Stürme verhallte der freie Ton des Minnegesanges, und ging über in die schulgerechten Formen des Meistergesanges.

Würdigt man übrigens den Zeitraum der Hohenstaufen in Beziehung auf die Fortschritte der Sprache mit Unpartheilichkeit, ohne entweder die Männer dieser Zeit zu überschätzen, oder ihren wirklichen Werth zu verkennen; so ergiebt sich, theils daß die meisten Schriftsteller dieser Zeit aus den Kreisen der Fürsten, der Ritter und des kräftig aufstrebenden Bürgerstandes, nur wenige aus den Klöstern, und aus der eigentlichen Geistlichkeit gar keine hervorgingen; theils daß den damaligen Dichtern, unbeschadet ihres Werthes, doch der hohe Aufschwung der Einbildungskraft mangelte (es giebt keinen Klopstock und Schiller des dreizehnten

Jahrhunderts); und daß, bei allen auf uns gekommenen Massen ihrer Erzeugnisse, nur den wenigsten Gedichten dieser Zeit echt teutsche Stoffe zum Grunde lagen. Dabei beschränkte sich die Fortbildung der Sprache in dieser Zeit zunächst nur auf dichterische Formen; die Prosa und Beredsamkeit ermangelten jedes lebenskräftigen Anbaues.

Allein verkannt darf es nicht werden, daß ein einfacher, ungekünstelter Naturton in den lyrischen und epischen Erzeugnissen dieser Zeit vorherrschte; doch aber auch, neben den zarten Zeichnungen der Minne, und neben den starken Schilderungen der ritterlichen Tapferkeit, nicht selten Rauheit der Sitten, und, in religiöser Hinsicht, Aberglauben und Mysticismus angetroffen werden. Hält man übrigens die lyrischen und epischen Erzeugnisse dieser Zeit gegen einander; so stehen unverkennbar, nach ihrem dichterischen Gehalte, die kleinern lyrischen Ergüsse höher, als die größern epischen Gedichte. Den letztern fehlt durchgehends die Anlegung eines tiefen, die mannigfaltigen Einzelnheiten gleichmäßig umschließenden Planes; dafür sind sie reich an Episoden, die nicht immer glücklich gewählt, und in ihrer Ausführung oft ermüdend sind; so wie auch ihre Sprache, bei größern Gedichten, nicht selten den dichterischen Anstrich, und die Gleichmäßigkeit und Haltung des Tones verlor.

Befremdend bleibt es, daß während des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen so wenig für die Auffindung, so wie für die kritische und ästhetische Würdigung der lyrischen und epischen Dichter aus den letzten Jahrzehenden des zwölften, und aus der ersten

Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geschah, wenn man die beiden bekannten Sammlungen, die sogenannte Manesse'sche (vom Jahre 1758) und die Müller'sche (vom Jahre 1784), und einzelne gediegene geschichtliche Abhandlungen von Adelung, Manso, Gräter und einigen andern abrechnet. Die Theilnahme der Teutschen an diesem Wiederauffinden ihrer ältern Dichter war in der That nicht groß. Desto lebhafter ward sie im beginnenden neunzehnten Jahrhundert, welchem nicht nur eine gerechte Würdigung des Geistes und Charakters jenes Zeitraumes, sondern auch die kritische Bearbeitung der meisten, besonders epischen, Erzeugnisse desselben angehört. Doch können in dieser kurzen Uebersicht der gesammten teutschen Sprachbildung die hochverdienstlichen Bemühungen gründlicher Sprachforscher und Herausgeber der dichterischen Ueberreste jener Zeit nicht im Einzelnen aufgeführt werden. Wohl aber tritt als Ergebniß der neuern Forschungen über die gesammten Erzeugnisse jener an Blüthen und Früchten der Dichtkunst reichen Zeit hervor, daß, in Hinsicht der Stoffe, die eigentlichen Minnesänger zwar häufig die Troubadours der Provençe nachahmten, sehr oft aber auch das unverkennbare Gepräge der Originalität tragen; daß die Fabelkreise des sogenannten Heldenbuches und des Niebelungen Liedes echt teutschen Ursprungs zu seyn scheinen; daß hingegen drei andere, von teutschen Dichtern behandelte, Sagenkreise entschieden ausländischen Ursprungs sind: so die aus Britannien stammende Sage vom Könige Artus und seinen Rittern der runden Tafel; so die nordfranzösische Sage vom heiligen Graal, und der, den Teutschen und Franzosen gemeinsame, Sagenkreis von Karl dem

Grossen und seinen Paladinen. Außer diesen, den verschiedenen teutschen Völkerschaften ursprünglich zukommenden, Sagenkreisen entlehnten einzelne epische Dichter dieser Zeit, wie z. B. Wolfram von Eschenbach in seinem trojanischen Kriege, ihre Stoffe aus den Mythen und Ereignissen der alten Welt.

Aus der großen Reihe der sogenannten Minnesänger können hier nur die wichtigsten genannt werden. Der erste, der hieher gehört, ist Heinrich von Veldeck, ein Niederteutscher, der ums Jahr 1170 lebte, von welchem, außer einigen kleinern Gedichten, zwei größere epische Ganze, eine „schwäbische Eneidt" und „Herzog Ernst" sich erhalten haben. Gleichzeitig mit ihm lebte der fränkische Ritter, Hartmann von der Aue. Er schrieb Lieder, und die Erzählung: der arme Heinrich (welche die Brüder Grimm besonders im Jahre 1815 herausgaben). Drei größere epische Dichtungen stellte der Pfälzer, Wolfram von Eschenbach, ein Zeitgenosse Veldecks, auf, der am Hofe des Herzogs Otto von Oestreich lebte: den Titurel, den Parzival, und den trojanischen Krieg. In seinen Liedern blieb er hinter dem Ritter Walther von der Vogelweide zurück, der Gefühl mit Anmuth verband, und mehrere Fürstenhöfe seiner Zeit, besonders den des Herzogs Leopold von Oestreich, besuchte. Derselbe Herzog begünstigte auch den Heinrich von Ofterdingen, und den rheinländischen Ritter, Reinmar den ältern. Die beiden letztgenannten Dichter und Nicolaus Klingsohr, so wie Veldeck, Eschenbach, Walther von der Vogelweide und Bieterolf, waren die Theilnehmer des sogenannten Krieges auf der Wartburg.

Dieser Krieg bestand in einem dichterischen Wettkampfe, welchen der für seine Zeit hochgebildete Landgraf Herrmann von Thüringen im Jahre 1206 auf der Wartburg veranstaltete. Der Wettstreit betraf die dichterische Verherrlichung des Herzogs Leopold von Oestreich, den Ofterdingen feierte, und des Landgrafen Herrmann, welchen die übrigen Dichter priesen. Mit dem Beschlusse, den besiegten Dichter aufzuhenken, war es wohl nicht ernstlich gemeint. Ofterdingen hatte bereits seine Nebenbuhler überglänzt, als ihn der Eintritt der Landgräfin Sophia aus der Fassung brachte. Die Landgräfin nahm ihn in Schutz, und Ofterdingen verlangte, daß Klingsohr, der am Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte, zwischen ihm und seinen Gegnern entschriden sollte. Klingsohr erschien daher im Jahre 1207 auf der Wartburg. Der Wettstreit begann von neuem in Gegenwart der Familie des Landgrafen, und Klingsohr entschied für Ofterdingen gegen dessen vorzüglichsten Nebenbuhler, den Wolfram von Eschenbach Die wetteifernden Dichter gingen versöhnt aus einander; den Sieger schmückte eine goldene Kette, von der Landgräfin Sophia ertheilt.

Zunächst aus brittischen Sagen schrieb Gottfried von Straßburg ums Jahr 1232 den Tristan (in zwei Abtheilungen herausgegeben von E. von Groote. Berl. 1821. 4.); doch haben sich auch moralische Lieder von ihm erhalten. — Ein Vorfahrer der noch jetzt blühenden fürstlichen Familie Lichtenstein, Ulrich von Lichtenstein, schrieb, im dreizehnten Jahrhunderte, leichte, gefällige Lieder, und das größere Gedicht: den Frauendienst (besonders herausgegeben von Ludw. Tieck. Stuttg.

1812. 8.). — Gegen das Ende des schwäbischen Zeitraumes zeichnete sich besonders durch die hohe Fruchtbarkeit seiner Dichtungen Konrad von Würzburg aus. Er hinterließ viele lyrische, didactische und epische Gedichte; seine Hauptwerke aber waren sein, dem Provenzalischen nachgebildeter, trojanischer Krieg, und sein Lobgesang auf die heilige Jungfrau. Mehrere haben ihn, aber irrig, für den Verfasser des Niebelungen Liedes gehalten. (Der Lobgesang auf die heilige Jungfrau ward, unter dem Titel: die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg, besonders herausgegeben von W. C. Grimm. Frkfrt. am M. 1816. 8.)

Schon in der Reihe der genannten Dichter werden viele angetroffen, die, neben der lyrischen, die epische Dichtkunst anbauten. So wesentlich die epischen Darstellungen des Mittelalters von dem modernen Epos verschieden sind; so sind doch die in diesen dichterischen Formen auf uns gekommenen Ueberreste zwar nicht von gleichem ästhetischen Gehalte, nach ihrem Stoffe aber und nach ihrer Behandlungsweise von hohem Interesse. — Manche dieser Stoffe scheinen, ihrem Ursprunge nach, einer weit frühern Zeit, als dem sogenannten schwäbischen Zeitraume, anzugehören; vielleicht wird es, bei fortgesetzten kritischen Forschungen sogar möglich, die Verwandtschaft mehrerer dieser Stoffe mit den Sagenkreisen des Nordens nachzuweisen, und dadurch über die ursprüngliche Verbindung der teutschen und skandinavischen Völkerstämme ein helleres Licht zu verbreiten.

Wahrscheinlich echtteutschen Ursprunges sind die epischen Dichtungen aus dem Sagenkreise des Heldenbuches und der Niebelungen. — Das

Heldenbuch ist eine Sammlung teutscher Heldensagen, deren Grundlage wahrscheinlich uralt, deren vorliegende Bearbeitung aber aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte ist. Weist gleich die erste Unterlage dieser Sagen auf Italien, und auf die stürmischen Tage des Attila hin; so sind doch in einzelnen Gedichten, die zum Heldenbuche gerechnet werden, die verschiedenartigsten ostgothischen, langobardischen, fränkischen und sächsischen Stammsagen, die sich im Munde des Volks erhalten hatten, nicht zu verkennen. Für die Ausmittelung des richtigen Textes und des Stammlandes einzelner Sagen bleibt, selbst nach den geschehenen Vorarbeiten, der Kritik noch ein weites Feld übrig, besonders aber in der Würdigung des Verhältnisses, in welchem die spätere Ausbildung der Sagen zu ihrer ältern einfachen Grundlage steht. Unverkennbar fehlt mehrern dieser Sagen der innere Zusammenhang, und, in ästhetischer Hinsicht, wechselt mit einzelnen romantischen Schönheiten und ansprechenden Schilderungen die höchste Geschmackslosigkeit ab. — Der Otnit in diesem Heldenbuche ist wahrscheinlich Odoacer; die Sagen von ihm sind italischen Ursprunges. Dagegen stammt der gehörnte Siegfried aus fränkischen und rheinländischen, und der Hug- und Wolf-Dietrich aus ostgothischen Sagen. Selbst in das Lied der Niebelungen sind mehrere dieser Stoffe übergegangen. (Schon im Jahre 1811 erschien der erste Theil des Heldenbuches von Fr. Heinr. von der Hagen, in welchem er sechs Gedichte: Hörnen Siegfried, Etzels Hofhaltung, das Rosengartenlied, Alpharts Tod, Ecken Ausfahrt, und den Riesen Siegenot mittheilte. — Die Fortsetzung blieb aus; allein in

einer kritisch vollendeten Form begann von der Hagen mit Ant. Primisser eine neue Ausgabe des Heldenbuches in der Ursprache [Berlin, 1820. 4.], wovon der bis jetzt erschienene erste Theil: Gudrun, „die wunderbare Nebensonne der Niebelungen" nach Hagens Bezeichnung, — Bieterolf und Dietlieb, den großen Rosengarten, „die ältern bedeutsamen Vorspiele der letztern ernsten Kämpfe in der Niebelungen Noth, und vor allen zunächst damit verwandt", — Kaspars von der Roen Heldenbuch, den Otnit und den Wolf-Dietrich enthält. Der zweite, angekündigte Theil soll den Kreis der Sagen des Heldenbuches beschließen. — Der Otnit ward auch besonders herausgegeben von Mone. Berl. 1821. 8.)

Mit dem Otnit und dem Wolf-Dietrich steht das altteutsche Epos: König Rother in mehrfacher Verbindung. Doch ist der Held eine blos mythische Person; denn, nach dem Epos, soll der langobardische König Rotharis (Rothhaar) der Vater des fränkischen Pipins, und Karls des Großen Großvater seyn. In diesem mythischen Ganzen sind langobardische und byzantinische Sagen unverkennbar verschmolzen. Die letztern fanden entweder schon seit den Zeiten des Exarchats in Italien den Weg nach dem Abendlande, oder erst später im Zeitalter der Kreuzzüge. (Die im ersten Theile der teutschen Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von Fr. H. von der Hagen und Büsching [Berl. 1808. 4.], enthaltene Darstellung des Rother stammt wahrscheinlich aus dem zwölften Jahrhunderte.)

Höher aber, als die epischen Gedichte des Heldenbuches, steht das Lied der Niebelungen.

Denn, wenn dasselbe, auch nach seinem dichterischen Werthe, in neuerer Zeit über sehr überschätzt ist; und wenn gleich der Urheber desselben nicht mehr ausgemittelt werden kann, wiewohl es unverkennbar dem Ende des zwölften, oder dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehört: so ist es doch seinem Stoffe nach echtdeutsch, und nach seiner Form eine dichterische Einheit, wo namentlich in den beiden ersten Abtheilungen ein bestimmter Plan und eine gleichmäßige Haltung der Sprache erkannt wird.

Scheint gleich der Name Niebelungen auf den Norden hinzudeuten; so bildet doch weder eine skandinavische, noch eine brittische, oder eine nordfranzösische Sage die Unterlage des Stoffes. Der Name Niebelungen wird vielmehr in diesem deutschen Gedichte auf die Franken oder Burgundionen übergetragen; die Gegend von Worms ist der Schauplatz der Burgunder; die Namen aller Personen sind rein deutsch; die oberrheinische Mundart ist vorherrschend. Das Gedicht schildert keine eigentlichen Helden im höhern Sinne des Wortes; die Hauptpersonen aber sind Gunthar, Siegfried, Brunehilde und Chriemhilde. Der Knoten wird dadurch geschürzt, daß der aus den Niebelungen (den nordischen Gegenden) abstammende Siegfried von Gunthar, dem Könige der Burgunder, dessen Schwester, Chriemhilde, zur Gemahlin erhält; Brunehilde aber, Gunthars Gemahlin, Siegfrieds Ermordung bewirkt. Dadurch wird Chriemhilde zur Rache gereizt, und diese durch die Erlegung der Mörder ihres Gemahls befriedigt. Der Dichter, der nach seinem Namen nicht mehr ausgemittelt werden kann, schildert heftige Leidenschaften und

südlichen Sitten. Die Hauptperson Siegfried, der im Heldenbuche sehr herabgesetzt wird, erscheint hier in einem höhern Lichte, woraus erhelle, daß der Dichter des Niebelungenliedes nicht Antheil an dem Heldenbuche haben konnte, wenn gleich das Niebelungenlied dadurch dem Heldenbuche verwandt ist, daß, wie in dem letztern, so auch in dem erstern, mehrere einander ähnliche ältere Sagen fränkischen, thüringischen, selbst gothischen und langobardischen Ursprungs verschmolzen sind. Dazu kommt, daß der Zeitpunct der Begebenheiten im Niebelungenliede in die stürmvollen Kämpfe des Attila (Etzel) mit den Burgundern in den Rheingegenden fällt. Allein schon nach der örtlichen Beziehung dieses Epos auf eine einzige Gegend Teutschlands, und nach der Darstellung von Personen, die, bei allem individuellen Interesse, doch nicht dem ganzen Teutschlande angehören, kann das Niebelungenlied nicht für ein Nationalepos erklärt werden, noch abgesehen davon, daß ihm der höhere Dichtergeist abgeht.

Das Thatsächliche im Niebelungenliede ist, daß die Burgunder im fünften Jahrhunderte, während der Stürme der Völkerwanderung, wo so viele Völker weiter zogen, ihre Wohnsitze veränderten und unter einander sich bekriegten, am Mittelrheine wohnten, wo Attila sie ums Jahr 435 bekämpfte. Die Burgunder standen vorher in einer abhängigen Bundesfreundschaft mit diesem hunnischen Weltstürmer; darauf trat Zwist zwischen ihnen und Bekämpfung ein. Die Burgunder verloren, nach dem Niebelungenliede, 12,000 Mann. Mögen also immer die Niebelungen (oder Niflungen), wie Einige wollen, ein fabelhaftes Heldenvolk im Norden gewesen seyn;

in dem Epos ist der Name dieses Volkes auf die Burgunder übergetragen. — Das Niebelungenlied ist aber nicht, wie fast alle übrige epische Gedichte dieser Zeiten, ein Gemisch von Erzählungen; vielmehr liegt der dichterischen Durchbildung der beiden ersten Theile Ein bestimmter Gedanke zum Grunde, der vom Anfange bis zum Ende vorherrscht: „wie durch den beleidigten Stolz eines Weibes (Brunehilde) einer der edelsten und tapfersten Ritter fiel, und wie die Rache eines Weibes (Chriemhilde) nicht eher befriedigt ist, als bis sie dem Andenken an den ermordeten Geliebten die Schuldigen und Unschuldigen furchtbar geopfert hat.“ *)

Das Niebelungenlied unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Titurel und Parzival, daß in demselben kein Mysticismus, wie in den beiden letzten, angetroffen wird; auch fehlt die dichterische Versinnlichung des Geistes der Chevalerie. Allein ein tragischer Plan durchdringt das Ganze; feste Charaktere stehen im Vordergrunde der Zeichnung; die ästhetische Einheit, so wie die dichterische Gerechtigkeit wird dadurch fest gehalten, daß Siegfrieds Schatten durch die Rächung seines Todes versöhnt wird. Es herrscht im Niebelungenliede kein Wirrwarr von Begebenheiten, wie in den andern größern Gedichten aus diesem Zeitalter; auch ist es nicht so redselig, wie dieselben. Doch wechseln heitere und düstere Schilderungen. Der Bau der Stanzen ist nicht ganz regelmäßig; sie schreiten aber in einem kunstreichen Ebenmaaße fort. Doch gelten alle diese Vorzüge zunächst nur von den beiden ersten Theilen.

*) Vergl. Aug. Wilh. Schlegel in d. Heidelb. Jahrb. 1815. August. S. 755.

von dem Liede der Niebelungen, und Chriemhildens Rache. Der dritte Theil: die Klage, ist nur Anhang, ist umständlich bis zur Weitschweifigkeit, und in einem andern Tone und Versmaaße gehalten, als die beiden ersten, welche ein geschlossenes Ganzes bilden. (Von so vielen Schriften über das Niebelungenlied gehört hieher zunächst folgende: Der Niebelungen Lied, zum erstenmale in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift, mit Vergleichung aller übrigen Handschriften, herausgegeben von Fr. Heinr. von der Hagen. Dritte berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte Auflage. Bresl. 1820. 8.)

Wenn, nach den Ergebnissen der Kritik, der Stoff zum Heldenbuche und zum Niebelungenliede ächtteutsches Ursprungs ist; so gehören doch auch dem sogenannten schwäbischen Zeitraume epische Gedichte an, in welchen teutsche Dichter ausländische Stoffe, welche ihnen wahrscheinlich aus der Provence und aus Nordfrankreich zukamen, durch Uebersetzungen bearbeiteten, oder durch Umbildungen und Nachahmungen sich eigen machten. Dahin gehören die bereits angeführten Sagenkreise vom Könige Artus, von Karl dem Großen, und vom heiligen Graal.

Eine reiche und sehr alte Quelle epischer Dichtungen für mehrere Völker des Mittelalters, für Britten, Franzosen und Teutsche, floß aus den Sagen von dem Könige Artus (oder Arthur) und seinen Rittern der Tafelrunde. Er soll im sechsten Jahrhunderte das südliche Wallis beherrscht, die Angelsachsen aus verjährtem Hasse

verfolgt, und vier und zwanzig seiner Ritter so gleichmäßig geschätzt und geliebt haben, daß er für ihre Zusammenkünfte eine runde Tafel bestimmte, um keinen dem andern vorzuziehen. Schweigt gleich die beglaubigte Geschichte über ihn und seine Ritter; so lebte doch sein Lob, und die Feier seines Hofes und seiner Ritter, in dem Munde der spätern Dichter.

Verwandt mit den, im Heldenbuche behandelten, Sagen von dem Könige Rother ist der Sagenkreis von Karl dem Großen, einem Fürsten und Helden, der zweien Völkern, den Teutschen und Franzosen, als Begründer und Regent des größten Reiches während des Mittelalters, gemeinschaftlich angehörte. Die erste dichterische Behandlung der Sagen von ihm und den Rittern in seiner Umgebung (seinen Paladinen), enthalten in der Schilderung seines Zuges gegen die Saracenen in Spanien (welcher geschichtlich dem Jahre 778 angehört), scheint von Südfrankreich ausgegangen, und namentlich aus der lateinischen — angeblich von dem Erzbischoffe Turpin von Rheims abgefaßten — wahrscheinlich aber in Barcellona, dem Mittelpuncte der fränkisch-spanischen Mark, mit arabisch-spanischen Farben aufgefrischten Lebensbeschreibung Karls geflossen zu seyn. In der vorhandenen Form derselben ist die Mundart mehr schwäbisch, als fränkisch. Diese Bearbeitung scheint daher von der Bearbeitung eines jüngern Dichters aus dem schwäbischen Zeitalter herzurühren, der unter dem Beinamen der Stricker aufgeführt wird. — Zu den Schilderungen der Kampfgenossen Karls gehörte auch ein größeres episches Gedicht in drei Theilen, wovon blos der erste: Wilhelm der Heilige von

Oranse, und der mittlere: der Markgraf von Narbonne (herausgegeben von Casparson, Kassel, 1781 und 1784. 4.) gedruckt sind, der dritte oder, der starke Rennewart, welcher Wilhelms des Heiligen späteres Leben und Mönchsthum schildert, nur nach Handschriften (zu Kassel und München) bekannt ist. Der Markgraf von Narbonne ist vom Wolfram von Eschenbach; allein der erste und dritte Theil wird einem Zeitgenossen Eschenbachs, dem Ulrich von Türheim (oder Türkheim) beigelegt.

Der dritte Sagenkreis begreift die Sagen vom heiligen Graal in sich, welcher an die Sagen der Tafelrunde sich innig anschließt, und dieselben in sich aufnimmt. Alle Dichtungen von der runden Tafel gehen von einer gemeinsamen Unterlage aus. Der heilige Graal bezeichnet den Kelch, oder die Schüssel, deren Jesus, bei der Einsetzung des Abendmahls, sich bediente, und in welcher Joseph von Arimathia das Blut auffing, das, bei der Kreuzigung, aus der Seite Jesu floß. Mit diesem heiligen Graal verrichtete Joseph auf seinen Reisen in verschiedenen Ländern, besonders in England, bedeutende Wunder. Er erbte daher als ein wichtiges Eigenthum auf seine Nachkommen fort, welche ähnliche Wunder durch ihn bewirkten. Allein nach einigen Geschlechtern ging der heilige Graal verloren. Ihn wieder aufzusuchen, stiftete Utter Pandragor, der Vater Arthurs, den Orden der Tafelrunde, dessen Rittern als erste Pflicht oblag, die ganze Welt zu durchziehen, um den heiligen Graal aufzusuchen. Arthur, der Sohn Utter's, gab diesem Ritterinstitute eine noch vollkommnere Gestaltung, durch welche es unter seiner Regierung zu dem Gipfel seines

[illegible] gelangte. — Die Erzählung von den Rittern der Tafelrunde ward zuerst im zwölften Jahrhunderte lateinisch, dann in nordfranzösischen Versen, und später von Guiot, dem Provenzalen, dargestellt. Dem letztern folgte, nach seiner eigenen Erklärung, Wolfram von Eschenbach im Titurel und Parzival; denn mehrere epische Gedichte gehören zu diesem Sagenkreise. — Von den beiden epischen Dichtungen des Wolfram von Eschenbach behauptet der Titurel wesentliche Vorzüge vor dem Parzival. Er ist nicht bloße Uebersetzung des Guiot, und mit Liebe geschrieben. Er ist ziemlich regelmäßig gereimt in Stanzen von sieben Zeilen, deren vorletzte keinen Reim hat; der Parzival hingegen ist in unregelmäßigen kurzen Zeilen gereimt. Allein dem Stoffe nach sind beide einander nahe verwandt. Ritterthum und Christenthum schmelzen in beiden zusammen, und, abgesehen von der Mystik des Stoffes, herrscht in ihnen eine hohe Fülle dichterischen Lebens. Das wirklich Geschichtliche des Stoffes, dafern es eins gab, ist wahrscheinlich in der dichterischen Behandlung ganz untergegangen, weil diese nicht einmal diejenige geschichtliche Wahrscheinlichkeit zuläßt, welche sich im mythischen Epos der Griechen findet. — Außerdem gehören zu diesem Sagenkreise vom heiligen Graal: der Lohengrin (der angebliche Sohn des Parzival), von einem Unbekannten nach dem Eschenbach fortgesetzt und überarbeitet; der Iwain (ein Ritter der Tafelrunde), nach einem französischen Originale bearbeitet von Hartmann von der Aue; der Tristan, ein Ritterroman des Thomas von Britannien, vom Gottfried von Straßburg in die schwäbische Mundart übergetragen; der Wigamur, einer der Gefährten

des Königs Artus, dargestellt in einem Epos, dessen Dichter nicht näher bekannt ist; dem aber die Sagen von der Tafelrunde und von dem heiligen Grale nicht fremd waren; der Lancelot von Ulrich von Zazikhofen; und der Wigalois, der Ritter mit dem Rade, der gleichfalls, seinem Stoffe nach, in den Sagenkreis des Artus gehört, und zunächst aus Frankreich zu den Teutschen kam. (Noch fehlt den meisten dieser Epopöen eine genügende kritische und ästhetische Bearbeitung, wie sie dem Wigalois, gedichtet von Wirnt von Gravenberch, durch Benecke — mit Vorbericht, Anmerkungen und Glossar, Berl. 1819. 8. — zu Theil ward.)

Waren die Stoffe zu diesen epischen Dichtungen theils echtteutschen, theils brittischen und französischen Ursprungs; so kleideten dagegen andere Dichter dieses Zeitalters größere epische Stoffe, die sie aus den Mythenkreisen des Alterthums entlehnten, ins romantische Gewand. Wieder andere entlehnten ihre Stoffe aus einheimischen geschichtlichen Sagen. Aus Stoffen des Alterthums bildete Heinrich von Veldeck die bereits angeführte Aeneide, und Wolfram von Eschenbach seine Schilderung des trojanischen Krieges. Für den Landgrafen Herrmann von Thüringen gestaltete Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen des Ovids; doch hat dieses Werk Albrechts nur in der Umarbeitung des Wickram sich erhalten, die dem sechszehnten Jahrhunderte angehört. In Hinsicht der Bearbeitung alterthümlicher Stoffe scheinen aber die Dichter dieses Zeitalters nicht die klassischen Muster des Alterthums selbst, sondern nur die bereits vorhandenen provenzalischen Umbildungen derselben, zum Grunde gelegt zu haben.

Unter den Verarbeitungen einheimischer geschichtlicher Sagen ist die vom Herzog Ernst, welche Heinrich von Veldeck ums Jahr 1200 zu Einem Ganzen gestaltete (das in dem ersten Theile der Sammlung von Hagen und Büsching enthalten ist), eine der wichtigsten. Doch erscheint der Held dieses Gedichts in der Behandlung als eine ganz mythische Person, gebildet aus den Thaten und Begebenheiten verschiedener Helden und Zeitalter, so daß selbst das eigentlich gemeinte geschichtliche Individuum durch allen kritischen Scharfsinn bis jetzt nicht ausgemittelt werden konnte.

An diese größern epischen Dichtungen, so wie an die lyrischen Gedichte von kleinerm Umfange, welche diesem Zeitalter angehören, schließt sich eine Minderzahl von andern dichterischen Formen an, die zu dem Kreise der biographischen Legenden, der Fabel und der didactischen Dichtkunst gerechnet werden müssen; denn namentlich tritt es als Ergebniß in diesem Zeitalter hervor, daß einzelne Dichter desselben, aus Abneigung gegen die aus dem Heldenkreise stammenden Stoffe, absichtlich Gegenstände aus der christlichen Mythologie für ihre Zwecke verarbeiteten. So gehören der heilige Georg des Reinbot von Doren (im ersten Theile der Sammlung von Hagen und Büsching), — und Barlaam und Josaphat des Rudolph von Montfort (besonders herausgegeben von Köpke, Königsb. 1818. 8.) ins Gebiet der frommen biographischen Legenden; Salomon und Markolf aber (enthalten im ersten Theile der Sammlung von Hagen und Büsching) in den Kreis der satyrischen Erzählungen und Schwänke. Zur didactischen Dichtkunst müssen der König Tyro von Scho-

ten, und der Winsbeck und die Winsbeckin (welche beide in der Manessischen Sammlung stehen) gerechnet werden. Denn die Geschichte kennt keinen König von Schottland, der jenen Namen führt, und der unbekannte Dichter erfand diesen Namen, um einem weisen Könige von Schottland seinem Sohne Friedebrand gute Regeln ertheilen zu lassen. Der König Tyro von Schotten gehört daher zur didactischen Dichtkunst, und hat mehr moralischen, als ästhetischen Werth. Eben so schildert der Winsbeck und die Winsbeckin ein achtungswerthes Ehepaar, die ihrem Sohne und ihrer Tochter gute Lehren geben; besonders erklärt sich die Mutter an die Tochter mit Einfachheit, Ernst und Würde. — Auf gleiche Weise muß das Spruchgedicht Bescheidenheit des Meister Freidank zur didactischen Dichtkunst gerechnet werden. Es ward dem Kaiser Friedrich 2 gewidmet, und gehört daher zum schwäbischen Zeitraume; doch hat die schwäbische Mundart desselben in der spätern Bearbeitung (durch Sebastian Brant) wesentliche Veränderungen erfahren. Der Inhalt dieses Gedichts, den auch der Name Freidank bezeichnen sollte (welcher nicht als Familienname des Dichters gilt), umschließt einzelne Sittensprüche, nach Art und Weise der griechischen und morgenländischen Gnomen. — Eine bunte Mischung von Sittensprüchen, satyrischen Schilderungen, Fabeln, Schwänken und andern Erzählungen enthält die, im Jahre 1300 vollendete, Sammlung, welche der Schullehrer zu Thürstadt bei Bamberg, der Hugo von Trymberg, unter dem Namen: der Renner zusammenstellte. Der Mann hatte viel abgeschrieben und gesammelt. Sein Buch sollte den verloren ge=

gangenen Büchern nachrennen und ihren Inhalt ersetzen. Bald berührt er sittliche, bald naturgeschichtliche Gegenstände; bald schildert er böse Herrschaften, Bauern, Pfaffen, Mönche, bald böse Wirthe und Räuber; zuletzt gedenkt er des jüngsten Tages. Sein eigener erzählender Ton ist gutmüthig und launig, im Ganzen aber mehr satyrisch komisch, als ernsthaft. — Von hohem Interesse für ihr Zeitalter ist die Fabellese aus dem dreizehnten Jahrhunderte, die unter dem Namen: „der Edelstein, gedichtet von Bonerius" (und unter diesem Titel herausgegeben von Geo. Fr. Benecke, Berl. 1816. 8.) sich erhalten hat, wenn gleich mehrere Stoffe dazu aus dem Aesop, und aus provenzalischen Vorgängern entlehnt wurden.

Die Sprache der Prosa und Beredsamkeit stand bei den Teutschen dieses Zeitabschnittes, wie bei den übrigen gesitteten Völkern, während ihres Heldenalters hinter der Sprache der Dichtkunst zurück. Beide folgen nur langsamen Schrittes der Fortbildung der Sprachen durch die Dichter, besonders die Sprache der Beredsamkeit, für welche auf teutschem Boden nur die Kanzel übrig blieb, seit, durch die Aufnahme des römischen Rechts, die ursprüngliche teutsche Gerichtsverfassung verdrängt und die von ihr ausgehende bürgerliche Beredsamkeit verhindert ward. — Nur einzelne Bruchstücke aus Predigten über biblische Sprüche, und in diesen nicht die entfernteste Spur eines Anklanges wahrer Beredsamkeit *), haben sich aus dem eilften Jahr-

*) Sie stehen in Eckharti comment. de rebus Franciae orientalis, T. 2. p. 942.

hunderte), in fränkischer Mundart, erhalten. Das Meiste in diesen Predigten ist dogmatische Erklärung und Paraphrase biblischer Lehren; doch hat die Form der Darstellung Klarheit, Leichtigkeit und einige Würde. — Reichhaltiger sind die teutschen Predigten des Franziskaners Berthold, aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (welche Chstn. Fr. Kling, theils vollständig, theils in Auszügen herausgab. Berl. 1824. 8.). — Noch höher aber stehen die Predigten und Erbauungsschriften des Dominicaners Johann Tauler zu Straßburg, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, welche in der Sprache des tiefen Gefühls zwar einen Anstrich des Mysticismus, zugleich aber auch das damalige erste Gepräge der teutschen geistlichen Beredsamkeit an sich tragen, wenn gleich in den zahlreichen spätern Ausgaben seiner Schriften die Sprache derselben einer jüngern Zeit angepaßt ward. — In dasselbe vierzehnte Jahrhundert gehörte auch die teutsche Uebersetzung der Bibel aus der Vulgata durch Matthias von Behaim in Halle, und die Uebersetzung eines Theiles der Bibel, welche sich im teutschen Ordensarchive in Preußen vorfand. (Ueber die letztere schrieb: Ernst Hennig, historisch-kritische Würdigung eines ansehnlichen Theiles der Bibel aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Königsb. 1812. 8.) Ueberhaupt werden vor Luther 14 verschiedene Bibelübersetzungen gezählt.

Die ersten Spuren des geschichtlichen Styls in teutscher Sprache enthält die Hessische Chronik von Riedesel, der gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Schmincke nahm sie, nach einem von Gerstenberger gemachten Auszuge, in die Monimenta hassiaca auf. Eben so gehört in

die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts; die Elsassische Chronik von Jacob Twinger aus Königshofen, die Schilter (Straßb. 1698. 4.) verbessert herausgab. —

Obgleich im Zeitalter der Hohenstaufen das Studium des römischen und des canonischen Rechts zu Bologna lebhaft betrieben, und allmählig auch auf Teutschland übergetragen ward, weil es die Könige Teutschlands schmeichelte, als unmittelbare Nachfolger der römischen Imperatoren, sowohl in Hinsicht der unumschränkten Regentengewalt, als in Hinsicht der Oberherrschaft in Italien, betrachtet zu werden; so dauerten doch in Teutschland, als einem Wahlreiche, die Rechte der Reichsstände fort; so wie der Gebrauch der teutschen Sprache bei den Reichstagsverhandlungen und bei den Reichstagsabschieden (den Ergebnissen der beendigten Reichstagsverhandlungen) unverändert blieb. Selbst der in Sicilien erzogene und gebildete Kaiser Friedrich 2, der funfzehn Jahre von Teutschland abwesend gewesen war, ließ, während seiner Gegenwart auf dem Reichstage zu Mainz im Jahre 1235, den daselbst beschlossenen Landfrieden in teutscher Sprache niederschreiben. Eben so galt der Gebrauch der teutschen Sprache in den Urkunden des Reiches unter dem Könige Rudolph 1, der ohnehin keine andere Sprache verstand.

Je mehr aber in diesem Zeitalter der Gebrauch des römischen Rechtes in Teutschland sich ausbreitete, desto verdienstlicher war es, daß in demselben auch zwei Privatsammlungen der altteutschen Gewohnheitsrechte entstanden, wahrscheinlich damit das fremde Recht das einheimische nicht völlig verdrängen möchte. So erhielten der Sachsenspiegel ums Jahr

1215, der Schwabenspiegel ums Jahr 1282, der erste fürs nördliche, der zweite fürs südliche Teutschland ihr öffentliches Daseyn. Der Sachsenspiegel umschloß eigentlich das sächsische Landrecht, und war, im strengen Sinne, ein Inbegriff der niedersächsischen Rechte und Gesetze, weil Karl der Große den Sachsen, bei ihrer Vereinigung mit den Franken, ihr Gewohnheitsrecht gelassen hatte. Dem Ecco von Repgow gehört das Verdienst, den Sachsenspiegel gesammelt zu haben, wobei er sich nicht der niedersächsischen Mundart, sondern des damaligen Hochteutschen bediente, welches auf der im damaligen Zeitalter vorherrschenden schwäbischen Mundart beruhte. — Der Name dessen, der den Schwabenspiegel sammelte, hat sich nicht erhalten; wahrscheinlich war es ein Geistlicher, der auch den Sachsenspiegel und altbayrische und alemannische Gesetze benutzte, wenn gleich das alte Frankenrecht die Unterlage desselben bildete. Beide Gesetzbücher wurden bald bei der Gerichtspflege angewandt, ob sie gleich so wenig, wie das fremdher gekommene römische und canonische Recht, eine förmliche Annahme und öffentliche Bestätigung im teutschen Reiche erhielten. Beide Gesetzbücher haben aber nicht blos geschichtlichen und politischen Werth; sie sind auch als die ältesten Denkmäler der teutschen Sprache in Hinsicht auf Gesetzgebung und Gerichtspflege von hohem Interesse. — Aus späterer Zeit, namentlich aus dem dreizehnten Jahrhunderte, stammt das Gesetzbuch der alten Friesen (das, unter dem Namen: Asega-Buch, Wiarda zu Berlin, 1805. 4. herausgab).

Bevor wir aber des Zeitabschnitts gedenken, welcher dem Zeitalter der Hohenstaufen folgte, muß

wenigstens daran erinnert werden, daß der Aufschwung der teutschen Sprache in diesem Zeitalter mit dem Aufschwunge des ganzen teutschen Volkes in der innigsten Verbindung stand. Es war das Zeitalter, wo die altteutsche *Baukunst* ihre herrlichen, noch jetzt angestaunten, Werke hervorbrachte: die Dome zu Köln, Straßburg, Freiburg, Wien, Naumburg, Meißen u. a.; es war das Zeitalter, wo die *teutsche Mahlerei* entstand, für welche Albrecht Dürer und Lucas Kranach bald darauf ihre neuen Bahnen brachen; es war das Zeitalter, wo in den einzelnen teutschen Staaten, deren Regenten zur Erblichkeit ihrer Reichswürden und Reichsländer gelangt waren, die ständische Verfassung ihre bestimmte Gestalt erhielt; — wo die Städte durch steigende Bevölkerung, durch Gewerbsfleiß und Handel zu kräftigem Wohlstande und zur höhern Blüthe gelangten, so wie die Stiftung des weitverzweigten hanseatischen Bundes diesem Zeitalter angehört; es war endlich das Zeitalter, wo Teutschland in die erste größere Verbindung mit dem Auslande trat, die theils durch den lebhaften Handelsverkehr mit Italien und mit dem Norden, theils durch die fortdauernden Kreuzzüge, theils durch den friedlichen Austausch wissenschaftlicher und künstlerischer Ideen, und durch die gegenseitige Berührung der Dichter und Sänger der damaligen gesittetsten Völker Europa's befördert ward. Nothwendig mußte unter diesen Einflüssen der sich fortbildenden Verfassung der einzelnen teutschen Staaten und ihres Wohlstandes, ihres Reichthums und ihres erweiterten Verkehrs, auch die Sprache an Umfang und Vielseitigkeit, an Reichthum, Fülle und Wohlklang gewinnen.

Dieses Zeitalter voller reicher Blüthen und Früchte verschwand aber mit dem gewaltsamen Untergange des hohenstaufischen Geschlechtes. Unmittelbar folgte demselben in Teutschland ein Zeitabschnitt der Unordnung und Verwirrung, bekannt in der Geschichte unter dem Namen des großen Zwischenreiches, bis mit der Königswahl Rudolphs von Habsburg (1273) zwar theilweise der eingerissenen Zügellosigkeit und dem auflebenden Faustrechte gesteuert, die bessere verschwundene Zeit aber auf keine Weise zurückgeführt ward. Es ist wahr, die Fürstenmacht in den einzelnen teutschen reichsunmittelbaren Gebieten verstärkte und vergrößerte sich, weil die meisten Könige Teutschlands in dieser Zeit mindermächtig und mit der Sorge für die Erweiterung ihrer Hausbesitzungen beschäftigt waren; es ist unverkennbar, daß in diesem Zeitalter politischer und geistiger Gährung nicht nur mehrere Hochschulen entstanden, sondern auch das Schießpulver und die Buchdruckerkunst erfunden, der europäische Gesichtskreis durch Entdeckung neuer Inselländer und Handelswege erweitert, und durch Huß der erste mächtige Anstoß zur darauf folgenden Kirchenverbesserung in der Mitte Teutschlands gegeben ward; allein es war auch dies das Zeitalter, wo der teutsche Adel unter seinen steten Befehdungen, der früher auf seinen Burgen blühenden Dichtkunst vergaß, wo an den teutschen Fürstenhöfen der milde Ton des ritterlichen und Minne-Liedes verstummte, wo die Femgerichte ihr wildes Unwesen trieben, und wo alles, Ritterschaft, Städte, Zünfte und Hochschulen, in Corporationen zusammentreten mußte, um Eigenthum, Recht und Freiheit zu schützen, weil in Teutschland von oben her, von dem seine schwachen Könige

oft wechselnden Wahlthrone, weder Kraft, noch Einheit und Haltung des Ganzen, noch Sicherheit für Personen und Eigenthum ausging. Ein anderer politischer Geist war über Teutschland gekommen; nach dem Aufhören der ritterlichen Züge nach Palästina blieb der fehdelustige Geist des teutschen Adels auf seine Kämpfe gegen sich selbst und gegen die kräftigen Städte beschränkt; und nicht ohne Nachtheil war es, selbst für mehrere folgende Jahrhunderte, daß der fortgesetzte Anbau der Wissenschaften, der Dichtkunst und der vaterländischen Sprache während dieser stürmischen Zeit fast ausschließend dem Bürgerstande in den Städten angehörte, und der Adel dieses Zeitraumes es völlig vergaß, wie viel durch seine Ahnen in den Tagen der Hohenstaufen für wissenschaftliche, dichterische und Sprach-Bildung überhaupt geschehen war.

So geschah, daß die Dichter dieser Zeit größtentheils aus dem Bürger- und zum Theile aus dem Handwerkerstande auftraten, die, im vorherrschenden Geiste des Zeitalters, zünftig zusammenhielten, mit förmlichen Statuten, Gesetzen und Gebräuchen. Zwar fehlte es nicht ganz an Einzelnen aus dem Ritterstande und aus der Geistlichkeit, welche in dem Kreise damaliger Sänger genannt werden; was waren sie aber gegen die Masse! und wie wenig kümmerten beide Stände — der Geistlichkeit und des Adels — sich damals um die hohen Interessen der Wissenschaft und Kunst! Das damalige und das spätere Zeitalter nannte die Dichter dieser Zeit Meistersänger, ein Name, der im schwäbischen Zeitraume denjenigen Rhapsoden beigelegt worden war, welche die Lieder der gleichzeitigen Dichter declamatorisch vortrugen oder absangen. Auch war der

Meistername, so wie noch jetzt, ein Ehrenname, der aus der Zunftgestaltung jener Zeit hervorging, und den erreichten Grad der Gediegenheit und Vollendung in einem Handwerke und in einer Kunst bezeichnete. Von Bodmer an bis auf Docen und Jacob Grimm ist viel über den Unterschied zwischen Minne- und Meistersängern gestritten worden. Wenn denn nun auch zugestanden werden muß, daß es schwer sey, das Ende des Minnegesanges und den Anfang des Meistergesanges nach einem bestimmten Zeitpuncte geschichtlich zu bezeichnen, weil die Meistersänger unmerklich an die letzten bekannten Minnesänger sich anschließen; wenn ferner Grimm bestimmt nachgewiesen hat, daß die metrischen Formen der Meistersänger von den Minnesängern herrühren; so tritt doch als festes Ergebniß hervor, daß im Zeitalter der Meistersänger der Geist und Ton der Dichtkunst ein anderer war, als im Zeitalter der Minnesänger, weil das öffentliche Volksleben sich völlig umgestaltet hatte, und daß, ungeachtet des unmerklichen Ueberganges des letzten Minnegesanges in die Anfänge des Meistergesanges, doch in den Tagen der Hohenstaufen so wenig vom eigentlichen Meistergesange gesprochen werden kann, wie im Zeitalter Albrechts von Oestreich und Karls des vierten von der Fortdauer des Minnegesanges. — Es hat geschichtlich sich erhalten, daß der Kaiser Karl 4 im Jahre 1378 den Meistersängern einen Freiheitsbrief, und das Recht ertheilte, ein eigenes Wappen führen zu dürfen; allein unerwiesen bleibt die eigene Behauptung der Meistersänger, die Zeit ihrer Stiftung und Einrichtung zurückzuführen bis auf die Zeiten Otto's des ersten im zehnten Jahrhunderte.

Ihre Hauptversammlungsplätze waren Mainz, Straßburg, Colmar, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Memmingen und Heilbronn. Man band sich an eine sogenannte Tabulatur, welche zunächst prosodische Vorschriften für Reim und Sylbenmaas enthielt. Man eröffnete Singschulen, öfters in Kirchen, wo dichterische Wettstreite begannen, und der Sänger, nach dem Ausspruche der Richter, durch Preise belohnt ward. Andere Zusammenkünfte wurden freilich in Wirthshäusern gehalten. — Allein so zunftmäßig auch der Zuschnitt dieser Einrichtungen war; so betrachteten sich doch die Mitglieder derselben mehr als eine dichterische Gesellschaft, denn als eine förmliche Gilde. Da mußte theils durch die zunftmäßige Gestaltung des Ganzen, theils durch die Beschränkung des Dichterwesens auf Handwerker, welchen die höhere Freiheit des geistigen Lebens abging, der frühere Dichtergeist untergehen, wie, selbst abgesehen von der Unvollkommenheit der dichterischen Formen, die Auswahl der meisten Stoffe von den Meistersängern beweiset, die bald Gegenstände des wirklichen Lebens, besonders der untern Stände des Volkes, bald biblische Geschichten, bald politische Ereignisse in gereimten Chroniken betrafen. Bei großer Fruchtbarkeit dieser Dichter trägt doch die Mehrheit ihrer Erzeugnisse nur das Gepräge kraftloser Reimerei; dies war nicht anders möglich, weil sie das Höchste der Dichtkunst nicht im Gedichte selbst, sondern im Festhalten metrischer Formen, in Wortkram, Sylbenmaas und Sylbenstecherei suchten. — Aus der großen Zahl der Meistersänger dürften als die vorzüglichern hervorgehoben zu werden verdienen: der Satyriker Spervogel, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts

lebte, und im lyrischen Sylbenmaaße viele — für eine spätere Zeit dunkele — Anspielungen auf die Thorheiten seiner Zeitgenossen sich erlaubte; der Meister Regenbogen, der in den Rheingegenden lebte, das Schmiedehandwerk betrieb, dasselbe aber aufgab, um, nach seinem eignen Ausdrucke, nothdürftig von der Dichtkunst zu leben; der Heinrich von Meißen, und Hadlaub der Zürcher. Heinrich von Meißen, Doctor der Theologie zu Mainz, der im Jahre 1317 oder 1318 starb, und, nach der Sage, von tugendhaften und schönen Frauen zu Grabe getragen ward, erhielt seinen Beinamen: Meister Frauenlob wahrscheinlich von der Achtung, mit welcher er als Dichter das weibliche Geschlecht feierte. An sich stand er, als Dichter, nicht über seiner Zeit; allein in dieser Zeit, wo die Dichtkunst größtentheils an die Handwerker gekommen war, gehörte es zu den Seltenheiten, daß ein Doctor der Theologie in den Reihen der Dichter erschien. Zwar durfte von einem solchen die Erneuerung des frühern Minne- und Rittergesanges nicht erwartet werden; doch schildert er, in Nachklängen jener bessern Zeiten, die Liebe Gottes, die Vortrefflichkeit der heiligen Jungfrau, und die Reize keuscher Frauenliebe. Im Ganzen herrscht in seinen Liedern der Lehrton vor und eine Hinneigung zum Mysticismus; auch ist sein Witz nicht selten verfehlt und dunkel, und manches Wort fand blos des Reimes wegen seine Stelle. Höher an dichterischem Gehalte, als Frauenlob, stand der Zürcher Hadlaub, der in seinen Schilderungen unglücklicher Liebe den Minnesängern nicht ohne Erfolg nachstrebte, und in seinen Liedern den alten Ritterton der Liebe zu treffen verstand.

Der kriegerische Geist des Zeitalters wirkte auf die Dichtkunst zurück; dies beweisen die Kriegslieder, die sich aus jener Zeit erhalten haben. Es scheint, daß zu den damaligen Kriegsliedern die republikanische Gestalt und Verfassung der Reichsstädte und der nach Freiheit strebenden Schweiz die nächste Veranlassung gegeben haben; denn die meisten auf uns gekommenen Kriegslieder jener Zeit stammen aus den Kämpfen der Reichsstädte und der Schweizer gegen ihre Feinde. So feierte der Nürnberger Meistersänger Hans Rosenblüt den Sieg der Nürnberger (im Jahre 1450) über die benachbarten Reichsritter; so beschrieb ein Ungenannter in plattteutscher Mundart den Kampf der Stadt Soest mit dem Kurfürsten von Köln gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts; so schilderte Hans Eberhard Täsch den letzten Feldzug des Herzogs Karl des Kühnen (1477) gegen die Schweizer; Veit Weber ward der Tyrtäus der Schweizer während des Burgundischen Krieges (seine Lieder stehen in Schillings Beschreibung des Burgundischen Krieges. Bern, 1743. Fol.), und der Lucerner Schreiber, Nicolaus Schradin, hinterließ eine Reimchronik von der hartnäckigen Fehde zwischen dem Kaiser Maximilian und dem schwäbischen Bunde.

Zu den eigenen Erscheinungen dieses Zeitalters gehört, daß, ungeachtet der ununterbrochen fortdauernden Kämpfe und Fehden, doch kein episches Gedicht, im Geiste der epischen Bildungen im schwäbischen Zeitraume, entstand; es traten vielmehr an die Stelle der frühern Epopöen prosaische Romane und weit ausgeführte Erzählungen, doch ohne allen dichterischen Geist. Den Teutschen war zwar der Sinn für das Abenteuerliche geblieben; es

fehlte aber die gehaltene dichterische Einkleidung und Durchführung. Mehrere dieser Romane wurden besonders in der ersten Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst weit verbreitet; doch ist, in Beziehung auf dieselben, der Kritik noch ein großes Feld übrig geblieben, um auszumitteln, welche von diesen romantischen Dichtungen aus Ueberarbeitungen älterer epischer Gedichte hervorgegangen, welche, nach ihren Stoffen, aus dem Auslande gekommen, und welche aus der Mitte des teutschen Volkslebens selbst entsprungen sind. Zu diesen ältern romantischen Gedichten gehören die Melusine, die Magelone, der Kaiser Octavianus u. a., besonders aber im funzehnten Jahrhunderte der allgemein beliebte, zuerst niederteutsch geschriebene, Roman: Till Eulenspiegel.

Selbst die eigentliche Geschichte, welche in damaliger Zeit zunächst auf Welt-, Land- und Stadt-Chroniken beruhte, trug die Farbe dichterischer Einkleidung; denn noch fehlte denen, welche Chroniken schrieben, der kritische Tact und der strenge Sinn für geschichtliche Wahrheit. Sie mischten deshalb Wahrheit und Dichtung, und verschmähten eben so wenig die Aufnahme der unwahrscheinlichsten Sagen und Fabeln, besonders aus dem Mythenalter der teutschen Völkerstämme, wie die Uebertreibung in der Erzählung der wirklichen Ereignisse. Nur mit großer Vorsicht können daher die Limburgische Chronik von Gensbein, die Twingersche Elsassische Chronik, die Thüringische von Rothe, und selbst die Schriften von Thurmayer über Bayern, von Kantzow über Pommern, von Spangenberg über viele Länder des nördlichen Teutschlands, u. a., für geschichtliche Zwecke benutzt werden.

Der erste, welcher über diese Chronikenschreiber durch einen geschichtlichen Sinn und durch eine bessere Darstellung sich erhob, war Sebastian Frank in seinem „Zeytbuche" (Straßb. 1531. Fol.). Ihm verdient Sebastian Münster an die Seite gestellt zu werden, der durch seine Kosmographey die Bahn der Weltbeschreibung und der Staatenkunde brach.

Von den ältesten dramatischen Erzeugnissen der Teutschen haben sich einige Fastnachtsspiele von zweien Nürnbergern, Rosenblüt (einem Wappenmaler) und Folz (einem Barbier), erhalten, die der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts angehören. Ihr Ton war derb, stark komisch, bisweilen aristophanisch schmutzig. Die Sitten des Zeitalters erschienen bei ihnen in einem treuen Spiegel.

In der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts bildete sich überhaupt die Satyre bei den Teutschen aus. Das Licht, das von den vielen auf teutschem Boden begründeten Hochschulen, von der Wiederherstellnng der altclassischen Literatur im Abendlande, und von der schnellen Verbreitung neuer Ideen seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ausging, regte mächtig die Geister auf. Je mehr die Masse neuer Ansichten über Kirchenthum und Staatsform in den Köpfen gährte; desto stärker fühlte man die Gegensätze zwischen der Idee und dem damaligen wirklichen Leben. Die Unwissenheit und die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit und der Mönche machten beide lächerlich und verächtlich; und was Wicliff auf den brittischen Eilanden, Huß und andere in Teutschland lehrten, bedrohte selbst die Untrüglichkeit und Heiligkeit der dreifachen Krone. Dazu kam, besonders in den durch Gewerbsfleiß und Handel reich

gewordenen Städten, das größere Wohlleben, der steigende Luxus in Hausrath, Kleidung und Gesellschaftlichkeit, und der erwachte, durch Druckschriften vielfach genährte und erstarkte, Sinn für wissenschaftliche Forschung und Bildung. Noch kämpfte freilich überall das Licht mit der Finsterniß; noch stand — wie in allen Uebergangszeiträumen — der Aberglaube neben der allmählig sich emporarbeitenden Wahrheit; noch drohten den kühnen Männern, die auf Hochschulen getrost das Irdische an das Ewige setzten, Bannstrahl, Interdict und Scheiterhaufen; so wie der furchtbare Hussitenkrieg, der gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die schönsten Länder des innern Teutschlands erschütterte, es verkündigte, daß selbst die gereinigte Wahrheit ihre Anhänger nicht von Grausamkeiten zurückhält, sobald die Leidenschaften derselben durch den Druck des Reactionssystems mächtig aufgeregt werden.

Unter allen satyrischen Schriftstellern des ausgehenden funfzehnten Jahrhunderts waren aber entschieden die bedeutendsten und einflußreichsten: Sebastian Brant, der ungenannte Verfasser von Reineke der Fuchs, und Thomas Murner. Sebastian Brant wagte es, in seinem Narrenschiffe alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft nach der damaligen Fehlerhaftigkeit ihrer Sitten mit der Schelle erscheinen zu lassen. Es ist wahr, der dichterische Gehalt dieser Schilderungen kann nicht hoch angeschlagen werden; Keiner kann es aber verkennen, daß sie aus dem Leben gegriffen sind, daß der Satyriker seine Geisel mit einem klaren Verstande und mit einem tiefen sittlichen Gefühle schwingt. Wie groß der Eindruck dieses Narrenschiffes auf

Brants Zeitalter war, beweisen nicht blos die vielfachen Abdrücke, Umgestaltungen und Uebersetzungen desselben in andere Mundarten, sondern daß auch der Theolog zu Straßburg, D. Johann Gayler von Kaisersberg, im Jahre 1498, darüber, wie nach biblischen Texten, 110 Predigten hielt, die ebenfalls im Drucke erschienen und ihres Einflusses nicht verfehlten. — Eine ähnliche weite Verbreitung erhielt (ums Jahr 1498) die allegorische satyrische Epopöe: Reineke der Fuchs. In ihr spielt der Fuchs die Hauptrolle; mit starken Farben zeichnet er die Ränke der Höflinge, die Ausschweifungen der Geistlichkeit, die Sitten und Gebrechen der bürgerlichen Stände. Lang ward Heinrich von Alkmaar für den Verfasser gehalten, der ums Jahr 1470 am Hofe des Herzogs Renatus von Lothringen gelebt haben soll. Allein schon Rollenhagen bezeichnete den Nicolaus Baumann als Verfasser, der früher am Hofe des Herzogs Magnus von Jülich als Rath, später als Professor zu Rostock sich befand. Doch scheint auch dieser nicht der eigentliche Urheber, sondern nur der Nachbildner eines auswärts entlehnten Originals zu seyn; denn der angebliche Heinrich von Alkmaar erklärt selbst, daß er seine Bücher aus wälscher und französischer Sprache ins Plattteutsche übergetragen habe. Da nun gleichzeitig auch in holländischer Sprache ein ähnlicher Reineke erschien; so lag wahrscheinlich diesem, wie dem teutschen, eine Reihe altfranzösischer Fabeln zum Grunde, so daß das Gedicht im Plattteutschen, wie im Holländischen, nur die Nachbildung eines frühern ausländischen Urbildes war. — Noch schärfer und bitterer aber im Tone der Satyre, als die Verfasser des Narrenschiffs und des

Reineke, war Thomas Murner, ein gebohrner Straßburger, der als Professor der Theologie zu Lucern starb. Seine bedeutendsten Erzeugnisse sind: die Narrenbeschwörung, die Schelmenzunft (wobei seine zu Frankfurt gehaltenen Predigten zum Grunde liegen), und die Gauchmat, oder Narrenwiese, worin er die Männer geiselt, die sich durch Frauen täuschen lassen.

Der Regierungszeit des Kaisers Maximilian 1 gehören zwei Gedichte an, zu welchen er selbst die Veranlassung gab, und wozu die Stoffe aus seinem Leben entlehnt wurden: der Teuerdank und der Weißkunig. Beiden fehlt der dichterische Gehalt; doch dürfen sie als seltsame und eigenthümliche Erscheinungen in der teutschen Literatur nicht übergangen werden. Im Teuerdank schildert Maximilians Geheimschreiber, Melchior Pfinzing, die Thaten seines Kaisers von dessen Jugend an bis zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Maria, der Erbin von Burgund. Der Held wird Teuerdank genannt, weil er von Jugend auf seine Gedanken auf theure (große, herrliche) Dinge gerichtet, und mit ritterlich christlichem Sinne viele Thaten gethan und große Gefahren bestanden habe. (Die spätern Ausgaben dieses episch-allegorischen Gedichts von Burcard Waldis und Matthäus Schultes enthalten viele Veränderungen des Originals.) — Ein Seitenstück zu dem Teuerdank ist der Weißkunig, behandelt von dem Secretair Maximilians Treitzsaurwein von Ehrentreitz. Das Ganze ist durchgehends allegorisch behandelt; denn alle geschichtliche Personen erscheinen in demselben unter allegorischen Benennungen. Der Anfang der Schilderung reicht zurück in das Zeitalter des

Kaisers Friedrich 3; dann wird Maximilians Leben von seiner Erziehung an bis zum Ende des venetianischen Krieges dargestellt. Die Sprache selbst ist die östreichische Mundart. Der Weißkunig, von welchem nur eine einzige, zu Wien in 2 Theilen, 1775 in Folio erschienene Ausgabe mit vielen Holzschnitten besteht, ist weniger in der teutschen Literatur bekannt, als der Teuerdank, steht aber mit diesem auf gleicher niedern Stufe des ästhetischen Werthes.

Allein eben in diesem Zeitalter des Kaisers Maximilian des ersten trat ein Ereigniß in den Kreis des teutschen Volkslebens, das auf die ganze geistige Bildung der Nation, und durch dieselbe auch auf die Sprache derselben den mächtigsten und folgenreichsten Einfluß behauptete: die Kirchenverbesserung. Noch war der Scheiterhaufen zu Kostnitz nicht vergessen, auf welchem die irdische Hülle des Huß verbrannt, und darauf seine Asche in den Rhein geworfen ward, als, getrieben von einem unaufhaltbaren innern Drange, der über das äußere Schicksal ungewöhnlicher Menschen, und über ihre Stellung in der Weltgeschichte unwiderruflich entscheidet, Luther auf der neugestifteten sächsischen Hochschule zu Wittenberg am 31 October 1517 einen Schritt that, der über seine Person Bann und Reichsacht, seinen Namen aber zur Unsterblichkeit, und über die protestantische Christenheit das Licht der gereinigten evangelischen Lehre, und das heilige Recht der religiösen und kirchlichen Freiheit brachte. Es gehört der Kirchengeschichte an, in fortschreitender Folge zu entwickeln, wie Luther, von dem Anschlage der 95 Theses an, sein Riesenwerk — die

Erschütterung des fünfhundertjährigen Gebäudes der geistlichen Hierarchie — rastlos fortführte bis zum 18 Febr. 1546, wo er zu Eisleben entschlief; es mag sein Biograph selbst die Schattenseiten des großen Mannes nicht verschweigen, weil sie von der Masse der Lichtseiten in seinem Leben und Wirken weit überwogen werden; der Geschichte der vaterländischen Sprache gehört er aber als der Mann an, der — nach seiner gesammten Ankündigung aufgefaßt — keinen Aehnlichen vor sich, und nur sehr wenige verwandte Geister nach sich hatte. Denn er konnte als religiöser Dichter jede Vergleichung mit den Dichtern der Vorzeit ehrenvoll bestehen; er war der erste Prosaiker seiner Zeit und seines Volkes; er übertraf in der Kanzelberedsamkeit, nach Stoff und Form, alle seine Vorgänger; denn weder Tauler noch Kaisersberg, noch Murner, reichen an die Tiefe von Luthers Geist, und an die Wärme, Kraft und Fülle seiner Sprache. Hinreichend bekannt mit den Sprachen des classischen Alterthums, verdankte er ihnen die Empfänglichkeit und Fähigkeit für classische Darstellung in der teutschen Sprache; tief eingedrungen in die Schriften des alten und neuen Testaments, deren vollständige und gediegene Uebersetzung in die teutsche Sprache er im Jahre 1534 beendigte, war aus dieser täglichen Beschäftigung mit der Bibel ein reiner religiöser Sinn auf seine Predigten, auf seine Gedichte, auf seine Katheder-vorträge, und auf alle seine Schriften übergegangen; und eben diesem religiösen Sinne, verbunden mit dem freiesten Gebieten über die ganze Kraft der teutschen Sprache, muß die unermeßliche Wirkung seiner Schriften in seiner Zeit, und die Fortdauer

dieser Wirkung in den drei Jahrhunderten zugeschrieben werden, die seit seinem ersten öffentlichen Auftreten für die Sache der religiösen und kirchlichen Freiheit verflossen sind. Wer mag die Hunderttausende zählen, die sein Glaubenslied: Eine feste Burg ist unser Gott, in der Zeit des Schwankens und der Gefahr von neuem erkräftigt und gestärkt hat! wer die Millionen berechnen, die seine Bibelübersetzung seit drei Jahrhunderten zu Gott geführt und, durch eigene Forschung in der Schrift, als echte Protestanten in der Wahrheit ihrer Ueberzeugung befestigt hat! und wer den Einfluß nachweisen, den das Lesen seiner Schriften auf alle Stände des teutschen Volkes, zunächst aber auf die wissenschaftliche Reife und auf die fortschreitende Sprachbildung der protestantischen Gelehrten behauptet hat! Oder meint ihr, daß Gellert, Joh. Andreas Cramer, Klopstock, Lessing, Schubart, Voß, Kosegarten, Schiller, selbst Müllner und Raupach nicht von Luther gelernt, und Mosheim, Jerusalem, J. Andr. Cramer, Reinhard, Ammon, Marezoll, Tzschirner u. a. nicht den Mann gelesen hätten, der die Kanzelberedsamkeit der Teutschen zuerst zu einer eigenthümlichen Sprache ausprägte, die selbst auf unsre christlichen Brüder des katholischen und reformirten Bekenntnisses nicht ohne Einfluß und allmählige Aneignung blieb!

Es ist nicht schwer, daß wir im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Hinsicht der Sprachbildung höher stehen, als Luther im Anfange des sechszehnten; denn zwischen ihm und uns liegen drei Jahrhunderte, verherrlicht durch Bestrebungen und Fortschritte des wissenschaftlichen Geistes, namentlich

bei den Teutschen, wie sie selbst die geistigreichsten Zeiten des classischen Alterthums in diesem Umfange und mit diesen weltgeschichtlichen Folgen nicht aufzuweisen vermögen. Wer aber — so fragen wir mit Zuversicht, und zugleich mit männlichem Stolze auf Ihn, der dem teutschen Boden angehört — wer kann unter allen Schriftstellern der drei letzten Jahrhunderte, in Hinsicht auf die Unermeßlichkeit des geistigen Einflusses, mit ihm die Vergleichung aushalten? wer unter allen seinen teutschschreibenden Zeitgenossen kann so, wie er, noch jetzt von allen gebildeten Teutschen verstanden und mit den gediegensten Classikern der neuesten Zeit getrost auf gleiche Linie gestellt werden? Dadurch ward er aber auch, was — unbeschadet ihrer Verdienste — kein Reuchlin, kein Erasmus, kein Hutten, kein Melanthon werden konnte, der Mann des Volkes, und dies nicht blos des Pöbels, oder der untern Stände, sondern der gesammten Stände des teutschen Volkes vom Königsstuhle an bis zu der ländlichen Hütte! Denn so vielseitig, wie er, hatte noch kein Teutscher über alle Formen der Sprache geboten; in dieser Reinheit hatte sie noch Keiner gesprochen und geschrieben; mit dieser Würde und Kraft war sie bis dahin noch nicht gehandhabt worden!

Viel wirkte es auf den neuen Charakter ein, welchen die teutsche Sprache im Zeitalter der Kirchenverbesserung erhielt, daß es das heilige Reich religiöser Wahrheiten, daß es der Kreis der ewigen Ideen des menschlichen Geistes war, für welche Luther die vaterländische Sprache anwandte. Nie hätte sein Werk die Ausdehnung gewonnen, welche dasselbe erhielt, wenn er blos lateinisch geschrie-

ben hätte! nie wären aber auch seine teutschen Schriften, — ob er gleich ein dafür empfängliches Volk vorfand — so weit unter allen Ständen verbreitet worden, wenn nicht seine Darstellung gleich stark zum Verstande durch Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, wie zum Herzen durch die innige Wärme für Religion, Sittlichkeit und Volksglück gesprochen hätte! Mögen immer mehrere heftige Aeußerungen und mehrere Derbheiten in einigen seiner polemischen Schriften nicht ganz dadurch entschuldigt werden können, daß der, seines innern Willens und seines großen Zweckes sich bewußte, Mann oft sehr gereizt und gewaltsam durch seine Gegner aufgeregt ward; so darf man doch auch die Zeit nicht ganz vergessen, in welcher er schrieb, wo der Ton und Ausdruck, den er bisweilen annahm, noch nicht so ungewöhnlich war, wie unter den Einflüssen der abgeglätteten stylistischen Formen unsers Zeitalters. Erinnern wollen wir vielmehr daran, was nicht immer gehörig gewürdigt worden ist, daß das Geründete und Musikalische seiner Wortstellung und seines ganzen Periodenbaues eine unmittelbare Folge seiner eignen gründlichen Kenntniß der Tonkunst, und nicht ohne Wirkung auf die Leser seiner Schriften war; denn seit den Zeiten der Classiker des Alterthums haben die vollendete Bildung und der Wohlklang des Periodenbaues ihre Rechte und ihren Einfluß unverkümmert behauptet.

Wenn bis auf Luthers Zeit das Hochteutsche zunächst auf der südteutschen (schwäbischen) Mundart beruht hatte; so war seit den Zeiten der Kirchenverbesserung, und besonders durch die Verbreitung von Luthers Bibelübersetzung in allen Gauen

Teutschlands, die meißnische Mundart die Grundlage des Hochteutschen. Doch dauerte der Aufschwung der teutschen Sprache in der damaligen Zeit nicht lang, ob es gleich ein Riesenschritt war, den sie gethan hatte; denn nach Luthers Tode begannen unfruchtbare theologische Streitigkeiten innerhalb der neugebildeten protestantischen Kirche, und diese wurden, nach früherer Weise, in lateinischer Sprache verhandelt.

Noch aber gehören einige Dichter dem Zeitalter der Kirchenverbesserung an, die wegen ihrer Eigenthümlichkeit aufgeführt zu werden verdienen. Zuerst muß Ulrich von Hutten genannt werden, in dessen wenigen teutschen Schriften neben Ernst und Kraft, Leidenschaftlichkeit und satyrischer Ton vorherrscht. — In einem ganz andern Charakter erscheint Hans Sachs, ein Meistersänger und Schuhmacher zu Nürnberg. Sollten auch in neuester Zeit Mehrere ihn, nach seiner geistigen Kraft und nach seiner dichterischen Fähigkeit, überschätzt haben; so trägt er doch einen in vielfacher Hinsicht geachteten Namen. Seine erste Kenntniß der Metrik und Dichtkunst verdankte er dem Nürnberger Leineweber und Meistersänger Nunnenbeck; gelehrte Kenntnisse hatte er sich nicht angeeignet, ob er gleich öfters reisete, und Regensburg, München, Frankfurt am Main, Köln und Aachen besuchte. Er war ein fleißiger Schuhmacher, entschieden aber einer der fruchtbarsten Dichter des teutschen Volkes. Er übersetzte die meisten Schriften des alten und neuen Testaments in teutsche Verse; er schrieb 208 biblische und weltliche Komödien, Tragödien und soge-

nannte Fastnachtsspiele; 1700 Fabeln, Allegorieen und Erzählungen, Schwänke und kleinere Gedichte; überhaupt, nach seiner eigenen Angabe, 6048 Stücke, wovon aber höchstens der vierte Theil im Drucke erschienen ist. Mit Wärme nahm er die Sache der Kirchenverbesserung, wie sein Gedicht: die Wittenbergische Nachtigal bezeuget. Schon vorgerückt ins Greisesalter, veranstaltete er (1558) eine Sammlung seiner Gedichte in drei Büchern (Theilen), von welcher eine, mit 600 Gedichten vermehrte, Ausgabe (1570) in fünf Bänden erschien. Seine Erzeugnisse verkündigen ein reiches und vielseitiges Talent, völlige Eigenthümlichkeit in der Behandlung des Stoffes, frommen religiösen Sinn, ein sittliches Gemüth, und ernste Rüge der Thorheiten und Ausschweifungen aller Stände seines Zeitalters.

Höher aber, an Geist und Kenntnissen, als Hans Sachs, stand sein Zeitgenosse, Johann Fischart, Protestant und Doctor der Rechte, ein Sonderling, der unter keine, von den Theoretikern angenommene, Classification der Dichter gebracht werden kann. So wie ihm in seinen Darstellungen Witz und bittere Satyre zu Gebote standen; so trug er auch die Farben in denselben meistens stark und brennend auf; selbst schmutzige Schilderungen blieben ihm nicht fremd. Eigenthümlich aber vor allen seinen teutschen Zeitgenossen ist ihm die kühne und oft höchst abenteuerliche und gewaltsame Behandlung der teutschen Sprache, worin ihm der Franzose Rabelais zum Vorbilde diente. Dies gilt besonders von seinem — soll man sagen? — Roman mit der Ueberschrift: „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung: Von Thaten vnd Rhaten der vor kurtzen

langen vnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren: Grandgoschier Gorgellantua vnd deß Eiteldurstlichen Durchdurstlechtigsten Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Vtopien ꝛc." (Er erschien zuerst 1552 *). 8.) — In welchem Geiste und Style er dieses Original schrieb, das seit beinahe drei Jahrhunderten nicht nachgeahmt worden ist, mögen folgende Stellen bezeugen. Zuerst der Anfang der Vorrede, bei ihm „Ein vnd VorRitt" genannt (theilweise abgekürzt).

„Ihr meine Schlampampische gute Schlucker, kurtzweilige Stall- vnd Tafelbrüder; ihr Schlafftrunckene, wolbesoffene Kautzen vnd Schnautzhän, ihr landkündige vnd landschlündige Weinverderber vnd Bankbuben; ihr schnargakische Angsterdräher, Kutterosstorken, Birpausen, vnd meine Zeck vollzepfige Domini Winholdi von Holwin; Erzvilfraß, lapscheissige Scheißhausfüller vnd abteckerische Zäpfleinlüller; freßschnaufige Maulprocker, Collazbäuche, großbrockschlündige Zipfler vnd Schmazer; o ihr latzdeckige Bäuch, die mit einem Kind essen, das eine rotzige Nasen hat; ja den Löffel wiederholt, den man euch hinter die Thür wirft; ja auch ihr fußgrammige Kruckenstupfer, Stäbelherrn, pfatengrammische Kapaunen, Händgratler, Badenwalfahrter; Huderer, Gutschirer, Jarmeßbesucher; ihr gargantztunige Geiermundler vnd Gurgelmänner, Butterbrater, Safransucher, Meß- vnd Marktbesucher, Hochzeitschiffer; ihr Sontagsjüngkerlein mit dem feyertäglichen Angesicht, ihr Pflastertreter, Naupentückische Nasen- vnd Affen-

*) Das nachstehende Bruchstück ist aus der mir vorliegenden Ausgabe von 1594.

träher, lichtscheue Augennebler; vnd ihr hönniggebeizte Spinnen. Siehe da, ihr feine Schnudelputzen; ihr lungkitzliche Backenhalter, ihr Entenschnackerige, langzüngige Krummschnäbel, Judenpapagoi, Scherenschleifer, Rorfinken, Kunkelstubische Gänsprediger, Trotzteufelsluckstellige Stichdenteufel vnd Poppenschifer; vnd endlich du mein Gassentretendes Bulerbürstlein, das hin vnd wieder umbschieler, vnd nach dem Holz stinket, auch sonst nichts bessers thut, dann rothe Nasen trinket, vnd an der Geyssen elenbogen hinket. Ihr all, sag ich noch einmal, verstaht mich wol, solt samt vnd sonders hir sein mein liebe Schuler Kindlein, euch will ich zuschreiben dieß mein Fündlein, Pfündlein vnd Pfründlein, u. s. w."

Sodann ein Bruchstück aus dem achten Kapitel „von der Trunkenen Litanei":

„Paule, liebster Stallbruder mein,
Wisch einmal herum,
Laß dir das Gläslein befohlen seyn,
rum, rum, wieder rum,
ich bitt dich all mein Lebtag drum,
Wisch einmal herum.
Hie Kunz Löffelstiel,
Hie diesen Spül.
Ihr Nasennetzer trinket den Wein,
Den guten Muscateller;
Die Frau hat den Pelz verbrannt,
Er kostet nicht drei Heller.
Trinkt ihr Latznasse desto völler,
Es ist noch mehr im Keller.
Holla mein lieber Stallbruder,
Nun hör' mir fleißig zu.
Ich lieg auch gern im Luder,
Hab Tag und Nacht kein Ruh." u. s. w.

Kaum darf hinzugesetzt werden, daß diese Stellen noch lange nicht die stärksten im Ausmahlen grobsinnlicher Gegenstände sind, und daß sehr viele derselben im neunzehnten Jahrhunderte schwerlich abgedruckt werden dürften. Als Zeiterscheinung kann aber Fischart nicht übergangen werden. — In seinem Bienenkorb des h. römischen Reichs Imenschwarms, seiner Hummelszellen u. s. w., den er unter dem Namen Jesuwalt Pickhart (1579) herausgab, geiselte er besonders die Sittenlosigkeit der Pfaffen. Im letzten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts erlebten Fischarts Schriften mehrere Auflagen.

In einem von Fischarts Darstellungen völlig verschiedenen Kreise zeichnete sich, im Zeitalter der Kirchenverbesserung, Burcard Waldis aus, der protestantische Caplan der Landgräfin Margaretha von Hessen. Von ihm erschien eine Fabellese in vier Büchern, jedes von hundert Fabeln unter dem Titel: „Esopus gantz neww gemacht vnd in Reimen gefaßt.“ Diese Sammlung, welche zuerst im Jahre 1548 herauskam, ward bald in mehrern Auflagen verbreitet. Waldis bildete mehrere seiner Stoffe dem Aesop und Phädrus nach, andere erfand er selbst. Seine Sprache ist für das damalige Zeitalter größtentheils rein; seine Darstellung nicht ohne Witz und Salz; doch spinnt er die Erzählung nicht selten ins Breite. — Stärker in der Mischung der Farben, derber im Ausdrucke, und schneidender in der Rüge menschlicher Thorheiten war Erasmus Alberus in seinen 49 Fabeln, die unter dem Titel: Buch von der Tugend und Weisheit im Jahre 1550 erschienen.

Von höherer dichterischer Haltung, und reich

an lebendiger Zeichnung der Charaktere, an Weltkenntniß, und an humoristischem Witze war das komisch-didactische Epos: der Froschmeuseler, von Georg Rollenhagen, der im Jahre 1595 zuerst erschien. Liegt gleich dem Stoffe im Allgemeinen Homers Batrachomyomachie zum Grunde; und war in den satyrischen Schilderungen Reineke der Fuchs unverkennbar Rollenhagens Vorbild; so gestaltete er doch seinen Froschmeuseler, in welchem selbst der Papst, als Oberpriester der Frösche, unter einem Spottnamen erschien, zu einem echtteutschen, nur etwas breiten, komischen Heldengedichte in drei Büchern, mit vielen Episoden ausgestattet. Er geiselte, wie der Verfasser des Reineke, die Thorheiten seiner Zeit, und steht mit diesem im Ganzen auf gleicher Linie des dichterischen Werthes.

Die dramatische Dichtkunst ward, mit dem gesteigerten Wohlgefallen an der Schauspielkunst, nach dem Vorgange der Franzosen und Italiener, von den Teutschen dieses Zeitabschnitts reicher angebaut; doch wählte man Anfangs meistentheils biblische Stoffe. So namentlich die beiden Nürnberger, Hans Sachs und Jacob Ayrer. Doch bearbeitete der zweite auch mehrere geschichtliche Gegenstände. Im letzten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts erschienen bereits metrische Uebersetzungen der Iphigenia des Euripides, und des Eunuchs des Terenz. In den Possenspielen, die in dieser Zeit entstanden, durfte aber der närrische Knecht, späterhin Hanswurst genannt, nicht fehlen, bis ihn Gottsched von der teutschen Bühne vertrieb, und er seit dem zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts unter andern Formen über die Bühnen schreiten mußte. — Das religiöse Lied ward

vielfach in der protestantischen Kirche angebaut; doch fehlte Luthers Geist und Kraft. Dagegen begann bereits damals ein mystischer, frömmelnd spielenden Ton in demselben, der wenigstens nicht in den Volksliedern dieser Zeit getroffen ward.

Es gehört zu den eigenthümlichen Erscheinungen in der Geschichte der teutschen Sprache, daß sie, nach jedem mächtigen Vorschritte in ihrer Entwickelung und Bildung, auf einige Zeit wieder Stillstand machte, und selbst theilweise rückwärts zu schreiten schien. So in der Zeit nach Karl dem Großen; so unmittelbar nach dem Erlöschen des Hohenstaufischen Kaiserhauses; so in dem nächsten Zeitabschnitte nach Luther. Von seinem Tode (1546) bis zum Jahre 1740 geschah im Ganzen sehr wenig für die Fortbildung der teutschen Sprache; denn die Einzelnen, die in diesem beinahe zweihundertjährigen Zeitabschnitte ihrem Namen eine höhere Bedeutung verschafften, sind, im Ganzen, weder mit Luther, noch mit den ausgezeichneten Männern aus dem Zeitraume seit 1740 zu vergleichen.

Der Ursachen aber waren mehrere, daß bald nach Luthers Tode die Fortbildung der teutschen Sprache Stillstand machte. Denn kaum hatte der sächsische Moritz im Passauer Vertrage (1552) die politische Gleichstellung des Protestantismus mit dem Katholicismus bewirkt, als alle Künste des Reactionssystems, besonders von den Jesuiten, aufgeboten wurden, um das selbstständige politische Daseyn der protestantischen Kirche zu vernichten. Gleichzeitig aber mit diesen Kämpfen zwischen der evangelischen und katholischen Kirche, begannen hartnäckige

Fehden innerhalb der evangelischen Kirche selbst, theils zwischen Lutheranern und Reformirten, theils zwischen Lutheranern und sogenannten Kryptocalvinisten. Diese Fehden waren an sich schon für die Fortbildung der Sprache unfruchtbar; mehr aber noch, daß sie zunächst in einer todten, der lateinischen Sprache geführt wurden. Selbst die Dichter dieser Zeit dichteten lateinisch, und gefielen sich in der größtentheils mattherzigen Nachahmung der Ueberreste des classischen Alterthums; namentlich schrieben diejenigen, welche als classische Humanisten galten, ein unbehülfliches, unlesbares, mit Latinismen verbrämtes Teutsch. Sehr richtig bestimmt Bouterwek (in s. Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Thl. 9. S. 200) den Standpunct der teutschen Sprache in diesem Zeitabschnitte: „Die teutsche Sprache kam den teutschen Gelehrten so barbarisch vor, daß sie sich ihrer nur aus Noth, im gemeinen Leben, und bei besonders populären Verhandlungen bedienten. Dies war die erste Folge des Studiums der alten classischen Literatnr in ihren Einflüssen auf die teutsche. Auf den Schulen und Universitäten, die bestimmt waren, die Wissenschaften emporzubringen, bildete sich jener lateinische Pedantismus, der sich selbst der geschmackvollsten Werke des classischen Alterthums bediente, eine neue Geschmackslosigkeit einzuführen. Es ist bekannt, wie lange sich diese Denkart der teutschen Gelehrten erhalten hat. Darum hat auch die Menge der Schulen und Universitäten in Teutschland, bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, nicht nur fast gar nichts zur Bildung des Geschmacks in der Nationalliteratur beigetragen; sie hat sogar die Fortschritte dieser Literatur beinahe um

drittehalbhundert Jahre aufgehalten. Einzelne treffliche Männer suchten ein ästhetisches Band zwischen der Gelehrsamkeit und der Literatur in der Muttersprache anzuknüpfen; die Schullehrer und Professoren aber blieben stolz auf ihren antiteutonischen Pedantismus. Sie würdigten das Studium der teutschen Sprache und Literatur höchstens als eine Nebensache, mit der sich der Gelehrte allenfalls beiläufig und ohne besonderes Interesse beschäftigen könne."

Eine zweite Ursache des Stillstandes der teutschen Sprache in diesem Zeitabschnitte beruhte auf der Nachahmung der Dichter der Italiener und Franzosen von den Teutschen, besonders aber auf der, in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in ganz Teutschland vorherrschenden, Aufnahme französischer Wörter, Wortendungen und Redensarten, so wie auf der Nachbildung des französischen Periodenbaues in der teutschen Sprache. Unverkennbar stand Frankreich, im Zeitalter Ludwigs 14, in Hinsicht auf volksthümliche Bildung seiner Sprache und seiner schönen Literatur, so wie in Hinsicht auf die Reinigung der Sprache von dem Roste früherer Jahrhunderte und von den Mängeln der Provinzialismen nach Etymologie, Syntax und Orthographie, höher, als gleichzeitig die teutsche Sprache; dies hätte aber die Teutschen auffordern sollen, ein Gleiches für ihre treffliche Stammsprache zu thun, als in der Nachäffung der französischen sich zu gefallen. Daß dies nicht geschah, lag in den damaligen Verhältnissen der höhern Stände bei den Teutschen, von welchen der gelehrte Stand, mit wenigen Ausnahmen, die lateinische Sprache der Muttersprache vor-

zog, der Adel hingegen, nach dem Vorgange der teutschen großen und kleinen Fürstenhöfe, die französischen Sitten, Gebräuche und Lebensweise nachahmte, und es als Mode gelten ließ, die französische Sprache von Jugend auf zu erlernen, und sie als Sprache der feinern gesellschaftlichen Kreise zu gebrauchen. So ward und blieb sie die Lieblingssprache der teutschen Höfe und des Adels bis herab in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo der mächtige Aufschwung der teutschen Sprache, und der Riesenschritt in ihrer Fortbildung, theilweise wenigstens die Verdrängung der französischen Sprache aus der gesellschaftlichen Unterhaltung bewirkte.

Zu den denkwürdigsten Erscheinungen in der Zwischenzeit zwischen Luther und dem Jahre 1740 gehört die Stiftung mehrerer Sprachgesellschaften in Teutschland, und der sogenannte schlesische Dichterkreis.

An der Spitze aller, im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts gebildeten, Sprachgesellschaften steht die fruchtbringende Gesellschaft oder der sogenannte Palmenorden; denn die übrigen Vereine mit ähnlichem Zwecke waren mehr oder weniger Nachbildungen der fruchtbringenden Gesellschaft *). Sie ward am 24 Aug. 1617 zu Weimar bei einem Mahle begründet, an welchem die drei Herzoge Johann Ernst, Friedrich und Wilhelm von Sachsen-Weimar, die beiden Fürsten Lud-

---

*) Man vergleiche die schätzbare Vorlesung von Otto Schulz: die Sprachgesellschaften des siebenzehnten Jahrhunderts. Berl. 1824. 8.

wig und Johann Kasimir von Anhalt, und, außer mehreren von Adel, der Weimarische Kammerrath von Kospoth, der Weimarische Hofmeister Kaspar von Teutleben, und Christoph von Krosigk Antheil nahmen. Den Vorschlag dazu, nach der Art und Weise der in Italien blühenden academia della crusca, machte Teutleben; die anwesenden Fürsten gingen darauf ein. Ein teutscher Fürst sollte jedesmal an der Spitze derselben stehen, und jedes Mitglied einen, seine Eigenthümlichkeit bezeichnenden, Gesellschaftsnamen, ein demselben entsprechendes Sinnbild, und eine auf das Sinnbild sich beziehende Devise annehmen. Der Fürst Ludwig von Anhalt ward, an diesem Tage der Gründung, das Oberhaupt, und Kaspar von Teutleben der erste Ritter des Ordens. Zum Versammlungsorte bestimmte der Fürst das Schloß zu Köthen; viele teutsche Ritter und Gelehrte (im Ganzen 877 Mitglieder) wurden in den 63 Jahren seines Bestehens (von 1617—1680) in diesen Orden aufgenommen. Der Zweck desselben — wodurch er weit mehr den Charakter eines Ordens, nach Art und Weise der bestehenden Ritterorden, als den Charakter einer bloßen gelehrten Gesellschaft erhielt, — war die Beförderung der Reinheit der teutschen Sprache, das Aufblühen der volksthümlichen Literatur, und ein Leben im Geiste altteutscher Denkart und Tugend; denn alle Mitglieder des Palmenordens mußten das Gelübde ablegen, teutsche Tugend und teutsche Sprache zu üben, und dem verderblichen Einflusse des Auslandes entgegen zu wirken. Das allgemeine Sinnbild des Ordens war der Palm- oder Kokosbaum, weil jeder Theil desselben nützlich gebraucht werden könne; daher auch die allgemeine Ordensdevise: „Alles zum

Nutzen.“ Mit der Auswahl der besondern Namen für die einzelnen Mitglieder des Ordens wollte man die lächerliche Titelsucht der Teutschen beseitigen; nur hätten die gewählten Benennungen das Gesuchte, Kleinliche und Gespielte von sich ausschließen sollen. So nannte sich Fürst Ludwig von Anhalt den Nährenden, und nahm ein ausgebacknes Weizenbrod zum Sinnbilde. Hans Georg von Anhalt nannte sich den Wohlriechenden, und wählte die Maiblume. Teutleben hieß der Mehlreiche, mit dem Bilde des reinen Weizenmehls, das durch den Beutel beim Mahlen fällt. Andere hießen der Gemästete, der Gekochte, der Steife, der Klebrichte, der Beregnete, der Faselnde, der Abtreibende, der den Wiesenkümmel zum Sinnbilde erhielt, u. s. w.

Zu den vorzüglichsten Mitgliedern des Palmenordens, die zum Theile noch jetzt in mehrfacher Beziehung auf die teutsche Sprache mit Achtung genannt werden, gehörten die Sprachforscher: Schottelius und Philipp von Zesen, und die Dichter: Siegmund von Birken, Andreas Gryphius, Moscherosch (der sich Philander von Sittewald nannte), Harsdörfer (der den pegnischen Blumenorden stiftete), Neumark (Dichter des Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“), Martin Opitz, und Johann Rist.

Je weiter der Palmenorden in seiner Zeit sich ausgebreitet, und Mitglieder aus allen Gegenden Teutschlands in seinen Kreis aufgenommen hatte; desto weniger darf es befremden, daß, nach dem Vorgange und Muster desselben, mehrere ähnliche Gesellschaften sich bildeten, wiewohl einige derselben bald wieder erloschen. Die erste derselben war die

aufrichtige Tannengesellschaft, von dem Elsasser Jesaias Rempler von Löwenhalt zu Straßburg im Jahre 1633 gestiftet. Der Stifter war kein Dichter im höhern Sinne des Wortes; allein reiner teutscher Sinn, Vaterlandsliebe und Begeisterung für die teutsche Sprache wohnten in ihm. Dies bezeuget die Sammlung seiner Gedichte, die im Jahre 1647 unter dem Titel: Erstes Gebüsch seiner Reimgetichte erschien, wo er mit starken Farben die Leiden Teutschlands während des dreißigjährigen Krieges schilderte. Das Meiste waren Gelegenheitsgedichte. Außer ihm sind als Mitglieder der aufrichtigen Tannengesellschaft nur noch zwei als Schriftsteller und Dichter bekannt: Georg Rudolph Weckherlin, und der Professor Schneuber zu Straßburg. Die Gesellschaft ging unter, ohne daß das Jahr ihres Erlöschens bestimmt angegeben werden kann.

Schon Schneuber, als Mitglied dieser Gesellschaft, machte Sprachreinigungsversuche, die, weil sie überspannt waren, meistens fehlschlugen. Noch bestimmter widmete sich die zu Hamburg im Jahre 1643 begründete teutsch-gesinnte Genossenschaft dem sogenannten Purismus, oder dem nächsten Zwecke, die Sprache von aller Ausländerei zu reinigen. Philipp von Zesen, einer der überspanntesten Puristen, stiftete sie mit Dietrich Peterson. Sie theilte sich in vier besondere Klassen *) oder Zünfte: die Rosenzunft, Lilienzunft, Nägeleinzunft und Rautenzunft. Die Mitglieder führten, wie im Palmenorden, besondere Zunftnamen. In den Schriften der einzelnen Mitglieder

*) Schulz, S. 28.

derselben herrschten Geschmackslosigkeit, gesuchte Spielerei und Ziererei vor; besonders gefiel sich der Stifter selbst in den größten orthographischen und grammatischen Sonderbarkeiten, und in den bizarrsten Uebertragungen fremder Wörter ins Teutsche. Die Gesellschaft erhielt sich bis zum Jahre 1705, wo der Rector Peisker zu Wittenberg „der hochpreiswürdigen teutschgesinnten Genossenschaft Zunft- und Geschlechtsnamen", als Fortsetzung eines frühern ähnlichen Werkes, herausgab. Die Gesellschaft hatte sogar Frauenzimmer als Mitglieder.

Berühmter und bleibender, als diese Gesellschaft, war der gekrönte Blumenorden, oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, zu Nürnberg im Jahre 1644 von Georg Philipp Harsdörfer und Johann Klai gestiftet. Harsdörfer, als Gelehrter und Dichter in seiner Zeit rühmlich bekannt, und durch Reisen für die Welt gebildet, ward im Jahre 1642 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, und stand mit den bedeutendsten Theilnehmern derselben im Briefwechsel. Er war allerdings durch seinen Ruf als Gelehrter und durch seine Verbindungen dazu geeignet, zwei Jahre später eine besondere Gesellschaft zu stiften, die noch jetzt besteht. Ihr Sinnbild war die Panflöte und die Passionsblume. Der Prediger Herdegen schrieb, unter dem Gesellschaftsnamen Amarantes, die Geschichte des Ordens in den ersten hundert Jahren seines Bestehens unter dem Titel: „Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, bis auf das durch göttliche Güte erreichte hundertste Jahr." Nürnb. 1744. Der Orden nahm zunächst Gelehrte in seine

Mitte auf, die sich Schäfernamen (Myrtill, Damon, Daphnis u. s. w.) beilegten. Er wirkte für die beiden Zwecke: der Reinigung und Reinheit der teutschen Sprache, und des Emporblühens der vaterländischen Dichtkunst. Der Orden leistete noch im Ganzen etwas mehr für teutsche Sprachbildung, als die vor ihm gestifteten Gesellschaften; doch darf, nach geschichtlichen Zeugnissen, der Einfluß desselben auf die Fortbildung der Sprache nicht zu hoch angeschlagen werden.

Weit unbedeutender, nnd schnell vergänglich in seinem Daseyn, war der Schwanenorden an der Elbe, welchen im Jahre 1660 der Dichter und Prediger Johann Rist stiftete, der im Jahre 1667 als Mecklenburgischer Kirchenrath und Prediger zu Wedel an der Elbe starb. Rist war bereits Mitglied der Palmen- und des Blumenordens. In dem ersten hieß er: der Rüstige, in dem zweiten: Daphnis aus Cimbrien. Wahrscheinlich schmeichelte es aber seiner Eitelkeit, als Stifter eines besondern Ordens zu glänzen, dessen Sinnbild der Schwan an einem blauen Bande war. Der Zweck dieses neuen Ordens traf mit dem Zwecke der früher begründeten, in Hinsicht der Fortbildung der vaterländischen Sprache durch Erzeugnisse der Dichtkunst, zusammen. Seine Mitglieder bestanden meistens aus Gelehrten, die, abgerechnet von ihrer dichterischen Dürftigkeit, in vielen grammatischen und orthographischen Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten sich gefielen. Selbst der Geschichtsschreiber des Ordens, Konrad von Höveln, der unter dem Namen Candorin im Jahre 1666 zu Lübeck sein Werk erscheinen ließ, belegte schon durch die Schreibung des Titels dieser Geschichte den Hang

zur Sonderbarkeit: „Deſ hochlöbl. ädelen Swanen-Ordens deutſcher Zimber-Swan." — Riſt, der Stifter, war nur ein mittelmäßiger geiſtlicher Liederdichter, und ſtand hinter ſeinen Zeitgenoſſen: Simon Dach und Paul Gerhard; doch gehört ihm das Lied an: „O Ewigkeit du Donnerwort!", das in den kirchlichen Sammlungen lang ſich erhalten hat. — Nach Riſts Tode finden ſich keine Spuren der Fortdauer dieſes Ordens.

Verſchieden von demſelben war, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die zu Hamburg gebildete teutſchübende Geſellſchaft, zu welcher Fabricius, Richey, Brockes und Hübner gehörten. Der Charakter der zu ihr gehörenden Dichter hat ſich in den ſechs Bänden „Poeſieen der Niederſachſen, ſonderlich der vormals in Hamburg blühenden teutſchübenden Geſellſchaft" erhalten, welche Weichmann zu Hamburg 1735—38 herausgab. Die Gedichte erheben ſich nicht über das Mittelmäßige; nur in Richey's proſaiſchen Abhandlungen finden ſich einige zweckmäßig behandelte Stoffe.

Mehr leiſtete die von dem Profeſſor Johann Burcard Mencken im Jahre 1697 zu Leipzig geſtiftete, von Gottſched erneuerte, und noch jetzt beſtehende teutſche Geſellſchaft. Sie beſtand Anfangs aus ſtudirenden Jünglingen, die entweder zu Görlitz gebohren, oder doch daſelbſt auf der gelehrten Schule geweſen waren, und die, von Mencken veranlaßt, in der teutſchen Dichtkunſt ſich übten. Es hieß daher auch dieſe Geſellſchaft in der erſten Zeit die Görlitziſche poetiſche Geſellſchaft, und ihre Mitglieder ſandten ihre Gedichte, in Foliobände geſchrieben, an die Rathsbibliothek zu Gör-

litz. — Bei ihrer Erweiterung, wo sie den Namen: „teutschübende poetische Gesellschaft" annahm, versammelte sie sich unter Menckens Vorsitze. — Als später Gottsched an ihrer Spitze stand, wird in der von ihm herausgegebenen „Nachricht von der teutschen Gesellschaft zu Leipzig" ausdrücklich erwähnt, daß die Gesellschaft nur solche Mitglieder wählen solle, welche entweder vom Adel, oder graduirt, oder in öffentlichen Aemtern angestellt, oder durch ihre Kenntnisse ausgezeichnet wären. Unter Gottscheds Leitung leistete diese Gesellschaft Manches für die Fortbildung der Sprache, wenn gleich die dichterischen Erzeugnisse derselben nicht von höherm ästhetischen Gehalte waren. — In späterer Zeit gehörten Männer wie Chr. Felix Weiße, Zollikofer, Morus, Garve, Huber, Adelung, Blankenburg und Panzer zu ihren Mitgliedern; so wie noch gegenwärtig Blümner, Wahlmann und Stieglitz
... Begriffe und ... — Nur im Vorbei-
... neuerer Zeit weit über ihn, daß, nach dem Vor-
... den sind; denn selbst sein Gesellschaft, zu Jena
... gt immer im Hintergrund Greifswalde, Göttingen, Arnstädt, Altona, Kiel, Königsberg und Duisburg, so wie auf andern teutschen Hochschulen, ähnliche Gesellschaften sich bildeten, deren öffentliches Wirken aber so wenig, wie die Zeit ihres Erlöschens bekannt geworden ist. — Von bleibenderem Einflusse war die zu Mannheim gestiftete churfürstlich pfälzische Gesellschaft, deren Schriften in dem Jahrzehend vor der französischen Revolution, in sieben Bänden erschienen, die manche gehaltvolle Abhandlung in sich fassen. Das neunzehnte Jahrhundert endlich sah zwei, der teutschen

Sprache bestimmte, Gesellschaften kräftig aufblühen: die Berlinische Gesellschaft für teutsche Sprache, und den Frankfurter Gelehrtenverein für teutsche Sprache.

Kehren wir zurück von der kurzen Uebersicht über diese gesammten, zur Fortbildung und Verbesserung der teutschen Sprache gastifteten, Gesellschaften zu der Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo der erste dieser Vereine, der Palmenorden, auf teutschem Boden entstand. So verheerend dieser Krieg auf Teutschland wirkte, und so viel physisches und geistiges Leben in dieser verhängnißvollen Zeit unterging oder doch zurückgedrückt ward; so hatte er doch Schlesien weniger getroffen, als das eigentliche Teutschland. In Schlesien, diesem im Mittelalter von Slaven besetzten Lande, war aber seit dem zwölften Jahrhunderte, durch die in Teutschland erzogenen und gebildeten drei Söhne des Herzogs Wladislav von Schle Zeitgenossen Tochter des teutschen Königs ele gleichzeitige und folgensen war, mit teutschen Hinsicht auf die Reinheit teutsche Sprache, un bl didactischer Stoffe, un kunst und Bildung verbreitet worden. un-gen davon kündigten sich zunächst in der Zeit des dreißigjährigen Krieges an, wo Martin Opitz, ein gebohrner Schlesier, und mehrere seiner Landsleute, doch mit Einschluß des aus Sachsen stammenden Flemmings und einiger anderer, eine neue dichterische Bahn betraten, so daß nicht ohne Grund dieser Zeitabschnitt der schlesische genannt wird. Doch verlangt es die geschichtliche Gerechtigkeit, zu bemerken, daß die meisten Dichter dieses Zeitabschnitts der höhern schöpferischen Einbildungskraft er-

mangelten, wenn gleich warmer Eifer für die Fortbildung der Sprache und eine gewisse Bemächtigung des Technischen derselben ihnen nicht abgesprochen werden kann.

Zwar reichten unter den vorhergehenden Dichtern noch der Jesuit Spee, der religiöse Lieder mit tiefem Gefühle schrieb, und Moscherosch (unter dem angenommenen Namen: Philander von Sittewald) mit seinen scharfen Satyren, herab in den Zeitabschnitt der schlesischen Dichter; sie gehörten aber andern Gegenden Teutschlands an, und schrieben in einer, von den schlesischen Dichtern wesentlich verschiedenen, Manier. Eben so wenig kann der in einer unheilbaren Mystik befangene Görlitzer Schuhmacher, Jacob Böhme (der im Jahre 1624 starb), hieher gerechnet werden, der, ohne classische Bildung, aus mißverstandenen und unrichtig erklärten biblischen Stellen, vermischt mit unverdauten physikalischen und philosophischen Lehrsätzen, die dunkeln Begriffe und Bilder niederschrieb, die in neuerer Zeit weit über ihren Werth geschätzt worden sind; denn selbst seine hochgefeierte Aurora zeigt immer im Hintergrunde den Handwerker, der, ohne innern Beruf, zum Schriftsteller sich hinaufschraubte.

Mit ganz andern Vorkenntnissen und aus innerm Drange widmete sich Martin Opitz, der vom Kaiser Ferdinand 2 mit dem Prädicate: von Boberfeld geadelt ward, der Dichtkunst. Er war durch die Klassiker des Alterthums, so wie durch Erfahrung und Weltkenntniß gebildet, und übertraf seine Zeitgenossen an gründlicher Kenntniß der teutschen Sprache, an Einfachheit der Ideen, und an geläutertem Geschmacke. Sein Ausdruck hat Rich-

tigkeit, Leben und Wohlklang, wenn gleich die Tiefe des Gefühls und die Stärke der schöpferischen Einbildungskraft ihm abgehen. Seine Schrift „von der teutschen Poeterei" zeigt, daß er auch die Prosodie zu verbessern beabsichtigte. Am liebsten schrieb er in Alexandrinern, die aus der gleichzeitigen nüchternen, der Prosa nahe verwandten, französischen Dichtkunst zu den Teutschen übergingen. Er versuchte sich vielseitig im Lehrgedichte, im Drama (theils aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt, theils den Italienern nachgebildet), in poetischen Episteln, in Gelegenheitsgedichten, in Oden, so wie in kleinern lyrischen Ergüssen und in Sonetten. Zwölf Ausgaben erschienen nach und nach von seinen Werken. Die vollständigste ist die zehnte in drei Theilen, welche zu Breslau im Jahre 1690, und mit neuem Titel im Jahre 1724 erschien; denn in der letzten, welche Triller in vier Bänden (1746) besorgte, erlaubte dieser sich viele willkührliche Veränderungen.

Opitz hatte auf seine Zeitgenossen so bedeutend eingewirkt, daß viele gleichzeitige und folgende Dichter, besonders in Hinsicht auf die Reinheit der Sprache, auf die Wahl didactischer Stoffe, und auf den Gebrauch des Alexandriners, nach ihm sich bildeten. Dahin gehörte der Sachse, Paul Flemming, ein Mann, welcher (1633) die Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Holstein-Schleswig an den russischen Czar Michael Feodorowitsch, und eine spätere Gesandtschaft desselben an den Regenten von Persien in Ispahan begleitete. Mehrere seiner vorzüglichsten Gedichte wurden auf diesen Reisen verfertigt. Erinnert nun gleich vieles in Flemmings Gedichten an Opitzens Grundsätze und Beispiele; so stand doch Flemming über demselben an Stärke

der Einbildungskraft und Innigkeit des Gefühls. Dies zeigen die lyrischen Gedichte in seinen „poetischen Wäldern", besonders seine Oden. Eben so tragen seine poetischen Episteln, seine Sonette und Epigramme das dichterische Gepräge; nur seine Gelegenheitsgedichte haben geringern Werth.

Nächst dem Flemming schwang sich auch Andreas Gryphius höher, als Opitz; doch zeigte sich selbst in seinen lyrischen und satyrischen Gedichten der allgemeine Hang seines Zeitalters zur didactischen Darstellung. In seinen Epigrammen übertraf er beide, Opitz und Flemming. Am meisten aber wirkte er auf sein Zeitalter durch die neue Gestalt, die er der dramatischen Dichtkunst in seinen dreizehn Trauer- und Lustspielen gab, wenn gleich auch diese, nach Stoff und Form, — wie z. B. sein „Karl Stuart, oder die ermordete Majestät" — die Farbe ihres Zeitalters nicht verläugnen konnten, und die Nachahmung niederländischer Vorgänger, die er auf seinen Reisen kennen lernte, häufig hervortrat. Doch gehörte Andreas Gryphius zu den vorzüglichsten Dichtern aus der damaligen Zeit.

Der schlesische Dichter, Friedrich von Logau, verfertigte eine große Masse von Epigrammen, die aber ihrem Gehalte nach so ungleichartig sind, daß nur wenige derselben noch jetzt sein Andenken zu erhalten verdienen. Viele andere gleichzeitige Dichter, wie z. B. Simon Dach, Johann Rist, Georg Neumark, Paul Gerhard u. a. sind zunächst nur als Dichter von Kirchenliedern bekannt geworden. Die meisten ihrer Erzeugnisse tragen das Gepräge der Dogmatik ihrer Zeit, ohne durch Fülle des dichterischen Lebens sich auszuzeich-

nen. — Als gleichzeitige Satyriker im nördlichen Teutschlande kündigten sich Laurenberg und Rachel an; jener mehr in der lachenden, dieser in der ernsten Satyre.

Die sogenannte zweite schlesische Dichterschule begann mit Hoffmann von Hoffmannswaldau, einem Manne, der die reichen Anlagen, welche er der Natur verdankte, theils durch Kenntniß der alten und neuen Sprachen, theils durch häufige Reisen ausgebildet hatte. Opitz war das Muster seiner Jugendarbeiten; bald aber neigte er sich zur Nachahmung der schwülstigen Italiener, des Guarini, Marino und anderer hin. Unverkennbar wohnte in ihm ein tieferes Gefühl, als in Opitz und in den meisten Sängern aus dessen Schule; allein die meisten seiner lyrischen Schilderungen sind im hohen Grade unsittlich, ob er gleich selbst ein unbescholtenes Leben führte. Neben diesen zügellosen sinnlichen Schilderungen, deren Wiederabdruck in unsern Tagen keine Censurbehörde erlauben würde, zeigte sich in seinen dichterischen Ergüssen ein verunglücktes Streben nach Witz, nach Bildern, Wortspielen, Gleichnissen und Antithesen. Der Alexandriner blieb auch ihm das liebste Versmaas. Die große Bewunderung und Nachahmung, die er fand, zeugen theils von dem verdorbenen Geschmacke seiner Zeit, theils bestätigen sie es, daß man nach mehr Leichtigkeit und Gewandtheit in der Sprache, und nach mehr Ausdruck des Gefühls in der dichterischen Darstellung sich sehnte, als bis dahin von der Opitzischen Schule geleistet worden war. — Hoffmannswaldau gab, in großem Reichthume, sogenannte galante Gedichte, Hochzeit- und Begräbnißgedichte, Sonette,

Lieder und Epigramme; auch führte er die Heroiden in die teutsche Dichtkunst ein.

Der Schlesier von Lohenstein war ein inniger Bewunderer und Nachahmer Hoffmannswaldau's in mehrern Formen der Dichtkunst, namentlich in den Hyacinthen (Begräbnißgedichten), und in den Heldengedichten (Heroiden), auch übertraf er ihn an Schwulst der Bilder; er bewährte aber in seinen Gedichten eine höhere sittliche Reinheit der Darstellung, und folgte in dem Trauerspiele dem von ihm hochverehrten Gryphius. Im Ganzen besaß er mehr Gelehrsamkeit, als Geschmack. Außer einer beträchtlichen Anzahl von Trauerspielen, und von geistlichen und weltlichen Liedern, ist sein vorzüglichstes Werk sein Heldenroman: Arminius und Thusnelda, (fortgesetzt von seinem Bruder Hans Caspar von Lohenstein, und, nach dessen Tode, beendigt von dem Prediger Wagner in Leipzig,) obgleich auch in diesem, bei aller Würde der Gesinnung, sein Styl aus dem Großen und Erhabenen, nach welchem er strebte, ins Gesuchte und Schwülstige fiel.

Mit weniger Schwulst als Lohenstein, mit mehr Schicklichkeit und reinerem Sinne als Hoffmannswaldau, im Ganzen aber ohne höheres dichterisches Talent versuchte sich Christian Gryphius, der Sohn des Andreas, in Kirchenliedern, Leichen- und Hochzeitgedichten, im Epigramm und in der dramatischen Dichtkunst. — Allein der treueste Nachahmer Hoffmannswaldau's war der Lausitzer von Ziegler und Kliphausen. Ungeachtet der aus den heiligen Urkunden entlehnten Stoffe, herrscht doch eine starke sinnliche Farbengebung in seiner Heldenliebe der Schrift alten Testaments in

16 Liebesbegebenheiten vor; noch bekannter ward er durch den, im höchsten Schwulste durchgeführten, und von seinen Zeitgenossen angestaunten Roman: die asiatische Banise, oder das blutige doch muthige Pegu. — Selbst auf die wirkliche Geschichte versuchte er diesen verschrobenen Geschmack in seinem historischen Schauplatze der Zeit überzutragen; so wie überhaupt in diesem ganzen Zeitalter die Geschichtsschreibung auf einer sehr tiefen Stufe stehen blieb, und sich höchstens in schwerfälligen Chroniken, in breiten Schlachtberichten, und in langweiligen Erzählungen der wichtigsten Ereignisse gefiel. Vermochte doch selbst die Theorie der Dichtkunst und die Prosodie, so häufig auch beide angebaut wurden, sich nicht einmal zum Mittelmäßigen zu erheben, wenn gleich für die grammatische und lexikalische Behandlung der teutschen Sprache die Werke von Schottelius (ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache; Braunschw. 1663. 4.), Kaspar von Stieler (der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutscher Sprachschatz ꝛc. Nürnb. 1691. 4.), Johann Leonhard Frisch (teutsch-lateinisches Wörterbuch. 2 Thle. Berl. 1741. 4.), und Christoph Ernst Steinbach (vollständiges teutsches Wörterbuch. 2 Thle. Berl. 1734. 8.) nicht übergangen werden dürfen. Namentlich führte Steinbach, der im Ganzen das Werk von Stieler neu bearbeitete, häufig Stellen an aus den Classikern der damaligen Zeit — als Hoffmannswaldau, Günther u. a. — als Belege für den Sprachgebrauch.

So weit übrigens der schwülstige Ton der Hoffmannswaldauischen Schule in kurzer Zeit sich ver-

breitet hatte; so blieb er doch nicht lange die Modethorheit der Teutschen, nur daß mit der darauf folgenden wasserreichen und nüchternen Schule, welche mit Benjamin Neukirch ihre kurze Herrschaft begann, weder dem Geschmacke geholfen, noch die Blüthe der schönen Literatur unter den Teutschen gefördert ward. Denn die meisten Dichter dieses Zeitabschnitts waren dem höhern Leben des dichterischen Geistes und dem Schwunge der schöpferischen Einbildungskraft völlig entfremdet; ihnen genügte ein ziemlich reiner teutscher Ausdruck und ein fließender und matter Reim. — An der Spitze dieser kühlen und nüchternen Dichter stand der Schlesier Benjamin Neukirch, in frühern Zeiten ein warmer Anhänger Lohensteins und Hoffmannswaldau's, dessen Schriften er herausgab, der aber, durch das Lesen französischer Dichter, durch den Umgang mit Canitz, und durch seine Verbindung mit den vornehmen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, zur sogenannten Natürlichkeit in den dichterischen Darstellungen geführt ward. So finden sich in seinen Oden, Satyren, Episteln, Elegieen und Schäfergedichten die gemeinsten Gedanken und alltäglichsten Stoffe in leichten Reimen zusammengestellt. — Von gleicher dichterischer Unbedeutenheit waren Johann Burcard Mencken (unter dem Namen: Philander von der Linde), August Bohse (unter dem Namen: Talander), Christian Friedrich Hunold (unter dem Namen: Menantes), Erdmann Neumeister, Benjamin Schmolke, Johann Valentin Pietsch, und die beiden Hofpoeten zu Dresden: von Besser und König. — Nur wenig höher, als diese größtentheils erbärmlichen Reimer, stand Brockes in seinem irdischen Ver-

gnügen in Gott; es übertraf sie aber an Feinheit und Schärfe des Urtheils, so wie an Gewandtheit des Ausdruckes: der Freiherr von Canitz, ein Nachahmer der Franzosen in seinen poetischen Episteln, Fabeln und Satyren, wenn er gleich ebenfalls des eigentlichen Dichterschwunges ermangelte. Kräftiger, als bei Canitz, war der Ton, und lebendiger die Farbengebung in den Sinngedichten des Wernicke. — Viel hätte, bei seinem innigen Gefühle und bei dem Reichthume seiner Naturanlagen und seiner Kenntnisse, Johann Christian Günther, ein Schlesier, zu leisten vermocht; allein sein ausschweifendes Leben führte ihn frühzeitig ins Grab. Im Tone der Ode, und überhaupt in der lyrischen Form der Dichtkunst, übertraf ihn Drollinger. — Als geistvoller und scharfer Satyriker zeichnete sich im zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts Liscov in Dresden aus; nur daß er durch die Derbheit in seinen Persönlichkeiten sich Feinde zuzog, die seine Dienstentlassung bewirkten. — Bereits seit der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts verbreitete sich der Geschmack an Romanen über Teutschland. Es wurden nicht nur mehrere ältere, wie der Eulenspiegel, die Melusine, der gehörnte Siegfried u. a. in neuen Formen aufgefrischt; es erschienen auch viele neue Romane, unter welchen die ausgeführte Volkssage von dem Schwarzkünstler Faust — der aber nicht mit Gutenbergs Gehülfen bei der Erfindung der Buchdruckerkunst verwechselt werden darf — einen allgemeinen Beifall fand, so daß neue Bearbeitungen derselben sogar herabreichen bis in das ausgehende achtzehnte Jahrhundert.

Im siebenzehnten Jahrhunderte erregte der Sim-

plicissimus des Samuel Greifenson (der im dreißigjährigen Kriege Soldat gewesen war, und unter dem angenommenen Namen Schleifheim von Schulzfort schrieb) große Theilnahme; denn er enthielt sich der schwülstigen Darstellung der gleichzeitigen Romanenschreiber, und schilderte in natürlichem Tone, wie wunderlich, abenteuerlich, lustig und sonderbar es in der wirklichen Welt herginge. — Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (seit dem Jahre 1721) machten die sogenannten Robinsonaden ihr Glück; man rechnet, nach der ersten Verteutschung des brittischen Robinsons des Daniel de Foe, von 1722 bis 1769 vierzig Robinsone, — sächsische, thüringische, schleßische, westphälische, — auf welche zuletzt der Robinson von Campe folgte. An diese Robinsonaden schloß sich an: die Insel Felsenburg, von Schnabel, die im Jahre 1731 zum erstenmale erschien.

Als einer seltenen schriftstellerischen Erscheinung in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts muß des in Schwaben (1640) gebohrnen Ulrich Megerle gedacht werden, der in den Augustinerorden trat, und, unter dem Namen des Paters Abraham a sancta Clara, als Hofprediger in Wien lebte und schrieb. Seine Schriften, und namentlich seine Kanzelvorträge sind Ausflüsse eines reichen humoristischen Talents; bald verspotten sie mit scharfem Witze, bald beizen sie mit der verwundenden Geisel der Satyre die Thorheiten der bürgerlichen Gesellschaft nach allen ihren Ständen. Doch ist der Ton des Paters nirgends fein und geglärtet; gerade und derb kündigt er sich an; bisweilen wird er platt und geschmacklos. Allein die Eigenthümlichkeit in dem Auffassen

und Verarbeiten des Stoffes, so wie die Kürze und Kraft in der Bezeichnung dürfen ihm durchaus nicht abgesprochen werden.

Begann gleich ein neuer Zeitraum der teutschen Sprachbildung, dessen Wirkungen und Folgen noch jetzt fortdauern, in engerer Beziehung erst mit dem Jahre 1740; so darf doch nicht übersehen werden, daß bereits in dem anhebenden zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts innerhalb Teutschlands ein frisches jugendliches Leben überhaupt, und namentlich im Anbaue der teutschen Sprache sich regte. Die furchtbaren Wunden des dreißigjährigen Krieges waren meistens geheilt; die Bevölkerung stieg mit dem wiederkehrenden Wohlstande, der auf die neue Belebung des Ackerbaues und Gewerbsfleißes, so wie auf die junge Blüthe des Handels sich stützte; der beginnende und sich vermehrende Wohlstand wirkte mächtig ein auf den regern Anbau der Wissenschaften und Künste; besonders erhohlte sich der dritte Stand, der Kern aller gesitteten Völker, von neuem in Teutschland. Früher, als der Adel, entfernte er französische Sitte und französische Sprachnachäffung aus seiner Mitte; denn Männer von hohem Geiste gaben der teutschen Sprache eine neue Richtung. Unter diesen muß der vielfach verkannte Christian Thomasius zuerst genannt werden; nicht deshalb, weil er dem Hexenwesen in der teutschen Gerichtsverfassung mit bitterm Ernste steuerte, was anderwärts gehört, — sondern daß er der Erste war, der es wagte, in teutscher Sprache auf teutschen Hochschulen zu teutschen Jünglingen zu reden, und über wissenschaft-

liche Gegenstände teutsch zu schreiben, so geläufig ihm auch der lateinische Ausdruck war, wie mehrere seiner lateinischen Werke bezeugen. Sein Vorgang fand Nachahmung und Beifall; man erkannte, es sey möglich, über tiefgedachte Wahrheiten und geistvolle Gegenstände deutlich, bestimmt, und mit Geist und Fülle in der Muttersprache zu schreiben, und dadurch die große Angelegenheit der Wissenschaften nicht blos den studirenden Jünglingen näher zu bringen, sondern auch das Heiligthum wissenschaftlicher Kenntnisse, vermittelst der Darstellungen in der Muttersprache, den höhern und mittlern Ständen Teutschlands aufzuschließen, welche bald mit lebhafter Theilnahme die Ergebnisse strengwissenschaftlicher Forschungen aus den reichen Kreisen der Philosophie, der Geschichte, der Naturwissenschaften, ja selbst aus dem Gebiete der practischen Theologie sich anzueignen verstanden. Die Gründlichkeit und die streng mathematische Methode des philosophischen Systems von Christian Wolf beförderte dieses höhere wissenschaftliche Streben, und selbst die Dichtkunst blieb nicht ohne den Einfluß dieses Systems auf viele ihrer Stoffe. — Denn eben der dichterische Geist erwachte gegen das Jahr 1740 bei den Teutschen mit unverkennbarer Kraft und unter neuen frischen Formen; allein gleichzeitig gewann auch die Kanzelberedsamkeit eine neue eigenthümliche Richtung.

Unverkennbar wirkte aber auf diese Entwickelung und freie Fortbildung des innern Volkslebens in Teutschland ein König mächtig ein, den zwar zunächst Preußen mit Stolz den Seinigen nennt, der aber durch die unberechenbaren Folgen seiner 46jährigen Regierung, nächst Preußen, dem übrigen

Teutschland als Beispiel und Muster, und selbst dem ganzen Europa als der größte und gefeiertеste Regent des achtzehnten Jahrhunderts angehört. Denn war gleich Friedrichs 2 wissenschaftliche Bildung zunächst auf die Unterlage der französischen Sprache gegründet, und lernte er erst im höhern Alter die Riesenschritte der teutschen Sprache während seiner Regierung etwas näher kennen; so war er es doch, der die Fesseln des menschlichen Geistes im Denken und Schreiben brach; der durch seinen eigenen wissenschaftlichen Geist die aufstrebenden Geister in ganz Teutschland aufregte und befruchtete, und selbst auf den Kaiser Joseph 2 nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb; der, an der Spitze eines durch ihn in die Reihe der Mächte des ersten Ranges gebrachten Staates, die Geschichte seiner Zeit und seiner Thaten, nach Cäsars Vorgange, und kräftiger, ansprechender, als Cäsar schrieb; der endlich durch sein Herrscherbeispiel den edelsten Fürsten seiner Zeit, besonders im nördlichen Teutschlande, voranleuchtete, so daß es, hauptsächlich seit dem Hubertsburger Frieden im Jahre 1763, als allgemeiner Grundsatz der meisten Regierungen Teutschlands galt, die „Aufklärung" zu befördern; denn unter diesem bildlichen, viel umschließenden, nicht selten aber auch gemißdeuteten und gemißbrauchten Begriffe ward länger als 40 Jahre in Teutschland die weitere Verbreitung des Lichtes in den verschiedensten Theilen der menschlichen Erkenntniß, und namentlich der mächtige Fortschritt in der Philosophie, in den Staatswissenschaften, in der Theologie, so wie in den Naturwissenschaften und in der Geschichte verstanden.

So griff in der ewig denkwürdigen Zeit der

zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das physische und geistige Leben der teutschen Völkerschaften gegenseitig in einander ein. Der veredelte Ackerbau, der erhöhte Gewerbsfleiß und Handel beförderte den Wohlstand und die Fortschritte der Gesittung im gesellschaftlichen und bürgerlichen Kreise, und der geistige Fortschritt in den Wissenschaften, in der Dichtkunst und der Beredsamkeit warf die erquickenden Stralen seines Lichtes und seiner Wärme zurück auf das häusliche und öffentliche Leben der frei und glücklich sich fühlenden teutschen Staatsbürger. Mit dieser großen und herrlichen Zeit seit dem Jahre 1763, wo überdies Teutschland im Mittelpuncte aller gleichzeitigen politischen Interessen Europa's stand, kann selbst der blüthen- und fruchtreiche Zeitraum der Hohenstaufen die Vergleichung nicht aushalten; denn tiefer begründet durch die Buchdruckerkunst und durch das aufgeregte schriftstellerische Leben, als im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, weiter verbreitet über alle höhere und mittlere Stände Teutschlands, und gleichmäßiger vertheilt über die reichen Gebiete der Wissenschaften und Künste, war in diesem jüngern Zeitabschnitte der Sinn für die heilige Angelegenheit der Wahrheit, der Bildung, der echten Aufklärung, und des sichern und gediegenen Fortschreitens der vaterländischen Sprache.

Erst seit dieser Zeit erhielten die Teutschen, was andere cultivirte Völker bereits besaßen, eine selbstständige Nationalliteratur, gestützt auf die Grundbedingung aller volksthümlichen Bildung: auf die Fortbildung der Nationalsprache. Die Kritik, die früher auf teutschem Boden in den Actis Eruditorum in lateinischer Sprache gehand-

habt worden war, gestaltete sich allmählig in teutscher Sprache zu einer festen Form, besonders seit dem Erscheinen der sogenannten Literaturbriefe, der allgemeinen teutschen Bibliothek, so wie der Literaturzeitungen in späterer Zeit. Viele der einzelnen Wissenschaften, und mehrere Künste, wurden in kritischen Blättern, die ihnen ausschließend bestimmt waren, schärfer gesichtet und tiefer erforscht. Gefeierte Namen, die mit Achtung auf die Nachwelt übergingen, glänzten auf in den besondern Sprachgebieten der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit. Zuerst begann die Dichtkunst ein neues frisches Leben, und trieb, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in allen ihren Gattungen und Formen, schönere Blüthen, als in den Tagen der Hohenstaufen und im Zeitabschnitte der schlesischen Sänger. Besonders gewann die lyrische Form durch die Tiefe und Innigkeit des dichterischen Gefühls; die epische erreichte aber bereits in Klopstocks Messias ihren Höhepunct. Später gedieh die dramatische Dichtkunst durch den Reichthum und die Vielseitigkeit ihrer Erzeugnisse, und nur die didactische Form, ein Mischling der Dichtkunst bei allen cultivirten Völkern, zählte wenige Meister in der Mitte der Teutschen. — Gleichzeitig mit dem Fortschreiten der Dichtkunst ward die geistliche Beredsamkeit von den Teutschen zu einer so trefflichen und selbstständigen Gestalt ausgeprägt, daß sie bald die geistliche Beredsamkeit der andern christlichen Völker Europa's übertraf. Daß aber die weltliche Beredsamkeit hinter ihrer Schwester zurückblieb, und kein politischer Redner der Teutschen neben den beiden Pitten, Fox, Burke, Sheridan,

Brougham und andern Britten genannt werden konnte, lag in den politischen Verhältnissen und in dem öffentlichen Leben Teutschlands. — Dagegen nahm die teutsche Prosa, die, seit Luthers Zeit, beinahe zwei Jahrhunderte geruht hatte, einen neuen Aufschwung, und blieb, auf der Bahn der Vervollkommnung und sorgfältigsten Ausbildung, nicht zurück hinter der Dichtkunst und Beredsamkeit. Zuerst ward, für das Bedürfniß des wissenschaftlichen und namentlich des philosophischen Ausdrucks, die didactische Prosa, und bald auch die geschichtliche Prosa von den Teutschen angebaut; gleichzeitig erhielt selbst der Styl des Briefes mehr Ründung, Gewandtheit und Reife, und nur der Geschäftsstyl folgte, aus leicht begreiflichen Ursachen, höchst langsam den Fortschritten aller übrigen Formen der Darstellung durch Sprache.

Unter den ausgezeichneten Teutschen, welche, gegen das Ende des siebenzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, eine mächtige Wirkung im Reiche der Geister hervorbrachten, stand Leibnitz höher, als Thomasius, nur daß, wiewohl beide in Leipzig gebohren, Leibnitz mehr in lateinischer und französischer Sprache, als in der teutschen, schrieb, obgleich sein philosophisches System, nach der weitern Ausprägung desselben durch Christian Wolf, tief in die geistige Bildung des teutschen Volkes eingriff, so daß im letzten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts die Lehre Kants bereits eine wissenschaftlich sehr ausgebildete Prosa bei den Teutschen vorfand. Mochte nun auch Kant selbst und mancher seiner ersten Anhänger eine neue,

bis dahin unbekannte, wissenschaftliche Kunstsprache gebrauchen; so verschmolz doch, bei dem einmal erreichten hohen Standpuncte der teutschen Prosa, das Neue und Fremdartige dieses Systems bald in der gediegenen prosaischen Darstellung der spätern philosophischen Forscher.

Geweckt durch den unter den Teutschen entwickelten philosophischen Geist, begann bereits im zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts, neben der philosophischen und wissenschaftlichen Kritik, auch die ästhetische Kritik, und die streng grammatisch-kritische Behandlung der teutschen Sprache ihre ersten gelungenen Versuche. Die erste, von den Franzosen zu den Teutschen gebrachte, Kunsttheorie des Batteux mußte bald der Anwendung der Grundsätze des Leibnitz-Wolfischen, und später des kritischen Systems auf die Philosophie des Schönen weichen, so daß die Aesthetik, nach der gegenwärtigen Ausprägung derselben als Wissenschaft, zunächst den Teutschen angehört. Unverkennbar trug der Fortschritt der Teutschen in der Praxis, d. h. es trug die große Zahl ihrer Classiker in den einzelnen Formen der Dichtkunst und Beredsamkeit viel bei zum freiern Anbaue der Kunsttheorie; allein diese Theorie blieb gleichfalls nicht ohne vielseitige Rückwirkung auf die Praxis. Denn überhaupt trifft die Teutschen — es fragt sich, ob der Vorwurf? oder der Ruhm? — daß sie den Werth der Theorie und der durchgebildeten Systeme höher anschlagen, als die meisten übrigen gebildeten Völker im Süden und Westen von Europa.

Bevor aber noch die eigentliche Aesthetik von den Teutschen zu dieser wissenschaftlichen Form ausgeprägt, und von Alexander Gottlieb Baumgarten

mit diesem Namen bezeichnet ward, hatten bereits gelehrte und sorgsame Männer in Sachsen und in der Schweiz der Kritik der teutschen Sprache und Sprachlehre ihre Kraft und Zeit gewidmet. Mögen die Urtheile über Gottsched noch so getheilt, mag er, während seines Lebens, von Vielen mit und ohne seine Schuld verkannt und angefeindet, mag überhaupt das, was er selbst als Dichter versuchte und leistete, längst, ohne Nachtheil für die Sprache, vergessen worden seyn; so gehört ihm doch für seinen Eifer, womit er die fremdher entlehnten Wörter und Redensarten bekämpfte und ausbürgerte, so wie für die Gründlichkeit seiner grammatischen Forschungen, für die Erneuerung des Andenkens an die lyrischen, epischen und dramatischen Dichter des Mittelalters, und für die Begeisterung, die er, als akademischer Lehrer, unter seinen Zuhörern für den Anbau der vaterländischen Sprache bewirkte, — es gehört ihm für alle diese unbestreitbaren, und in ihren Folgen unberechenbaren Verdienste ein unverwelklicher Kranz. Zugestanden, daß die Schweizer, Bodmer, Breitinger und die, welche ihnen sich anschlossen, im Geschmacksurtheile schärfer waren, als Gottsched; so übertraf er sie doch in grammatischer Forschung und Strenge, in Correctheit der Formen, und in seiner vielseitigen und rastlosen Thätigkeit für die Vervollkommnung des ganzen Gebiets der teutschen Sprache, wohin besonders sein Einfluß auf die unter seiner Leitung stehende teutsche Gesellschaft gehörte. Mögen daher seine eigenen Gedichte, Reden und Schauspiele mit Recht sich nicht in der Literatur der Teutschen gehalten haben; seine Sprachlehre, seine kritische Dichtkunst und seine aus-

führliche Redekunst behalten, als die ersten, — seit der Zeit freilich vielfach übertroffenen — Versuche in der systematischen Begründung der Sprache, für den Kenner und Forscher ihren geschichtlichen Werth.

In einer gedrängten Uebersicht der Geschichte der teutschen Sprache können nicht die Einzelnen genannt werden, welche, in schneller Aufeinanderfolge, seit dem Jahre 1740 der teutschen Sprache bald als Dichter, bald als Redner, bald als Bearbeiter der sogenannten Theorie des Styls — angehörten; — Männer, die eben so in der Praxis, wie in der Theorie, das Gebiet der Sprache erweiterten, tiefer begründeten, und in allen Beziehungen vervollkommneten. Es ist die Aufgabe für eine besondere Schrift, diese neue Gestaltung der teutschen Sprache seit dem Jahre 1740 nach allen ihren Formen, und nach allen um diese Fortbildung hochverdienten Männern zu schildern. Nur an Einige kann hier erinnert werden, welche, nach ihrer Eigenthümlichkeit, und nach dem Wirken ihres Geistes, einen bleibenden Eindruck auf ihr Zeitalter und auf die Nachwelt behaupteten. Zu diesem engern Kreise gehört zunächst Gotthold Ephraim Lessing. Durch seine Hamburgische Dramaturgie gab er eben so der teutschen Bühne, wie durch seinen Antheil an den Literaturbriefen und an der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und durch seinen Laokoon der Kritik überhaupt eine neue Richtung. Als Denkmäler dessen, was er selbst als Dichter leistete, gelten seine Emilia Galotti und sein Nathan; seine gediegene Prosa wird am sichersten in seinem Schwanengesange, in der Erziehung des Menschengeschlechts, erkannt. Wenn ihn

sein Zeitalter nicht ganz begriff; so lag der Grund darin, daß er diesem Zeitalter zu weit vorausgeeilt war. Tausende nach ihm haben von ihm gelernt, und selbst im neunzehnten Jahrhunderte giebt es noch viel von ihm zu lernen. — Stand Johann Christoph Adelung an geistiger Fülle und philosophischer Haltung hinter Lessing; so gehörte doch eben das Maas von Adelungs Talenten, von seinem mühsamen Fleiße und von seiner gründlichen grammatischen und geschichtlichen Gelehrsamkeit dazu, um das Wörterbuch zu vollenden, das in seiner Art noch immer unübertroffen dasteht, wenn gleich die Wörterbücher von Campe und Heinsius in mehrfachen Beziehungen eine ehrenvolle Stelle neben und nach ihm behaupten. In Hinsicht auf Synonymik ergänzten Eberhard und Maaß die Lücken und Mängel Adelungs. — Auch Adelungs Sprachlehren werden sich erhalten, wenn ihnen gleich die logische Anordnung, die einfache Uebersicht der Theile, und die philosophische Durchbildung fehlt; allein was er für die Theorie des Styls zu leisten versuchte, hatte sich bereits vor seinem Tode überlebt. In geschichtlicher Behandlung der Sprachlehre hat Jacob Grimm in neuerer Zeit alle seine Vorgänger übertroffen; mit philosophischem Geiste pflegten sie Moritz, Roth, Docen, Reinbeck, Schmitthenner.

Nur aus den Kreisen der bereits verstorbenen Dichter, Redner und Prosaiker können die Einzelnen genannt werden, welche seit dem Jahre 1740 der Fortbildung der vaterländischen Sprache mit Erfolg und Ruhm sich weihten. Die lebenden gehören, im strengen Sinne, noch nicht der Geschichte der Sprache an; denn über ihre Stellung

in ihrem Zeitalter und über ihre gesammte Einwirkung auf die Sprache kann erst, nach ihrer beendigten irdischen Laufbahn, mit Sicherheit, so wie mit Unpartheilichkeit und Freimüthigkeit entschieden werden. Nie aber wird der Teutsche vergessen, wie, nach ihrer verschiedenen Eigenthümlichkeit und in den verschiedensten Gattungen und Formen der Dichtkunst, Haller, Hagedorn, Gellert, Rabener, Kästner, J. Andr. Cramer, Zachariä, Uz, Kleist, Gleim, Ramler, Christian Felix Weiße, Wieland, Hölty, Schubart, Bürger, Herder, Gerstenberg, J. Geo. Jacobi, Kosegarten, Pfeffel, Thümmel, Fr. Leop. v. Stolberg, besonders aber Klopstock und Schiller, — diese beiden, die mit den noch lebenden Göthe und Voß das innigste Wesen der Teutschheit zum lebendigsten dichterischen Bewußtseyn in sich entwickelten und in ihren unvergänglichen Formen darstellten, — nie wird, davon sind wir überzeugt, vergessen werden, wie diese Dichter auf ihre Zeitgenossen einwirkten und die teutsche Sprache zu ihrem goldenen Zeitalter fortführten.

Die Sprache der Beredsamkeit, deren erste kräftige Ankündigung bei den Teutschen den Predigten Luthers angehörte, ward in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts und während des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts völlig vernachlässigt; denn die in die letztere Zeit gehörenden sogenannten Predigtmethoden waren für die Kanzelberedsamkeit ungefähr dasselbe, was im Zeitalter der Meistersänger ihre Tabulaturen waren. In beiden Zeitaltern haftete man an dem Außenwerke, und befremdend ist allerdings die Erscheinung, daß in beiden Zeitaltern kein origineller Geist die herge-

brachten Formen durchbrach und sich über dieselben emporhob, weder ein hervorragender Dichter in den Tagen der Meistersänger, noch ein Redner des siebenzehnten Jahrhunderts, der, nach der ihm einwohnenden Kraft, den homiletischen Pedantismus besiegt hätte. Denn daß die weltliche Beredsamkeit in Teutschland nicht wie in England gedeihen konnte, und sich auf Schulreden, auf abgemessene, zierliche Universitätsreden, und höchstens auf Lobreden, in der Mitte gelehrter Gesellschaften abgelesen, beschränken mußte, ward bereits oben erwähnt.

Der Erste, der die Form der Kanzelberedsamkeit bei den Teutschen durch eine verbesserte und sorgfältig behandelte Sprachdarstellung veredelte, war Johann Lorenz von Mosheim, wenn er gleich über das hergebrachte homiletische Gerüste sich nicht erhob, das Melanthon aus der aristotelischen Philosophie, und nach dem Vorgange der spätern Redner des Alterthums, auf die teutsche Kanzelberedsamkeit übergetragen hatte; denn Luther selbst bewegte sich bei seinen Vorträgen gewöhnlich ganz frei, ohne an scharfe logische Gliederung der einzelnen Theile sich zu binden. Sind gleich Mosheims Kanzelvorträge als Muster der Sprache für unsere Zeit veraltet; so darf doch nicht vergessen werden, daß er die Bahn zu den Fortschritten seiner Nachfolger brach, und daß seine „heiligen Reden" durch Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, durch tiefen religiösen Sinn, durch zweckmäßige Verbindung der Glaubens- und Sittenlehre, nicht selten sogar durch einiges rednerisches Leben, durchgehends aber durch eine reine und würdevolle Sprache sich auszeichneten. Weniger Redner, als er, waren Sack, Resewitz und Teller; Spalding stand, abgesehen von der

Individualität beider Männer, mit ihm auf ziemlich gleicher Linie der Sprache der Beredsamkeit; entschieden höher aber, als Mosheim, erhoben sich Jerusalem, Johann Andreas Cramer, Münter und Lavater. Einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Fortbildung der Kanzelberedsamkeit bei den Teutschen behauptete Zollikofer durch die Reinheit, Haltung und Gediegenheit seiner Sprache, durch die Einfachheit in der Erfindung und Behandlung des Stoffes, und durch die Wärme, mit der er zum Gefühle sprach, wenn gleich die Philosophie, die seinen Vorträgen zum Grunde lag, aus dem Systeme des Eudämonismus stammte. Tiefer, kräftiger, nicht selten aber auch trockener, als Zollikofer, sprachen Löffler und Henke. Sie werden ihre Stelle in der Reihe ausgezeichneter Kanzelredner nicht verlieren, wenn gleich Keiner sich nach ihnen bildete. Desto mehr geschah dies mit Reinhard, der — was auch im Einzelnen bald mit Grund, bald aus Scheelsucht an seinen Predigten ausgestellt worden ist — doch alle seine Vorgänger in Hinsicht auf philosophische Begründung, auf Reichthum und Neuheit der Erfindung des Stoffes, auf sorgfältige logische Eintheilung und Gliederung, so wie auf Reinheit, Gleichmäßigkeit, Würde und Wärme der Sprache übertraf. Doch dürfen neben ihm die bereits Vollendeten, Wedag, Kosegarten und Sintenis — und in der weltlichen Beredsamkeit Engel, Leisewitz, Heydenreich, Fichte und Mörlin nicht übergangen werden.

So wie die Sprache der Beredsamkeit bei den gebildeten Völkern erst nach der Sprache der Dichtkunst zu einer höhern Reife gelangt; so gewöhnlich auch die Sprache der Prosa. Dies bestätigt we-

nigstens der Gang der Entwickelung und Ausbildung der Prosa bei den Teutschen. Denn entweder waren es selbst Dichter, die zugleich gute Prosa schrieben, wie Gellert, Lessing und andere, oder die bessern Prosaiker traten später auf, nachdem bereits das teutsche Volk ausgezeichnete Dichter besaß. So schrieben erst nach dem Anfange der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Moses Mendelssohn, Sturz, Möser, Zimmermann, Garve, Engel, Schlosser, Herder, Kant, Eberhard, Fichte, Heydenreich, Hamann, Fr. Heinrich Jacobi u. a. im Lehrstyle; den geschichtlichen Styl bei den Teutschen bildeten: Schlözer, Möser, Spittler, Johannes v. Müller, Posselt, Schiller, Bredow, Woltmann, Breyer; im Briefstyle zeichneten sich aus: Gellert, Rabener, Klopstock, Lessing, Mendelssohn, Garve, Christ. Felix Weiße, Zollikofer, Joh. v. Müller, Reinhard, Wieland, Fr. Heinr. Jacobi u. a.; nur von der Fortbildung des Geschäftsstyls läßt sich, aus leicht begreiflichen Ursachen, im Allgemeinen nichts berichten.

In vielfacher Hinsicht bedrohte die Zeit des Rheinbundes die Fortbildung der teutschen Sprache; diese Zeit ging aber ohne wesentliche Nachtheile für die vaterländische Sprache vorüber, weil sie nur sieben Jahre dauerte, und während dieser sieben Jahre das heilige Gefühl des Vaterlandes mehr genährt und gesteigert, als unterdrückt, und mit diesem Gefühle der Sinn für die bereits erreichte Vollkommenheit der vaterländischen Sprache mächtig geweckt und gestärkt ward. Unter dem fremden Drucke erkannte man, welch ein hohes Gut eine ursprüngliche

und selbstständige Sprache sey, und welche Fortschritte die teutsche Sprache seit dem letzten halben Jahrhunderte gemacht hatte. Man überzeugte sich, daß an das Erhalten dieser Sprache die Nationalität des teutschen Volkes selbst geknüpft sey, und daß die teutsche Sprache, unter den Einflüssen der intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur des teutschen Volkes, nach allen Hauptformen der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit eben so, wie die classischen Sprachen des Alterthums, ihr goldenes Zeitalter erreicht habe.

Philosophie der teutschen Sprache.

Einleitung.

1.

Uebergang von der Geschichte der Sprache zur Philosophie derselben.

Die Aufgabe der Geschichte einer lebenden Sprache ist: die allmählige Entwickelung und Ausbildung derselben von ihrem Ursprunge an bis zu ihrem gegenwärtigen Standpuncte — oder, bei einer erloschenen Sprache, bis zu ihrem Untergange — nach einzelnen Zeiträumen darzustellen, und mit gleicher Unpartheilichkeit ihre Fortschritte, so wie ihre Rückschritte zu vergegenwärtigen. Bei wenigen Sprachen der gesitteten Völker des Erdbodens dringt sich dabei die eigenthümliche Erscheinung auf, die bei der teutschen Sprache wahrgenommen wird, daß sie zu vier verschiedenen Zeitabschnitten — das erstemal in den Tagen Karls des Großen, das zweitemal im schwäbischen Zeitalter, das drittemal im Zeitalter der Kirchenverbesserung, und das viertemal seit dem Jahre 1740 — einen bedeutenden Aufschwung nahm und einen mächtigen Schritt vorwärts that, dreimal aber aber auch unverkennbar

wieder Rückschritte machte, bis erst seit dem Jahre 1740 im Ganzen ein bleibendes Fortschreiten in der Ausbildung ihrer einzelnen Formen sich ankündigte.

Der kurze Umriß der Geschichte der teutschen Sprache hat gezeigt, wie jedesmal das Fortschreiten der Sprache durch das Fortschreiten des Volkes in der Cultur bedingt war, und daß die Sprache Rückschritte machte, sobald entweder die Fortschritte in den wesentlichsten Bedingungen des geistigen Volkslebens überhaupt gehemmt, oder, durch Verirrungen in der geistigen Bildung und durch falsche Richtungen in den Kreisen der Wissenschaften und der Künste, auch auf die Sprache Einseitigkeiten und Fehler übergetragen wurden, von welchen sie sich nur langsam in einer spätern Zeit befreien konnte.

Allein so wichtig und bildungsreich die Kenntniß der Geschichte einer Sprache bleibt; so enthält doch die Geschichte einer Sprache immer nur das Gegebene, d. h. es kann in ihr blos das in der Zeit Entstandene und durch Erfahrung Wahrgenommene zu einem innern nothwendigen Zusammenhange gebracht und zu einer bestimmten wissenschaftlichen Form ausgeprägt werden.

Verschieden von dem geschichtlichen Standpuncte der Sprache ist daher die Philosophie der Sprache. Soll unter diesem Begriffe etwas Bestimmtes gedacht werden; so ist es die Aufgabe für die Philosophie der Sprache: das Gegebene, d. h. das blos Erfahrungsmäßige in der Sprache zurückzuführen auf allgemeine, im Wesen des menschlichen Geistes selbst enthaltene, Grundbedingungen der Darstellung durch Sprache, und in diesen allgemeinen Bedingungen nicht blos den letzten Grund alles

Empirischen nachzuweisen, sondern auch, vermittelst dieser allgemeinen Bedingungen, das erfahrungsmäßige Gebiet einer Sprache einzutheilen, anzuordnen und im Einzelnen zu berichtigen und zu vervollkommnen. Es steht daher an der Spitze der Philosophie der Sprache als höchster Grundsatz:

„Alles, was in der Sprache als Wirkung geistiger Thätigkeit und als Wiederschein innerer Zustände vorkommt, läßt sich auf allgemeine (philosophische) Grundsätze zurückführen, und wissenschaftlich anordnen."

2.

Verhältniß der Philosophie der Sprache zur sogenannten Theorie des Styls.

In dem letzten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts ward, unter der Benennung: Theorie des Styls, ein Inbegriff von Regeln und Grundsätzen aufgestellt, nach welchen das Empirische in der Sprache auf ein Höheres zurückgeführt und wissenschaftlich geordnet werden sollte. Einige hielten sich dabei zunächst an das Grammatische der Sprache, andere an das Aesthetische, je nachdem ihre eigene geistige Richtung sie mehr zu dem einen, oder zu dem andern führte. Nothwendig folgte daraus, daß die Theorie der erstern mehr das Gepräge des Empirischen, die Theorie der letztern mehr die Farbe des Philosophischen erhielt.

Allein wenn auch in denjenigen Theorieen des Styls, welche zunächst auf ästhetische Regeln gestützt wurden, mehr philosophischer Geist enthalten war, als in denen, welchen zunächst die erfahrungsmäßige Sprachforschung zur Unterlage diente;

so erhob sich doch keine zu den letzten Bedingungen aller Sprachdarstellung im Wesen des Menschen selbst. Es ward vielmehr von den einzelnen Eigenschaften des Schönen, des Erhabenen, des Bildlichen u. s. w. in Beziehung auf den Styl gesprochen; es ward, in einer bunten Mischung, von einem bildlichen, mittlern und oratorischen Style gehandelt, ohne daß man zwischen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit ihrem innern Wesen nach genau unterschied, und rückwärts aufstieg zu der Begründung aller Sprachdarstellung in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes.

Denn nur in dieser ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes kann theils die Begründung des menschlichen Sprachvermögens selbst, theils die letzte allgemeine Bedingung aller vollendeten Darstellung vermittelst der Sprache, theils der höchste Maasstab für die wissenschaftliche Anordnung und innere Gestaltung des erfahrungsmäßig entstandenen und gleichmäßig mit dem Fortschreiten der Cultur des Volkes fortgebildeten Gebietes jeder einzelnen Sprache im Besondern enthalten seyn.

Die Philosophie der Sprache unterscheidet sich also dadurch wesentlich von der Theorie des Styls, daß sie auf die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in seinem Wirken durch die Sprache zurückführt, und durch dieses Zurückführen die Aufstellung der Grundsätze und Regeln vermittelt, welche, bis dahin, für die einzelnen Eigenschaften, Gattungen und Formen des Styls in den sogenannten Theorieen des Styls enthalten waren.

Das, was, seit Kant, die sogenannte Metaphysik der Sitten an der Spitze der ganzen

practischen Philosophie gemeinschaftlich für die philosophische Sitten-, Rechts- und Religionslehre ward und leistete; das soll, in einer andern Beziehung, die Philosophie der Sprache für das gesammte Gebiet der Darstellungen durch Sprache leisten. So wie dort ein höchstes Sittengesetz aufgestellt ward; so hier ein höchstes Gesetz der Form. So wie dort alle einzelne Pflichten und Rechte freier Wesen mit Nothwendigkeit aus dem höchsten Sittengesetze sich ergaben, und auf dasselbe, als auf ihren höchsten Maasstab, zurückgeführt wurden; so müssen auch hier alle einzelne Gattungen und Formen der Sprachdarstellung, so wie die gesammten Eigenschaften des Styls, mit Nothwendigkeit hervorgehen aus dem höchsten Gesetze der Form, und unter dasselbe, als den höchsten Maasstab aller stylistischen Gediegenheit und Vollendung, gebracht werden.

3.

Umfang der Philosophie der Sprache.

Beruht die Philosophie der Sprache überhaupt auf der Erforschung und Entwickelung der letzten, in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes enthaltenen, Gründe und Bedingungen aller vollendeten Darstellung vermittelst der Sprache; so gehört es in ihren Umfang, die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in Beziehung auf Sprache aufzusuchen, den Charakter der Sprachdarstellung zu bestimmen, die Verschiedenheit des Stoffes und der Form in den Darstellungen durch Sprache nachzuweisen, das Gesetz der Form selbst aufzustellen, die beiden Grundeigenschaften dieses Gesetzes anzugeben, und damit die Lehre von den

gesammten untergeordneten Eigenschaften der beiden Grundeigenschaften des Styls zu verbinden.

Wird diese Philosophie der Sprache aus dem Wesen des menschlichen Geistes folgerecht und erschöpfend, ohne Lücken und Fehler, abgeleitet; so muß sie zugleich den Maasstab für die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit jeder einzelnen gegebenen — erloschenen oder lebenden — Sprache enthalten. Denn jede einzelne Sprache des Erdbodens ist eine Wirkung des bildenden menschlichen Geistes; jede einzelne Sprache folgt, nach dem Zeugnisse der Geschichte, den Fortschritten der gesammten Cultur des Volkes, das sie spricht und schreibt; jede einzelne Sprache enthält daher den Wiederschein der jedesmal erreichten Stufe der Cultur der Völker, und jede einzelne Sprache muß eben so nach Grammatik und Syntax, wie nach dem Standpuncte ihrer Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, beurtheilt und gewürdigt werden durch Anwendung der Philosophie der Sprache auf ihr gesammtes Gebiet.

In dieser zweiten Beziehung muß es eine Philosophie der Sprache für jede besondere, namentlich für jede gebildete, Sprache geben. Denn obgleich die Gesammtheit der einzelnen Erscheinungen einer geschichtlich vorhandenen Sprache nur erfahrungsmäßig aufgefaßt und erlernt werden kann; so ist doch die wissenschaftliche Verbindung und Anordnung des Erfahrungsmäßigen in einer gegebenen Sprache, so wie die innere Gestaltung, die Beurtheilung und die Prüfung des Besondern und Eigenthümlichen derselben, blos durch die Zurückführung desselben auf höhere — über die Erfahrung hinaus liegende — Grundsätze möglich, die in der Philosophie der Sprache überhaupt enthalten sind.

4.

Anwendung auf die teutsche Sprache.

So wie es für jede selbstständig bestehende und gebildete Sprache, in dem eben bezeichneten Sinne, eine Philosophie derselben giebt; so giebt es auch für die teutsche Sprache eine solche Philosophie derselben, in welcher das ganze erfahrungsmäßige Gebiet derselben aus einem höhern (d. h. nicht in dem Empirischen selbst enthaltenen) Standpuncte gefaßt, angeordnet, durchgeführt und beurtheilt wird. So gehören z. B. in jeder bestehenden Sprache die Lehren von der Declination und Conjugation, von Barbarismen und Solöcismen, von der Prosodie und von dem Periodenbaue, zu dem erfahrungsmäßigen Gebiete derselben; allein ganz anders kündigen diese Gegenstände erfahrungsmäßig sich an in der griechischen, in der römischen und in der französischen, als in der teutschen Sprache. Die angewandte Philosophie des Styls wird daher in Beziehung auf die teutsche Sprache darin bestehen, daß die allgemeinen Grundsätze der Philosophie der Sprache überhaupt auf die erfahrungsmäßig sich ankündigenden Eigenthümlichkeiten des Sprachgebrauches, der Sprachreinigkeit, der Sprachrichtigkeit und der empirischen Sprachschönheit im Umfange der teutschen Sprache angewandt werden.

5.

Theile der Philosophie der teutschen Sprache.

Weil in dieser Darstellung des Gesammtgebietes der teutschen Sprache die Philosophie der Sprache überhaupt sogleich in Verbindung mit der teut-

schen Sprache gebracht, und das Gesammtgebiet derselben, nach den in den drei geistigen Vermögen des Menschen begründeten Urformen aller Sprachdarstellung, der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit, entwickelt und wissenschaftlich durchgeführt wird; so umschließt die Philosophie der teutschen Sprache folgende, mit Beispielen und Belegen aus teutschen Classikern practisch zu versinnlichende, Untertheile.

Es muß ausgegangen werden

a) von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in Beziehung auf die Sprache überhaupt;

Daraus wird abgeleitet

b) die Wichtigkeit der Lehre von den drei selbstständigen Vermögen des menschlichen Geistes für die Begründung der drei selbstständigen Sprachdarstellungen in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit;

Damit steht in Verbindung

c) die Lehre von dem eigenthümlichen (formellen) Charakter aller Sprachdarstellung, so wie

d) die Verschiedenheit des Stoffes und der Form innerhalb der Sprachdarstellung.

Daraus folgen:

e) die logisch-grammatischen und die ästhetischen Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten Form der Sprachdarstellung;

f) das Gesetz der Form selbst, nach seinen beiden Grundeigenschaften: der Richtigkeit und der Schönheit der Form;

g) die untergeordneten Eigenschaften der beiden Grundeigenschaften des Gesetzes der Form;

h) der Begriff des Styls, nach seinen Gattungen, Arten und einzelnen Formen;

i) die Lehre von den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern.

Philosophie der Sprache.

6.

a) Die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes, in Beziehung auf die Sprache betrachtet.

Woraus leiten wir die Philosophie der Sprache ab? Daraus, woraus wir die Philosophie selbst ableiten: aus der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes. Denn weil alle innere und äußere Zustände des Menschen durch Sprache bezeichnet und dargestellt werden; so muß auch der Endpunct der Sprache da enthalten seyn, wo alle innere und äußere Zustände des Menschen endigen, d. h. wo sie nach ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Ankündigung gesetzmäßig wahrgenommen werden. — Diese ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes beruht aber auf dem Bewußtseyn, dem Urselbstgefühl, in welchem, als dem einzig Bleibenden und Unveränderlichen in unserm Wesen, jeder einzelne Zustand, während des ganzen irdischen Daseyns, wahrgenommen, und, als ein unsrer Individualität angehörender Zustand, nach seinem Inhalte (oder Stoffe) und nach seiner Form erkannt wird. Denn wir werden uns in

dem einzelnen Zustande nicht nur dessen bewußt, was er enthält, sondern auch wie der gegebene Stoff von uns aufgefaßt wird. Diese Einrichtung unsers Wesens nennen wir Gesetzmäßigkeit, weil alle zum menschlichen Bewußtseyn kommende Wahrnehmungen unveränderlich unter denselben Bedingungen erfolgen. Zugleich sagen wir von dieser Gesetzmäßigkeit aus, daß sie ursprünglich sey, weil sie mit dem Bewußtwerden des ersten menschlichen Zustandes in der Kindheit anhebt, und uns bis zu dem Augenblicke des Todes begleitet.

Nach dieser ursprünglichen Gesetzmäßigkeit unterscheiden wir im Bewußtseyn eine doppelte Gattung von Wahrnehmungen und Zuständen: die sinnlichen und die geistigen. Die sinnlichen Wahrnehmungen werden durch die an der menschlichen Organisation angestellten fünf sinnlichen Werkzeuge vermittelt; die geistigen theilen wir, nach der Verschiedenheit ihrer Ankündigung im Bewußtseyn, in Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, und führen die Gesammtheit aller einzelnen Vorstellungen auf ein, im menschlichen Wesen ursprünglich enthaltenes und selbstständiges, Vorstellungsvermögen, die Gesammtheit aller einzelnen Gefühle auf ein, im menschlichen Wesen ursprünglich enthaltenes und selbstständiges, Gefühlsvermögen, und die Gesammtheit aller einzelnen Bestrebungen auf ein, im menschlichen Wesen ursprünglich enthaltenes und selbstständiges, Bestrebungsvermögen zurück.

7.

Fortsetzung.

Die einzelnen Zustände der drei geistigen Ver-

mögen, die als Thatsachen im Bewußtseyn sich ankündigen, führen aber auf eine ursprüngliche Gesetzmäßigkeit dieser Vermögen zurück; weil es

a) theils überhaupt nur drei verschiedene Arten der Ankündigung des menschlichen Geistes im Bewußtseyn giebt — Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen;

b) theils weil diese jedesmal unter der ihnen eigenthümlichen Form, und mithin von einander verschieden, sich ankündigen;

c) theils weil diese Ankündigung der Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, von der ersten Thatsache des Bewußtwerdens an, sich gleich und dieselbe bleibt.

Es können aber nur drei — nicht mehr, und nicht weniger — Vermögen im Wesen des menschlichen Geistes angenommen werden, weil alle geistige Zustände, deren wir uns bewußt werden, entweder Vorstellungen, oder Gefühle, oder Bestrebungen sind. — Wir nehmen ferner an, daß diese drei Vermögen, nach ihrer Ankündigung im Bewußtseyn, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet sind, weil sie weder durch einander bestehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können, obgleich sie neben und nach einander wirken. — Wir sind aber auch von der Wechselwirkung dieser drei Vermögen überzeugt, weil, nach den Thatsachen des Bewußtseyns, Vorstellungen in Gefühle, Gefühle in Vorstellungen, Vorstellungen und Gefühle in Bestrebungen, und Bestrebungen in Gefühle und Bestrebungen unmerklich und unaufhaltbar übergehen. — Wir finden weiter in den Thatsachen des Bewußtseyns, daß jedes dieser Vermögen seinen eigenthümlichen letzten Zweck zu verwirkli-

chen sucht: das Vorstellungsvermögen den Zweck der Wahrheit, das Gefühlsvermögen den Zweck der Schönheit, das Bestrebungsvermögen den Zweck der sittlichen Güte. — Wir nehmen endlich einen harmonischen Zusammenhang zwischen diesen dreien Vermögen wahr, weil keins das andere in seiner gesetzmäßigen Aeußerung hindert, und der besondere Zweck des einzelnen Vermögens verwirklicht werden kann, ohne die Verwirklichung des besondern Zweckes der beiden andern Vermögen aufzuhalten, so daß vielmehr der Gesammtzweck der geistigen Thätigkeit auf der gleichmäßigen Verwirklichung der einzelnen Zwecke der drei geistigen Vermögen beruht.

8.

α) Das Vorstellungsvermögen.

Das Vorstellungsvermögen, oder die Kraft zu denken überhaupt, ist, in der weitesten Bedeutung, die Fähigkeit, Vorstellungen hervorzubringen und zu bearbeiten. Unter Vorstellung verstehen wir aber jede Veränderung unsers geistigen Wesens, von welcher ein Bewußtseyn möglich ist, d. h. in welcher wir uns, als vorstellendes Subject, von dem vorgestellten Gegenstande (dem Objecte), und von dem, aus dieser Beziehung des Subjects auf das Object hervorgehenden, Zustande im Bewußtseyn — der Vorstellung — unterscheiden. — Zweierlei nehmen wir bei diesem Vermögen wahr: etwas Leidentliches (Receptivität), und etwas Thätiges (Spontaneität). Nach jenem erhalten wir Eindrücke, in welchen der Stoff zu einer Vorstellung enthalten ist; nach diesem können wir das Mannigfaltige des Stoffes zur Einheit im Be-

wußtseyn erheben, d. h. wir können ihm die **Form** geben, welche der aufgenommene Stoff nach der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit unsers geistigen Wesens erhalten muß, wenn eine **menschliche** Vorstellung entstehen soll.

Als besondere Thätigkeiten des Vorstellungsvermögens werden aber, in Beziehung auf die einzelnen im Bewußtseyn wahrgenommenen Zustände des Vorstellens, unterschieden: das **Anschauungsvermögen**, der **Verstand**, die **Urtheilskraft**, die **Vernunft**, die **Einbildungskraft**, und das **Gedächtniß**.

Wir nennen nämlich die **unmittelbare Verbindung** des Stoffes mit der Form **Anschauung**, und unterscheiden zwischen Anschauungen des **äußern** und des **innern** Sinnes, inwiefern wir durch den **äußern** Sinn zum unmittelbaren Bewußtwerden der äußern sinnlichen Wahrnehmungen und der einzelnen Verhältnisse und Zustände unserer Organisation, durch den **innern** Sinn aber zum unmittelbaren Bewußtwerden der einzelnen Aeußerungen unsers geistigen Wesens, oder zum unmittelbaren Bewußtseyn unserer Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen gelangen.

Wir können aber auch die Anschaunungen des äußern und innern Sinnes, und die einzelnen in denselben enthaltenen Merkmale, zu einer **gedachten Einheit** verbinden, die wir **Begriff** nennen, so wie wir auf dieselbe Weise die einzelnen, in einer Anschauung enthaltenen, Merkmale zergliedern, und jedes einzelne Merkmal uns getrennt und einzeln vorstellen, und zur Einheit eines Begriffes erheben können. Dies ist die besondere Thätigkeit des **Verstandes**.

Wir können ferner, durch die Thätigkeit der **Urtheilskraft**, die Verhältnisse bestimmen, in welchen die einzelnen Begriffe unter sich gegen einander selbst stehen, und nach welchen sie entweder als mit einander verknüpft, oder von einander getrennt, und sich entgegengesetzt gedacht werden.

Noch ausgebreiteter und höher ist die Thätigkeit der **Vernunft**. Denn sie ordnet nicht nur das Besondere dem Allgemeinen unter in den **Schlüssen**, die sie bildet; sie erhebt sich auch von allen, durch die Anschauungen des äußern Sinnes vermittelten, Begriffen zu Vorstellungen, denen nichts Sinnliches und Gegebenes entspricht, und die wir, nach ihrer Allgemeinheit, Einheit und Nothwendigkeit, **Ideen** nennen. (So haben wir von Fluß, Tisch, Thurm, Licht, Auge, Brod, Wein u. s. w. — Begriffe; **Ideen** aber sind die Vorstellungen der Gerechtigkeit, Heiligkeit, der Welt, der Unsterblichkeit, Gottes u. s. w.)

Nächst der Vernunft gebietet die **Einbildungskraft**, unter allen einzelnen Thätigkeiten des Vorstellungsvermögens, über das größte und reichste Gebiet. Ihre Erzeugnisse sind zwar weder Begriffe, noch Ideen, sondern **Bilder**, die sie dem innern Sinne vorhält; sie vermag aber, nach ihrer **wiedererneuernden** (reproductiven) Thätigkeit, den ganzen Umfang ehemals gehabter äußerer und innerer Anschauungen unter einer lebhaften Versinnlichung wieder zum Daseyn im Bewußtseyn zu bringen, so wie sie, nach ihrer **schöpferischen** (productiven) Thätigkeit, ganz neue, von ehemals gehabten Anschauungen wesentlich verschiedene, Anschauungen für den innern Sinn, unter der vollendeten Einheit eines Bildes, hervorzubringen und diese einzelnen

Bilder zu größern in sich zusammenhängenden Ganzen (namentlich in den Künsten) zu verbinden vermag.

Das Gedächtniß endlich kündigt seine Thätigkeit, als Theil des Vorstellungsvermögens, dadurch an, daß es die gehabten Anschauungen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse, die Ideen der Vernunft und die Bilder der Einbildungskraft, aufnimmt, aufbewahrt, und dieselben wieder zu erkennen, wieder zu erwecken und von neuem unter sich zu verbinden vermag, ohne doch aus denselben etwas Neues und Selbstständiges zu erzeugen.

9.

β) Das Gefühlsvermögen.

Von dem Bewußtseyn, als dem Urselbstgefühle, in welchem wir aller geistigen Zustände (sie mögen Vorstellungen, Gefühle oder Bestrebungen seyn,) uns bewußt werden, unterscheiden wir ein besonderes Gefühlsvermögen, als das Vermögen der Wahrnehmung des unmittelbar Wirklichen (Realen) in unserm gesammten (sinnlichen und geistigen) Daseyn. Wir finden nämlich in den Zuständen des Bewußtseyns die unmittelbare Ankündigung unsers Daseyns überhaupt, unsers jedesmaligen individuellen Zustandes im Besondern, und unserer Persönlichkeit, inwiefern in uns sinnliche und geistige Vermögen und Kräfte für die Dauer des irdischen Lebens zu Einem unauflöslichen Ganzen verbunden sind, das wir mit dem Worte: Persönlichkeit bezeichnen. Wir nennen diese unmittelbare, und in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes begründete, Ankündigung Gefühl, und unterscheiden dasselbe wesentlich von un-

sern Vorstellungen und von unsern Bestrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daseyns in die Reihe unserer Vorstellungen kam, verbürgte uns das Gefühl unser Daseyn. Bevor noch der Begriff der Individualität und Persönlichkeit in dem Kreise unserer Erkenntnisse sich entwickeln konnte, fühlten wir uns schon als Individuen und nach dem Charakter der Persönlichkeit, d. h. nach der innigsten Verbindung von sinnlichen und geistigen Vermögen und Kräften zu Einem Ganzen. Bevor wir noch zwischen den Begriffen von Freiheit und Nothwendigkeit, von Tugend und Laster unterscheiden konnten, kündigte sich die Freiheit im Gefühle an, und das Gewissen entschied über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit unserer Handlungen. — Das Gefühl ist daher, nach seiner ursprünglichen gesetzmäßigen Ankündigung im Bewußtseyn, weder Vorstellung, noch Bestrebung, und an sich betrachtet weder die Ursache, noch die Folge einer Vorstellung, sondern eine eben so unabhängige und selbstständige Thatsache im Bewußtseyn, wie die Vorstellung, und, seiner Einheit nach, in welcher kein Mannigfaltiges getroffen wird, keiner Zergliedung, sondern nur des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig.

Das Gefühl, inwiefern es aus der Selbstthätigkeit des geistigen Wesens hervorgeht, und bald als intellectuelles, bald als ästhetisches, bald als sittliches Gefühl sich ankündigt, ist, nach dieser seiner Ankündigung und Richtung, unausfüllbar, unerschöpflich, und in einem gewissen Sinne unermeßlich; denn nie kann dasselbe in seinem ganzen Umfange befriedigt, nie der letzte Punct, auf welchen es gerichtet ist, erreicht werden. Allein der Form nach, unter welcher wir des aus

der Selbstthätigkeit unsers Geistes stammenden Gefühls uns bewußt werden, ist das Gefühl begrenzt, weil das Endliche im Bewußtseyn als Begrenzung dessen sich ankündigt, was aus der ursprünglichen geistigen Selbstthätigkeit mit einer Richtung nach dem Unermeßlichen und Grenzenlosen hervorgeht. Täuscht uns daher das Bewußtseyn nicht; so ist das Gefühl das zum Bewußtseyn gebrachte unmittelbar Wirkliche, dem, nach seinem Ursprunge aus der Selbstthätigkeit des geistigen Wesens, Unermeßlichkeit, aber unter den Begrenzungen einer endlichen Individualität zukommt. Das Gefühl ist also nicht, wie die Vorstellung, die Verbindung und Vereinigung eines Mannigfaltigen, in welcher jedesmal Stoff und Form unterschieden werden kann; es ist vielmehr eine ursprüngliche Einheit, die unauflöslich, unzertrennlich, und in welcher Stoff und Form identisch ist. — Mag daher jeder Begriff und jede Idee, als Vorstellung, nur mittelbare Ueberzeugung hervorbringen; das Gefühl trägt, sogleich in seiner Ankündigung, den Charakter des unmittelbar Gewissen. Deshalb kann auch das, was sich im Gefühle als unmittelbar ankündigt (Daseyn, Verschiedenseyn von andern Dingen, Freiheit des Willens, Tugend und Laster), durch keine Sophisterei und durch keinen Skepticismus des Vorstellungsvermögens ganz erschüttert und wegdemonstrirt werden, weil nur Begriffe gegen Begriffe kämpfen und über einander siegen können, die Vorstellung aber, als das mittelbar Gewisse, nie das Gefühl, als das unmittelbar Gewisse, völlig bezwingen kann.

Das Gefühlsvermögen, oder der Inbegriff aller einzelnen Gefühle, die als besondere Zustände

eines selbstständigen Vermögens des menschlichen Geistes zum Bewußtseyn gelangen, ist daher ein eben so ursprüngliches Vermögen, wie das Vorstellungsvermögen, — äußert eine eben so selbstständige Thätigkeit, wie dieses, — und widerspricht in seiner eigenthümlichen Wirksamkeit dem Vorstellungsvermögen nicht, sondern ertheilt vielmehr den Begriffen des Verstandes, den Ideen der Vernunft und den Idealen der Einbildungskraft das, was diesen ursprünglich abgeht, den Charakter des unmittelbar Gewissen vermittelst der, den Begriffen, Ideen und Idealen beigesellten, Gefühle.

So schwer es aber ist, durch Sprache die Zustände des Gefühlsvermögens auszudrücken, weil das Gefühl nie unmittelbar, sondern erst vermittelst der Vorstellung in Sprachdarstellung übergehen kann; so ist doch das in der Sprache, was ursprüglich aus dem Gefühle stammt, nicht zu verkennen, und genau von dem zu unterscheiden, was innerhalb der Sprachdarstellungen unmittelbar aus dem Vorstellungs- oder aus dem Bestrebungsvermögen hervorgeht. Denn so lange es auf Erden eine selbstständige Dichtkunst und wahre Dichter giebt; so lange hat auch das Gefühlsvermögen in ihren Erzeugnissen seine selbstthätige Kraft bewiesen, weil nie ein Dichter blos Vorstellungen, oder blos Bestrebungen schilderte.

10.

γ) Das Bestrebungsvermögen.

Nächst dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen ist in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des geistigen Wesens noch ein drittes Vermögen begründet, dessen eigenthümliche Ankündigung im Be-

wußtseyn darin besteht, die Gegenstände der menschlichen Vorstellungen und Gefühle durch ein freies Handeln zu verwirklichen. Dieses selbstständige Vermögen wird im Bewußtseyn als niederes und als höheres Bestrebungsvermögen unterschieden, je nachdem es entweder die Bestrebungen der sinnlichen, oder die Bestrebungen der geistigen Natur verwirklichen will. Es ist ein ursprüngliches Vermögen; denn es kündigt sich bei der ersten Regung des geistigen Lebens eben so selbstständig an, wie das Vorstellungs- und das Gefühlsvermögen; nur erhält seine ursprüngliche Richtung nach außen, oder das Streben, etwas zu verwirklichen, erst dann einen bestimmten Charakter, wenn der Gegenstand des Wollens und Strebens von dem Vorstellungsvermögen als Begriff oder Idee gedacht, oder von dem Gefühlsvermögen unmittelbar als Gefühl wahrgenommen worden, und dann aus der Ursprünglichkeit des Gefühls in den Kreis der Vorstellungen übergetreten ist. — Das Bestrebungsvermögen ist aber auch, seiner Thätigkeit nach, von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen wesentlich verschieden, weil alle unsere Vorstellungen zwar eine in sich zusammenhängende, aber eine todte und ruhende Erkenntniß, und unsere Gefühle, bei aller ihrer Unmittelbarkeit und Unermeßlichkeit, dennoch ein in sich verschlossenes Heiligthum bilden würden, wenn wir nicht das Vermögen besäßen, die Gegenstände unserer Vorstellungen, sobald sie von dem Bestrebungsvermögen als Gegenstände des Willens ergriffen worden sind, durch freie Handlungen zu verwirklichen. Durch dieses Vermögen wird also der Mensch, der im Bewußtseyn als ein denkendes und fühlendes

Wesen sich wahrnimmt, nach eben so selbstständigen Ankündigungen im Bewußtseyn, wie beim Denken und Fühlen, auch zu einem handelnden Wesen, das durch seine Handlungen in dem Kreise der äußern Freiheit etwas verwirklicht, was noch nicht da war, und eben so als Thatsache in der Außenwelt sich ankündigt, wie das dieser Thatsache vorausgehende Streben (die Triebfeder der Handlung) im Bewußtseyn des Handelnden wahrgenommen wird.

11.

b) Wichtigkeit der Lehre von den drei selbstständigen Vermögen des menschlichen Geistes für die Philosophie der Sprache.

Wenn es die Aufgabe für die Philosophie der Sprache ist, das Gegebene und Erfahrungsmäßige in der Sprache zurückzuführen auf allgemeine, im Wesen des menschlichen Geistes enthaltene, Grundsätze; so ist dadurch zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem die philosophische Entwickelung der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit der drei geistigen Vermögen, nach ihrer selbstständigen und eigenthümlichen Ankündigung im Bewußtseyn, zur wissenschaftlichen Begründung der Philosophie der Sprache steht.

Denn unter Sprache überhaupt verstehen wir den Ausdruck und die Darstellung der gesammten Zustände des Bewußtseyns — mithin der Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen — durch Worte, d. h. durch articulirte Töne, unter der Voraussetzung der physischen Anlagen, articulirte Töne hervorzubringen.

So denken wir schon unter der Sprache der Thiere den Umfang aller der Laute und Töne, durch

nachlässigung sichtbar werden muß. Da aber unter den einzelnen Thätigkeiten des Vorstellungsvermögens die Vernunft als diejenige Kraft erscheint, durch welche der Mensch in intellectueller Hinsicht den Kreis seiner gesammten Erkenntniß zur Einheit erheben, und in sittlicher Hinsicht den Adel und die Würde seiner Natur behaupten soll; so wird auch derjenige Mensch, bei welchem die Vernunft zur höchsten Selbstthätigkeit gelangt ist, am freiesten und reichsten über die Sprache gebieten, und seiner Sprachdarstellung inneres Ebenmaas und das Gepräge der Classicität geben.

13.
Fortsetzung.

Ist, nach den aufgestellten Grundsätzen, die Sprache des Menschen abhängig von den gesammten Zuständen seines Bewußtseyns, und ein Wiederschein seiner individuellen Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen; so ergiebt sich aus der philosophischen Entwickelung der drei geistigen Vermögen für die Philosophie der Sprache:

1) daß, so wie in den Wahrnehmungen des Bewußtseyns, auch in der Darstellung durch Sprache, Stoff und Form unterschieden werden muß;

2) daß, wie in jenen, so auch in der Sprache, eine ursprüngliche Gesetzmäßigkeit statt findet; nur daß die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit in der Darstellung durch Sprache abhängig und bedingt bleibt von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit aller Ankündigungen und Wahrnehmungen im Bewußtseyn;

3) daß nur, wie in den Zuständen des Bewußt-

seyns, so auch in der Darstellung durch Sprache, nicht blos den Ausdruck der sinnlichen Zustände von dem Ausdrucke der geistigen, sondern auch, in Hinsicht der letztern, genau unterscheiden können, ob die Stoffe für die Darstellung ursprünglich in Vorstellungen, oder in Gefühlen, oder in Bestrebungen enthalten sind;

4) daß wir, nach der ursprünglichen Verschiedenheit und Selbstständigkeit der drei geistigen Vermögen, in welchen der Stoff für alle Sprachdarstellung enthalten ist, auch drei ursprünglich verschiedene und selbstständige Formen der Sprachdarstellung — die Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit — unterscheiden, so daß wir, mit steter Rücksicht auf den Ausdruck der einzelnen Zustände der drei geistigen Vermögen vermittelst der Sprache, die Sprache der Prosa als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Vorstellungen, die Sprache der Dichtkunst als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Gefühle, und die Sprache der Beredsamkeit als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Bestrebungen bezeichnen;

5) daß wir aussagen: es gebe, nach der Eigenthümlichkeit der drei im Bewußtseyn sich ankündigenden Vermögen des menschlichen Geistes, diese drei Grundformen aller Darstellung durch Sprache: die eigenthümliche Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit — aber auch nur diese drei wesentlich verschiedenen Grundformen der Sprachdarstellung, weil nur drei geistige Vermögen im Bewußtseyn sich

ankündigen (kein viertes Grundvermögen des menschlichen Geistes im Bewußtseyn, und keine vierte Grundform der Sprachdarstellung);

6) daß, so wie die drei geistigen Vermögen einander nicht untergeordnet, sondern gleichgeordnet sind, auch die drei Grundformen der Sprachdarstellung — die Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit — einander nicht untergeordnet, sondern gleichgeordnet sind, — so daß an sich die Prosa nicht besser, aber auch nicht schlechter, als die Dichtkunst und Beredsamkeit, und wieder diese beiden weder besser, noch schlechter, als die Prosa sind, — obgleich der Ausdruck und die Darstellung der Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit eben so oft und so leicht in einander übergehen und einander gegenseitig bedingen können, wie dies im Bewußtseyn in Hinsicht des Ueberganges der Vorstellungen in Gefühle und Bestrebungen, so wie der Gefühle in Vorstellungen und Bestrebungen, und der Bestrebungen in Vorstellungen und Gefühle sich ankündigt.

Ob nun gleich in jedem menschlichen Individuum alle drei geistige Vermögen, und mit denselben auch die drei Grundformen der Sprachdarstellung enthalten sind; so wird doch in der Sprachdarstellung jedesmal dasjenige Vermögen zunächst sich ankündigen, das eben seine hervorstechende Thätigkeit bei dem Individuum im Bewußtseyn äußert, oder das überhaupt, nach der Eigenthümlichkeit des Individuums, hauptsächlich und vorzugsweise vor den beiden andern Vermögen entwickelt und ausgebildet

worden ist. Wir erkennen daher die hervorstechende Wirksamkeit des Vorstellungsvermögens, nach Verstand, Urtheilskraft, Vernunft und Einbildungskraft, in der Sprache der Prosa (z. B. bei Moses Mendelssohn, Garve); die hervorstechende Wirksamkeit des Gefühlsvermögens in der Sprache der Dichtkunst (bei Klopstock, Göthe rc.), und die hervorstechende Wirksamkeit des Bestrebungsvermögens in der Sprache der Beredsamkeit (bei Zollikofer, Reinhard rc.).

14.

Beispiele aus der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit.

1) Beispiel der selbstständigen Sprache der Prosa, von Fr. Jacobs (vermischte Schriften, Th. 1. S. XVI. Gotha, 1823. 8.).

„In uns, und in Millionen von Menschen steht die Ueberzeugung fest, daß, wie die Flüsse nicht aufwärts strömen, so die Menschheit auf der Bahn ihrer Veredlung nicht stille stehen kann. Wohl mag es bisweilen möglich seyn, auf kurze Zeit die Fortschritte des vorwärts dringenden Geistes aufzuhalten; man kann sich sogar schon, mit Titanensinn, der vollbrachten Riesenthat rühmen; aber jene Giganten, welche Berge auf Berge thürmten, um den Himmel zu stürmen und die Sonne auszulöschen, verirrten sich in der Finsterniß ihres eigenen Gewölks, und stürzten, als die Blitze der verspotteten Allmacht sie berührten, unaufhaltsam in die Tiefe hinab. Jene Allmacht ist die ewige Weisheit, welcher die Gerechtigkeit zur Seite steht, und die durch keine irdische Gewalt von ihrem Throne gezogen werden kann. Das, was die Welt regiert, wird ewig nur

der Geist seyn; die materielle Kraft kann sie vielleicht fesseln; aber die vereinte Klugheit der Despoten aller Zeit hat noch kein Mittel gefunden, einen Knoten zu schlingen, den nicht das Schwert des Geistes gelöset hätte. Die Folgerung hieraus ergiebt sich von selbst. Es mag nothwendig seyn, die Grenzen der Länder durch Festungen zu sichern, die Anzahl der Streiter zu mehren, und die Heere zu üben; aber nicht minder nothwendig, und um vieles edler ist es, mit dem guten Geiste der Zeit sich zu befreunden, Festen der Gerechtigkeit aufzuführen, und im engen Bunde mit Allem, was groß und edel ist, die sittliche Kraft so zu vermehren und zu stärken, daß keine äußere Gewalt gefürchtet werden darf. Hierzu bedarf es keiner der politischen Künste, denen Herkommen und Eigennutz eine so ungebührliche Wichtigkeit giebt; aber der Einsicht, des Wohlwollens, des Geistes und eines reinen und starken Willens. Adel der Seele theilt sich sympathetisch mit; Wohlwollen gebiert Liebe, und Geist erzeugt Geist durch eine geheimnißvolle Anziehung. Wen diese Genien bewachen; der mag selbst unter Gefahren ruhig schlummern. Wenn aber ein überlegener Geist eine Gabe des Himmels ist, die nicht mit Sicherheit in Rechnung gebracht werden kann; so ist dagegen der Wille einem Jeden verliehen, und es ist kein Monarch, der sich nicht, wenn er will, alles Geistes bemächtigen könnte, der in seinem Bereiche sich findet. Diese Eroberung ist die gerechteste, so wie sie die sicherste ist; und sie stützt die Macht eines Reiches schon dadurch, daß sie die Faulheit mit ihrem zahlreichen Gefolge von Lastern und Uebeln zur Flucht zwingt. Wo die Sonne scheint; da wird es hell, und das Gewürm der Nacht verkriecht sich in seine Sümpfe, wo es der Rückkehr der Finsterniß entgegen harrt. In der Finsterniß aber hat weder der

Wanderer Sicherheit, noch eine Regierung, wie mächtig sie auch sey. Die Furcht schwebt über ihrem Haupte, und lockt durch tausend Phantome vom rechten Wege auf Irrpfade ab. Jeder Irrthum aber, den eine Regierung begeht, jede Gewaltthat, und jede Verletzung der Gerechtigkeit ist eine Wunde, die sie der Heiligkeit ihrer Würde schlägt, und zerstört die Stützen des Thrones weit gewisser, als irgend ein System von Republikanismus thun könnte. Diese Wahrheit ist eben so alt, als sie allgemein ist; aber in unsrer Zeit wird sie lebhafter gefühlt, als in irgend einer frühern. Und in diesem erhöhten Gefühle dürfte vielleicht die einzige wahrhafte Gefahr der Thronen bestehen, nicht in dem Schattenbilde einer Volksherrschaft, das ohne Wesen, ohne Kraft und ohne Glauben an sich selbst, weder in Teutschland, noch in dem übrigen Europa irgend einen Stützpunct finden kann."

2) Beispiel der selbstständigen Sprache der Dichtkunst von Joh. Andr. Cramer (etwas abgekürzt).

Luther.

Du freies Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht stolzen, weichet, das du darfst
Hochaufsehn, und herab von ihren Thronen
Viel Peiniger der Völker warfst,
Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du, Arm der Freiheit, du Erschütterer
Der Weltbezwingerin, an deren Wagen
Schon Gallien und Lybia,
Iberien und Asia
Als Sklaven angekettet lagen.

Du Donner, der sie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Lust zur Tyrannei

Roms Wahn und List der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sklaverei;
Thuiskons Volk, fromm, redlich, frei und hoch,
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß, sich loszuringen;
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, der's that, den teutschen Mann
In alten Bardenliedern singen?

Wer fleugt voran? wer will der hohen Lieder,
Die er verdient hat, Führer seyn? Soll ich?
Soll ich? — Ich wills. Fliegt, Barden, meine Brüder
Mir nach und übertönet mich.
Noch glänzt sein Ruhm nur durch sein eignes Licht,
Nicht in des Lieds; auch haben Fürsten *) nicht
In Marmor ihn nnd ewig Erz gegraben.
Deß mögen sich Erobrer freun!
Sie werden doch vergessen seyn,
Wie viel sie Ehrenbogen haben!

Mehr ist der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlösser,
Wer Welten durch sein dürstend Schwert gewinnt.
O Luther! Luther! hoher Name! größer,
Als aller Helden Namen sind!
Als Hermanns auch, und der besiegte doch,
Die Völkerplager, und zerbrach ihr Joch.
Denn Er zerbrach des Aberglaubens Ketten.
Schon trugen wir sie; sträubend zwar;
Doch trugen wir sie; keiner war
Noch weis' und kühn g'nug, uns zu retten.

Als hätt' Abaddon aus des Abgrunds Pfuhle
Sich hergestürzt und seiner Plagen Strom;

*) Dies geschah erst 1817 zu Wittenberg.

Ein Donner scholl von eines Menschen Stuhle
Aus deinem Schatten her, o Rom,
Als wär' es Gottes. Wie aus Latium
Die Donner schollen, stürzten Thronen um
Im Staub zermalmt, und Feuerflammen schossen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann
Nicht betete die Götzen an,
Aus Silber oder Gold gegossen.

Wir alle zittern durch den Blitz geblendet,
Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geschändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo bist du, Gott? wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern steht der Thron
Des Schreckens! die ihr Knie nicht beugen, sterben!
Wer zählt sie, die, o Blutgericht *),
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tags mehr sehen und verderben!

Erhebt vom Staub' euch! bringt nicht länger Gaben
Dem Götzen, dessen Lügen ihr vertraut!
Das, Völker, ist nicht Gottes Thron, den haben
Betrug und Tyrannei erbaut!
So schallt's aus halberhellten Thälern **) her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! aber er
Wird kaum gehört; so flammen neue Gluten.
In Kluft und Felsen flüchten sich,
Die ihn verstehn, und Wahrheit, dich,
Geheim nur ehren, oder bluten!

Umsonst ist's, daß die Nationen klagen,
Versammelt klagen, und das fremde Joch

---

*) der Inquisition.

**) der Waldenser.

Und seiner Schande Last unwillig tragen!
Wie fühlen sie's und tragen's doch!
Muthloser Klagen lacht das stolze Rom;
Und sendet Räuber aus; des Reichthums Strom
Rauscht hin aus Teutschland in den Strom der Tiber,
Und Rom, durch seine Beur' entzückt,
Verschwelgt der Einfalt Raub, und schickt
Der frechen Räuber mehr herüber.

Wie bist du, Vatican, vom Raube trunken!
Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr
Wie tief, wie tief seyd ihr herabgesunken!
Sind wir die freien Teutschen? Wir?
Uns schreckt kein Schwertstrahl — und wir beten an
Nicht einen Zeus; nein, Götzen, die der Wahn
Vergöttert, meinen, daß sie's sind, und liegen
Vor ihrem Altar Sklaven gleich?
O du, der sieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? wagt's mit dir zu kriegen?

Da kämpft er schon, der Mann, der Wahrheit Rächer,
Und stralet, ein Polargestirn, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber schwächer,
Durch einen engern Kreis begränzt.
Stürzt um die Wechslertische! stürzt sie um!
Mit uns ist Gottes Evangelium!
Der Himmel ist nicht feil für Gold! der Sünden
Vergebung ist nicht feil für Gold;
Zu Gott bekehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

Gesang, ertöne stärker! hallt, ihr Lieder,
Die Stimme: feil ist nicht für Gold
Die Wonne der Vergebung, hallt sie wieder!
Der Himmel ist nicht feil für Gold!
Sie schallt! wie weit! der Freiheit Odem kehrt

Zurück in uns, in jeden, der sie hört
Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
Fragt ängstlich: weß die Stimme sey,
Und fühlet seine Tyrannei
In ihrem tiefsten Grund erschüttert!

Nicht sorgsam, daß auch ihn der Bannblitz tödte,
Forscht er, sieht heller, sieht die Wahrheit ganz;
So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
Und ihr des Tages voller Glanz.
O Evangelium! o Wort des Herrn,
Wie strahlst du wieder! Und wer ist so fern,
Den nicht die strahlenvolle Sonn' erhelle?
Es ist dein Glanz; wir irren nicht;
Es schöpft die Welt ihr himmlisch Licht
Nun wieder aus der reinsten Quelle.

Nicht Zauberworte sind es, die wir hören;
Mit unsrer Zunge spricht die Lehrerin
Vom Himmel, und nun strömen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn.
Germanien frohlocke; denn sie spricht
Die Sprache, welche dein ist, welche nicht
Sich mit dem Raub unteutscher Zungen brüstet;
Durch keine Barbarei entweiht,
Reich durch sich selbst, und stets zum Streit
Auch mit dem Edelsten gerüstet.

Heil dem, der Gott will dienen! Deß verwundert
Europa sich, und glaubt's kaum! Er ist da
Der Tag der Freiheit, den sich manch Jahrhundert
Erseufzt' hatt', aber ihn nicht sah!
Zürn' oder traure; denn man wird nicht mehr,
Gebein zu kaufen, als ob's heilig wär',
O Rom, zu deinen Katakomben wallen!
Wo ist nun, Völkerkönigin,

Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es ist die Königin gefallen!

Gestürzt! Obgleich in ihren Finsternissen
Gewitter brausen, und auch Fürsten sich,
Weil sie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wissen,
Zu Hauf versammeln wider dich!
Da steht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer,
Ragt über seine Wogen um sich her,
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürsten;
Verläugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz ist Gott und sein Gebot;)
Läßt sie nach seinem Blute dürsten.

Er steht, ein Fels, und spricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frei; der edle teutsche Mann!
Die Thronen stehn, und stürzen nicht zusammen
Vom Interdict aus Rom, vom Bann!
Der Glaub' erhebt nur strahlender sein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt,
Und mit ihm glaubt der freie Bruder-Norden.
Du bist nicht mehr des Wahnes Hohn,
Bist wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Trost geworden!

Noch irren in den ersten Finsternissen
Der Völker viel, und sehn die Sonne nicht;
Doch freier sind auch da schon die Gewissen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das sie belastet, das sie noch,
Als wär' es durch sein Alter heilig, ehren!
Das hast du, edler teutscher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie hast du geheuchelt,
Mit Glauben deine freie Brust gestählt,
Hast keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß du ein Mensch warst, nie verhehlt.
Warst Vater, Mann, und Freund, und Unterthan,
Der Armen Tröster, gingst die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
Bliebst arm, und deine Lust war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium
Wie du voll Selbstgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Wer war mehr Eifrer? mehr des Irrthums Feind?
Mehr sein Verfolger — und mehr Menschenfreund?
Wer kämpfte so, wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpftest du für sie allein,
Und wolltest gern vergessen seyn,
Vergessen gern in ihrem Siege.

Er wird's nicht seyn, er soll's, er kann's nicht werden!
Sein Name spottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Teutscher ist, ein Christ auf Erden,
Der frei und fromm zu seyn sich freut.
Thuiskons Volk spricht keinem fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget;
Doch einen freiern, edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

3) Beispiel der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit, von Franz Volk-

mar Reinhard (aus seiner Predigt vom 2. Weihnachtsfeiertage 1800, der letzten Predigt im 18ten Jahrhunderte, in welcher er das Thema behandelte: wie die Wahrheit, daß die Geburt Jesu der Ursprung einer neuen besseren Zeit gewesen sey, angewandt und gebraucht werden solle?)

Etwas Fürchterliches, etwas Ueberwältigendes hat der Gedanke eines scheidenden und eines eintretenden Jahrhunderts. Da stehen wir nun auf der Grenze zweier Zeiträume, die beide viel größer sind, als unser kurzes Leben; von denen der eine uns gebohren hat, und der andere uns begraben wird; von denen sich der eine mit dem Staube so vieler Millionen unserer Brüder, die er in seinem weiten Schoos versenkte, und mit Planen, mit Unternehmungen, mit Thaten, mit Verbrechen, mit Greueln aller Art belastet, in den Abgrund der Ewigkeit stürzt; der andere hingegen mit einer Eilfertigkeit, die uns überrascht, mit einer Dunkelheit, die uns zittern macht, mit einer Gewalt, die uns zu Boden drückt, unter tausend unbekannten Veränderungen, die Stunde, die bange Stunde herbeiführt, in der auch wir von der Erde verschwinden sollen. Wir würden ängstlich beben, wir würden verzagen müssen auf dem Platze, wo wir heute stehen, wir würden dem scheidenden Jahrhunderte, das vielleicht den größten Theil unseres Lebens mit sich fortnimmt, mit untröstlicher Wehmuth nachblicken, und dem kommenden, das unseren Tod uns bringt, mit Verzweiflung entgegensehen müssen, wenn nicht beide zu der neuen bessern Zeit gehörten, die der Sohn Gottes gestiftet hat. Als Bürger dieser Zeit, umstrahlt von dem Lichte derselben, und versehen mit ihren Vortheilen; was haben wir zu fürchten? Fasset Muth, geliebte Brüder; zittert nicht vor dem Hinströmen ganzer Jahrhunderte; für uns nähert sich die Zeit mit jeder Stunde, die

flüchtig dahin eilt, immer mehr dem schönen Morgen der Ewigkeit — Und so hoffen wir denn für dich, geliebtes Geschlecht, dessen Glieder wir sind, mit freudiger Zuversicht Alles. Nein, dich nicht niederdrücken, dich nicht elend machen, dir das, was du mühsam errungen hast, nicht wieder rauben, wird der gewaltsame Strom von Jahrhunderten, der über dich sich ergießen soll. Der Sohn Gottes steht an deiner Spitze; er wird dich mächtig beschirmen, wird hinausführen und vollenden, was er für dich angefangen hat. Er hat sie schon gegründet, die neue bessere Zeit, die dir bestimmt ist; sie haben sich schon angefangen, die schönern Jahrhunderte, die dir leuchten sollen; sie sind schon in Bewegung die mächtigen Kräfte, die dich emporheben, die deine Fesseln brechen, die dich in den Zustand versetzen werden, wo es heißen wird: den Menschen ein Wohlgefallen! — O laß sie bald kommen, du, der du erschienen bist, ein neues besseres Weltalter zu stiften; laß sie nicht länger säumen, die frohe, lang ersehnte Zeit, wo es ganz besser auf der Erde seyn, wo ein heiliges Geschlecht, wo ein von dir beglücktes Volk sie bewohnen wird. Noch am Rande dieses Jahrhunderts laß, wenn's möglich ist, die Macht der Finsterniß, laß die Wogen der Ungerechtigkeit, laß die Härte des Eigennutzes, laß die traurige Gewalt des Elends und des Jammers sich brechen, sich ganz und auf immer brechen, und das neue Jahrhundert eine Zeit des Lichts und des Rechts, der Liebe und des Friedens werden!

15.

Fortsetzung der Anwendung der Lehre von den drei geistigen Vermögen auf die Sprachdarstellung.

Wie überall die Praxis der Theorie vorauseilt,

(so wie überhaupt jede Theorie nur das in sich wissenschaftlich abgeschlossene Gebiet der aus der Erfahrung abgezogenen, und durch einzelne Thatsachen der Erfahrung erläuterten, Regeln bildet); so hatte auch bereits die teutsche Sprache ihre entschiedenen Classiker in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, bevor der Zusammenhang dieser drei Grundformen aller Sprachdarstellung in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit der drei geistigen Vermögen — des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens — aufgesucht und nachgewiesen ward. Deshalb dienen aber auch die Werke der entschiedenen Classiker der teutschen Nation als sichere Belege für die ursprüngliche Verschiedenheit der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit. — Zwar ward von keinem Aesthetiker der neuern Zeit der Unterschied zwischen der Sprache der Prosa und der Dichtkunst abgeläugnet; es bestehen vielmehr sehr viele, zum Theile sehr scharfsinnige, philosophische Versuche, die Grenze und die Verschiedenheit zwischen der Prosa und der Dichtkunst mit Bestimmtheit auszumitteln; allein die wissenschaftliche Darstellung dieser Verschiedenheit der Prosa und Dichtkunst aus der ursprünglichen Verschiedenheit der Ankündigungen des Vorstellungs- und des Gefühlsvermögens im Bewußtseyn nachzuweisen, war erst nach der philosophischen Entwickelung der Theorie eines selbstständigen Gefühlsvermögens möglich, und muß für alle diejenigen Philosophen wegfallen, welche das Daseyn eines selbstständigen, dem Vorstellungs- und Bestrebungsvermögen gleichstehenden, Gefühlsvermögens im Wesen des Menschen abläugnen. Diesen dürfte nichts übrig bleiben, als aus verschie-

denen Thätigkeiten des Vorstellungsvermögens beide, die Sprache der Prosa und der Dichtkunst, abzuleiten.

Wieder andere Theoretiker, die von den vorhandenen Mustern der Classiker in der Sprache der Beredsamkeit nicht auf die ursprüngliche Verschiedenheit der drei geistigen Vermögen, und namentlich nicht auf die selbstständige Ankündigung des Bestrebungsvermögens im Bewußtseyn, zurückgingen, verkannten den eigenthümlichen, von Prosa und Dichtkunst wesentlich verschiedenen, Charakter der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit. Deshalb erschien bei ihnen (wie bei Adelung) der sogenannte oratorische Styl bald als eine Untergattung der Sprache der Prosa überhaupt, und namentlich des Lehrstyls; (als ob der nächste Zweck des Redners Belehrung wäre!) bald ward — im völlig entgegengesetzten Sinne — von den Aesthetikern, welche die Redekunst selbstständig entwickelt hatten, die sogenannte Theorie des prosaischen Styls als ein Anhang der Redekunst behandelt (wie es noch Eschenburg that). Beide Wege konnten nicht zum Ziele führen; denn der wahre Redner, als solcher, ist nicht Prosaiker, und der Prosaiker würde in ein fremdes Gebiet hinüberstreifen, wenn er die Sprache der Beredsamkeit für seine Darstellungen wählen wollte. Der Prosaiker, wie der Redner, hat seinen eigenthümlichen, in der selbstständigen Aeußerung des Vorstellungs- und des Bestrebungsvermögens scharf abgegrenzten, und deshalb auch in der Sprachdarstellung unverkennbaren, Kreis seiner Wirksamkeit. Nie haben Lessing, Garve, Engel im prosaischen Lehrstyle, nie Schlözer, Spittler, Wachler

im geschichtlichen Lehrstyle das Gebiet des Redners berührt; nie haben aber auch wahre Redner wie J. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, Pitt, Burke, Fox, für bloße Prosaiker gegolten und gelten wollen. Wenn bei jenen Classikern in der Prosa zunächst das Vorstellungsvermögen in Hinsicht der freien Erzeugung ihrer stylistischen Formen wirksam war; so bei diesen Classikern in der Sprache der Beredsamkeit das Bestrebungsvermögen, um das, was in ihrem Bewußtseyn als Zustand des Bestrebungsvermögens sich ankündigte, dem Willen und der Thatkraft ihrer Zuhörer oder Leser nahe zu bringen, und sie dadurch zu Entschlüssen und Handlungen zu vermögen.

Noch einseitiger verfahren die Theoretiker, welche behaupten, daß alles, was nicht im Reime, oder in metrischen Formen sich bewege, Prosa sey. Denn durch eine solche Behauptung verkennen sie theils das ursprüngliche Wesen der Sprache der Beredsamkeit, die, ob sie gleich weder im Metrum noch im Reime erscheint, doch nichts weniger, als bloße Prosa, sondern wesentlich von derselben verschieden ist; theils ist ihnen die dichterische Kraft im innern Wesen des menschlichen Geistes nicht klar geworden, wenn sie den Grund aller dichterischen Erzeugnisse nicht im selbstständigen Gefühlsvermögen des menschlichen Geistes erkennen, sondern die Ankündigung des dichterischen Geistes und Lebens an so zufällige Merkmale binden, als Reim und Sylbenmaas sind. Nicht Reim und Sylbenmaas, so oft sie auch bei classischen Dichtern als äußere Kennzeichen ihrer dichterischen Gebilde wahrgenommen werden, sondern der Ursprung der Sprachdarstellung aus dem innern

Wesen des Gefühlsvermögens entscheidet über den selbstständigen Charakter aller echten dichterischen Erzeugnisse.

Die nachstehende Schilderung Jean Pauls ist weder im Reim, noch überhaupt im Sylbenmaase gehalten; demungeachtet ist das Wesen der Dichtkunst — die Abstammung aus dem Gefühlsvermögen — darin nicht zu verkennen. Oder soll diese Schilderung zur Prosa, oder zur Sprache der Beredsamkeit gehören?

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen,
von Jean Paul Friedrich Richter.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster, und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift, und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zischender Schlangen, und finsterer, schwüler Dämpfe.

Ach die Schlangen hingen um seine Brust und die

Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich" sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum, und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich ward sie durch den

Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme wieder, Jugend, komme wieder!"

— — Und sie kam wieder; denn er hatte in der Neujahrsnacht nur so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest. Dieser schreckende Traum würde künftig dein Richter werden. Aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend; — so würde sie nicht wieder kommen!

16.

c) Der eigenthümliche (formelle) Charakter aller Sprachdarstellung.

So wie die Gesammtheit aller menschlichen Zustände im Bewußtseyn auf den einzelnen Ankündigungen der drei geistigen Vermögen — des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens — beruht; so auch die Gesammtheit aller Darstellung durch Sprache auf den einzelnen Formen der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit. So wie durch jene Ankündigungen der drei geistigen Vermögen alle Zustände erschöpft werden, deren der Mensch während seines ganzen irdischen Daseyns sich bewußt wird; so müssen auch alle Darstel-

lungen im Umfange des menschlichen Sprachgebietes entweder der Prosa, oder der Dichtkunst, oder der Beredsamkeit angehören.

Allein nur die Zustände des Vorstellungsvermögens, d. h. die einzelnen Anschauungen, Begriffe, Urtheile, Ideen, und Bilder der Einbildungskraft können unmittelbar aus der Vorstellung in Darstellung übergehen; kein Zustand des Gefühls- und des Bestrebungsvermögens ist unmittelbar durch Sprache darstellbar, sondern nur vermittelst des Vorstellungsvermögens. Es müssen daher alle ursprüngliche Zustände des Gefühls- und des Bestrebungsvermögens, nach der unmittelbaren Ankündigung derselben im Bewußtseyn, in Vorstellungen übergehen, bevor sie nach außen durch Sprache dargestellt werden können. Ob nun gleich der ursprüngliche Charakter des Gefühls und der Bestrebung, bei dem Uebergange beider in den Kreis der Vorstellung, nicht ganz verloren geht, weil sonst keine selbstständige, von der Prosa verschiedene, Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit möglich wäre; so beruht doch alle Darstellung vermittelst der Sprache zunächst auf der vorausgegangenen Vorstellung, — und deshalb ist, wie die Vorstellung selbst, alle Sprachdarstellung formell.

Denn etwas darstellen, heißt überhaupt: eine Anschauung davon geben, und den vorgestellten Gegenstand durch Versinnlichung in den Kreis der unmittelbaren Wahrnehmung bringen. Darstellung ist daher: erkennbare Versinnlichung von Vorstellungen. Nach dieser Begriffsbezeichnung stellen alle Künste dar; die Plastik und Malerei wie die Dichtkunst, die Baukunst wie die Redekunst (oder

Beredsamkeit), die Tanzkunst und Mimik wie die Tonkunst. Der Laokoon und die mediceische Venus ist eben so Darstellung, wie die büßende Magdalene, oder wie Klopstocks Messias und Hallers Alpen; die Peterskirche in Rom, die Paulskirche in London, der Münster in Straßburg eben so, wie eine weltliche Rede des Demosthenes und Cicero, oder eine geistliche Rede Zollikofers und Reinhards. Nur daß jede Kunst auf eine ihr eigenthümliche Weise darstellt; die zeichnenden und bildenden durch Umrisse, Figuren und Gestalten; die Tanzkunst und Mimik durch körperliche Stellungen und Gebärden; die Tonkunst durch unarticulirte Töne; die Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit durch articulirte Töne, oder Worte.

Das allgemeinste Merkmal der mündlichen und der schriftlichen Sprache ist daher Darstellung von Vorstellungen durch Worte. Will man aber ausmitteln, ob der Darstellung durch Worte entweder eine unmittelbare Vorstellung, wie in der Sprache der Prosa, oder ein in Vorstellung übergegangenes Gefühl, wie in der Sprache der Dichtkunst, oder eine in Vorstellung übergegangene Bestrebung, wie in der Sprache der Beredsamkeit, zum Grunde liegt; so muß von der Form der Darstellung der dargestellte Stoff unterschieden werden. Denn obgleich das Gebiet der Sprache an sich ganz formell ist und nur die Form der Darstellung, nicht aber den dargestellten Stoff umschließt; so gehört es doch der Philosophie der Sprache an, das Verhältniß des dargestellten Stoffes zur Form der Darstellung, unter welcher er erscheint, zu bestimmen.

Das nachstehende Gedicht von einem Unge-

nannten (entlehnt aus dem literar. Merkur, von Philippi redigirt, 1824, St. 74) versinnlicht die innigste Verschmelzung des Stoffes mit der Form innerhalb der Form.

Die drei Küsse.

Drei Küsse nur, als Weihen in dem Leben
Sind deutungsvoll dem Sterblichen gegeben;
Nur drei, und heilig reine Lippen spenden
Sie dir bei deines Lebens Sonnenwenden.

Den ersten haucht mit schmerzenssüßem Lächeln
Die Mutter auf die Lippen, wann mit Fächeln
Des Lebens erste Stunde dich umschwebet,
Und dich des Daseyns junge Glut durchbebet.

Bedeutungsvoll ist dieser Kuß und heilig:
Er weiht dich ein ins Leben, kurz und eilig;
Ins Leben, dessen unbekannte Loose
Noch ruhen in des Schicksals dunkelm Schooße.

Der zweite zuckt wie Himmelsfunken nieder,
Durchschauert wie ein Aetherstrom die Glieder,
Und trägt dich durch des Weltenalls Getriebe —
Das ist der erste Kuß der wahren Liebe.

Es knüpft an ihn sich deines Schicksals Stunde,
Dein Himmel oder deines Lebens Wunde;
Die süßesten, geheimnißvollsten Leiden,
Gemischt mit unbegreiflich bittern Freuden.

Der dritte wird dir weinend aufgedrungen,
Wann du im Tode endlich ausgerungen;
Du fühlst ihn nicht, auch nicht der Freunde Qualen,
Mit denen sie die letzte Schuld bezahlen.

Es ist ein milder Trost im herben Leben,
Daß dieser Kuß dir einstmals wird gegeben;
Dann bist du frei, und dieser Kuß begleitet
Dich in ein Land, wo keine Tugend leidet.

17.

d) Verschiedenheit des Stoffes und der Form in der Sprachdarstellung.

Die Philosophie lehrt, daß in jeder menschlichen Vorstellung Stoff und Form unterschieden werden können. Der Stoff ist nämlich das, was vorgestellt wird; die Form im Allgemeinen die Art und Weise, wie ein vorgestelltes Mannigfaltiges zur Einheit (zur Vorstellung) verbunden wird. Dies angewandt auf die Sprache; so muß auch die Philosophie der Sprache zwischen Stoff und Form — zwischen dem, was dargestellt wird, und zwischen der Art und Weise, wie etwas dargestellt wird — genau unterscheiden. Der Stoff in der Sprachdarstellung ist nämlich entweder Vorstellung, oder Gefühl, oder Bestrebung (die beide für den Zweck der Darstellung erst in Vorstellung übergehen müssen); die Form hingegen die Art und Weise, wie der Stoff durch Worte zur Einheit in der Darstellung gebracht wird.

Jede menschliche Vorstellung entsteht aber entweder aus einer äußern, oder einer innern Anschauung; entweder aus einem Eindrucke auf einen der fünf, an unserer Organisation angestellten, Sinne, oder aus einer Thätigkeit des innern Sinnes, wohin die Philosophie alle zum Bewußtseyn gelangte einzelne Zustände des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens rechnet. Es giebt daher für alle menschliche Vorstellungen, mithin auch für alle durch Sprache darzustellende Stoffe, nur zwei Quellen: eine äußere und eine innere; es sind entweder Stoffe der äußern uns umgebenden Natur, zu welcher wir selbst vermittelst un-

sers Körpers gehören, — oder Stoffe des innern Sinnes, welche die gesammten einzelnen Thätigkeiten der drei geistigen Vermögen umschließen.

Für die Darstellung durch Sprache ergiebt sich daraus die wesentlich verschiedene, und innerhalb der Darstellung selbst nicht zu verkennende, Bezeichnung des Sinnlichen und des Nicht-Sinnlichen. Denn wenn gleich jedem Worte in der Sprache zunächst eine Vorstellung vorausgeht; so tritt doch in dem Ausdrucke selbst die Verschiedenheit des äußern und innern Stoffes innerhalb der Vorstellung sogleich hervor. So ist das ursprüngliche Gepräge der vorhergegangenen äußern Anschauung in den Begriffen von Sonne, Thurm, Sirius, Wirtemberg, Rußland, Ocean u. s. w. eben so wenig, wie das ursprüngliche Gepräge einer vorausgegangenen innern Anschauung in der Idee der Unsterblichkeit, in dem Gefühle der Menschenliebe, und in dem Bestreben nach Reinheit des Willens zu verkennen. In Zachariä's Tageszeiten, in Kleists Frühling tritt uns ein Stoff entgegen, der aus der äußern Anschauung ursprünglich stammt; dagegen sind die Stoffe zu Klopstocks Ode über die Unsterblichkeit und zu Kosegartens Hymne an die Tugend aus dem Kreise der innern Anschauung entsprungen.

Jede Form, unter welcher etwas in der Sprache erscheint, ist daher an sich die Versinnlichung eines in der äußern oder innern Anschauung gegebenen Stoffes durch Worte, und diese Versinnlichung nennen wir Darstellung durch Sprache. Ob nun gleich keine Form ohne Stoff gedacht werden kann; so gehört doch (§. 16) nur die Form, und nicht der Stoff, als solcher, in das wissenschaftliche Gebiet der Darstellung überhaupt

und der Sprachdarstellung insbesondere. Denn weil im stylistischen Erzeugnisse der darzustellende Gegenstand (der Stoff, die Materie) nur vermittelst der Form, und wegen der Form erscheint; so ist auch die Philosophie der Sprache (wie die Logik und Aesthetik) eine reinformelle Wissenschaft, deren Wesen durch die systematische Entwickelung der Bedingungen erschöpft wird, unter welchen die Form innerhalb der Darstellung als vollendete Einheit erscheint. Die Beurtheilung dessen, ob der dargestellte Stoff an sich materielle Wahrheit enthalte, gehört also nicht in das Gebiet der Philosophie der Sprache. (So kümmert es die Philosophie der Sprache nicht, ob Schillers Fiesko, Karlos, Maria Stuart, Wallenstein, Jungfrau von Orleans reingeschichtliche Personen sind, weil dies innerhalb des Gebietes der Geschichte ausgemittelt werden muß: wohl aber entscheidet die Philosophie der Sprache über die Art und Weise, wie Schiller in diesen Trauerspielen Stoff und Form verband, und ob die Form das Gepräge der stylistischen Vollendung trägt. So haben die vorzüglichsten Kanzelredner die Unsterblichkeit, die Vergeltung nach dem Tode u. s. w. als Stoff zu ihren Vorträgen gewählt; allein derselbe Stoff erscheint bei Mosheim unter einer andern Form, als bei Reinhard und Ammon. So haben Luther und Fichte an und über die teutsche Nation gesprochen, aber beide in wesentlich verschiedenen Formen. So haben Mascow, Pütter, Schmidt, Heinrich, Posselt, Kotzebue, Menzel u. a. die Geschichte der Teutschen als Stoff behandelt; doch unter welchen himmelweit von einander abweichenden stylistischen Formen!)

Nicht also über den Stoff an sich hat die Philosophie der Sprache zu entscheiden; wohl aber müssen in ihr die beiden Fragen beantwortet werden:

1) wie Stoff und Form innerhalb der Sprachdarstellung verbunden sind; und

2) ob die stylistische Form ein in sich zur Einheit verbundenes, abgeschlossenes und vollendetes Ganzes bildet.

18.

Beispiele für den erkennbaren Unterschied der Abstammung des dargestellten Stoffes aus der äußern oder innern Anschauung.

a) Beispiel für die Abstammung des dargestellten Stoffes aus dem Kreise der äußern Anschauung.

Der Gewitterabend von Kosegarten (mit den Varianten in seinen Dichtungen, 6r Band, S. 92.)

Ja, wahrlich, du bist schön! bist einer ew'gen Milde
Und einer ew'gen Kraft unsträfliches Gebilde;
Du meiner Wallfahrt Land, du Land, das mich gebahr,
Mich säugte, mich erzog, mir Wieg' und Amme war,
Mich dreißig Frühlinge mit seinen Rosen kränzte,
Mir im krystallnen Schnee durch dreißig Winter glänzte,
Mich einst, wenn diesem Staub der höh're Hauch entschwebt,
In seinen Schoos begräbt.

Schön bist du Erde, schön im goldnen Sommerkleide;
Dich grüßt mein Preisgesang; dich feiert meine Freude;
Sieh, wie die gelbe Saat die schweren Häupter neigt!

Wie unter seiner Last das schlanke Reis sich beugt!
Wie auf der fetten Trift die satte Heerde hüpfet,
Wie durch das hohe Gras das Sonnenwürmchen schlüpfet;
Horch, wie der Wachtelschlag im Weizen, tief im Wald
Der Drossel Flöt' erschallt!

Doch schwüler wird die Luft; die Kreaturen ächzen;
Die matte Schöpfung stöhnt; die welken Fluren lechzen.
Allvater winkt, und schnell klimmt schwarze Wetternacht
Herauf aus Süd und West. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Das Bodenfeste zittert.
Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft und splittert.
Der Haingesang erstummt. Das scheue Roß entfleucht,
Und Held und Memm' erbleicht.

Allvater lächelt. Schnell erstummt der Donner Rasen.
Der Blitze Glut erlischt. Des Sturms verheerend Blasen
Wird leises Wehn; es schweigt das aufgewühlte Meer . . .
Schön, Erde, ist dein Ruhn nach Wettern, schön und hehr.
Dein Zürnen wird zur Huld, dein Schelten wird zum Segen.
Der Wolken Fülle rauscht; schon rieseln laue Regen.
Nun trinkt, was durstete; nun labt sich die Natur.
Nun jubeln Wald und Flur.

Die Dünste fliehn. Die Luft verklärt sich. Groß und milde
Beglänzt die Abendsonn' die träufelnden Gebilde.
Wie blitzt in ihrem Glanz, wie funkeln Bach und Au'!
Wie düster steht der Wald, das ferne Meer, wie blau!
Sie sinkt; der Westen glüht. Der müde Landmann feiert,
Die Heerden kehren heim; der braune Abend schleiert
Das Feld, das stille Dorf, den feiervollen Hain
In seinen Mantel ein.

Sie kommt, gewünscht dem Gram, sie kommt, ersehnt
dem Müden,
Die süße, süße Nacht, und träufelt Trost und Frieden
In jede wunde Brust, und schließt zu sanfter Ruh
Und holder Träumerei die nassen Wimper zu.
Es scheint der stille Mond in des Verlaßnen Kammer
Durchs enge Fensterchen, und weint in seinen Jammer.
Der wache Weise sinnt in ernster Dunkelheit
Gott, Grab und Ewigkeit.

Ja wahrlich du bist schön, mein mütterlich Gefilde!
Bist einer ewgen Kraft und einer ewgen Milde
Unsträflich Meisterwerk! Gesegnet seyst du mir!
Gesegnet und gewünscht, so lang ich wall' auf dir!
Gesegnet jede Lust, gesegnet jeder Kummer,
Der deiner Brust entquillt . . . willkommen einst der
Schlummer
In deinem kühlen Schoos, der alle Unruh stillt,
Und allen Jammer hüllt.

b) Beispiel für die Abstammung des dargestellten Stoffes aus dem Kreise der innern Anschauung.

Die Zeit, von Heydenreich.

Woher, woher, du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden tosenden Flut, woher?
Aus welcher Quelle sprangst du einst mit
Rasendem Wüthen zur Erde nieder?

Wild schmettert an mein zitterndes scheues Ohr
Dein Wogensturz; — die ewige Seele bebt;
Und wo ich wandle, hör' ich immer,
Immer das Tosen von deinem Sturze.

Der Frühlingslüfte lindes Gesäusel stirbt
Von dem Gebrauch'; ich sehe der Nachtigall
Gesängevolle Kehle zittern;
Aber mich fliehn die süßen Lieder.

„In meinen Schlünden modern Jahrhunderte;"
Brüllst du mit wildem schrecklichen Rauschen mir,
„Die ersten Pulse der Naturen
Schlugen, — da stürzt' ich vom Quelle nieder!"

„Sieh, zahlenlose Schaaren Gerippe schleifst
Mein Strom von dannen; Trümmer von Städten ruhn
In meinen Tiefen, und zerstörte
Felsen und Berge der heiligen Erde."

„An Gottes Sonnen schlag' ich die wilde Flut,
Und sieh, ihr ew'ger blendender Glanz verlischt;
Und ihre Sphären — gleich gefallnen
Helden entstürzen sie mattes Lebens."

Wohin, wohin, du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden reißenden Flut, wohin?
Wann wird der Felsensturz von deinen
Rasenden Wogen sich einmal enden?

Ha, spotte stolzer brausender Strom du nicht!
Auch sie versiegt einst, deine gewalt'ge Flut;
Dann wirst du nimmer Gottes Sonnen,
Nimmer die Felsen und Berge stürzen.

Welch ein Komet mit schrecklichen Gluten rollt
Dir schon entgegen? Taumle zurück, o Strom!
Denn wisse: Ewigkeit heißt jener
Wilde Verzehrer von deinen Wogen.

Er senkt im Grimm den glühenden Feuerschweif,
Und es versiegt die ewige Flut vor ihm;
Ich seh den Schauplatz deiner Tiefen,
Schaaren von Trümmern und Moderbeinen.

Und Sieg, es leben alle Gerippe auf,
Die deines Meeres gieriger Schlund begrub,
Und über deinen trocknen Tiefen
Weht der Unsterblichkeit milder Athem.

19.

Fortsetzung des §. 17.

Wenn gleich der Stoff, welcher durch Sprache dargestellt wird, an sich nicht in das Gebiet der Philosophie der Sprache gehört (§. 17.), sondern nach seinem Inhalte in demjenigen Kreise der menschlichen Erkenntniß geprüft werden muß, aus welchem er stammt; so ist es doch nicht gleichgültig, wie Stoff und Form in der Sprachdarstellung verbunden sind, weil die Fehlerhaftigkeit und Unvollkommenheit, so wie die Gediegenheit und Vollendung der stylistischen Form zunächst von dieser Verbindung des Stoffes mit der Form abhängt. Es müssen daher in der Philosophie der Sprache gewisse Bedingungen aufgestellt werden, um den Maasstab auszumitteln, nach welchem die Art und Weise der Verbindung des Stoffes mit der Form in der Sprachdarstellung beurtheilt wird, sobald dieser Form das Gepräge der Vollendung zukommen soll.

Die Vollendung der stylistischen Form beruht allerdings, wie bei jedem andern Kunsterzeugnisse, zuerst auf der unauflöslichen und unzertrennlichen Verbindung des Stoffes mit der Form. Weil aber jedem, auch dem elendesten Kunsterzeugnisse diese unauflösliche und unzertrennliche Verbindung des Stoffes mit der Form zukommt, so daß nur durch die völlige Vernichtung der Form die Verbindung des Stoffes und der Form aufgelöset werden könnte (z. B. in dem unvollkommensten Ge-

mälde, in dem abstoßendsten Werke der plastischen Kunst); so muß zu der unauflöslichen und unzertrennlichen Verbindung des Stoffes und der Form noch hinzukommen, daß die Form ein zur Einheit verbundenes, abgeschlossenes und vollendetes Ganzes bilde, wenn anders der Form der Charakter der Gediegenheit und Vollendung beigelegt werden soll.

a) Beispiele der unauflöslichen und unzertrennlichen Verbindung des Stoffes mit der Form bei entschiedener Unvollkommenheit der Form:

1) In Loschwitz bei Dresden ward ein Fleischer von einem Ochsen tödtlich verwundet. Seine Familie ließ ihm folgende Grabschrift setzen:

Durch eines Ochsens Stoß
Kam ich ins Himmels Schoos.
Mußt' ich auch hier erblassen
Und Weib und Kind verlassen;
So kam ich doch zur Ruh
Durch dich, du Rindvieh, du!

2) Zweites Beispiel aus Kastendieck's Versuch einer in Versen bearbeiteten Erdbeschreibung von Europa (Leipzig, 1818. S. 91.).

Das Königreich Sachsen.

Dies Königreich ist an der Elbe gelegen,
Dreihundert und sechzig Quadratmeilen groß;
Und wenn wir die Zahl der Bewohner erwägen,
So nähert's zwölfhunderttausend in seinem Schoos.
Dies Land ist im Ganzen sehr fruchtbar zu nennen,
Und trefflicher Anbau ist nicht zu verkennen.
Wir sehen die Elbe als Hauptfluß hier fließen,

Worein sich die Elster und Mulde ergießen.
Die Landesproducte sind sehr viel Getreide,
Viel Obst und Gemüse, nebst Wein und Viehweide;
Auch ist's reich an Rindvieh, an Schweinen und Pferden,
Von edleren Schafen hat's zahlreiche Heerden.
Dann liefert es Leipziger Lerchen zu Tisch,
So wie auch viel Wildpret und sehr guten Fisch.
Noch hat es viel Silber, Zinn, Eisen und Blei
Viel Salz und min'ralische Quellen dabei;
Auch Sandstein und Marmor, wie edlere Steine,
Besonders Thonerde sehr viele und feine,
Woraus man jetzt sehr schönes Porzelan macht;
Die Kunst ist in Meißen schon recht weit gebracht.
Fabriken von jeder Art sehn wir hier blühn,
Auch bringet der Handel jetzt großen Gewinn.
Von jeher hat Sachsen die schönsten Anstalten
Für Industrie, Landbau, für Wissenschaft, Kunst,
Die sucht die Regierung im Flor zu erhalten;
Denn selbst der Regent auch beehrt sie mit Gunst.
Seht, hier an der Elbe ist Dresden gelegen,
Als Haupt- und Residenzstadt sehr wohl bekannt;
Wenn wir ihre Lage und Schönheit erwägen,
So wird sie mit Recht wohl vortrefflich genannt.
Man kann hier viel Merkwürd'ges jeder Art sehn,
Auch viele Fabriken sind vorzüglich schön.
An der Elbe ist Meißen, wie auch Pirna,
Sehr schöne Fabriken und Schulen sind da.
Bemerket die Bergfestung den Königstein,
So wie die Fabrikstadt, genannt Großenhayn.
Nun laßt uns zur Pleiße nach Leipzig hingehen,
Da haben wir manches Merkwürd'ge zu sehen.
Als Handelsstadt wichtig, mit sehr großen Messen,
Ist hier auch die Völkerschlacht nicht zu vergessen.
Als Akademie auch ist sie uns bekannt;

Ihr Büchermarkt wird wohl der größte genannt.
An der Mulde ist Wurzen, so wie auch Grimma,
Sehr schöne Fabriken und Schulen sind da.
Jetzt woll'n wir auch Städte des Erzgebirg's nennen,
Und lernen an der Mulde Freyberg erst kennen,
Berühmt durch sehr wichtige Bergwerksanstalten;
Da kann man noch mancherlei Kenntniß erhalten.
Auch Chemnitz ist hier eine merkwürd'ge Stadt,
Die Baumwolln-Fabriken und Bleichen auch hat.
An der Elster im Voigtland liegt die Stadt Plauen,
Bei Oelsnitz da könnt ihr den Perlenfang schauen.
Merkt Bauzen, das dort in der Lausitz gelegen,
Ist wichtig der Schulen und Fabriken wegen.
Hier sehn wir Herrnhut auch, Camenz und Löbau,
Voll schöner Fabriken in Tuch und Leinwand;
Vorzüglich noch wichtig ist hier auch Zittau,
Durch Manufacturen und Schulen bekannt.
Noch sind an der Mulde drei Städte zu sehen,
Die unter der Hoheit von Sachsen jetzt stehen.
Die eine hier, Waldenburg ist ziemlich groß,
Mit wicht'gen Fabriken und recht hübschem Schloß.
Die andern dort, Glauchau und Penig genannt,
Sind durch Manufacturen auch rühmlich bekannt.

b) Beispiel der unauflöslichen und unzertrennlichen Verbindung des Stoffes mit der Form bei hoher Vollendung der stylistischen Form:

Luther,
eine Beschwörung von Adolph Müllner
(am Vorabende des dreihundertjährigen Jubiläums der Kirchenverbesserung im Jahre 1817, welches mit Untergange der Sonne von allen Thürmen eingelautet ward).

Hörst du vom Thurm der Glocken ehrne Zungen?
Wach' auf, dreihundertjähr'ger Schläfer, dich —
Dich rufen sie, einstimmig, feierlich,
Dich, der die Welt dem Teufel abgerungen!

Denn sie war sein, wenn du sie nicht gespalten;
Nicht ohne Scheidung konnten Nacht und Licht,
Glaub' und Vernunft, in reinem Gleichgewicht
Auf leis bewegter Wage sich erhalten.

Wach' auf! Jetzt trennt ein andrer Riß die Meinung,
Der Glaube hadert um ein irdisch Recht,
Die Welt zerfällt in Herrscher und in Knecht,
Weisheit und Hochmuth weigern die Vereinung.

Jetzt ist der Erd' ein Mann der Kraft vonnöthen,
Wie du dich einst der Christenheit bewährt;
Die Brust von Erz, die Zung' ein feurig Schwert,
Die Fers' ein Fels, die Lüge zu zertreten.

Erwache, Starker, von dem Schlaf der Todten,
Steig' aus der Gruft zu deinem Volk empor.
Dein mächtigs Wort schall' in der Mächt'gen Ohr,
Wie du es Papst und Kaiser einst geboten.

Zerbrich den Herrscherstolz! In Banden schlage
Der Völker wüsten, nimmersatten Trieb!
Poch' auf das Buch, das Gottes Finger schrieb,
Und stifte Frieden zwischen Raub und Klage.

Doch lebend nicht tritt unter die Lebend'gen;
Ein Todter komm, mit Leichenangesicht,
Der Kunde bringt vom ewigen Gericht,
Und Schreck verbreitet, rohe Lust zu bänd'gen!

Denn so verworren nun sind Recht' und Pflichten,
So wild geworden ist das Blut der Zeit,
So dreist verletzt die Obmacht Wort und Eid,
So strafbar ist betrogner Hoffnung Dichten;

So durch einander in verfallnen Schranken
Treibt Meinung sich, und Will' und halbe That,
So wuchernd durch die kaum entsproßne Saat
Zieht, Schlangen gleich, das Unkraut seine Ranken;

So kühn ward Furcht vor freier Geister Streben,
So ängstlich-schüchtern das Vertraun,
So grundzerstörend das geschäft'ge Baun,
So todt in allen Adern ist das Leben:

Daß, diesmal Sinn und Unsinn zu versöhnen,
Leben'ges Wort umsonst die Luft bewegt. —
Komm, kühner Mönch, wie man dich hingelegt,
Als Leiche komm', und sprich in Geistertönen!

20.

e) Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten Form der Darstellung.

Da nicht die bloße Unzertrennbarkeit und Unauflösbarkeit des Stoffes und der Form, sondern die Erhebung der Form zu einer innig verbundenen und in sich abgeschlossenen Einheit, über die Gediegenheit und Vollendung derselben entscheidet; so muß es gewisse Bedingungen geben (§. 19.), die als Maasstab aufgestellt werden, um darnach die Vollendung der einzelnen Formen der Sprachdarstellung zu beurtheilen und zu prüfen. Diese Bedingungen sind theils logisch und grammatisch, theils ästhetisch; d. h. sie entspringen theils aus der Denk- und Sprachlehre, theils aus der Kunstlehre.

21.

α) Die logisch-grammatischen Bedingungen.

Ob gleich der durch Sprache dargestellte Stoff

nach seinem Inhalte aus den verschiedensten Kreisen und Gebieten der menschlichen Erkenntniß und aus den im Bewußtseyn wahrnehmbaren einzelnen Zuständen der drei geistigen Vermögen stammt; so muß doch innerhalb der Philosophie der Sprache zunächst darüber entschieden werden, ob er richtig gedacht und richtig durch Sprache ausgedrückt worden ist. Das erste kann nur nach logischen, das zweite nach grammatischen Gesetzen ausgemittelt werden.

Denn weil nichts durch Sprache dargestellt werden kann, was nicht vorher von dem menschlichen Geiste gedacht worden ist; so ist die erste Frage bei allem durch Sprache Dargestellten darnach, ob es richtig gedacht ward, und diese Frage kann blos durch die Zurückführung des Gedachten auf die in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Vorstellungsvermögens enthaltenen Gesetze und Formen alles Denkens beantwortet werden.

Die drei höchsten Denkgesetze sind: das Gesetz der logischen Möglichkeit, der logischen Wirklichkeit, und der logischen Nothwendigkeit. Durch diese Denkgesetze werden die drei Grade der formellen Wahrheit bezeichnet, inwiefern die formelle Wahrheit dadurch von der materiellen sich unterscheidet, daß die erste in der Uebereinstimmung des Gedachten mit den Denkgesetzen, die zweite in der Uebereinstimmung des Gedachten mit den außer uns vorhandenen wirklich erkannten Gegenständen besteht. Die Abstufung der drei Grade der formellen Wahrheit wird aber in der Sprache durch die drei Worte: es kann, es ist, es muß bezeichnet. So können die verschiedenen Himmels=

körper von lebendigen und vernünftigen Geschöpfen bewohnt seyn; denn dies ist, nach dem ersten Denkgesetze, möglich. Es findet, nach der Vernunft, kein Widerspruch in der Verbindung des Subjects und Prädicats statt (nach dem sogenannten principium contradictionis). — So sagen wir aus: der menschliche Geist ist unsterblich, und Gott ist gerecht, — weil, nach der Vernunft, ein geistiges Wesen nicht als vergänglich, und eben so wenig der sittliche Urheber des Weltalls als ungerecht gedacht werden kann. Es tritt, nach der Vernunft, die logische Wirklichkeit bei der Verbindung des Subjects und Prädicats ein (nach dem sogenannten principium rationis sufficientis). — Wir können aber auch die von der Vernunft erkannte (logische) Nothwendigkeit in dem Verhältnisse zwischen Subject und Prädicat bezeichnen, die entweder eine mathematische oder eine moralische Nothwendigkeit ist, inwiefern die erste auf allen bewiesenen Sätzen der Größenlehre, die zweite auf der Zurückführung eines philosophischen Satzes auf den Zusammenhang desselben mit dem Sittengesetze selbst und mit der sittlichen Weltordnung beruht. Z. B. ist Gott gerecht; so muß er das Gute belohnen und das Böse bestrafen. (In den Schulen heißt dieses dritte Denkgesetz das principium exclusi tertii.)

Diese drei Denkgesetze sind also der höchste Maasstab für alle formelle Wahrheit; es mögen nun, nach den einzelnen Formen alles Denkens, die einzelnen Gedanken und Vorstellungen eingekleidet seyn: als Begriffe, als Urtheile und Schlüsse, und diese wieder in den größern Formen des Denkens: als Definitionen, als De-

scriptionen, als Distinctionen, als Deductionen (oder Expositionen), als Partitionen, oder als Divisionen.

Die Definition ist ein Satz, in welchem die eigenthümlichen Merkmale eines Subjects, so weit wir sie kennen, vollständig und gedrängt angegeben und richtig unter sich verbunden werden, um das Wesen desselben erschöpfend darzustellen. (Z. B. die Pflicht besteht in der Verbindlichkeit zu guten Handlungen. — Organisirt nennen wir diejenigen sinnlichen Geschöpfe, zwischen deren Anlagen ein Verhältniß statt findet, durch welches diese Anlagen gegen einander als Zweck und Mittel sich verhalten, und wo, durch dieses Verhältniß, das ganze Wesen der Erscheinung bestimmt und erschöpft wird. — Die Selbstschätzung besteht in der Fertigkeit, die Größe seiner erworbenen Vollkommenheiten und Verdienste der Wahrheit gemäß zu bestimmen.)

Die Description ist die beschreibende Angabe der Merkmale eines Gegenstandes, durch welche man eine deutliche und vollständige Vorstellung von demselben hervorbringen will. Sie tritt an die Stelle der Definition, wenn diese entweder nicht möglich (z. B. bei Gegenständen, deren Wesen nicht erschöpfend nach seinen Merkmalen dargestellt werden kann), oder nicht nöthig (z. B. in Volks- und Kinderschriften) ist. (So giebt Reinhard folgende Description der Wißbegierde. „Es ist in der menschlichen Seele ein Trieb, der sie veranlaßt, ihre Vorstellungen beständig zu vermehren und zu verbessern. Dieser Trieb regt sich bei allen Menschen, welche gesunde Empfindungswerkzeuge haben, sehr früh,

und läßt sich, ehe er eine bestimmte Richtung auf eine gewisse Art von Gegenständen erhält, auf alles ein, was die Außenwelt ihm darstellt. Wenn die Bildung des Menschen weiter fortschreitet, und seine Denkkräfte an Uebung und Stärke zunehmen; so fängt die Wißbegierde an, sich nicht blos mit dem zu begnügen, was sie von außen her empfängt, sondern auch den Inhalt der gesammelten Anschauungen zu prüfen, durch Bearbeitung derselben neue Begriffe zu bilden, in den Tiefen des menschlichen Wesens selbst zu forschen, und sich gleichsam eine eigene Welt von Vorstellungen zu erschaffen. Hat sie diese Richtung genommen; so kann man sie die Neigung zur Speculation nennen. Menschen von lebhaftem Verstande überlassen sich dieser Neigung um so lieber, je stärker und angenehmer das Gefühl ist, welches sie bei Befriedigung derselben von ihrer Selbstthätigkeit erhalten. Mangel und Elend, wo es selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen fehlt; Ausschweifungen, Aberglaube und Vorurtheile sind übrigens die vornehmsten Ursachen, welche die Wißbegierde bei den meisten Menschen mehr oder weniger schwächen und unterdrücken.")

Die Distinction besteht theils in der genauen und vollständigen Angabe der verschiedenen einzelnen Begriffe, die in einem und demselben Worte enthalten sind (z. B. Interesse — diese Wissenschaft umschließt er mit vielem Interesse; — er sieht blos auf sein Interesse; — dieses Auge hat viel Interesse); theils in der bestimmten und erschöpfenden Angabe der innern Verschiedenheit mehrerer scheinbar gleichgeltender und ihrem

Gegenstande nach verwandter Begriffe. (So hat Reinhard in s. Moral folgende Distinctionen: „Die ängstliche Sorge für Vermögen besteht in einem solchen Bestreben, Eigenthum zu erlangen, zu erhalten und zu vermehren, das mit großer Unruhe des Geistes und sichtbarer Gleichgültigkeit gegen andere wichtige Zwecke und Güter verknüpft ist. Die Kargheit ist derjenige Fehler, wo man sein Vermögen auch durch pflichtmäßige Ausgaben nicht vermindern lassen will. Die Habsucht ist die unmäßige Begierde nach allen Arten des Eigenthums, die sich zur Erlangung desselben jedes Mittel erlaubt, wovon sie sich Vortheile verspricht. Der Eigennutz besteht in dem ängstlichen Bestreben, auch den kleinsten Vortheil sich nicht entgehen zu lassen. Die Gewinnsucht zeigt sich in dem überwiegenden und hervorstechenden Bestreben, ansehnliche Vortheile zu erhalten. Der Geiz ist das Laster, wo man das Eigenthum als den letzten Zweck aller seiner Bestrebungen liebt, und daher sein Vermögen, mit Hintansetzung seiner übrigen Pflichten, zu vermehren und zu erhalten sucht. Der Diebstahl endlich begreift jede That in sich, durch welche man einem andern einen Theil seines Vermögens auf eine listige und unrechtmäßige Art entzieht.“)

Die Deduction (oder Exposition) besteht in der Ableitung eines oder mehrerer zu findenden Begriffe aus einem gegebenen, vermittelst der logisch geordneten und vollständigen Aufstellung der Mittelbegriffe zwischen beiden. Der gegebene Begriff steht an der Spitze, der zu findende am Schlusse der Deduction. (Deduc-

tion der Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Gerechtigkeit Gottes.

1) Gott ist gerecht.

2) Ist Gott gerecht; so belohnt er das Gute und bestraft das Böse.

3) Die völlige Ausgleichung dieser Belohnung und Bestrafung mit den guten und bösen Handlungen geschieht aber nicht auf dieser Erde.

4) Es muß also, nach dem Tode, einen Zustand der Vergeltung geben.

5) Die menschliche Seele wird in diesen Zustand der Vergeltung übergehen.

6) Die menschliche Seele muß daher unsterblich seyn.)

Partitionen und Divisionen sind größere logische Ganze, die dadurch entstehen, daß man eine vollständige Ideenreihe (oder einen Gesammtkreis in sich nothwendig zusammenhängender Begriffe), nach ihrem Verhältnisse unter sich und nach ihrer natürlichen und nothwendigen Abstufung, Gleichstellung (Coordination) oder Unterordnung (Subordination) zu einem zusammenhängenden und den dargestellten Gegenstand erschöpfenden Ganzen verbindet. — Die Partition entsteht, wenn ein Satz (Thema), als ein logisches Ganzes, nach den in ihm enthaltenen Subjects- und Prädicatsbegriffen, und zwar nach dem nothwendigen innern Verhältnisse dieser Begriffe gegen einander, in seine Theile erschöpfend aufgelöset wird. Wenn aber in einem Satze ein generischer Begriff enthalten ist, der in seine Species, nach dem Verhältnisse der Coordination und Subordination dieser Begriffe gegen einander, aufgelöset wird; so entsteht die Division. In

dem Thema der Partition sind daher die Theile des Ganzen schon enthalten und ausgedrückt; in dem Thema der Division hingegen findet sich blos der generische Begriff nach seiner Allgemeinheit ausgedrückt, der nach seinem Umfange in der Eintheilung weiter entwickelt wird.

A) Partition.

Ueber den Zusammenhang der Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes mit der Ruhe unsers Lebens.

1) Worin besteht die Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes?

a) in der Ueberzeugung, daß Gott, bei allen Veränderungen der Dinge, seinem Wesen und seinen Eigenschaften nach unveränderlich derselbe bleibt;

b) in der Ueberzeugung, daß die Gesetze Gottes, nach denen alles erfolgt, in ihrer uneingeschränkten und unverminderten Kraft bleiben;

c) in der Ueberzeugung, daß der große Plan Gottes mit den sittlichen Geschöpfen unabhängig ist von dem Schicksale der sichtbaren Welt.

2) In welchem Zusammenhange steht diese Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes mit der Ruhe unsers Lebens?

a) Ist Gottes Wesen unveränderlich; so ist auch der Geist des Menschen zu einer ewigen Fortdauer bestimmt.

b) Sind die Gesetze Gottes unveränderlich; so hängt unsere Ruhe von der Befolgung derselben ab.

c) Reicht der Plan Gottes mit den Menschen hinüber in die Ewigkeit; so bleiben wir ewig unter dem Einflusse seiner Leitung.

B) Division.

Warum sich gewöhnlich das menschliche Herz in reifern Jahren der Dankbarkeit gegen erzeigte Wohlthaten mehr eröffnet, als in der Jugend.

1) Weil man dann erst den Werth der erhaltenen Wohlthaten und ihren Einfluß auf unsere Bildung und bürgerliche Brauchbarkeit richtiger, als in der Jugend, anschlagen und bestimmen kann;

2) weil man da fühlt, wie viel uns die Wohlthaten kosten, die wir Andern erzeigen, und uns also in der Stimmung befinden, ehemals empfangene Wohlthaten richtig zu schätzen und zu beurtheilen;

3) weil sich da die Gedankenlosigkeit und Sorglosigkeit der Jugend verloren hat, und man die Gegenstände des Lebens überhaupt von der ernsthaftern Seite nimmt;

4) weil der Stolz, empfangene Wohlthaten blos als erfüllte Schuldigkeit gegen seine Verdienste anzusehen, sich immer mehr vermindert, je mehr man zur Selbstkenntniß gelangt;

5) weil in reifern Jahren, unter dem Einflusse mancher schwer erworbenen Erfahrungen (z. B. Krankheiten, Verlust, vereitelte Plane u. s. w.), das Herz weicher, menschenfreundlicher, wohlwollender, und in der Rückerinnerung wärmer wird;

6) weil nicht selten erst der Verlust der

Wohlthäter die Größe der durch sie erhaltenen Wohlthaten fühlbar macht.)

22.

Fortsetzung.

Ist nach den Gesetzen und Formen des Denkens ausgemittelt, ob der darzustellende Stoff richtig gedacht werde; so muß nach den Gesetzen und Formen der Sprachlehre entschieden werden, ob der richtig gedachte Gegenstand auch richtig ausgedrückt worden sey. Dabei muß zuerst die allgemeine Sprachlehre, und sodann die besondere Sprachlehre derjenigen Sprache berücksichtiget werden, in welcher die stylistische Darstellung des richtig gedachten Stoffes geschehen soll.

Denn wenn die besondere Sprachlehre einer in der Wirklichkeit vorhandenen Sprache hauptsächlich auf dem Sprachgebrauche beruht, wie dieser, in Hinsicht auf Sprachreinigkeit, Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit, bei einer lebenden oder bereits erloschenen Sprache im Laufe der Jahrhunderte allmählig zu einem in sich geründeten erfahrungsmäßigen Ganzen sich gebildet hat; so unterscheidet sich die allgemeine oder philosophische Sprachlehre dadurch von jeder besondern Sprachlehre, daß sie die blos durch Gewohnheit und Sprachgebrauch gebildeten Formen der einzelnen lebenden oder bereits erloschenen Sprachen, als solche, gar nicht berücksichtigt, sondern blos das Gemeinsame aller Sprachen umschließt, wie es in den, in der ursprünglichen formellen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes enthaltenen, Gesetzen und Formen für die Darstellung des Gedachten durch Sprache enthalten ist. Denn da das Denken dem Sprechen

vorausgeht, und durch Sprache nur das, was gedacht worden ist, dargestellt werden kann; so müssen auch die Sprachformen durch die Denkformen bestimmt und begrenzt werden, d. h. es kann nur so viele Sprachformen geben, als nöthig ist, den Gesammtkreis (Sphäre) des Gedachten in dem Gesammtkreise der Darstellung durch Sprache erschöpfend zu bezeichnen. Weil aber die Grundlage alles zusammenhängenden Denkens auf der Bildung des Urtheils beruht, in welchem die Denklehre drei Begriffe, den Subjectsbegriff, den Prädicatsbegriff und die Copula, unterscheiden lehrt; so kann es auch in der philosophischen Sprachlehre nur so viele Redetheile (partes orationis) geben, als nothwendig sind, die ursprünglichen Formen des Denkens durch Sprache auszudrücken und darzustellen, und den Zusammenhang zwischen mehrern unter sich zu einem Ganzen verbundenen Sätzen (in den Perioden) zu bezeichnen.

Diejenigen Redetheile, welche den Subjectsbegriff entweder an sich bezeichnen, oder doch zur Bezeichnung der äußern Verhältnisse desselben gehören, sind:

1) das Substantiv, die Darstellung des vorgestellten logischen Subjects durch Sprache überhaupt;

2) die Präposition, die Form zur Bezeichnung der Abhängigkeit, in welcher das Subject gedacht und dargestellt wird; (z. B. ich besuchte ihn während seiner Gefangenschaft; er mußte leiden wegen seiner Tugend; von meinem Freunde habe ich das Buch erhalten u. s. w.)

3) das Zahlwort, die Form zur Bezeich-

nung des Umfanges der dargestellten Subjecte; (Es giebt bestimmte Zahlwörter: die Grundzahlen [eins, zwei, zehn, hundert 2c.] und die Ordnungszahlen [der erste, der sechste, der hundertste 2c.], welche die Zahl der Subjecte genau ausdrücken, — und unbestimmte Zahlwörter, welche nur im Allgemeinen und unbestimmt die Zahl der Subjecte bezeichnen [jeder, keiner, alle, einige 2c.];

4) das Pronomen, die Form für die repräsentative Bezeichnung der als Individuen bezeichneten Subjecte. (Ich, du, er; der, die, das; welcher 2c.)

Der Artikel muß in den Sprachen, wo er sich findet, zu den Redetheilen gerechnet werden, welche zu dem Kreise des Subjectsbegriffes gehören. Er ist brauchbar theils zur Unterscheidung der substantiven und adjectiven Bedeutung der Wörter, theils zur Versinnlichung des Geschlechts der Substantive; doch kein wesentlicher — d. h. kein in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes für die Sprachdarstellung enthaltener — Redetheil, weil er sonst in mehrern Sprachen nicht fehlen könnte.

Diejenigen Redetheile, durch welche das, vermittelst des Denkens, mit dem Subjecte verbundene, Prädicat in der Sprachdarstellung dem Subjecte als Eigenschaft, doch nicht selten mit gewissen Nebestimmungen, beigelegt wird, sind:

1) das Adjectiv, die Form für die Darstellung einer dem Subjecte zukommenden entweder einwohnenden (inhärirenden) oder zufälligen Eigenschaft; (Eine inhärirende Eigenschaft

ist, wodurch der Subjectsbegriff seinem Wesen nach bezeichnet wird; z. B. der freie Wille; der ewige Gott; das gelbe Gold u. s. w.; eine zufällige Eigenschaft hingegen, wodurch der Subjectsbegriff nur in einzelnen Merkmalen verändert wird, z. B. der schiefe Thurm; der runde Hut; das stürmische Meer u. s. w.)

2) Das Verbum;

a) entweder das eine verbum substantivum: seyn, welches dem zweiten logischen Denkgesetze (dem wörtlichen Ausdrucke des formellen Seyns) entspricht, und den unmittelbaren und reinen Begriff der logischen Copula, ohne Beilegung eines Prädicats, doch mit dem Nebenbegriffe der Zeit enthält;

b) oder das verbum adjectivum, durch welches dem Subjecte ein Prädicat mit der genauen Bestimmung der Zeit beigelegt wird, und zwar so, daß zugleich in dem Prädicate die Copula enthalten ist (z. B. der Ofen wärmt; das Meer brauset);

3) das Particip, ein von dem Verbum abgeleitetes Adjectiv, durch welches das Subject, nach der ihm beigelegten Eigenschaft, entweder als wirkend (activ), oder als Eindrücke empfangend (passiv) dargestellt wird (z. B. der tröstende Freund; die sich entwickelnde Knospe; — der entschlafene Knabe; die abgelegte Maske u. s. w.);

4) das Adverbium, die Form für die Bezeichnung des Zufälligen an den Prädicaten, welche dem Subjecte beigelegt werden, sobald nämlich die erstgenannten drei attributiven Sprachformen, Adjectiv, Verbum und Particip, zur erschöpfen-

den Bezeichnung des Verhältnisses zwischen Subject und Prädicat nicht ausreichen. Durch das Adverbium kann aber das Zufällige in den Prädicatsbegriffen auf zweifache Weise bezeichnet werden: entweder am dargestellten Subjecte selbst (z. B. die Gegend ist himmlisch schön; — dann heißt es Beschaffenheitswort, adverbium qualitatis); oder außerhalb desselben (z. B. die Elbe fließt langsam; — dann heißt es Umstandswort, adverbium circumstantiae).

Jedes größeres durch Sprache dargestelltes Ganzes (z. B. eine Abhandlung, ein Brief, eine Rede) bildet, aus dem Standpuncte der allgemeinen Sprachlehre betrachtet, nur eine fortlaufende Reihe von einzelnen, nach logischen Gesetzen verbundenen und in sich zusammenhängenden, Urtheilen. Allein für die genauere Verbindung dieser Urtheile in der Sprachdarstellung, und für die sinnliche Bezeichnung ihres innern Zusammenhanges in dem Denkvermögen, muß es einen besondern Redetheil geben, durch welchen die einzelnen Urtheile unter sich zu größern Ganzen, zu Perioden, und zu völlig zusammenhängenden Darstellungen verbunden werden. Dieser Redetheil ist die Conjunction, deren Geltung und stylistische Stellung — je nachdem sie bald mehrere Subjectsbegriffe unter sich, bald mehrere Prädicatsbegriffe mit einander, bald mehrere Subjectsbegriffe mit mehrern Prädicatsbegriffen verbindet, und durch diese allmählige Verbindung der einzelnen Begriffe und Urtheile die größern Massen der menschlichen Erkenntniß bildet — zunächst von logischen Gesetzen abhängt. — Es ist aber die wichtige Aufgabe des höhern

Syntaxes (im Gegensatze des niedern, welcher die blos erfahrungsmäßig zu erlernende Verbindung und Zusammensetzung der einzelnen Redetheile, nach dem in einer gegebenen Sprache vorhandenen und festgesetzten Sprachgebrauche, umschließt), die Verbindung der einzelnen Redetheile zu Perioden und größern Sprachdarstellungen, so wie die Abgrenzungen und gegenseitigen Verhältnisse der einzelnen Perioden und Abschnitte in der stylistischen Darstellung, nach logischen Gesetzen zu bestimmen. (So hängt es nicht von der Willkühr des Schreibenden ab, sogenannte kurze oder lange Perioden zu bilden, sondern von der, in den Begriffen selbst enthaltenen logischen, Grenze, bis wie weit der Umfang eines Begriffes nach den zu ihm gehörenden Merkmalen, oder nach den mit ihm in Verbindung stehenden gleichgeordneten oder untergeordneten Begriffen reicht. Deshalb wird auch bei den Classikern im Style, durch die sorgfältige Berechnung des Umfanges und der Grenzen der einzelnen Perioden in Hinsicht auf die nothwendig in den Kreis dieser Perioden gehörenden Begriffe, der logische Charakter des Periodenbaues (der von dem ästhetischen noch sehr verschieden ist) so genau festgehalten, daß man den innerhalb einer Periode stattfindenden Zusammenhang zwischen den einzelnen Begriffen sogleich mit Deutlichkeit und Klarheit übersehen kann *).

Die Interjection kann nicht als ein besonderer Redetheil betrachtet werden, weil sie nur ein einzelnes abgerissenes Wort als unmittelbaren Laut der Wahrnehmung einer sinnlichen Empfindung, oder als Ausdruck eines ge-

*) Hiezu das Beispiel im folgenden §.

gegenwärtigen Zustandes des Gefühlsvermögens enthält. Durch sie wird weder der Subjectsbegriff, noch der Prädicatsbegriff, noch die Copula des Urtheils näher bezeichnet.

23.

Beispiel für den nach logischen Gesetzen abgegrenzten Periodenbau, von Tzschirner.

(Bruchstück aus einer, am Feste der Verkündigung 1813 gehaltenen, und einzeln herausgegebenen Predigt.)

Weitere Ausführung des Gedankens: **es werde ein besserer Zustand der Welt und der Völker aus dem Unglücke der Zeit hervorgehen.**

Die Betrachtung der menschlichen Natur lehrt den Weisen, daß sein Geschlecht einer unendlichen Vervollkommnung fähig sey; in tiefer Seele trägt er den Glauben an eine erziehende Vorsehung! Und wenn er in diesem Glauben die Geschichte betrachtet; so entdeckt er in ihr die Spuren eines göttlichen Waltens, und sieht sich auf die tröstende Bemerkung geleitet, daß, ob auch viel Großes und Herrliches unterging, ganze Zeitalter zurück zu schreiten schienen, und einzelne Völker wieder in Unwissenheit und Knechtschaft versanken, doch das Menschengeschlecht im Ganzen gewann und fortschritt, und daß sich immer, wenn gleich allmählig nur, und oft nach langen Zwischenräumen, ein besserer Zustand der Dinge aus den Kämpfen der Völker und aus den Umwandlungen der Staaten entwickelte. Mit den großen, weit über Asien ausgedehnten, Monarchieen, von denen die eine die andere verschlang, beginnt die beglaubigte Geschichte, und selbst aus den wenigen von diesen Rei-

chen uns erhaltenen Nachrichten gehet hervor, daß die Völker jener Zeit einen hohen Grad äußerer Bildung erreicht hatten. Denn ihre gesellschaftlichen Verhältnisse waren bestimmt und geordnet; sie führten den Krieg nach Kunst und Regel; sie trieben Handel mit benachbarten Völkern, und kannten viele von den Künsten, welche die Geschäfte des Lebens erleichtern und die Genüsse vermehren. Wer aber kann es beklagen, daß, indem diese Reiche untergingen, oder doch den vorigen Glanz verloren, die Griechen und später die Römer die erste Rolle auf dem Schauplatze der Weltgeschichte übernahmen? In jenen Reichen herrschte der Despotismus; die Freiheit in Griechenland und Rom. Zitternd gehorchten dort erniedrigte Sklaven dem willkührlichen Herrscher; hier rathschlagten freie Bürger und kämpften für Ein Vaterland. Eine Regel, Eine Form sollte dort für Alle gelten; hier, in der freien Entwickelung der Geister, gestaltete sich das Leben auf die mannigfaltigste Weise. Dort übte man nur die Künste, die das äußere Leben angehen, die gemeinen Bedürfnisse befriedigen und den Sinnen schmeicheln; hier aber gedieh die Kunst und Wissenschaft, die das Schöne darstellt, das Wesen der Dinge erforscht, und des höhern Lebens Bedürfnisse stillt. So folgte auf den Untergang der asiatischen Reiche ein besserer Zustand der Dinge; so führten die Griechen und die Römer eine reifere Cultur herbei; und das Menschengeschlecht hatte gewonnen und war zu einem höhern Ziele fortgeschritten. Doch auch die griechischen Freistaaten fielen, und Rom, nachdem es ausgeartet war in ein herrschsüchtiges, mit despotischer Willkühr regiertes Reich, welches die Völker dreier Welttheile in schmählichen Fesseln hielt, sank in Trümmern, und die griechisch-römische Cultur ging unter, und allmählig, nach langen Wanderungen und Kämpfen der Völker,

nach vielfältigen Umwandlungen der Meinungen und der Sitten, bildete sich der Zustand des neuen Europa, welches wieder ein erfreulicheres Bild darbietet, als Griechenland und Rom, selbst in der schönsten Zeit ihrer Kraft und Blüthe. Nur kleine Völkerschaften bildeten in Griechenland einen Staatenverein, durch Verträge und wechselseitige Achtung des Rechts gesichert; in dem neuen Europa entstand ein großer Völkerstaat, in welchem alle Nationen unsers Welttheils, die ohnmächtigen wie die mächtigen, die handeltreibenden wie die kriegerischen, sich frei und unabhängig behaupten. In Griechenland und in Rom herrschte der freie Bürger über zahlreiche Sklaven, welche, aller Rechte beraubt, ganz der Willkühr des Herrn Preis gegeben waren; aus den meisten Ländern des neuen Europa ist die Sklaverei verbannt, und wo sie noch herrscht, da hat sie doch eine mildere Gestalt gewonnen. Die Religion der Griechen und der Römer war nichts als Vergötterung der Natur, Verehrung menschenähnlicher Wesen; das neue Europa betet Gott an, den Heiligen und Allmächtigen, den Herrn und Schöpfer der Welt. In Griechenland und in Rom war die große Mehrzahl des Volkes, bei aller Bildung, welche Einzelne durch Kunst und Wissenschaft sich erwarben, ohne Belehrung über die Pflichten und Hoffnungen des Menschen; im neuen Europa versammelt die Kirche Alle in ihren Schulen und Tempeln, und lehrt sie: Glauben, Hoffnung und Liebe. So führet den Weisen die Geschichte auf den erfreuenden Gedanken, daß, wenn auch allmählig nur, wenn auch unter mannigfaltigen Rückschritten, und nach langen Umwandlungen und Kämpfen, doch endlich aus den frühern Zuständen ein besserer Zustand seines Geschlechts sich entwickeln, und auf die untergegangene Cultur eine neue, reifere gegründet werde! An diesen Gedanken hält er sich, und

erhebt sich durch ihn über das Unglück der Zeiten; denn nun erscheint es ihm als ein Glied in der Reihe der Zustände, welche das Menschengeschlecht nach dem Plane der ewigen Weisheit durchlaufen soll; nun sieht er in der Zerstörung, die ihn umringt, den Anfang einer neuen bessern Ordnung der Dinge, in den Halmen, die man zu Boden tritt, die Saat einer künftigen Ernte.

24.

β) Die ästhetischen Bedingungen.

So wesentlich nöthig die logisch=grammatischen Bedingungen bei der Ausmittelung des Maasstabes für eine vollendete Form der Sprachdarstellung sind; so reichen sie doch nicht hin, diesen Maasstab erschöpfend zu begründen. Für diesen Zweck müssen die ästhetischen Bedingungen zu den logisch=grammatischen hinzukommen, d. h. es muß, nächst der Ausmittelung des richtig Gedachten und richtig Ausgedrückten durch die Gesetze der Denk= und Sprachlehre, bei jeder stylistischen Form auch darnach gefragt werden: ob sie als Form um ihrer selbst willen, selbst abgesehen von ihrer logischen und grammatischen Richtigkeit, gefalle; ob ihr also Schönheit zukomme? Die Schönheit der Form besteht nämlich darin, daß die Form, auch unabhängig von dem Stoffe, den sie darstellt, um ihrer selbst willen gefällt; daß Einbildungskraft und Gefühlsvermögen durch sie beschäftigt und ergriffen werden, und daß sie für beide einen bleibend angenehmen Eindruck vermittelt. (So gefällt die ästhetisch vollendete Form von Haydns Schöpfung und Jahreszeiten, auch abgesehen von dem mittelmäßigen Texte; so halten wir uns bei Mozarts Zauberflöte und Don Juan zunächst an die

Form bei der Erbärmlichkeit des Textes. Allein auch bei Kunstwerken, wo der Stoff gleichfalls anspricht, wie z. B. in Matthissons Elysium, in Schillers Wilhelm Tell, kann die Form, völlig abgesehen von dem Stoffe, nach ihrer ästhetischen Vollendung aufgefaßt und gewürdiget werden.) — Nicht selten bewirkt auch das Wohlgefallen an der ästhetisch vollendeten Form eine starke und kräftige Aufregung der Bestrebungen und Triebe, und, durch dieselben, die Veranlassung eines Entschlusses des menschlichen Willens; allein nie vermag die Form unmittelbar auf das Bestrebungsvermögen, sondern nur mittelbar, d. h. vermittelst des bereits vorher ergriffenen (afficirten) Gefühlsvermögens und des durch die Einbildungskraft idealisch aufgefaßten — und in der Form versinnlichten — Gegenstandes zu wirken, weil, nach der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des Bestrebungsvermögens, dasselbe entweder nur durch eine vorausgegangene Vorstellung (Begriff, Idee oder Ideal), oder durch ein vorausgegangenes Gefühl zu Handlungen bestimmt wird.

Fragen wir aber nach den einzelnen ästhetischen Bedingungen, unter welchen überhaupt jede Kunstform, mithin auch die vollendete stylistische Form, um ihrer selbst willen gefällt; so sind diese:

a) die möglichst höchste Versinnlichung, deren der darzustellende Stoff in der Form fähig ist; und

b) die möglichst höchste Freiheit in der Bewegung, unter welcher der Stoff innerhalb der Form erscheint.

Durch die Versinnlichung des Stoffes innerhalb der Form entsteht nämlich ein Bild von dem

dargestellten Gegenstande, und zwar ein vollständiges, zugleich aber auch in seinen einzelnen Theilen erkennbares, Bild; durch die Freiheit in der Bewegung hingegen wird das Lebensvolle und Ansprechende, das die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen Anregende und Nährende, in der Form vermittelt. Unter diesen beiden Eigenschaften zugleich kündigt sich das Idealische in der dargestellten Form an, und auf dem Idealischen beruht zunächst die ästhetische Form. (Wir lesen Klopstocks Messias. Der Gottmensch erscheint in diesem Epos in der möglichst höchsten Versinnlichung; er steht im Mittelpuncte der ganzen Darstellung im Glanze des Ideals; von ihm entwirft sich die Einbildungskraft ein vollständiges Bild, obgleich die in der Messiade auftretenden Menschen und Geister genau und scharf nach ihrer Individualität gezeichnet sind und darnach aufgefaßt werden können. Durchgehends herrscht in der Form dieses Epos eine Freiheit in der Bewegung, welche aufregend, rührend und erschütternd auf Einbildungskraft und Gefühlsvermögen wirkt. — Auf ähnliche Weise steht Schillers Wallenstein im Mittelpuncte der stylistischen Darstellung. So ansprechend Max Piccolomini, Thekla und andere Individuen, neben ihm, seyn mögen; das Hauptinteresse ruht doch, vermittelst der höchsten Versinnlichung des Helden, und vermittelst der möglichst höchsten Freiheit in der Bewegung, auf dem Wallenstein.)

25.

Beispiele.

a) Beispiel einer nach ästhetischen Be-

dingungen vollendeten Form, die, abgesehen von dem Stoffe, um ihrer selbst willen gefällt, von Hippel (aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie).

Das Grab, Freunde, ist eine heilige Werkstätte der Natur; ein Formzimmer; Tod und Leben wohnen hier beisammen, wie Mann und Weib. Gott hat sie zusammengefügt, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine Handvoll Erde ist eine Handvoll Welt. Schaudere nicht vor der Verwesung. Das Weizenkorn fault, und wird ein hundertfältiger Halm. Alles muß sterben, was zum Licht und Leben herausbrechen soll. Dieses Erdenall, dieser Erdenball, hat alles, was schön und gut ist, erzeugt und ernährt. Er ist das Herz, unter dem jedes gelegen, die Brust, die jedes gesogen! — Die Erde ist des Herrn. Fast sollte man glauben, daß es des lieben Gottes Lustschloß, sein Sanssouci, sey, so gut ists auf ihr, oder so gut könnte es auf ihr seyn. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsre Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körpertheilchen, das eigentliche Saatgetreide, ist aufgespeichert, und wird zu seiner Zeit schon vom lieben Gott wieder ausgestreuet werden auf einen schönen Acker. Die Natur ist das perpetuum mobile, sie steht nicht still. Sie wirkt Leben im Tode, Tod im Leben, schön durch einander, daß es eine Lust ist anzusehen, dem, der ein Auge dazu hat. — Der Geist ist in Gott, in dem er lebt, webt und ist. Das Schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so begierig zueignen, Mensch! traure nicht, es wird nur abgezogen, vom Felde in den Garten verpflanzt, wo es so lange verpflanzt und gepflanzt wird, bis — —

Es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden! Du, mein Geist, der du dein bewußt bist, du, der du dich selbst anredest, du Funke Gottes in dieser stockfinstern Erde, was warst du, ehe dir dieses Kleid zugeschnitten, ehe es dir umgehangen ward, und was wirst du seyn, wenn du dieses Regenkleid, diesen Schlafrock, wenn's köstlich gewesen, ausziehest, oder wenn er, aus Alter unbrauchbar, wie ein zerrissenes Gewand abgeschüttelt wird? Von wannen kommst du? Wohin fährst du? Woher? Wohin? Finster vor und hinter dir. — O ihr Entkleideten! Ihr nackten Geister, die ihr vielleicht dies Selbst=, dies Seelengespräch angehöret, redet drein! Sagt, wo seyd ihr? wißt ihr, daß ihr seyd, daß ihr waret, daß ihr seyn werdet, und seyn so, oder anders in Ewigkeit? Seyd ihr es, die in uns wirken, wenn uns ein heiliger Schauer durchblitzt? Nicht vom Hautschauder, sondern vom Seelenschauer rede ich. — Nur herein, ihr guten Geister! herein! näher! Wer seyd ihr? Diese Ebbe und Flut des Blutes, was will sie? Solch ein Seelenschauer, Todesvorschmack, wozu? Es ist wahr, er gehet durchaus und durchall; allein ich, hoffe ich, werde es vollenden. Was ist der Tod? Selige Geister unsrer Vorfahren, die ihr vor uns waret, und mit eben der Neugierde, wie wir, euch nach Nachrichten aus der andern Welt sehntet, sagt uns, gebt uns ein Zeichen: was ist der Tod? hebt euer Incognito. Bittet Gott um diese Erlaubniß! Wir haben nicht Mosen und die Propheten, die wir hören können; wir wünschten, daß einer von den Todten aufstände. O du, mein eben entschlafener Freund! Wache auf, der du schläfest, stehe auf von den Todten, entdecke mir, wie dir war, wie dir ist? Womit du dich beschäftigest? — Wie? frage ich; nicht ob? ist meine Frage. Doch auch diese Frage und alle meine heiligen Fragstücke sind wilde Reben der Wißbegierde,

sind vorschnelle Sprößlinge meiner Einbildungskraft, welche die Vernunft, wo nicht gänzlich wegzuschneiden, so doch zu verkürzen verbunden ist. — Freunde, laßt uns in die Hände Gottes fallen! Warum sorget ihr für euer künftiges Schicksal? Gott, euer himmlischer Vater, weiß, was ihr bedürft! ob Leben oder Tod, ob Tag oder Nacht. Sorget nicht! Ist es nicht genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe? Es wird alles gut werden. Leben ist eure Sache. Sterben gleichfalls. Was darüber ist, bleibt über euch, Freunde! Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Das ist das Grundgesetz in Gottes Staat, und das andere wird euch von selbst zufallen. Laßt alles gehen, wie Gott will! Laßt die vier Winde über euern Staub sich in Anspruch nehmen; laßt die vier Gegenden darum streiten! Laßt den eichenen Sarg euer Fleisch an Dauer übertreffen! Was kümmern euch solche Kleinigkeiten? Wir, die wir nicht in die Sonne sehen können, wollen Gott sehen; wir, die wir den Mond nicht umspannen können, wollen Gottes Barmherzigkeit und Gerechtigkeit behügeln und begrenzen; wir, die wir die Fixsterne nicht zu zählen verstehen, wollen die Ewigkeit messen? —

Wer kennt den morgenden Tag, und doch will man einen Kalender über Ewigkeiten schreiben? Der Anfang und das Ende dieser Welt sind uns Geheimnisse; und wir glauben einen Maasstab für die Himmel der Himmel zu besitzen? — Und, Freunde, wenn euer Mund auch an der andern Welt zweifelt; was sagt euch euer Herz? Will ich denn, daß ihr einen Riß von der Stadt Gottes, vom himmlischen Jerusalem, entwerfen sollt? Es ist mir genug, wenn ihr nur alle menschmögliche Wahrscheinlichkeit für die andere Welt findet.

So gut leben, daß, wenn eine andere Welt, schön wie die Sonne, aufgehet, unser Bürgerrecht in derselben

gewisser, wie Brief und Siegel ist, das heißt mit andern Worten: der andern Welt würdig seyn! —

b) Beispiel einer stylistischen Form mit möglichst hoher Versinnlichung des Stoffes innerhalb der Form, von Jean Paul.

Ein Traum.

Ich lag einmal an einem Sommerabende vor der Sonne und entschlief. Da träumte mir, ich erwachte auf dem Gottesacker. Die abrollenden Räder der Thurmuhr, die eilf schlug, hatten mich erweckt. Ich suchte im ausgeleerten Nachthimmel die Sonne, weil ich glaubte, eine Sonnenfinsterniß verhülle sie mit dem Monde. Alle Gräber waren aufgethan, und die eisernen Thüren des Gebeinhauses gingen unter unsichtbaren Händen auf und zu. In den Mauern flogen Schatten, die Niemand warf, und andere Schatten gingen aufrecht in der bloßen Luft. In den offenen Särgen schlief nichts mehr, als die Kinder. Am Himmel hing in großen Falten blos ein grauer schwüler Nebel, den ein Riesenschatten, wie ein Nebel, immer näher, enger und heißer hereinzog. Ueber mir hörte ich den fernen Fall der Lavinen, unter mir den ersten Tritt eines unermeßlichen Erdbebens. Die Kirche schwankte auf und nieder von zwei unaufhörlichen Mißtönen, die in ihr mit einander kämpften, und vergeblich zu einem Wohllaute zusammenfließen wollten. Zuweilen hüpfte an ihren Fenstern ein grauer Schimmer hinan, und unter dem Schimmer lief das Blei und Eisen zerschmolzen nieder. Das Netz des Nebels und die schwankende Erde rückten mich in den fürchterlichen Tempel, vor dessen Thore in zwei Giftheckeen zwei Basilisken brüteten. Ich ging durch unbekannte Schatten, denen alte Jahrhunderte aufgedrückt waren. — Alle Schatten

standen um den leeren Altar, und allen zitterte und schlug statt des Herzens die Brust. Nur ein Todter, der erst in die Kirche begraben worden war, lag noch auf seinem Kissen ohne eine zitternde Brust, und auf seinem lächelnden Angesichte stand ein glücklicher Traum. Aber da ein Lebendiger hereintrat, erwachte er und lächelte nicht mehr; er schlug mühsam ziehend das schwere Augenlied auf, aber innen lag kein Auge, und in der schlagenden Brust war statt des Herzens eine Wunde. Er hob die Hände empor, und faltete sie zu einem Gebete; aber die Arme verlängerten sich und löseten sich ab, und die Hände fielen gefaltet hinweg. Oben am Kirchengewölbe stand das Zifferblatt der Ewigkeit, auf dem keine Zahl erschien, und das sein eigner Zeiger war; aber ein schwarzer Finger zeigte darauf, und die Todten wollten die Zeit darauf sehen.

Jetzt sank eine edle, hohe Gestalt mit einem unvergänglichen Schmerze aus der Höhe auf den Altar hernieder, und alle Todte riefen: „Christus, ist kein Gott?" — Es antwortete: „es ist Keiner!" — Der ganze Schatten eines jeden erbebte, nicht blos die Brust allein, und einer um den andern ward durch das Zittern zertrennt.

Christus fuhr fort: „Ich ging durch die Welten; ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüste des Himmels; aber es ist kein Gott! Ich stieg hinab, so weit das Seyn seinen Schatten wirft, und schauete in den Abgrund, und rief: Vater, wo bist du? aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den Niemand regiert, und der schimmernde Regenbogen aus Westen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrunde und tropfte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren schwarzen, bodenlosen Augen-

Höhle an, und die Ewigkeit lag auf dem Chaos, und zernagte es, und wiederkäuete sich. — Schreiet fort, Mißtöne, zerschreiet die Schatten; denn Er ist nicht!"

Die entfärbten Schatten zerflatterten, wie weißer Dunst, den der Frost gestaltet, im warmen Hauche zerrinnt; und alles ward leer. O da kamen, schrecklich für das Herz, die gestorbenen Kinder, die im Gottesacker erwacht waren, in den Tempel, und warfen sich vor die hohe Gestalt am Altare, und riefen: „Jesus, haben wir keinen Vater?" — Und er antwortete mit strömenden Thränen: „Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater!"

Da kreischten die Mißtöne heftiger; — die zitternden Tempelmauern rückten aus einander — und der Tempel und die Kinder sanken unter — und die ganze Erde und die Sonne sanken nach — und das ganze Weltgebäude sank mit seiner Unermeßlichkeit vor uns vorbei — und oben am Gipfel der unermeßlichen Natur stand Christus, und schauete in das mit tausend Sonnen durchbrochene Weltgebäude herab, gleichsam in das in die ewige Nacht gewühlte Bergwerk, in dem die Sonnen wie Grubenlichter, und die Milchstraßen wie Silberadern gehen.

Und als Christus das reibende Gedränge der Welten, den Fackeltanz der himmlischen Irrlichter und die Korallenbänke schlagender Herzen sah, und als er sah, wie eine Weltkugel um die andere ihre glimmenden Seelen auf das Todtenmeer ausschüttete, wie eine Wasserkugel schwimmende Lichter auf die Wellen streuet; so hob er groß, wie der höchste Endliche, die Augen empor gegen das Nichts, und gegen die leere Unermeßlichkeit, und sagte: „Starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Nothwendigkeit! Wahnsinniger Zufall! Kennet ihr das unter euch? Wann zerschlagt ihr das Gebäude und mich? — Zufall,

weißt du selber, wann du mit Orkanen durch das Sternenschneegestöber schreitest, und eine Sonne um die andere ausweheſt, und wann der funkelnde Thau der Gestirne ausblinkt, indem du vorübergeheſt? — Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alls! Ich bin nur neben mir. — O Vater, o Vater! wo ist deine unendliche Brust, daß ich an ihr ruhe? — Ach wenn jedes Ich sein eigner Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigner Würgengel seyn?" —

„Ist das neben mir noch ein Mensch? Du Armer! Euer kleines Leben ist der Seufzer der Natur, oder nur sein Echo — ein Hohlspiegel wirft seine Strahlen in die Staubwolken aus Todtenasche auf eure Erde hinab, und dann entsteht ihr bewölkten wankenden Bilder. Schaue hinunter in den Abgrund, über welchen Aschenwolken ziehen; Nebel voll Welten steigen aus dem Todtenmeere, die Zukunft ist steigender Nebel, und die Gegenwart ist der fallende. — Erkennst du deine Erde?" —

Hier schauete Christus hinab, und sein Auge ward voll Thränen, und er sagte: „Ach, ich war sonst auf ihr; da war ich noch glücklich; da hatte ich noch meinen unendlichen Vater, und blickte noch froh von den Bergen in den unermeßlichen Himmel, und drückte die durchstochene Brust an sein linderndes Bild, und sagte noch im herben Tode: „Vater, ziehe deinen Sohn aus der blutenden Hülle, und hebe ihn an dein Herz." — Ach, ihr überglücklichen Erdenbewohner, ihr glaubt Ihn noch. Vielleicht gehet jetzt eure Sonne unter, und ihr fallet unter Blüthen, Glanz und Thränen auf das Knie, und hebet die seligen Hände empor, und rufet unter tausend Freudenthränen zum aufgeschlossenen Himmel hinauf: „Auch mich kennst du, Unendlicher, und alle meine Wunden, und nach dem Tode empfängst du mich und

schliessest sie alle! — Ihr Unglücklichen, nach dem Tode werden sie nicht geschlossen!" — Ach, wenn der Jammervolle sich mit wundem Rücken in die Erde legt, um einem schönern Morgen voll Wahrheit, voll Tugend und Freude entgegen zu schlummern; so erwacht er im stürmenden Chaos, in der ewigen Mitternacht — und es kommt kein Morgen, und keine sanfte, heilende Hand, und kein unendlicher Vater! — Sterblicher neben mir, wenn du noch lebst, so bete Ihn an; bald hast du ihn auf ewig verloren!

Und als ich niederfiel und in's leuchtende Weltgebäude blickte; so sah ich die emporgehobenen Ringe der Riesenschlange, der Ewigkeitsschlange, die sich um das Weltenall gelagert hatte, — und die Ringe fielen nieder, und sie umfaßte das All doppelt; — dann wand sie sich tausendfach um die Natur, und quetschte die Welten aus einander, und drückte zermalmend den unendlichen Tempel zu einer Gottesackerkirche zusammen — und alles ward eng, düster, bang — und ein unermeßlich ausgedehnter Glockenhammer sollte die letzte Stunde der Zeit schlagen und das Weltgebäude zersplittern — — als ich erwachte.

Meine Seele weinte vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten konnte, — und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das Gebet. Und als ich aufstand, glimmte die Sonne tief hinter den vollen purpurnen Kornähren, und warf friedlich den Wiederschein ihres Abendroths dem kleinen Monde zu, der ohne eine Aurora im Morgen aufstieg; und zwischen dem Himmel und der Erde streckte eine frohe vergängliche Welt die kurzen Flügel aus und lebte, wie ich, vor dem unendlichen Vater, und von der ganzen Natur um mich flossen friedliche Töne aus, wie von fernen Abendglocken.

26.

f) Das Gesetz der Form.

Wenn die logisch-grammatischen Bedingungen eben so unumgänglich nöthig, wie die ästhetischen, für die Ausmittelung des Maasstabes sind, welchen man an eine stylistische Form legt, um über deren Vollendung zu entscheiden; so folgt von selbst, daß das Gesetz der Form — d. h. der höchste Maasstab für die Beurtheilung der Vollendung einer stylistischen Form — beide Bedingungen umschließen, und in der innigsten und unauflöslichsten Verbindung der Richtigkeit (Correctheit) und Schönheit in der Form bestehen muß. So wie es in jeder selbstständigen Wissenschaft ein höchstes Gesetz giebt, das am Eingange derselben steht, und nach welchem sich die systematische Begründung und Durchführung derselben im Einzelnen gestaltet; so das Gesetz der Form in der Philosophie der Sprache. Es verhält sich zu dieser Wissenschaft so, wie das Sittengesetz zu der gesammten practischen Philosophie, und das Bewußtseyn zur Fundamendalphilosophie sich verhält.

Im Einzelnen umschließt es also die Richtigkeit und die Schönheit der Form:

1) die Richtigkeit (Correctheit) der Form, die auf der sinnlich vollkommenen Darstellung der formellen Wahrheit in den durch Worte ausgedrückten Vorstellungen beruht. Sie ist daher theils logische, theils grammatische Richtigkeit (§. 21. 22); denn die formelle Wahrheit besteht, in logischer Hinsicht, in der Uebereinstimmung der Vorstellung mit den Gesetzen des Denkens, und, in

grammatischer Hinsicht, in der Uebereinstimmung der wörtlichen Darstellung mit der vorausgegangenen Vorstellung. Vorausgesetzt wird bei dieser Richtigkeit der Form, daß theils jede Vorstellung und jede Sprachdarstellung nach der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes erfolgt; theils daß die gegebene Sprache, in welcher die Darstellung geschieht, nach ihrem Wortreichthume und nach der Ausbildung ihres Syntaxes ausreicht, jede Vorstellung unter einer vollständigen und erschöpfend bezeichnenden Form der Darstellung erscheinen zu lassen. — Die logische Richtigkeit der Form beruht daher zunächst auf der Art und Weise, wie die innere Folge und Verbindung der in dem stylistischen Ganzen enthaltenen Begriffe, Urtheile und Schlüsse innerhalb der Form sich ankündigt. Denn von der logischen Bildung des Stylisten ist die innere Ordnung, die richtige Aufeinanderfolge, der Umfang und Reichthum der zu der stylistischen Umgebung des Hauptgegenstandes gehörenden verwandten Begriffe und Ideen, so wie die deutliche, klare und erschöpfende Behandlung des darzustellenden Stoffes abhängig. Wo innerhalb des Vorstellungsvermögens Armuth, Unordnung, Verworrenheit, Undeutlichkeit und Unbestimmtheit der Begriffe und Ideen herrscht; da wird nothwendig auch die Darstellung das Gepräge dieser Mängel und Unvollkommenheiten an sich tragen. Wo hingegen Reichthum, Ordnung, Zusammenhang, Deutlichkeit und Bestimmtheit innerhalb des Kreises der Vorstellungen sich finden; da wird auch die Darstellung die Forderungen der logischen Richtigkeit erfüllen. — Dasselbe gilt von der grammatischen Richtigkeit. Sie beruht auf der formellen Wahr-

heit in der Darstellung, inwiefern diese im Allgemeinen von der völligen Angemessenheit des gesprochenen oder geschriebenen Wortes zu der vorausgegangenen Vorstellung, und im Besondern von den Eigenthümlichkeiten jeder geschichtlich bestehenden Sprache abhängig ist. Denn, wenn die allgemeine Sprachlehre für alle Sprachen als höchster Maasstab gilt; so kann auch nur durch sie die Wahl und der Gebrauch der einzelnen Redetheile, so wie die Aufeinanderfolge und Verbindung derselben unter sich zu Perioden und zu größern stylistischen Ganzen entschieden werden, weil blos auf diese Weise der Zusammenhang der wörtlichen Darstellung mit der Vorstellung ausgemittelt, und die formelle Wahrheit im Ausdrucke durch Sprache versinnlicht werden kann. Allein alles, was zur unmittelbaren Bildung der Wörter, zu ihrer Abstammung und Ableitung von einander, zu ihrer Beugung, zu ihrer örtlichen Stellung in dem Zusammenhange der stylistischen Perioden, und zu den unzähligen Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten der lebenden und todten Sprachen gehört, kann nur durch das gründliche Erforschen der geschichtlich vorhandenen Sprachen selbst gelernt und angeeignet werden, wobei das Ansehn der anerkanntesten und entschiedensten Classiker in jeder zur Reife ausgebildeten Sprache den Ausschlag geben muß. — Ob nun gleich die logische und grammatische Richtigkeit die erste Grundeigenschaft einer vollendeten Form der Sprachdarstellung bildet; so wird doch durch sie — was nie vergessen werden darf — nur die technische Vollkommenheit der Form vermittelt.

2) Dagegen beruht die zweite Grundeigenschaft

der vollendeten Form, die Schönheit derselben, darauf, daß die Form um ihrer selbst willen gefalle, wozu die möglichst höchste Versinnlichung des Stoffes vermittelst der Form, und die möglichst höchste Freiheit in der Bewegung gehört, unter welcher der Stoff erscheint (§. 24). Es muß nämlich der Stoff in der Darstellung durch Sprache so versinnlicht werden, daß der Gegenstand durch die Form in seiner vollkommenen Objectivität — d. h. als ein selbstständiges, nach allen seinen Theilen vollendetes, und in sich abgeschlossenes Ganzes — vor die Seele tritt; zugleich muß aber auch in dieser vollendeten objectiven Form die höchste Freiheit in der Bewegung und Verbindung der einzelnen Theile herrschen, wodurch der dargestellte Stoff unter dem frischesten Leben erscheint, das von der Individualität des Stylisten ausgeht. Die vollendete Objectivität der Form besteht also darin, daß die Einbildungskraft die stylistische Form als ein in sich vollendetes Ganzes (als einen vollkommenen Organismus) festhalten, zugleich aber auch den nothwendigen ästhetischen Zusammenhang aller einzelnen in der Form lebensvoll verbundenen Theile unter sich auffassen kann; so daß, durch die Auffassung dieses Zusammenhanges, das vollendete Bild von dem Ganzen, als einer ästhetischen Einheit, für die Anschauung des innern Sinnes vermittelt wird. (Diese Bedingungen der vollendeten Form können wir auf jedes echte Kunstwerk übertragen. So erscheint, in der plastischen Kunst, die mediceische Venus, der Apollo Belvedere, als Form in sich vollendet; denn alle einzelne Theile sind unzertrennlich und nothwendig unter sich

verbunden; kein Theil ist überflüssig, oder an der unrechten Stelle; und durch die unauflösliche Verbindung aller dieser einzelnen Theile wird das bleibende und vollendete Bild von dem Ganzen möglich. — Dasselbe gilt von einem vollendeten Ganzen der Prosa, der Beredsamkeit und der Dichtkunst. Wo, unbeschadet des innern Zusammenhanges, in einem Gedichte auch nur eine Strophe gestrichen werden kann; da fehlt die organische Einheit und Vollendung des Ganzen. Auf gleiche Weise darf in keinem prosaischen Ganzen eine Periode zu viel, oder zu wenig seyn, in keiner Rede ein Untertheil mit dem andern verwechselt, oder gar ein ganzer Haupttheil weggelassen, oder ein anderer hinzugefügt werden, ohne die Einheit des Ganzen unwiederbringlich zu zerstören.)

27.

Folgerungen.

Wenn das Gesetz der Form in der innigsten und unauflöslichsten Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in einer stylistischen Form besteht, die das Gepräge der Vollendung (der Classicität) an sich tragen soll; so folgt von selbst, daß die Richtigkeit der Form nicht von der Schönheit abhängt, und die Schönheit der Form nicht durch die Richtigkeit derselben besteht. Beide bestehen nicht durch, sondern mit einander; sie erscheinen in der Form nicht getrennt und neben einander, sondern unauflöslich verbunden, und beide bilden nur durch ihre unauflösliche Verbindung das Wesen der Form. Die Richtigkeit und die Schönheit, als die beiden Grundeigenschaften der Form, sind daher sich nicht untergeordnet, sondern einander gleichgeordnet.

Ob sie nun gleich aus verschiedenen Quellen stammen; so haben doch beide das mit einander gemein, daß sie in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes nach seinen formellen Vermögen begründet sind. Durch ihre unauflösliche Verbindung innerhalb der Form erscheint aber diese als ein organisches Ganzes, wo jeder Theil um des andern willen da ist, und die technische und ästhetische Vollkommenheit in Eine verschmilzt. Denn nie kann die vorhandene logische und grammatische Richtigkeit den Abgang der Schönheit der Form, nie die bloße Schönheit der Form den Mangel der Richtigkeit ersetzen; eine Form, in welcher die eine der beiden Grundeigenschaften fehlte, oder nur theilweise vorhanden, und mit der andern nicht unauflöslich verbunden wäre, müßte nothwendig das Gepräge des Unvollendeten an sich tragen.

Ungeachtet dieser unauflöslichen Verbindung der Richtigkeit und der Schönheit in jeder vollendeten Form, können aber doch, bei der nähern Betrachtung und kritischen Zergliederung jedes prosaischen, dichterischen oder rhetorischen Ganzen, die beiden Grundeigenschaften der Form im Einzelnen aufgesucht und nachgewiesen werden, eben so, wie durch die Anatomie und Chemie die vollendeten organischen Körper in ihre einzelnen Theile zerlegt und aufgelöset werden. Wir können, vermittelst der Analysis, in jedem vollendeten Erzeugnisse von Garve, Fichte, Klopstock, Schiller, Reinhard, Marezoll u. a. eben so im Einzelnen das Daseyn der Richtigkeit, wie das Daseyn der Schönheit nachweisen, und die Gründe für unsere Aussage von diesem Daseyn auf bestimmte Begriffe zurückführen. Wir können, nach solcher Zergliederung eines stylistischen

Ganzen, von demselben aussagen, daß in demselben entweder blos die Richtigkeit der Form, mit Ausschluß der Schönheit, angetroffen wird, inwiefern wir die logisch-grammatischen Bedingungen in den stylistischen Formen, nicht aber die ästhetischen Bedingungen nachzuweisen vermögen; oder daß die Richtigkeit der Form vermißt wird, wenn gleich einzelne ästhetische Eigenschaften aus derselben hervorschimmern; oder daß beide Grundeigenschaften in der Form fehlen; oder daß beide, wie es seyn soll, in unauflöslicher Verbindung vorhanden sind.

Aus allen diesen Ergebnissen gehet hervor, daß das Gesetz der Form der höchste Maasstab ist, nach welchem die Vollendung jeder einzelnen Form innerhalb der Sprachdarstellung beurtheilt werden muß, sie gehöre übrigens der Sprache der Prosa, oder der Dichtkunst, oder der Beredsamkeit an, weil nur nach dem Gesetze der Form über die Classicität der Schriftsteller und ihrer Erzeugnisse, sowohl in den ausgebildeten erloschenen, als in den noch lebenden Sprachen, entschieden werden kann. Dasselbe gilt sogar für die Rangordnung und Eintheilung (Classification) der Classiker unter sich, weil nur durch die Zurückführung der einzelnen stylistischen Erzeugnisse auf das Gesetz der Form der höhere oder geringere Werth eines Classikers im Verhältnisse zu andern Classikern, und der höhere oder geringere Werth des einen Kunsterzeugnisses desselben Classikers, im Verhältnisse zu seinen übrigen Formen, bestimmt werden kann. (So stellen wir z. B. in der Prosa Lessing über Garve, obgleich dem letztern die Stelle in der Reihe der classischen Prosaiker nicht verkümmert werden darf. Wir stellen Jo. Andr. Cramer und Klopstock in der Dichtkunst

über Gellert und Zachariä, so wenig dadurch der classische Gehalt der beiden letztern Dichter geschmälert werden soll. Wir stellen in der Beredsamkeit Jerusalem über Mosheim, und Reinhard über Löffler, ohne die Classicität dieser beiden Redner beeinträchtigen zu wollen. — Auf gleiche Weise verfahren wir bei den einzelnen Erzeugnissen eines und desselben Schriftstellers. Wir stellen Gellerts Lied: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. über sein Lustspiel: die Betschwester; Schillers Don Karlos über Kabale und Liebe; Göthe's Egmont über seine natürliche Tochter; Kosegartens Arkona über die Jucunde; Lessings Erziehung des Menschengeschlechts über seine antiquarischen Aufsätze u. s. w.)

Von selbst ergiebt sich endlich aus dem Gesagten, daß durch dieses Gesetz der Form die Classiker aller Völker und Zeitalter unter sich innig verwandt sind, weil — abgesehen von der reichen Mannigfaltigkeit der gesammten classischen Erzeugnisse in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit in alter und neuer Zeit, und abgesehen von der Verschiedenheit der Individualität der Classiker, so wie von den Einflüssen ihres Wohnorts, ihres Zeitalters, ihrer Religion, ihrer Staatsverfassung und der Sitten ihres Volkes auf dieselben — doch nur nach diesem Gesetze der Form theils über ihren classischen Gehalt überhaupt, theils über ihre Stellung in der Reihe der Classiker in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, theils über ihr Verhältniß zu andern gleichzeitigen, oder ältern, oder spätern Classikern, in derselben Form der Sprachdarstellung, entschieden werden kann.

28.

Beispiele:

a) für die bloße logisch-grammatische Richtigkeit der Form, ohne Schönheit derselben.

α) von J. Geo. Rosenmüller.

Wenn wir uns vor Sünden in Absicht auf die Gesundheit verwahren wollen; so müssen wir es uns tief einprägen, daß wir unser Leben und unsre Gesundheit als ein kostbares Geschenk Gottes zu betrachten haben, welches uns zur Vorbereitung auf die Ewigkeit gegeben ist, und daß wir uns auf ewig schaden, wenn wir dieses große Geschenk mißbrauchen. Je gesunder wir sind und je länger wir leben; mit desto mehr Munterkeit, Ruhe und Vergnügen können wir nützliche Geschäfte verrichten; desto mehr können wir zum Wohle und zum Besten unsrer Zeitgenossen beitragen. Je mehr Gutes wir aber in diesem Leben verrichten; um so reifere Früchte werden wir in der Ewigkeit davon einernten.

Und wie ruhig können wir einst von der Welt scheiden, wenn wir durch Unordnung und Laster nicht selbst unser Leben abgekürzt haben; dahingegen sich die Folgen des Lasters bis in die Ewigkeit erstrecken, und uns den Lohn entziehen, den wir hätten erreichen können.

β) von Salzmann.

Ist nur erst ein großer Theil der Menschen dahin gebracht, daß er seinen Verstand brauchen und über die Dinge, die um ihn sind, nachdenken lernt, daß er eine Fertigkeit hat, in vorkommenden Fällen das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden; mindert sich der Schwarm der Vorurtheile, von denen bisher der menschliche Geist

sich leiten ließ; werden die auf Veredlung desselben abzweckenden Wahrheiten allgemeiner erkannt; dann muß auch nothwendig das Elend der Menschen, mit dem Fortgange der Zeit, immer mehr sich mindern, und die Erlösung von demselben sichtbar werden. Das Laster, mit allen seinen schrecklichen Folgen, wird nach und nach verschwinden, wenn man nur erst seine Natur, seinen verderblichen Einfluß, den es auf Geist, Leib und Zustand hat, recht hat kennen lernen; die Kraftlosigkeit des Geistes wird sich mindern, sobald die Quellen, aus denen sie entsprangen, verstopft sind, wenn Unwissenheit, Vorurtheile und Ausschweifungen der Begierden immer mehr gemindert werden. Mangel und Dürftigkeit, entehrende Sklaverei, werden von der Erde weichen, sobald der Mensch erst seine Kräfte fühlen und brauchen lernt. Worauf beruht aber diese Hoffnung? Blos auf Erleuchtung des menschlichen Verstandes, die in einem kurzen Zeitraume sehr schnell um sich greifen kann, sobald wir ernstlich wollen, und die die größten Wirkungen hervorzubringen vermögend ist.

b) Beispiel für die innigste Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der Form.

α) in der Prosa, von Johannes Müller.

Wenn man die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts, den ganzen Schauplatz der Welt, mit Einem Blicke übersieht; so glaubt man Gegenden und Völker zu bemerken, bei welchen die scheinbare Bestimmung (daß wechselsweise in aller Welt sich die mannigfaltigsten Fähigkeiten unserer Natur nach den verschiedenen Schattirungen des physischen Einflusses und überlieferter Cultur entwickeln) noch nicht völlig erreicht sey;

Revolutionen, die in Verwilderung oder Hingebung enden; Nationen, die den Geiz und die Herrschgier der Europäer noch nicht ganz erfahren haben; die Einwohner unsers Welttheils, gewöhnt durch Geist und Muth alles zu unternehmen, und in der Lage, daß Erschütterungen ihres Schicksals den fernsten Welttheilen einen Gegenstoß fühlbar machen, und unbewandertem Grunde und nie gesehenen Wildnissen Bewohner und Cultur zu verschaffen fähig sind. So groß und so klein sind wir, daß die Selbstvernachlässigung oder eine plötzliche Begeisterung europäischer Völker, ja einzelner Männer, auf den sittlichen Zustand des Menschengeschlechts wirksam wird, und daß die größten Dinge unvorgesehen, ja wider den Willen ihrer Urheber geschehen.

So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung in der Geschichte dargestellt werden kann; so sichtbar leuchtet doch höhere Leitung hervor. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang. Das sehen wir, daß Glück und Macht, bei Staaten und Einzelnen, das Werk festen Willens, großer Thätigkeit und richtigen Urtheils sind, wohin[illegible] Schwäche, Furchtsamkeit, und alles, was [illegible]wickelung inwohnender Fähigkeiten hindert, Staa[illegible] und Einzelne stürzt. Man findet in der Geschichte nicht so wohl, was in einzelnen Fällen zu thun sey, (die Umstände ändern alles unendlich,) als das Generalresultat der Zeiten und Nationen: Erfülle trefflich die von dem Schicksale dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß; dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit.

Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der

Vorwelt herüberschimmernde Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannigfaltige Reiche der Cäsarn, Attila, Araber, Mongolen und Tataren; Fürsten der Glänbigen am Tigris, und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige, oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabnem Blicke, ungebeugtem Nacken und unerschüttertem Muthe, wie ein Rath von Göttern — stehet auf! Wer waret ihr! Die ersten der Menschen? Selten. Die besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren in einander greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung, unter unaufhörlichem Geprassel, Geschrei und Schnattern, über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört; der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub; Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dies geschehe: das zeigt die Geschichte.

β) in der Dichtkunst, von Kuhn in Dresd.

Das neue goldene Zeitalter.

Was weinst du, daß die kurze Stunde
Zurück in ihren Himmel flog,
Die einst dem kleinen Menschenbunde
Die Welt zur Rosenlaube bog;
Die steten Lenz in reine Lüfte,
Gesang an jede Blüthe hing,

Und die noch nicht durch Kerkergrüfte,
Noch nicht durch Fürstenschlösser ging;

Die Stunde, wo die Morgenröthe
Als Winzerin auf Bergen stand;
Wo sich von ihrem langen Beete
Die Ernte selbst in Garben band;
Wo Schönheit ihre Zauberbinde
Um jede Stirne magisch schloß,
Und Wasserfall und Abendwinde
In große Harmonieen goß;

Wo ewig um sein Veilchenbette
Der Strom die hellen Arme schlang,
Mit Nachtigallen um die Wette
Der Menschen junge Hymne klang;
Wo noch auf seinem Opferhügel
Der Beter heil'ge Ruhe trank,
Wenn auf der Stille leisem Flügel
Ein Chor von Göttern niedersank.

Was weinst du, daß die trübe Seele,
Von welken Bergen rings umbaut,
Nur wie aus einer Todtenhöhle
Nach jenen Paradiesen schaut;
Daß sie aus ihrem hohen Traume
Verstarrt und schaudernd niedersinkt,
Wenn Kriegerschlacht im öden Raume,
Wenn Hochgericht am Berge blinkt!

O weine nicht! Zwar wird das Leben
Kein Rundgesang der Freude seyn;
Es wird uns Trauerflöre weben
Und Todtenmäler um uns streun;
Der freien Geister freie Flüge
Hemmt karges Brod und Ordensband,

Und, ach, der Menschheit Seelenzüge
Verschraubt des Staates Eisenhand.

O ringe nicht nach Paradiesen!
Von Größe fern und Erdenlust
Ist uns ein Himmel angewiesen,
Der Himmel ist in unsrer Brust!
Trag' alle deine ernsten Zähren
In dieses große Heiligthum!
Dort wandelt sie zu goldnen Aehren,
Zu Kronen, still dein Engel um!

Wann Menschenstolz die weiten Gauen
Der Freude nur für sich umzäunt;
Dann laß uns kleine Hütten bauen,
Wo allen Eine Sonne scheint.
Noch rinnen süße Zauberlieder
Durch Blüthenduft im Abendglanz
Melodisch aus den Höhen nieder;
Noch kreist der Sterne Reihentanz.

Wann Liebe dich im Schmeichelworte,
Im Felsenschwur der Freund betrügt;
O, lausche sinnend dem Accorde,
Der durch die ganze Schöpfung fliegt!
Dann wird der Sprößling deiner Triebe
Wie Eichenwälder stark und groß;
Dann wirf die neue, schöne Liebe
In ganzer Millionen Schoos.

Wann über dir und deinem Volke
Des Kummers rothe Fahne weht,
Der Despotieen Donnerwolke
Auf Thälern und Gebirgen steht;
Dann brich aus den zerrißnen Schranken,
Aus deiner schwülen Nacht hervor,

Und tritt, auf mächtigen Gedanken,
Ein Freier in der Freien Chor.

Im Kranz verschlungner Abendsterne
Schwebt gern der große Geisterbund
Durch Ewigkeit und todte Ferne
Zum Bruderkuß an deinen Mund.
Dann schlage stolz um die Platonen,
Von Sittlichkeit und Freiheit warm,
Dann schlag', im Lied verklärter Zonen,
Um Gott den freien Menschenarm.

γ) in der Beredsamkeit, von Reinhard.

(Das nachstehende Bruchstück ist aus der berühmten Predigt am Johannisfeste 1806, kurz vor der Stiftung des Rheinbundes, und in unverkennbarer Beziehung auf Napoleons Streben nach Weltherrschaft geschrieben. Bekanntlich erregte auch diese Predigt die Aufmerksamkeit der französischen Behörden. — Der Redner sprach von den tröstenden Blicken auf die großen Weltbegebenheiten, und zeigte, im ersten Theile, in den großen Weltbegebenheiten einen alles vergeltenden Gott. Aus diesem Theile ist das folgende Bruchstück entlehnt.)

Wäre kein Gesetz der Vergeltung in den Begebenheiten der Welt wahrzunehmen; blieben die Gräuel, die wir ganze Völker verüben sehen, ungestraft, und die Anstrengungen für das Gute, die gleichfalls von ganzen Völkern geäußert werden, unbelohnt; wer könnte dann aus dem Anblicke der großen Weltbegebenheiten auch nur den mindesten Trost schöpfen? ach, dann wären sie ein Chaos regelloser, schrecklicher Ereignisse, das man nur mit Verzweiflung betrachten könnte. Aber eine strenge,

gerechte, heilige Vergeltung herrscht in diesen Begebenheiten; sie stehen unter der Leitung eines Wesens, das Nationen, wie einzelnen Menschen, nach ihren Werken giebt. Denn richtet eure Augen im Umfange der Geschichte wohin ihr wollet; ein Gott, der lasterhafte Völker züchtigt, wird euch überall sichtbar. Daß ganze Nationen gedemüthigt und herabgewürdigt, daß sie von andern gemißhandelt und unterdrückt, daß sie wohl gar zerstreut, verschlungen und aufgerieben werden, ist in den Begebenheiten der Welt etwas Gewöhnliches; aber wenn alles genauer untersucht wird, nie etwas Unverschuldetes. Nicht unschuldige, Ordnung und Zucht liebende, Völker gerathen in Verfall; sondern verdorbene, pflichtvergessene und ausschweifende. Nicht muthige, mit Kraft und Nachdruck handelnde, Völker werden eine Beute der Herrschsucht; sondern feige, weichliche, sich selbst verlassende. Nicht einträchtige, fest verknüpfte und weise regierte Staaten werden verachtet und gemißhandelt; sondern mißhellige, in allen ihren Fugen aufgelösete, und unverständig verwaltete. Findet ihr ein Volk herabgewürdigt und seinem Untergange nahe, es sey in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart; forschet nur nach seinem Zustande und nach seinen Sitten; in ihm selbst, in seinen Lastern, in seinem Mangel an Gemeingeist und Muth, in seiner Unklugheit und Thorheit werdet ihr die wahren Ursachen seines Verfalls antreffen; ihr werdet gestehen müssen: weder unverschuldet noch unbegreiflich ist dieser Verfall; ihr werdet eine Strafe in demselben erkennen, die bei Voraussetzung einer gerechten Weltregierung nicht unterbleiben konnte; ein vergeltender, lasterhafte Völker züchtigender Gott wird euch in den Begebenheiten der Welt an allen Orten begegnen.

Aber noch mehr; ein Gott, der unterdrückende

Völker zur rechten Zeit demüthigt, wird euch in diesen Begebenheiten eben so sichtbar werden. Völker, die mit ehrgeizigen Anführern, mit herrschsüchtigen Königen, mit wilden Eroberern an der Spitze, sich wie reißende Ströme in fremde Länder ergossen, oder alles um sich her anfielen und besiegten; die ein schweres eisernes Joch auf ganze Reiche und Welttheile legten, und durch alle Arten des Unrechts und der Gewalt bei ihrer Herrschaft sich behaupteten; ach, in einer fürchterlichen Reihe sehet ihr solche Völker in der Geschichte auf einander folgen; und nicht zu berechnen, nicht auszusprechen ist der Jammer, der durch sie auf Erden gestiftet worden ist. Wären sie ungestraft geblieben, diese schrecklichen Unterdrücker, diese Verächter aller Ordnung und alles Rechts; welch ein empörendes, trostloses Schauspiel wäre dann die Geschichte unsers Geschlechts! Aber zweifältig, das ist am Tage, vielfältig haben sie von der Hand des Herrn empfangen um alle ihre Sünde. Es war Nebukadnezar, der mit seinen räuberischen Chaldäern das jüdische Volk und einen großen Theil Asiens unterjochte. Aber der Held war schon bestimmt, der die gemißhandelten Völker an den Unterdrückern rächen, und diesen reichlich vergelten sollte. Bald verwandelte sich jedoch dieser Held mit seinen siegreichen Persern selbst in einen Unterdrücker, und mit Asien nicht zufrieden, fingen seine herrschsüchtigen Nachfolger an, auch Europa und Afrika zu beunruhigen. Es waren die Griechen, die ihren Eroberungen Grenzen setzten, die Strafe an ihnen übten, und ihr mächtiges Reich in einigen Jahren zertrümmerten. Inzwischen bereiteten sich die gewaltsamsten Unterdrücker der Menschheit im Alterthume, die Römer, durch immerwährende Kriege zum Siege über die Welt; und es konnte endlich sagen, das

allgewaltige, unüberwindliche Rom, was Jesaias einem ältern Eroberer in den Mund legt: meine Hand hat funden die Völker wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Lande zusammengerafft, wie man Eier aufraffet, die verlassen sind, da Niemand eine Feder reget, oder einen Schnabel aufsperret, oder zischet. Aber ist nicht auch seine Zeit gekommen; ist ein mächtiges Volk trauriger herabgesunken und tiefer herabgewürdigt worden, und unter schrecklichern Ahndungen aus der Geschichte verschwunden, als das römische; ist es nicht die Beute von Barbaren geworden, die es mit Verachtung betrachtete und kaum dem Namen nach kannte? Nein, ungestraft ist noch kein wilder Eroberer geblieben; früher oder später kam die Zeit, wo man sagen konnte: ist das der Mann, der die Welt zittern und Königreiche beben machte; nun bist du verworfen von deinem Grabe wie ein verachteter Zweig. Und wo wäre in der ganzen Geschichte das unterdrückende Volk, das nicht in Zerrüttung gerathen wäre, das nicht endlich alles wider sich empört hätte, dem nicht reichlich mit Schmach und Schande vergolten worden wäre, was es an andern verschuldet hatte? Eine Gerechtigkeit, vor der verbrecherische Nationen wie einzelne Sünder, und Jahrhunderte wie Tage sind, waltet in den Begebenheiten der Welt; damit wollen wir uns trösten, wenn uns bei diesen Begebenheiten Gräuel der Unterdrückung in die Augen fallen. Sie werden nicht ungestraft bleiben, diese Gräuel; und der, der über den Himmel und die Erde gebietet, aus dessen unermeßlichem Reiche sich nichts verlieren kann, wird die Unglücklichen, die einstweilen fallen, als Opfer der ungerechten Gewalt fallen, zu entschädigen wissen.

29.

g) Die untergeorneten Eigenschaften der beiden Grundeigenschaften des Gesetzes der Form.

So wie das Gesetz der Form als das oberste Gesetz in der Philosophie der Sprache, und zugleich als der höchste Maasstab für alle vollendete Formen im Gesammtgebiete der Sprachdarstellung erscheint; so sind auch die beiden, im Gesetze der Form enthaltenen, Grundeigenschaften der stylistischen Vollendung, die Richtigkeit und Schönheit, solche allgemeine oder Gattungs-Begriffe, daß sie mehrere untergeordnete Begriffe in sich einschließen, durch deren Entwickelung die untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit aufgefunden und näher bezeichnet werden.

Die nähere Ausmittelung, folgerichtige Durchführung und bestimmte Begriffsbezeichnung dieser untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit ist aber in mehrfacher Hinsicht für die Philosophie der Sprache eben so wichtig, als in der Sittenlehre die nähere Angabe und Bezeichnung der einzelnen Rechte und Pflichten des Menschen, als Ausflüsse des an der Spitze der gesammten practischen Philosophie stehenden Sittengesetzes. Denn eines Theiles können, bei der großen individuellen Verschiedenheit der classischen Schriftsteller, so wie bei der noch größern Verschiedenheit der einzelnen durch Sprache darzustellenden Stoffe, und bei der bedeutenden Zahl der untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit, nicht die gesammten einzelnen untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit in

jeder stylistischen Form vorhanden seyn; und andern Theiles schließen, nach ihrem innern Wesen, gewisse einzelne untergeordnete Eigenschaften der Schönheit der Form, durch ihr Daseyn innerhalb der Form, andere untergeordnete Eigenschaften der Schönheit geradezu von derselben stylistischen Form aus. (So kann schwerlich das Lächerliche und Erhabene, das Komische und Rührende, das Naive und das Kühne, u. s. w. in einer und derselben Form zugleich bestehen.) Weil aber diese untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und der Schönheit theils einzeln, theils nach ihrer Verbindung, in den Werken der Classiker unverkennbar angetroffen werden, und weil nach dem Verhältnisse dieser untergeordneten Eigenschaften zu einander selbst und zu den Grundeigenschaften, aus welchen sie stammen, über die Vollendung der stylistischen Form überhaupt entschieden wird; so muß auch die Philosophie der Sprache diese untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit, durch welche die Gattungsbegriffe der Richtigkeit und Schönheit erschöpft werden, im Einzelnen aufstellen, und nach ihrem formellen Charakter (d. h. nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze der Form) näher bezeichnen.

30.

a) Die untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form.

1) Die Deutlichkeit.

Zur Richtigkeit in logischer und grammatischer Hinsicht gehört zunächst die Deutlichkeit. Sie besteht, in logischer Hinsicht, in der scharfen Auffassung der zum Bewußtseyn gelangten Begriffe nach

ihrem Wesen, nach ihrer Eigenthümlichkeit, und nach ihrer Verschiedenheit von andern Begriffen, und, in grammatischer Hinsicht, in dem Gebrauche derjenigen Wörter, durch welche die zum deutlichen Bewußtseyn gebrachten Begriffe vermittelst der Sprache so bestimmt bezeichnet werden, daß diese Wörter in denen, die sie lesen oder hören, dieselben Begriffe unter denselben Bedingungen zum deutlichen Bewußtseyn zu bringen vermögen. Die Deutlichkeit des Ausdrucks schließt die Angemessenheit desselben in sich ein, inwiefern diese in der jedesmaligen Auswahl, oder in dem sichern Ergreifen des passendsten Ausdrucks für den durch Sprache darzustellenden Gegenstand besteht.

Beispiel aus Luthers Predigten vom Jahre 1544 über 1 Kor. 15. von der Todten Auferstehung (abgekürzt).

Sanct Paulus weiset uns mit seiner Predigt, die er in dieser Epistel an die Korinther thut, mit dem Artikel der Auferstehung ins Feld und in Garten, auf daß wir sehen sollen, wie es da zugehet mit dem Samen, und unsern Glauben von der Todten Auferstehung stärken lernen mit dem Werke, so Gott durch seine Allmächtigkeit täglich übet an den Creaturen. Damit begegnet er auch denen, die da über den Artikel scharf fragen aus der Vernunft, wie es zugehen werde in der Auferstehung? Mit welcherlei Leibe die Todten kommen werden? Wie sollte es zugehen, spricht er; siehe auf den Acker und in den Garten, wie es da zugehet, und lerne daselbst Gottes Allmächtigkeit und Kraft, so er beweiset an den Creaturen, welche er auch aus dem Tode hervor bringt und lebendig macht.

Ein Bauer gehet daher auf dem Acker, hat sein Tuch

am Halse, darin trägt er Weizen, Roggen, Gerste, und greift getrost mit der Hand in den Samen, wirft um sich und besäet den Acker. Hinter ihm her folget ein Knabe, der führet die Egge, und scharret den Samen, der gesäet ist, zu, daß er mit der Erde wohl bedeckt werde. Solchem Sämann wollen wir entgegensetzen einen groben Tölpel und unverständigen Narren, der doch trefflich klug seyn will, und wohl Gott im Himmel reformiren und meistern darf, wie man von dem Fuhrmann Hanns Pfriemen saget, daß er im Paradies alles habe wollen überklügeln und meistern. Derselbe Hanns Pfriemen siehet den Bauer mit dem Tuche und den Knaben mit der Egge, fängt an und spricht: Lieber Mann, was machst du da? Bist du auch klug? Du wirfst das gute Getreide in die Erde; hast du nicht daheim Kinder, Gesinde und Vieh, die es essen können? Warum verderbst du denn das gute Korn so schändlich, und wirfst es in die Erde? Und hast dazu daran nicht Genüge, sondern ein andrer folget dir nach, der zutritt und zudämmet alles mit den Pferden, und scharret alles zu mit der Egge.

Wäre der Bauer ungeduldig und kurz angebunden, wie man solcher viele findet, die da heiß seyn vor der Stirne und nichts leiden können; so sollte er wohl auffahren, und meinen Hanns Pfriemen gröblich abweisen und sagen: Was hast du, Narr, mit mir zu schaffen; gehe du deines Weges, laß mich zufrieden; sollte auch wohl einen Erdenklos nehmen, und solchen Meister Klügel damit grüßen, daß er auf dem Rücken läge und die Augen verkehrte, wie ein Ochse, den man jetzt schlagen will. Aber ein vernünftiger Bauer thut das nicht, sondern spricht: Lieber, schweig stille, du verstehst jetzt nicht, was ich mache; komme aber über ein Viertel- oder Halb-Jahr wieder, so will ich dir alsdann zeigen, was

ich jetzt gemacht habe. Denn auf die Zeit wird ein jeglich Korn, so ich jetzt in die Erde werfe und säe, einen Halm mit einer dicken vollen Aehre bringen; alsdann werde ich für den Samen, so jetzt in die Erde geworfen und zugescharret wird, zehnfältig, ja wohl zwanzig-dreißigfältig wieder nehmen. Und dazu wird mir durch Gottes Werk dienen die liebe Sonne und der Regen, daß das Korn auf dem Acker aufgehe, grüne und wachse.

Dawider setzt sich Hanns Pfriemen und spricht: Ei, das ist nichts, was du vorgiebst. Ich sehe weder Halm noch Aehre, sondern sehe, daß du das schöne Korn in den Dreck wirfst und es zuscharrest; wie sollte daraus etwas werden? Sey zufrieden, spricht der Bauer, also will ichs haben, daß das Korn in die Erde geworfen und zugescharret werde; nicht daß es in der Erde verderbe und umkomme, sondern daß sichs bewurzele und Frucht bringe; darum bitte ich auch Gott, wenn das Korn gesäet ist, daß er Regen, Sonne und Wetter gebe, daß es zuerst in der Erde weich werde und verwese; darnach, wenn es sich nun bewurzelt hat, aus der Erde wieder hervorbreche, wachse und Frucht trage.

Ein solcher Hanns Pfriemen und grober Narr, spricht Sanct Paulus, bist du auch, wenn du fragst, wie werden die Todten auferstehen? Denn wie es zugehet mit dem Samen; also gehet es auch zu mit unserm Leibe, der wird auch in die Erde gesäet. Denn obschon die Menschen auf mancherlei Weise umkommen; etliche ersaufen im Wasser und werden von den Fischen gefressen; etliche kommen an den Galgen, und werden gefressen von den Raben; etliche werden mit Feuer verbrannt 2c.; so fasset doch Sanct Paulus alles zusammen, und heißt solches alles: das Korn in die Erde werfen und zuscharren, daß es seine Gestalt verliere. Kannst du nun, spricht er, solchen Glauben haben auf dem

Acker, daß, wenn das Korn vor dem Winter gesäet und mit der Egge zugescharret ist, über ein halb Jahr hernach, schön, jung, köstlich Korn dastehen werde? Solches lernest du aus der Erfahrung, und liesest es in deinem Buche und in deiner Bibel, nämlich wenn Gott deine Arbeit segnet, Sonn', Regen und Wetter giebt, daß der Same, den du gesäet hast, unverdorben sey, und zu seiner Zeit werde wieder lebendig werden und Frucht bringen.

Unser Herr Gott ist ein guter Ackersmann; der trägt uns alle in seinem Tuche, das ist, in seinem Gesetze. Weil wir alle Sünder seyn und Uebertreter seiner Gebote; so müssen wir auch alle sterben, ob wir schon nicht alle auf einerlei Weise sterben, so daß es heißt: Gott greift in sein Tuch, streuet um sich, wie der Säemann, und säet uns dahin in die Erde. Wie du nun auf dem Acker glaubest, daß aus dem Korne, so in die Erde gesäet wird, etwas werde; also sollst du auch hier unserm Herr Gott glauben, daß aus dem verstorbenen Leibe, so in die Erde gescharret wird, etwas werde. Gleichwie das Korn in der Meinung gesäet und zugescharret wird, daß es seine Gestalt verliere, daß man es nicht mehr kenne, daß man weder Korn, noch eines Kornes Gestalt da sehe, und dafür ein schöner Halm aufwachse, der Früchte bringe; also wird auch unser Leib in die Erde begraben, daß er seine Gestalt verliere, daß man weder menschlichen Leib noch Leibesgestalt sehe, und dafür ein schöner, klarer, lieblicher und lustiger Leib auferstehe in einem andern Wesen und Leben.

Ja, sprichst du, wie können die todten Leiber aus den Gräbern gehen, weil sie verfault und zu Erde worden sind? Wie ist das möglich? Ei, wie bleibst du doch immer ein Hanns Pfriemen; du meinest, es sey unmöglich, darum, daß alle Menschen in der Erde ver-

faulen und verwesen. Aber siehe dein eigen Werk und Arbeit an auf dem Acker; du wirfst das Korn in den Koth, verscharrst es, daß es verfaule, und wartest, bis der Winter vorüber sey, daß du es wieder sehest, viel schöner und reichlicher, denn du es gesäet hast. Also mußt du hier auch warten, bis der Winter vorüber sey, und der Leib wieder auferstehe; wenn er auferstehet, so wirst du sehen, wie er wieder hervor kommt. Dazu ist Christus mit seiner Auferstehung uns vorgegangen, und hat uns die Bahn gebrochen und den Weg gemacht, daß wir ihm nachfolgen sollen.

Und zwar nicht allein an dem Korne, sondern auch an andern Creaturen zu sehen ist, wie das Leben aus dem Tode kommt, durch Gottes Allmächtigkeit. Gehe hin zum Kirschbaum, greif sein Reislein an um Weihnachten; so findest du an dem ganzen Baum kein grün Blättlein, keinen Saft noch Leben, sondern findest einen dürren kahlen Baum, der eitel todt Holz hat. Kommst du aber nach Ostern wieder; so beginnt der Kirschbaum wieder lebendig zu werden; das Holz ist saftig und die Reislein gewinnen Aeuglein und Knötlein; näher Pfingsten werden aus den Aeuglein Sträuchlein, dieselben thun sich auf, und aus den Sträuchlein kommen weiße Blümlein. Wenn sich das Blümlein aufthut; so siehst du ein Stielchen. Aus dem Stielchen kommt ein Kern, welcher härter ist, denn der Baum; inwendig in dem harten Kern wächset ein anderer Kern, nicht so hart, wie der erste Kern, sondern etwas weicher, daß er zu essen dienet, gleichwie das Mark im Beine wächset. Auswendig um den harten Kern rings herum wächset die Kirsche, mit einer Haut überzogen, wie das Fleisch um das Bein wächset, und mit der Haut umgeben ist, und wächset die Kirsche so fein lustig rund, daß sie kein Drechsler so rund machen kann.

Wie gehet das zu? Ist das nicht ein wunderbar Geschöpf Gottes? Keine Creatur kann solch Geschöpf also machen; kein Mensch, kein König, wie mächtig er auch sey; kein Doctor, wie gelehrt, weise und klug er sey, kann ein einziges Kirschlein schaffen! Und wenn wir's nicht jährlich vor unsern Augen sähen; so glaubeten wir es nicht, daß aus einem dürren Reislein solche schöne, liebliche Frucht so wunderbarlich wachsen sollte.

Darum, lieber Hanns Pfriemen, thu die Auge auf, siehe den Kirschbaum an; derselbe wird dir predigen von der Todten Auferstehung und dich lehren, wie das Leben aus dem Tode kommt.

Ein Weib empfähet, träget, gebieret einen Sohn; derselbe hat Leib und Seele, wächset, wird stark und groß, stehet, gehet, lebet und webet. Fragest du, woraus solcher Sohn komme? So saget die Vernunft, Arzneikunst, Erfahrung, desgleichen auch Gottes Wort: Dieses Sohnes erster Anfang sey ein Blutströpflein. Wie gehet nun das zu, daß aus einem kleinen Blutströpflein soll werden ein solcher lebendiger vernünftiger Mensch, so großer Person und Länge, so scharfes Verstandes, so reicher Sinne? Sanct Petrus, Paulus, Augustinus, Ambrosius, Johannes Huß, ich Doctor Martinus, woraus sind diese alle worden? Ist nicht ihr erster Anfang ein Blutstropfe? Aber wir sind Hanns Pfriemen, die nichts verstehen noch merken wollen.

Also ist dieser Artikel von der Todten Auferstehung gewaltiglich erweiset durch das Korn auf dem Felde, durch den Kirschbaum und andere Bäume im Garten, und endlich durch unser eigen Leib und Leben. Wer es nicht glauben will; der fahre immer hin, und bleibe ein grober Narr und Hanns Pfriem.

31.

2) Die Klarheit.

Nächst der Deutlichkeit ist die Klarheit eine untergeordnete Eigenschaft der Richtigkeit der Form. Sie kündigt sich in der schriftlichen Darstellung dadurch an, daß man nicht nur den gedachten und wörtlich ausgedrückten Begriff an sich deutlich wahrnimmt und erkennt, und ihn von den übrigen in der Darstellung vorkommenden Begriffen genau zu unterscheiden vermag, sondern daß man auch die einzelnen Merkmale des dargestellten Begriffes (die Theilvorstellungen) mit Sicherheit und Schärfe auffassen und von einander selbst genau unterscheiden kann. (So wie der Deutlichkeit die Undeutlichkeit und Unverständlichkeit gegen über steht; so der Klarheit die Dunkelheit, in welcher die einzelnen Begriffe, so wie deren Merkmale, nur schwer, oder gar nicht, von einander unterschieden werden können.)

Beispiel von Kant aus seinen Vorlesungen über die Metaphysik (Erfurt, 1821. 8. S. 252, wo, abgesehen von den eigenthümlichen Ansichten des philosophischen Forschers über den dargestellten Gegenstand, wenigstens hohe Klarheit in dem Ausdrucke über einen der schwersten metaphysischen Begriffe herrscht).

Was die Beschaffenheit des Zustandes der Seele jenseits der Grenze des Lebens betrifft; so werden wir hier nichts mit Zuverlässigkeit sagen können, indem die Schranken unsrer Vernunft sich bis an die Grenze erstrecken, nicht aber bis über dieselbe hinaus gehen. Die Persönlichkeit, die Hauptsache bei der

Seele nach dem Tode, und die Identität der Persönlichkeit der Seele besteht darin: daß sie sich bewußt sey, daß sie eine Person ist, und daß sie sich auch der Identität bewußt ist; denn sonst wäre der vorige Zustand mit dem künftigen gar nicht verknüpft. Wenn sich aber nun die Seele ihrer selbst bewußt ist; so fragt es sich: Ist sie sich bewußt als einen reinen Geistes, oder mit einem organischen Körper verbunden? Hiervon können wir nichts Zuverlässiges sagen. Man hat hierüber zweierlei Meinungen: 1) man kann sich entweder eine Restitution des thierischen Lebens denken, welche entweder von irdischer oder von überirdischer Art seyn kann. Nach der irdischen Art müßte meine Seele diesen oder einen andern Körper annehmen; nach der überirdischen Art, welches ein Uebergang aus diesem in ein anderes thierisches Leben wäre, müßte die Seele einen verklärten Körper annehmen. Oder man kann sich auch 2) ein ganz reines geistiges Leben denken, wo die Seele gar keinen Körper haben wird. Diese letzte Meinung ist der Philosophie am allerangemessensten. Denn wenn der Körper ein Hinderniß des Lebens ist, das künftige aber vollkommen seyn soll; so muß es völlig geistig seyn. Wenn wir nun aber ein völlig geistiges Leben annehmen; so kann man wieder fragen: wo ist Himmel? wo ist Hölle? welches ist unser künftiger Bestimmungsort? Die Trennung der Seele vom Körper ist nicht in eine Veränderung des Ortes zu setzen. Die Gegenwart des Geistes kann nicht örtlich erklärt werden. Denn wenn sie örtlich erklärt wird; so kann ich, wenn der Mensch todt ist, fragen: Sitzt die Seele noch lange im Körper? oder: geht sie gleich heraus? Ist sie demnach in der Stube oder im Hause? Und wie lange mag sie wohl auf ihrer Reise, es sey zum Himmel oder zur Hölle, zubringen? Oder wo ist sie sonst? Alle diese

Fragen aber fallen weg, wenn man die Gegenwart des Geistes nicht örtlich annimmt und erklärt. Oerter sind nur Verhältnisse körperlicher aber nicht geistiger Dinge. Demnach ist die Seele, weil sie keinen Ort einnimmt, in der ganzen Körperwelt nicht zu sehen; sie hat keinen bestimmten Ort in der Körperwelt, sondern sie ist in der Geisterwelt; sie steht in Verbindung und im Verhältnisse mit andern Geistern. Wenn nun diese Geister wohldenkende und heilige Wesen sind, und die Seele in ihrer Gemeinschaft ist; so ist sie im Himmel. Ist die Gemeinschaft der Geister aber bösartig, in der sie sich befindet; so ist die Seele in der Hölle. Der Himmel ist also allerwärts, wo solche Gemeinschaft heiliger geistiger Wesen ist; er ist aber nirgends, weil er keinen Ort in der Welt einnimmt, indem die Gemeinschaft nicht in der Körperwelt errichtet ist. Demnach wird der Himmel nicht der unermeßliche Raum seyn, den die Weltkörper einnehmen, und der sich in blauer Farbe zeigt, wo man durch die Luft hinfahren müßte, wenn man hinkommen wollte; sondern die Geisterwelt ist der Himmel; und in dem Verhältnisse und der Gemeinschaft mit der Geisterwelt stehen, heißt: im Himmel seyn. Demnach wird die Seele nicht in die Hölle kommen, wenn sie boshaft gewesen ist; sondern sie wird sich nur in der Gesellschaft der bösen Geister sehen, und das heißt: in der Hölle seyn. —

Wir haben eine Erkenntniß von der Körperwelt durch sinnliche Anschauung, insofern sie uns erscheint; unser Bewußtseyn ist an die animalische Anschauung adstringirt; die gegenwärtige Welt ist das Commercium aller Gegenstände, sofern sie durch gegenwärtige sinnliche Anschauung angeschaut werden. Wenn sich aber die Seele vom Körper trennt; so wird sie nicht dieselbe sinnliche Anschauung von dieser Welt haben; sie wird nicht die

Welt so anschauen, wie sie erscheint, sondern so wie sie ist. Demnach besteht die Trennung der Seele vom Körper in der Veränderung der sinnlichen Anschauung in die geistige Anschauung; und das ist die andere Welt. Die andere Welt ist demnach nicht ein anderer Ort, sondern nur eine andere Anschauung. Die andere Welt bleibt den Gegenständen nach dieselbige; sie ist den Substanzen nach nicht unterschieden; allein sie wird geistig angeschaut. —

Allgemein führen wir noch an: daß es ganz und gar nicht hier unserer Bestimmung gemäß ist, uns um die künftige Welt viel zu bekümmern; sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden, und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt seyn wird. Die Hauptsache ist: daß wir uns auf diesem Posten rechtschaffen und sittlich gut verhalten, und uns des künftigen Glücks würdig zu machen suchen. Die Vorsehung hat uns die künftige Welt verschlossen, und uns nur eine kleine Hoffnung übrig gelassen, die hinreichend genug ist, uns dazu zu bewegen, uns derselben würdig zu machen; welches wir nicht so eifrig thun würden, wenn wir die künftige Welt schon zum Voraus genau kennten. Diese Hauptsache ist immer die Moralität; dieses ist das Heilige und Unverletzliche, was wir beschützen müssen, und dieses ist auch der Grund und der Zweck aller unserer Speculationen und Untersuchungen. Alle metaphysische Speculationen gehen darauf hinaus. Gott und die andere Welt ist das einzige Ziel aller unsrer philosophischen Untersuchungen, und wenn die Begriffe von Gott und von der andern Welt nicht mit der Moralität zusammenhingen, so wären sie nichts nütze.

32.

3) Die Reinheit.

Die Richtigkeit, als Grundeigenschaft der stylistischen Darstellung, schließt die Reinheit als untergeordnete Eigenschaft in sich ein. Die Reinheit der Darstellung besteht aber theils in der Wahl und dem Gebrauche von Wörtern, die der Sprache, in welcher man spricht oder schreibt, eigenthümlich angehören und nicht aus fremden Sprachen entlehnt sind; theils in demjenigen Periodenbaue (in syntactischer Hinsicht), welcher keiner ausländischen Sprache nachgebildet, sondern bei den entschiedenen Classikern in der einheimischen Sprache angetroffen wird. — Allein der Purismus (oder das Streben, kein anderes, als der einheimischen Sprache eigenthümliches, Wort zu gebrauchen) darf in Hinsicht auf die Wahl der Wörter nicht so weit getrieben werden, daß er gegen die Eigenschaften der Deutlichkeit und Klarheit des Ausdruckes verstieße. Dies würde aber geschehen, sobald man — namentlich bei wissenschaftlichen Bezeichnungen und Kunstausdrücken — statt der allgemein aufgenommenen und üblichen fremdher stammenden Wörter, neugebildete einheimische wählen wollte, welche aber entweder einseitig oder unrichtig den darzustellenden Begriff bezeichneten, oder welche nach den in der Sprache bestehenden Gesetzen der Ableitung (Etymologie) und Aehnlichkeit (Analogie) verwerflich wären. Denn es gilt die Regel, das einmal in der Sprache vorhandene und selbst von den vorzüglichsten Schriftstellern gebrauchte fremdher stammende Wort (z. B. System, Philosophie, studiren, Aesthetik u. s. w.) so lange beizubehalten, bis ein den darzu-

stellenden Begriff völlig erschöpfendes und genau bezeichnendes Wort in der einheimischen Sprache ausgemittelt und von Classikern gebraucht worden ist, dagegen in jedem Falle einheimische Wörter zu wählen, wo durch sie der Begriff völlig bestimmt, deutlich und klar ausgedrückt werden kann (z. B. Erdkunde statt Geographie, Naturkunde statt Physik, Sternkunde statt Astronomie, Denklehre statt Logik u. s. w.). — Strenger noch, als bei der Wahl der Wörter, muß der Purist in Beziehung auf den Periodenbau verfahren, weil namentlich der teutschen Sprache, seit dem siebenzehnten Jahrhunderte, viele ihrem ursprünglichen Charakter völlig unangemessene Nachbildungen des lateinischen und französischen Periodenbau's aufgedrungen worden sind, die sich — besonders in Hinsicht auf die Verwickelung der Perioden durch viele eingeschobene Sätze und durch die häufige Verdrängung der Hauptverba bis an die Schlußpuncte der Perioden, ohne daß ein logischer Grund dafür vorhanden wäre — in Luthers Zeitalter noch nicht bei den bessern teutschen Schriftstellern vorfinden.

Beispiel von Schiller, aus seiner Antrittsvorlesung zu Jena, im Jahre 1792, wo er nur die unentbehrlichste Terminologie beibehielt.

Anders ist der Studirplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiße einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine

kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen; ein solcher wird beim Eintritte in seine wissenschaftliche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Umbildungen im Reiche des Wissens mehr auf, als eben dieser? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsysteme, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daseyn fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn belohnen; desto größere Vergeltung heischt er von außen; für das Verdienst der Handarbeiter und für das Verdienst der Geister hat er nur Einen Maasstab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen, als den Brodge-

lehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn; seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dies fehl; wer ist unglücklicher, als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem schlechtesten; der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herumträgt! Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag; sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt alles, was er thut; er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhange der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. —

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich

jener, ihr Gebiet zu erweitern. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Früh hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greift, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpuncte seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blicke überschaut. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern; sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt, den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen; so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gern wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuen und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert; so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Triebe nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommner wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte, im ewigen Geistesstillstande, das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienstes, als der philosophische Kopf. Für ihn arbeiten alle Köpfe, — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener

weiß alles, was um ihn geschiehet und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine ewige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er allen erworben. Der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnet, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen; der philosophische Kopf findet in seinem Gegenstande, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit seyn, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit ergänzet. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpuncte des Ganzen; und so weit ihn auch der Gegenstand seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne; er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

33.

4) Die Ordnung.

Eine der wichtigsten untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form ist die Ordnung innerhalb der stylistischen Form. Die Ordnung beruht aber auf der bestimmt berechneten, sorgfältig durchgeführten und den behandelten Stoff vollständig erschöpfenden, logischen Anordnung, Stellung und

Aufeinanderfolge der einzelnen Begriffe und Sätze, die zu dem abgeschlossenen Ganzen einer in sich zusammenhängenden Gedankenreihe gehören. So wie der nächste Maasstab für die Beurtheilung dieser logischen Anordnung, Eintheilung und Durchführung des Stoffes in den Lehren der Logik von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, von Definitionen, Descriptionen, Distinctionen, Deductionen, Partitionen und Divisionen enthalten ist; so liegt der entferntere Maasstab dafür in den drei aufgestellten Denkgesetzen selbst (§. 21. 22.). Uebrigens muß eben so in dem kleinsten Epigramm und in dem aus einer einzigen Periode bestehenden Sinnspruche (Sentenz) die logische Anordnung und Stellung der Begriffe erkannt werden können, wie in dem einzelnen Briefe, in der Ode, in der religiösen oder weltlichen Rede, und in dem ausführlichen Systeme einer ganzen Wissenschaft. Denn alle logische Gesetze sind, weil sie rückwärts auf die in der ursprünglichen formellen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Vorstellungsvermögens sich stützen, unveränderlich, und gelten für alles durch Sprache Dargestellte, ohne Ausnahme und Einschränkung; nur daß es von dem Umfange der darzustellenden Begriffe abhängt, ob die logische Anordnung und Aufeinanderfolge der Begriffe und Sätze ganz einfach, oder zusammengesetzt und künstlich ist.

Beispiele.

1) Epigramm. — Väterlicher Rath, von Joh. Eremita.

Geschichte, lieber Sohn, mußt du recht fleißig lesen,
Damit du siehst, wie dumm die Welt von je gewesen.

2) Sentenzen, — von Fr. Heinr. Jacobi. (S. Werke, Th. 6. S. 157.)

Man kann ein Held keiner Art werden, wenn man nicht zuerst ein Held im Glauben ist.

* * *

Das charakteristische Zeichen des Genies ist das Vergessen seiner selbst durch das Leben in einer Idee. Das Leben in der Idee muß das eigene natürliche Leben ganz verschlingen.

3) Logisches Netz einer Partition, ohne stylistische Bekleidung.

Thema: Daß durch die Dunkelheit in dem Gange der menschlichen Schicksale auf Erden die Tugend an sich nichts verliert.

1) Die Dunkelheit in dem Gange der menschlichen Schicksale auf Erden:

a) daß so oft ganze Völker der Erde, ja ganze Erdtheile, so lange und anhaltend ein allgemeines Elend und ein kaum ertragbarer Druck trifft;

b) daß einzelnen Bösewichtern auf der Erde oft so viele Macht zu Theil wird;

c) daß die Rechtschaffenheit und Tugend so oft unterdrückt wird, und immer mehr bei dem sich verbreitenden Sittenverderben leidet;

d) daß die Tugend so oft des Lohnes ermangelt, und die Glückseligkeit so wenig genießt, die sie verdient;

e) daß der Tod unser ganzes irdisches Daseyn beschließt.

2) Die Tugend verliert dabei nichts: denn

a) sie bleibt unverändert, was sie ist, wenn sie auch verkannt und verfolgt wird;

b) sie wird im Kampfe mit dem Bösen immer reiner und geläuterter;

c) sie kann nie ganz unterdrückt werden, und wird nie ganz von der Erde verschwinden;

d) sie bedarf an sich zu ihrer Würde der Glückseligkeit nicht;

e) der Tod führt sie zu einem vollkommnern Wirkungskreise ein.

4) Logisches Netz einer Division, stylistisch bekleidet (aus Zollikofers nachgel. Predigten, Th. 6. S. 263 — sehr abgekürzt).

Betrachtungen über den gestirnten Himmel.

Höre die Stimme des gestirnten Himmels, o Mensch! Er rufet dir zu:

1) Bete Gottes Größe und Herrlichkeit an. Und wie könntest du ihn, den Ewigen, den Unendlichen, den Allmächtigen, den Höchstweisen, den Allgütigen, in diesen seinen Werken verkennen! Welche Werke! Wer kann ihre Menge, ihr zahlloses Heer übersehen; wer ihre Größe und ihre Entfernung ausmessen; wer ihre Ordnung, ihre Verbindung, ihre Bewegung, ihren wohlthätigen Einfluß in die Glückseligkeit aller lebendigen und empfindenden Wesen beschreiben? Wo ist hier Anfang, wo Mittelpunct, wo Ende! Der Himmel umgiebt dich ganz, o Mensch! Von jeder Seite des Erdballs, den du bewohnst, vom Aufgange und vom Niedergange, von dem Mittage und der Mitternacht, zeiget sich dir ein neues unzählbares Heer von Sternen, von Sonnen und Welten. Und so wie deine Sonne deinen Erdball mit allen seinen Bewohnern erleuchtet, erwärmt, belebet, und Kraft und Freude in alle empfindende Wesen ausgießt; so thun es jene unzählbaren

Heere von Sonnen in Absicht auf die Welten, die ihnen der Schöpfer zugeordnet hat. In dem Reiche des Gottes, der die Weisheit und Liebe selbst ist; da kann nirgends Pracht ohne Nutzen, Mittel ohne Absicht, Ursache ohne Wirkung seyn; da müssen allenthalben Kraft und Thätigkeit, Leben und Seligkeit herrschen! Und wenn du nun, o Mensch, dieses ganze ins Unendliche sich erstreckende System von Sonnen und Welten in deinen Gedanken zu umfassen dich bestrebest, und dich dann zu dem, der sie alle schuf und alle erhält, mit deinem Geiste erhebest; wie groß, wie undenkbar groß, muß nicht Er, der Schöpfer und Vater aller Welten, der Urquell aller Kraft und aller Bewegung, die erste, ewige Ursache aller Dinge seyn! — O wirf dich vor ihm in den Staub hin, bete ihn, den Unbegreiflichen, den Unerforschbaren, in tiefster Ehrfurcht an! Ihn, den Allmächtigen, der alle diese Sonnen und Welten, deren Größe, Entfernung und Schwere alle deine Begriffe von Maas und Raum und Gewicht so weit übertreffen, seyn hieß; sie alle in seiner Hand hält; alle trägt und belebt; und durch sie in allen Theilen seines Reiches alles wirkt, was er will! Bete ihn an, den Höchstweisen, der sie alle so neben einander geordnet, so von einander entfernt, so mit einander verbunden, so gegen einander abgewogen, so ihre Bewegungen und ihren Lauf festgesetzt hat, daß alles zu demselben Endzwecke übereinstimmt, alles gemeinschaftlich wirket, und alles unveränderlich in seinem Wirkungskreise bleibt. Bete ihn an, den Allgütigen, den Gott der Liebe, der so unendlich viel Leben und Freude und Seligkeit außer sich hervorbrachte, stets mit mehr als väterlichem Wohlwollen auf seine ganze grenzenlose Schöpfung herabsieht, und sie in jedem Augenblicke mit neuen Ausflüssen seiner alles lebenden und alles beseligenden Gotteskraft durchströmt!

2) Fühle aber auch dein Nichts und lerne Demuth! Wandelt dich je die thörichtste aller menschlichen Leidenschaften, der eitle Stolz an; verleitet er dich je, deine Schwachheit zu vergessen, oder dich über deine Brüder zu erheben; dann, ja dann betrachte diesen Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit. Sieh mit mir in die Höhe, und antworte mir, ich will dich fragen. Kannst du die Sterne zählen? Kannst du sie alle mit Namen nennen? Kennst du die Kraft, die sie hebt und trägt, die ihnen ihren Lauf vorgeschrieben, ihren Standpunct angewiesen hat, die sie aufgehen und niedergehen heißt? Kennest du ihre Gestalt, ihren Bau, ihre innere Beschaffenheit, die Millionen Welten, die sich um jene Millionen funkelnder Sonnen herumwälzen und die unzählbaren Geschöpfe, die diese Welten bewohnen? Weißt du, wann eine jede von diesen Sonnen, von diesen Welten entstanden ist, wie lange eine jede in ihrem Kreise fortlaufen, wie lange sie leuchten, und wann sie ihren Schein verlieren, ihr Ende erreichen soll? Kannst du der Macht dessen, der dieses Heer hervorrufet und ordnet und leitet, Grenzen setzen? Kannst du aus deiner finstern Behausung die ganze unermeßliche Lichtwelt übersehen? Was ist nun der Erdball, den du bewohnst, gegen dieses unermeßliche All? Und du, was bist du gegen den Erdball, den du bewohnest? Zähle, wenn du kannst, die Menschengeschlechter, die schon vor dir gelebt haben und die nun im Staube schlummern, und die Menschengeschlechter, die nach dir entstehen werden, und deren Staub sich dereinst mit dem deinigen vermischen wird! Und du könntest noch stolz seyn? dir noch auf deine Wissenschaft, deine Macht, deine Herrschaft, deinen Reichthum etwas einbilden?

3) Fühle deine Würde und lerne derselben gemäß denken. Freilich sagt dir jeder Blick, den

du auf das unermeßliche Weltgebäude richtest, jeder Versuch, womit du die Größe, die Ordnung, die Verbindung desselben dir vorzustellen dich bestrebest, wie unwissend, wie schwach, wie eingeschränkt du bist; aber schon dieses Gefühl deiner Unwissenheit und deiner Schranken, schon dieser unersättliche Durst nach Licht und Erkenntniß, dieses unablässige Streben nach Erweiterung deines Wirkungskreises, schon diese Vergleichungen, die du zwischen dir und andern Wesen anstellen kannst; selbst die Fehltritte, die du auf dem Wege der Untersuchung begehst; sie sagen dir, daß du nicht ganz Staub bist, und daß eine geistige, thätige Kraft in dir ist, die dich weit über den Staub erhebt. Ja, fühle bei aller deiner Niedrigkeit deine Hoheit, bei allen deinen Einschränkungen deine Würde. Du, nur du unter allen Bewohnern des Erdbodens, kannst deine Augen dem Staube, auf dem du wandelst, entziehen, und sie in die Höhe richten, und da zahllose Heere von Sonnen und Welten erblicken. Dich, nur dich unter allen Bewohnern des Erdbodens, rühret und entzücket dieses herrliche göttliche Schauspiel! Und wenn du denn von den Geschöpfen zu dem Schöpfer hinaufsteigest, dir der Gedanke recht lebhaft wird: der Gott, der alle diese Sonnen und Welten erschaffen hat, sie und alle ihre Bewohner trägt und erhält, belebet und erfreuet, der ist auch mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter, der kennet, der liebet auch mich! Und diesen Gott kann ich denken, mit diesem Gott Gemeinschaft haben, dieses Gottes mich freuen! Kannst du da noch deine Würde verkennen? Wie? du solltest alle deine Begierden, Absichten und Bemühungen in den engen Kreis thierischer, sinnlicher Beschäftigungen und Vergnügungen einschränken?

Nein, du bist zu höhern Dingen geschaffen, o

Mensch. Ahne, auch dies ruft dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu.

4) ahne deine künftige Vollkommenheit und Glückseligkeit, freue dich derselben im Voraus, und mache dich ihrer immer fähiger. Siehe, jetzt bekleidest du eine niedrige Stufe auf der Leiter der Dinge; aber die Begierde, die Fähigkeiten, das Streben, höher zu steigen, die fühlest du in deiner Brust, und die kann dir der Schöpfer nicht umsonst gegeben haben! Nein, Er, der Wahrhaftige, der Allgütige, kann und wird dich nicht täuschen! dich keine Vollkommenheit, keine Seligkeit ahnen lassen, die er dir nie zu geben beschlossen hätte! Nein, du kannst, du sollst von einer Stufe der Vollkommenheit und Seligkeit zur andern fortgehen, kannst und sollst immer weiser, immer besser, immer glücklicher werden! Denn hier in seinem unermeßlichen Reiche sind Quellen des Lichts und der Erkenntniß, die nie versiegen, aus welchen man von Ewigkeit zu Ewigkeit schöpfen und die kein geschaffener Geist jemals ganz erschöpfen kann; hier ist Stoff zum ewigen Denken, zu unaufhörlichen Entdeckungen; hier sind unendliche Mittel und Gelegenheiten und Antriebe, unsre Kräfte zu üben, sie ganz zu entwickeln, unsern Wirkungskreis zu erweitern, und alles zu seyn und zu werden, was wir jetzt nicht seyn und werden können! Hier sind Wohnplätze der größten, gemeinnützigsten Thätigkeit, Wohnplätze der innigsten, wirksamsten Liebe, der reinsten göttlichen Freude! Ja, hier können wir von einer Ewigkeit zu der andern leben und wirken, immer höher steigen, immer mehr Wahrheit erkennen, mehr Gutes thun und genießen, der Gottheit immer näher kommen, und in ihrer Gemeinschaft immer seliger werden!

34.

5) Die Treue.

Zu den untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit gehört ferner die Treue in der Darstellung, die sich in derjenigen Behandlung des Stoffes ankündigt, nach welcher er ganz so, wie er theils als bestimmt ausgeprägter Begriff, theils nach seinen einzelnen Merkmalen in dem Kreise des menschlichen Vorstellungsvermögens enthalten ist, in die Darstellung übergeht; mithin ohne Verminderung oder Vermehrung seines Inhalts und Umfangs, so wie ohne Verschönerung oder Entstellung seiner formellen, im Vorstellungsvermögen verbürgten, Wahrheit.

Beispiel von Herder (aus s. Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit).

Alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, sind Vervollkommnungen; wir haben also wenigstens Winke dahin, wohin wir höherer Ursachen wegen zu schaffen unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodann als Keim; der Keim wird Knospe, und nun erst geht das Blumengewächs hervor, das seine Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Aehnliche Verwandlungen giebt es bei mehrern Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Siehe, da kriecht die häßliche, einem groben Nahrungstriebe dienende, Raupe; ihre Stunde kommt, und Mattigkeit des Todes befällt sie; sie stemmt sich an; sie windet sich ein; sie hat das Gespinnst zu ihrem Todtengewande, so wie zum Theile die Organe ihres

neuen Daseyns schon in sich. Nun arbeiten die Ringe; nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Langsam geht die Verwandlung zuerst und scheint Zerstörung; zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in seinen Gliedern. Allmählig bilden sich diese und treten in Ordnung; das Geschöpf aber erwacht nicht eher, bis es ganz da ist. Nun drängt es sich ans Licht, und schnell geschieht die letzte Ausbildung. Wenige Minuten: und die zarten Flügel werden fünfmal größer, als sie noch unter der Todeshülle waren; sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Glanze der Stralen begabt, der unter dieser Sonne nur statt fand; zahlreich und groß, um das Geschöpf wie auf Schwingen des Zephyrs zu tragen. Sein ganzer Bau ist verändert; statt der groben Blätter, zu denen es vorhin gebildet war, genießt es jetzt Nektarthau vom goldenen Kelche der Blumen. Seine Bestimmung ist verändert; statt des groben Nahrungstriebes dient es einem feineren, der Liebe. Wer würde in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? wer würde in beiden Ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter Eines und desselben Wesens auf Einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt. Wie schöne Ausbildungen müssen im Schoose der Natur ruhen, wo ihr organischer Cirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als Eine Welt umfassen! — Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht; der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe. Wirf ab, was unmenschlich ist; strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit; so kannst du deines Ziels nicht verfehlen!

35.

6) Die Vollständigkeit.

Die Vollständigkeit, als untergeordnete Eigenschaft der Richtigkeit der Form, besteht darin, daß vermittelst der Darstellung durch Sprache der ganze Kreis von Begriffen und Merkmalen, welche zu dem vorgestellten Stoffe gehören, nach seinem kleinen oder größern Umfange erschöpft wird.

Beispiele.

a) von Lessing.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu seyn vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechte alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obgleich mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in die Linke, und sagte: „Vater, vergieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

b) von v. Matthisson.

Ideal eines Hauslehrers.

In einem Lustschloß auf dem Lande
Wird für drei junge Herrn von Stande,
Des Namens großer Ahnen werth,
Ein Lehrer Knall und Fall begehrt.

Für das geschickteste Subject
Steht schon der Kammertisch gedeckt.
Zu merken! Der Begehrte sey
An Seel' und Körper fehlerfrei!
Sehr gut, ist er ein Vielgereister
Und auch der freien Künste Meister.
Sind ihm, wie wir im Sprüchwort sagen,
Die Augen größer, wie der Magen,
Das heißt: ist er ein schwacher Esser
Und lasser Trinker, desto besser!
Französisch, Griechisch und Latein
Muß von der feinsten Sorte seyn.
Gewurzelt steh' er, gleich der Eiche,
In der Gelahrtheit weitem Reiche.
Im Nothfall muß, vor allen Dingen,
Ihm ein galanter Vers gelingen,
Und auf des Forstfachs grüner Bahn
Hab' er sich trefflich umgethan.
Daß er mit Flöt' und Violine
In Winterstunden uns bediene,
Mit manchem Schwank von Feen und Rittern
Das Zwerchfell kräftig zu erschüttern,
Nach muthig froh bestandner Jagd;
Nun, das versteht sich ungesagt.
Er soll das Kleeblatt unsrer Lieben
Im Reiten, Tanzen, Fechten üben.
In jeder arbeitsfreien Stunde
Ergötz' ihn die Dressur der Hunde;
Wer damit waltet nach den Regeln,
Der darf zum Lohn am Sonntag kegeln.
Auch sey er, im Verschnitt von Haaren,
Und im Rasiren wohl erfahren.
Der Jahrgehalt macht funfzig Gulden,
Nebst Tilgung der Studentenschulden.

36.

7) Die Kürze.

Die Kürze, als untergeordnete Eigenschaft der Richtigkeit der Form, kündigt sich darin an, daß alles Außerwesentliche und Zufällige von der Bezeichnung des darzustellenden Stoffes ausgeschlossen, und, selbst bei der Bezeichnung des Wesentlichen innerhalb des Periodenbaues, alles Breite und Gedehnte vermieden wird. Die Kürze des Styls soll daher eben so aller Ueberladung mit fremdartigen, zum Stoffe nicht gehörenden, Begriffen, wie aller Weitschweifigkeit im Ausdrucke und aller Wiederhohlung desselben Gegenstandes mit andern Worten sich enthalten; sie darf aber eben so wenig als erkünstelte und gesuchte Kürze erscheinen, welche entweder etwas Wesentliches in Hinsicht des Stoffes ausschließt, oder durch die Weglassung nothwendiger Wörter — namentlich der verba auxiliaria — in die Sprachdarstellung Einseitigkeit und Dunkelheit bringt, und dem, von den Classikern ausgeprägten, Sprachgebrauche, nicht selten aus gesuchtem Streben nach Eigenthümlichkeit und Sonderbarkeit, Gewalt anthut.

Beispiele.

1) Epigramm, von Langbein.

Ueber den Ordensstern eines hohen Menschenfeindes.

Man glaubt dir deine Noth, du armes Ländchen, gern;
Dir leuchtet ein fataler Stern.

2) Das Lied vom Seiler, von v. Halem.

Es wandelt der Seiler — laut rollet sein Rad —
Zwar rückwärts, doch sicher, den kundigen Pfad
Am werdenden Seile hernieder;

Und ist er am Ziele, dann geht er die Bahn
Getrostes Muthes von neuem hinan,
Und kürzet die Tage durch Lieder!

So wandeln — es rollen die Zeiten ihr Rad —
Die Menschen des Lebens betretenen Pfad;
Unendlichkeit spinnen sie alle.
Schnell öffnet sich hinter den Sichern das Grab;
Sie stürzen — es reißen die Fäden — hinab,
Und Dunkel umgiebt sie im Falle.

Wer schaut durch das Dunkel? wer saget es an
Ob einige Fäden nicht rissen, und wann
Wir weiter und weiter sie spinnen? —
Getrost, uns läßt der Allgütige nicht
In Unvollendung, sein Wesen ist Licht;
Zu Lichte führt er von hinnen.

3) Sentenz, von v. Schiller.

Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft.

4) Sentenz, von Fr. Leop. Grafen v. Stolberg.

Näher seiner Münduug wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser mit jedem Jahre des Lebens.

37.

8) Die logische und grammatische Einheit.

Das Gesetz der Form (§. 26.) verlangt unnachlaßlich die Einheit der Form. So wie aber im Gesetze der Form selbst die Richtigkeit und Schönheit als die beiden Grundeigenschaften jeder

vollendeten Form unterschieden werden; so muß man auch im Begriffe der Einheit der Form die logisch-grammatische Einheit derselben von der ästhetischen Einheit unterscheiden. Denn während die ästhetische Einheit der Form unter den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form aufgeführt wird, gehört die logisch-grammatische Einheit derselben zu den untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form. Die logisch-grammatische Einheit beruht aber theils auf der innern und nothwendigen Verbindung aller einzelnen Theile des Stoffes nach dem Zusammenhange dieser Theile, in Hinsicht auf die Begriffe, Urtheile und Schlüsse, aus welchen der Stoff besteht, innerhalb des Vorstellungsvermögens; theils auf der äußern Einheit der Darstellung, nach den Gesetzen der allgemeinen und besondern Sprachlehre in Hinsicht auf die grammatische Verbindung und Aufeinanderfolge der einzelnen Redetheile, und in Beziehung auf die syntactische Ründung und Vollendung des Periodenbaues.

Beispiele:

a) von Heinse (aus s. Ardinghello, Th. 1. S. 109).

Ich glaube, die Hauptregel bei der Erziehung sey, den Kindern Zeit zu lassen, sich selbst zu bilden. Das Beste, was man thun kann, ist, daß man die Triebe schärft und reizt, ein vortrefflicher Mensch zu werden, und ihnen die eigene Arbeit dabei so viel wie möglich erleichtert. Alle Natur, wenn sie groß und herrlich werden soll, muß freie Luft haben. Freilich muß der Stoff dazu in den Urkräften liegen, und ein guter Er:

zieher sollte doch einigermaßen die Vortrefflichkeit der Pflanzen kennen. Jeder gewaltige Geist wirft schon in der Kindheit, obgleich noch im Chaos und Nebel, helle Strahlen von sich. Alcibiades legte sich als spielender Knabe Wagen und Ochsen in den Weg, und zwang den Treiber zu halten; Scipio erkannte den künftigen Marius im jungen Soldaten. Ein einziger Gedanke, nur eine That, von scharfem tiefem Gefühle oder vielfacher Ueberlegung entsprossen, obgleich noch roh auf verschiedenen Seiten, ist eine glückliche Vorbedeutung; und eben so Schnelligkeit zu fassen und zu behalten; hingegen Allgehorsam und Frau-Basengutartigkeit, so beliebt bei Pedanten, eine unglückliche; denn da ist kein Muth und keine Kraft. Alles, was in die jungen Seelen eingetrichtert wird, was sie nicht aus eigener Lust und Liebe behalten, haftet nicht, und ist vergebliche Schulmeisterei. Was ein Kind nicht mit seinen Sinnen begreift, wovon es keinen Zweck ahnet; das verfliegt wie Spreu im Winde. So ist die Natur des Lebendigen vom Baume und Grase an, und der Mensch macht davon keine Ausnahme. Jeder gehe in sein Leben zurück, und sehe, ob etwas von allem dem Vorzeitigen geblieben ist, wo nicht etwa blos zum Verderb des Genusses. Viel Natur und wenig Bücher, mehr Erfahrung als Gelerntes, hat die wahren vortrefflichen Menschen in jedem Stande hervorgebracht.

b) von Bretschneider (m. s. s. Predigten, Th. 2. [Leipz. 1823. 8.] S. 267. Er stellte am Weihnachtsfeste: das Fest der Geburt des Herrn als ein Fest des Volkes vor, und führte im zweiten Untertheile des ersten Haupttheils den in sich logisch abgeschlossenen Gedanken aus: ein Fest des Volkes ist das Geburtsfest

Jesu; denn es ist eine lebhafte Erinnerung an die Verdienste, welche sich jeder Stand, auch die niedern, um die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts erworben haben, und erwerben können).

Des Christenthums Stifter, der Sohn des Höchsten, er ward gebohren im Volke, und groß gezogen in dem bürgerlichen Hause Josephs. Ob er gleich der Welt Heiland seyn sollte; so versetzte ihn Gott doch nicht in den Pallast des Herodes, oder in die Häuser der Großen seines Reiches. — Die zwölf heiligen Säulen der christlichen Kirche, die Apostel, sie waren gewählt nicht aus den Reichen, den Mächtigen, den Nächsten des Königs Herodes, sondern aus dem Volke. Und das gute Land, in welchem, um mit dem Gleichnisse Jesu zu reden, der Same der göttlichen Lehre zuerst Wurzel faßte und Früchte trug; es waren nicht Herodes und seine Diener, nicht die mächtigen Pharisäer, nicht die reichen Sadducäer, nicht die stolzen Priester, sondern es war das Volk. Und als sich das Christenthum über Judäa's enge Grenzen hinaus verbreitet, und von den Aposteln zu den Völkern des römischen Weltreiches gebracht ward; so faßte es auch hier hauptsächlich zuerst im Volke feste Wurzel. Nicht die römischen Kaiser, nicht ihre Statthalter und Landpfleger waren es, die es aufnahmen; sie verfolgten es vielmehr mit allen Mitteln ihrer Macht; sondern das Volk war es, das der Stimme Gottes zuerst Ohr und Herz öffnete, und nur erst als fast die Hälfte der römischen Welt von dem Christenthume erleuchtet war, zu Anfange des vierten Jahrhunderts, drang es auch zu dem kaiserlichen Throne. — Blicken wir endlich auf die segensreiche Erneuerung des wahren Christenthums im sechszehnten Jahrhunderte, oder auf die Reformation; waren nicht Luther und

Melanthon, Zwingli und Calvin und andere fromme Männer, durch welche Gottes Hand wirkte, Männer aus dem Volke, fromme Zöglinge des häuslichen Lebens?

So viel Großes und Gutes daher auch die höhern Stände in der menschlichen Gesellschaft geliefert, so viel auch sie sich Verdienste namentlich um die Verbreitung des Christenthums und die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts erworben haben; so klar ist es doch, daß der Kranz solcher hoher Verdienste jedem Stande blüht, auch dem niedern. Das heutige Fest feiert also eine Anstalt, die im Volke entstand; es erweckt dadurch in jedem, welches Standes er auch sey, das erhebende Gefühl, daß die göttliche Vorsehung keinem den Weg zum Verdienste verschlossen hat, wenn er nur den Weg der Gottesfurcht und des Fleißes betritt, und sich nicht selbst durch Trägheit und Laster erniedrigt. Welche Aufforderung aber an Alle, die nicht durch Stand und Macht erhaben sind, sich selbst dadurch zu ehren, daß sie sich mit Kenntniß, Redlichkeit und Frömmigkeit schmücken!

38.

Uebergang zu den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form.

Kein Begriff ist von jeher von den Aesthetikern so verschiedenartig bestimmt worden, als der Begriff der Schönheit. Bald sollte sie in der Nachahmung der Natur (nach Batteux), bald in dem Sinnlich-Vollkommenen (nach der Wolfischen Schule), bald in dem Wohlgefallen an einer Form ohne alles sinnliche Interesse (nach der Kantischen Schule), bald in der Hervorbringung des Idealen

aus dem Absoluten durch die schaffende Kraft des Geistes (nach den Anhängern des Identitätssystems) bestehen. In eine Philosophie der Sprache kann aber nicht die Theorie des Schönen gehören, inwiefern diese die Unterlage der Aesthetik, als Wissenschaft, so wie aller einzelnen Künste bildet, sondern nur: worin, in Hinsicht auf Darstellung durch Sprache, die Schönheit der stylistischen Form besteht, und dieser, nächst der logisch-grammatischen Richtigkeit, das Gepräge der Vollendung (der Classicität) giebt.

Obgleich in Beziehung auf eine vorhandene Form der Sprachdarstellung der Begriff der Schönheit objectiv genommen, d. h. von einem vorhandenen Erzeugnisse in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit ausgesagt wird, daß dasselbe schön sey; so ist doch, an sich betrachtet, das Schöne ganz subjectiv: theils inwiefern der Urheber einer vollendeten stylistischen Form dieselbe in Angemessenheit zu der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit der in ihm wirksamen drei geistigen Vermögen hervorbringt; theils inwiefern in jedem, welcher von der Schönheit einer vollendeten Form ergriffen wird, die drei geistigen Vermögen bewegt, gerührt und erschüttert werden. Wir tragen daher, sobald wir von einer objectiven Schönheit reden, unsern bei der Anschauung der Form im Bewußtseyn wahrgenommenen subjectiven Zustand auf die Form selbst über.

Wir sagen aber, nach vier einzelnen Kennzeichen, von einer stylistischen Form aus, daß sie schön sey: wenn nämlich (und dies ist die unterste Stufe des Schönen) die Form in der Anschauung (d. h. in der unmittelbaren Wahrneh-

mung) einen wohlthuenden Reiz auf den äußern oder innern Sinn bewirkt; wenn sie ferner in dem Gefühlsvermögen eine höhere Bewegung und Rührung hervorbringt; wenn sie weiter die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt, und wenn endlich der Stoff, vermittelst der Form, idealisirt erscheint. Wir bezeichnen, im wörtlichen Ausdrucke, das Schöne, inwiefern es blos in einem wohlthuenden Reize bei der Anschauung der Form sich ankündigt, unter dem Begriffe des Angenehmen. Sobald aber in der vollendeten Form uns das warme Gefühl ihres Urhebers anspricht, und, vermittelst der Form, eine ähnliche Bewegung des Gefühlsvermögens in uns hervorgebracht, oder, durch das in der vollendeten Form für die Einbildungskraft enthaltene Bild, unsre Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt wird; sobald kommen auch der stylistischen Form die höhern Grade der Schönheit zu. Der höchste Maasstab aber, den wir an die Vollendung der Form halten, ist der Maasstab des Idealischen, sobald nämlich dem Stoffe in der Darstellung eine größere Vollkommenheit ertheilt wird, als ihm in der Wirklichkeit zukommt. Denn alles Idealische erhebt über das Wirkliche, und in diesem Sinne kann man sagen: Schön ist diejenige Form, welche in der Anschauung das Idealische darstellt, oder: die Schönheit der Form besteht in der Darstellung des Idealischen für die Anschauung.

39.

Fortsetzung. Ueber den Geschmack.

Wir nennen aber diejenige Thätigkeit der menschlichen Urtheilskraft, welche eine stylistische Form nach

ihrer Angemessenheit oder Nichtangemessenheit zu dem Gesetze der Form beurtheilt, den Geschmack; denn das Geschmacksurtheil entsteht durch die Beziehung der angeschauten Form vermittelst der Einbildungskraft auf das Gefühlsvermögen, und ist der wörtliche Ausdruck dieser Beziehung, inwiefern durch dasselbe das subjectiv wahrgenommene Wohlgefallen oder Mißfallen an der Form bezeichnet wird. Ob nun gleich durch die gleichmäßige Entwickelung, Bildung und Uebung der gesammten geistigen Vermögen, besonders aber der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens, der Geschmack sehr geläutert und berichtigt werden kann; so läßt sich doch — ungeachtet der Allgemeingültigkeit des Gesetzes der Form — über die Gegenstände des Geschmackes nie völlige Uebereinstimmung erwarten, weil der Geschmack ganz individuell ist, und deshalb eben so von dem ursprünglichen Verhältnisse der geistigen Vermögen gegen einander bei den verschiedenen Individuen, wie von den mannigfaltigen Bedingungen der Ausbildung dieser Vermögen von der Zeit der Kindheit an bis zum männlichen Alter, und eben so von häuslichen und örtlichen, wie von bürgerlichen und öffentlichen Verhältnissen, nach dem mächtigen Einflusse der Religion, der Staatsverfassung und der Volkssitten auf die Darstellung aller sinnlichen und geistigen Zustände der Menschen durch Sprache, abhängt. Nur daraus läßt sich erklären, wie, bei aller Verschiedenheit der Völker und Sprachen des Alterthums und der neuern Zeit, dennoch Homer, Pindar, Plato, Demosthenes, Cicero, Cäsar, Horaz, Virgil, Milton, Shakespeare, Thomson, Hume, Robertson, Gibbon, Fenelon, Bos-

suet, Massillon, Bourdaloue, Flechier, Calderon, Alfieri, Gellert, Klopstock, Wieland, Göthe, Schiller, Garve, Engel, Reinhard, und hundert andere Classiker, nach einem und demselben Gesetze der Form beurtheilt werden müssen.

Weil aber theils die Stoffe, die vermittelst der Form dargestellt werden, sehr mannigfaltig und vielseitig, theils die darstellenden Schriftsteller, nach ihrer Individualität und nach den Graden ihrer Bildung und Reife, sehr von einander verschieden sind; so kann auch das Schöne in der Form nicht bei jeder Form der Sprachdarstellung unter gleichen Bedingungen sich ankündigen, — d. h. es können von den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form nicht alle in jeder einzelnen stylistischen Form vorhanden seyn, ja einige dieser Eigenschaften (§. 29.) schließen durch ihr Daseyn das Daseyn anderer Eigenschaften der Schönheit der Form von derselben aus.

40.

β) Die untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form.

1) Die freieste Versinnlichung des Stoffes.

Schon an sich und im Allgemeinen (§. 24.) gehören die möglichst höchste Versinnlichung des Stoffes und die möglichst höchste Freiheit in der Bewegung, unter welcher der Stoff erscheint, zu den Grundbedingungen der Schönheit der Form. Im Besondern aber wird ein dargestellter Gegenstand vermittelst der Form frei versinnlicht, sobald die

Einbildungskraft denselben, theils nach seiner bestimmt ausgedrückten Eigenthümlichkeit, theils nach seiner ganzen stylistischen Umgebung innerhalb des abgerundeten Periodenbaues, unter der Einheit eines vollendeten Bildes aufzufassen und festzuhalten vermag, so daß für die innere Anschauung ein vollständiges Bild vermittelt wird, das alle Lücken, alle Verworrenheit und Dunkelheit von sich ausschließt. Der niedere Grad dieser Versinnlichung, wie er gewöhnlich in der Sprache der Prosa getroffen wird, heißt Lebhaftigkeit, der höhere Grad aber, der nicht selten die Gebilde aus der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit bezeichnet, heißt Feuer. Wo dieser Grad der stylistischen Versinnlichung getroffen wird; da wirkt die Form der Sprachdarstellung gewöhnlich nicht blos auf das Gefühlsvermögen, sondern auch auf das Bestrebungsvermögen.

Eigenthümlich ist es dieser freiesten Versinnlichung des Stoffes, als untergeordneter Eigenschaft der Schönheit der Form, weshalb sie auch als die erste derselben aufgeführt wird, daß sie mit allen übrigen untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form (mit dem Erhabenen, Rührenden, Komischen ꝛc.) verbunden werden kann, weil jede besondere Eigenschaft, unter welcher das Schöne innerhalb der Form sich ankündigt, der mehr oder weniger stärkern Versinnlichung bedarf.

Beispiele.

a) Trinkgedicht von Jo. Chstn. Günther (der bereits im Jahre 1723 im noch nicht vollendeten 28sten Lebensjahre starb. S. s. Gedichte, 3te Aufl. Bresl. u. Leipz. 1742. 8. S. 197.),

als Beispiel der Lebhaftigkeit in der dichterischen Form.

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bei Ros' und Myrthen.
Fort, Amor, wirf den Bogen hin,
Und komm, mich eiligst zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang ich hier noch bin?

Komm, bring' ein niedliches Kaffee,
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nektar, in Krystallen!
Seht, wie die kleinen Perlen stehn!
Mir kann kein beßrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieser Muschel gehn.

Mein Alter ist der Zeiten Raub,
In kurzem bin ich Asch' und Staub;
Was wird mich wohl nachher ergötzen?
Es ist, als flöhen wir davon.
Ein Weiser muß das Leben schätzen,
Drum folg' ich dir, Anakreon.

Werft Blumen, bringt den besten Wein,
Und schenkt das Glas gestrichen ein,
Und führt mich halb berauscht ins Bette.
Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? wo bleibt Brunette?
Geht, hohlt sie, weil der Tag schon sinkt!

b) Herzrührender Bericht des Buchbinders Hobelmann zu Krähwinkel, wie er durch das verdammte Zeitungslesen seine Braut verloren, und schier an den Bettelstab gebracht worden sey; allen erpichten Zeitungslesern und

erhitzten Zänkern über den großen Weltzank zu lehrreicher Warnung und heilsamer Abschreckung von ihm selbst mit vielen Schmerzen zu Papiere gebracht (Von einem Ungenannten in der Zeitung für die elegante Welt, 1809. S. 145, kurz nach der Schlacht bei Wagram geschrieben). Als Beispiel der Lebhaftigkeit in der erzählenden Form.

An meinem ganzen Unglück ist niemand anders Schuld, als der Herr Kellerpachter und Schützenhauptmann Platzmaul allhier. Er hatte eine Leih- und Lesebibliothek, die seit Jahr und Tag weder geliehen noch gelesen wurde, und da machte ihm ein durchreisender Fremder, dem er die Stockung in der Lectüre und in seiner Nahrung klagte, den vermaledeiten Vorschlag, ein Museum zu etabliren. Wir alle in Krähwinkel wußten nicht, was das für ein Ding sey, aber der Herr Schützenhauptmann trug es beim letzten Königschießen vor, und sagte: „ein Museum hat den Namen von alten Jungfrauen, genannt Musen; deren waren neun Stück vorhanden; auch hatten sie viele Verwandte, als Grazien, Furien und andere dergleichen Nymphen, welche aber allesamt unverehelicht geblieben sind. Von dieser Sippschaft schrieb und trieb nun jede etwas anderes zum ergötzlichen Zeitvertreibe; daher heißt heut zu Tage Museum ein Ort, wo hunderterlei Zeug unter einander gelesen wird, vorzüglich aber in den jetzigen Zeiten politische Zeitungen, immaßen die Hamburger, die Erlanger, die Nürnberger, die Berliner, die Prager, die Frankfurter, der Hallesche Courier und der Altonaer Merkurius heut zu Tage das vorzüglichste Musenfutter sind, und es ist eine Schande für einen Ort wie Krähwinkel, daß noch kein Museum in seinen

Mauern sich befindet. Ja ich sage Ihnen auf Ehre, was die Rumforder Suppenanstalt, die ein hochpreißlicher Magistrat bei uns eingeführt hat, für den Bettelmannsmagen ist; das ist solch ein Museum für den Geist — so zu sagen, eine wahre Seelenmast, eine Gemeinhut für Genies, und da in diesen betrübten Zeiten alle dumme Teufel Genies werden müssen, so wird eine ehrsame Bürgerschaft, und vorzüglich ein löbliches Schützencorps meiner Meinung beistimmen." — Aber sie waren alle stumm. — Da sagte der Herr Kellerpachter und Schützenhauptmann, für einen guten Trunk werde er schon sorgen, und in der Nebenstube solle immer ein angezapftes Faß stehen, — und da sagten sie alle ja.

Das neue Museum kam in Aufnahme, und ich trat zu meinem Unglücke auch dazu. Eigentlich that ich es hauptsächlich, um zu meinem Gelde zu kommen; denn ich hatte bei dem Herrn Kellerpachter noch fünf Thaler zu fordern für Bücher, die ich für seine Lesebibliothek gebunden hatte, und er sagte mir, er könne mich nicht bezahlen; aber wenn ich das Geld ablesen wollte, so wäre er mit Vergnügen bereit, meinen Geist für die besagten fünf Thaler bestens zu cultiviren, auch könnte ich unter meinem Namen den Titel Mitglied des Museums zu Krähwinkel setzen, und mich in der Kirche so aufbieten lassen, wenn ich gesonnen wäre, mich zu verehelichen. Ich war wirklich so gesonnen, und dachte, es würde mir eher zur Frau helfen, wenn ich ihr den Titel Frau Mitgliedin anbieten könnte. So wenig sieht das arme Thier, der Mensch, sein Schicksal voraus; denn gerade diese verdammte Mitgliedschaft brachte mich um meine Braut. Doch ich will mein Unglück ordentlich und mit Gelassenheit erzählen.

Im Anfange ging alles recht gut. Die Honoratioren und fast das sämmtliche Schützencorps zu Krähwin=

kel kamen in der Abenddämmerung in die Stube linker Hand auf dem Rathskeller, wo der Herr Kellerpachter drei nackende Jungfrauen über die Thür hatte mahlen lassen, wovon die eine der hochansehnlichen Gesellschaft unverschämter Weise die hinterste Ansicht zukehrte; er sagte, das sey eine antike Gewohnheit und der neueste Geschmack, und berief sich auf ein Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, wo dieselbe freundschäftliche Stellung auf dem Titel zu ersehen wäre. Ich glaube, er nannte die unverschämte Person eine Grazie. Diese Stube nun hieß das Museum. Das Bier war anfänglich gut. Die besagten Zeitungen lagen auf dem Tische. Wir lasen und erstaunten, daß alle die Zeitungsschreiber so einig waren, wie ein Herz und eine Seele. Was der eine geschrieben hatte, schrieb der andre nach; was der eine lobte, lobte der andre; es war eine Freude, wie wohl eine langweilige. Der Herr Untersteuereinnehmer, der seinen Privatfleiß mit löblichem Eifer an Gimpel wendet, und das unschuldige Vieh nach einer neuen Methode Stückchen pfeifen lehrt, beliebte oft scherzweise zu sagen, es käme ihm bei diesen Blättern vor, wie in seiner Gimpelstube, sie pfiffen alle das Trompeterstückchen! — Ach wären sie doch einig geblieben; so wäre viel Zank und Streit in Krähwinkel erspart worden, und ich armer Teufel wäre noch in guten Umständen. Doch ich wollte ja gelassen in meiner Erzählung fortfahren.

Der Krieg ging los. Da gabs nun verschiedene Berichte. Die Zeitungsschreiber, die vorher so einig gewesen waren, widersprachen einer dem andern, und sich selbst dazu. Was hier wahr war, war dort falsch; was heute geschrieben wurde, war morgen eine Lüge; was einer so erzählte, erzählte der andere anders, und diese Uneinigkeit steckte in Kurzem das ganze Museum zu Krähwinkel auf eine solche betrübte Weise an, daß sich

ein paarmal einige hitzige Honoratioren schlugen, um die Frage zu entscheiden, wer geschlagen worden wäre; ja daß selbst der Museumsvater (so nannte sich der Unternehmer), der noch zugleich Schützenhauptmann war, und manches vom Militair zu erklären wußte, eine ungeheuere Ohrfeige in die linke Flanke bekam, weil er nicht glauben wollte, daß der Angriff da geschehen könne. — Aber er ließ sichs gefallen; denn seit die Unruhe unter uns gekommen war, wurde das Museum zahlreich besucht, und man trank in der Hitze sein Bier hinunter, ohne zu wissen, ob es sauer oder süß war.

Auch mich, den friedfertigsten Mann in ganz Krähwinkel, einen redlichen Buchbinder, dessen ganzes Metier im Zusammenheften und Vereinigen besteht, und der nur die Geisteswerke schlägt, um sie in einen bessern Band zu bringen; ja auch mich ergriff unseliger Weise diese verteufelte Zanksucht, und noch dazu war mein Gegner niemand anders, als mein zukünftiger Schwiegervater, der Kirchenvorsteher und Nadlermeister Bacbuc. Dieser äußerst malitiöse Mann hatte eine Tochter von zwanzig Jahren, um die ich aus zwei Ursachen freite; nämlich erstlich weil sie recht hübsch war, und man ihr in ganz Krähwinkel nichts nachsagen konnte, was viel war, und zweitens weil mir der Vater zu meinem Etablissement hiesigen Orts 150 Gülden als Darlehn zu sechs Procent gegeben hatte, worüber der Wechsel verfallen war, und ich mir die Quittung vor dem Altare zu hohlen gedachte. Ja es war alles so ziemlich richtig, und ich war ein gemachter Mann, und die ganze Stadt sah mich bereits als den Schwiegersohn des Herrn Kirchenvorstehers an, auch hatte mich dieser schon ein paarmal auf dem Museum Herr Sohn genannt. Da muß mich der Teufel reiten und mir das unsägliche Unglück

über den Hals schicken! Doch ich will mein Elend gelassen weiter erzählen.

Es war an einem Sonntage, als ich mit meiner Braut und meinem Schwiegervater aufs Dorf ging, weil dort besseres Bier war, wie im Museum, wo es alle Tage saurer wurde. Das gleiche Bedürfniß zog viele dahin. Denn kaum hatten wir uns hinter den Tisch gesetzt; so trat ein Mitglied nach dem andern herein und ließ sich Bier geben, und weil dieses, wie gesagt, weit besser war, so wurden wir auch weit hitziger, wie das Zeitungsgespräch auf das Tapet kam. Meine Braut saß neben mir am Tische, und mein Schwiegervater gerade gegen über. Wir sprachen von der Stellung an der Donau, und besonders von dem Brückenkopfe am jenseitigen Ufer. Mein Schwiegervater, der viel mit Kopfarbeit zu thun hatte, denn er machte alle Tage viele tausend Nadelköpfe, wollte alles besser wissen, und sagte, es müsse eigentlich Brücken k n o p f heißen, weil die Brücke daran befestigt würde. „Das ist ohne Kopf gesprochen", fuhr ich heraus, und erklärte, der Brückenkopf wäre eine Schanze. Mein Schwiegervater sagte, das sey albern geredet, und wurde sehr malitiös; aber der Teufel verblendete mich, und ich fuhr fort, weil mir alle zuhörten. Um nun das Ding deutlicher zu machen, nahm ich meinen Bierkrug und goß eine Donau auf den Tisch. Das ist die Donau, sagte ich; hier — und nahm den Fächer meiner Braut — ist der Brückenkopf. „Knopf" fiel mein Schwiegervater ein. Kopf! Kopf! schrie ich, „Narrenkopf" sagte der Schwiegervater. Ich wurde sehr erbittert, aber ich fuhr gelassen fort: hier ist Wien, indem ich den Strickbeutel meiner Braut an den Rand des Flusses schob, und hier ist die Insel Lobau, und legte die Brille meines Schwiegervaters ins Bier. „Eselskopf, meine Brille" schrie

der erboßte Mensch. Ich zitterte vor Wuth. Hier stehe ich, sagte ich, und schieße über die Donau. „Das soll der Narr wohl bleiben lassen.“ Eine Bombe reicht hin, schrie ich ganz außer mir, und nahm den Bierkrug, und — Gott weiß, wie es zuging — wie eine Bombe flog der Krug über den Tisch meinem Schwiegervater, dem Kirchenvorsteher, an den Kopf, und die Donau trat über, überschwemmte den ganzen Tisch, den Strickbeutel, den Fächer, nämlich Wien und den Brückenkopf, und ergoß sich in den Schoos meiner Braut, der dadurch gewissermaßen das schwarze Meer vorstellte, aber Gott weiß es wider meinen Willen. Die Insel Lobau, nämlich die Brille meines Schwiegervaters, war bei der Kanonade zerbrochen. Alle Mitglieder des Museums schlugen sich ins Mittel, um Waffenstillstand und Frieden zu bewirken, aber alles umsonst; die einzige Bombe über die Donau hatte mich auf Zeitalebens ruinirt. Mit der Heirath wars vorbei. Meine Braut weinte unzählige Thränen über ihr Kleid, und keine einzige über mich. Am andern Morgen forderte der malitiöse Mann sein Geld, und da die Zeiten für die Literatur schlecht sind, und mehr rohe Bücher gelesen werden, als gebundene; so konnte ich es nicht schaffen, und mußte in den Schuldthurm wandern. Hier sitzt nun das Mitglied des Museums zu Krähwinkel gefangen bei einer Bataille an der Donau von Bier, und es geht ihm schlimmer, wie allen, die an der wahren Donau gefangen sind. Vielleicht finden sich mitleidige Zeitungsfreunde, die in eben solchen Händeln gesteckt haben, und einen ehrlichen Mann unterstützen, der als angehender Artillerist durchs Bombenwerfen an den Bettelstab gebracht worden ist.

c) Bruchstück aus Jo. Casp. Lavaters erster Predigt S. 11, bei Anlaß der Vergiftung

des Nachtmahlweins (am 12. Sept. 1777 zu Zürich) gehalten. (Beide Predigten erschienen Leipz. 1777. 8.) — Beispiel des Feuers in der Sprache der Beredsamkeit.

— O Geheimniß der Bosheit, was ist dir unmöglich? Sie ist geschehen, geschehen, die verruchteste aller Thaten! Ein Mann Belials — allwissender Gott! Du weißt, wie viel Gräuelthaten er begangen haben muß, ehe er zu dieser letzten und schrecklichsten reif war! — ein Mann Belials stahl sich neben Gräbern und Grabsteinen vorbei, im Dunkeln, in der Stunde der Mitternacht, hinein in den Tempel, wo Gott angebetet, Jesus Christus verherrlicht wird, der Geist der Gnade wirksam ist! Ein Mann Belials trat leise daher unter den hohen Gewölben des stillen feierlichen Tempels, der auf Gebete und Lobpreisungen, Gelübde und Bußthränen *) einer ganzen Gemeinde wartete. Ihn schreckten nicht Schauer der Einsamkeit und nächtliche Stille; kein leicht entstehender Wiederhall seines einsam daher tönenden Fußtritts; keine Furcht vor seinem eignen Schatten an dem düstern Lichte, das ihm zu seiner Gräuelthat leuchtete; keiner der Todten Gottes, die rings um ihn her unter der Erde ruhten; ihn schreckte nicht der Gedanke an deine Allwissenheit, Allsehender Gerechter!

Hinein oder herab stieg er, der Verruchte, im Dunkeln, mit dem Lichte in der einen, in der andern Hand Tod und Verderben, im Herzen die Hölle; und ging und nahete sich — wohin? wozu? zu dem heiligen Steine, aus welchem neugebohrne Christen das Zeichen der Einweihung zu Gottes Kindschaft und zur Unsterb-

*) Die Abendmahlsfeier, bei welcher die Vergiftung des Weins entdeckt ward, geschah am Bußtage.

lichkeit empfangen; zu dem heiligen Steine, bedeckt diesmal und zubereitet zum Mahle der Liebe und des Bundes, der Versöhnung und Gnade! — Daß kein Wetterstrahl von dir ausging, Allgerechter im Himmel! Daß deiner Tausenden, die um deinen Thron stehen, keiner sich losriß, mit blitzendem Schwerte den Vermessenen zu zerstücken, da ers wagte zu vollbringen den Gräuelgedanken, der sein Herz mit Satans Freude erfüllte, da er hinstellte sein Licht auf den Boden, sich wieder aufrichtete und hervorzog aus seiner Tasche, oder seinem Busen — Was? Red' ich Lügen oder Wahrheit? — Was? Wer will der Sache Namen geben? Was? — Teufelsgemisch, gekauft und gesammelt an einem Tage, wo er Gott fluchte, und zusammengewogen in einer Stunde, wo der Satan vor ihm in Hohngelächter ausbrach. Daß von deiner Rechten, o du, der Augen hat wie Feuerflammen, kein Gebein zersplitternder Donner daher fuhr, schwarz zu brennen das Mark des Gewissenlosen, der nun seine eine Hand ausstreckte nach dem geweihten Becher, und mit der andern ihn befleckte mit Gräuel und Verderben, — daß ihm seine Rechte nicht erstarrte, da er seinen Grimm bereitete in dem Kelche des Herrn; und unterdessen sich in dem Gedanken segnete: Morgen! Morgen! Welch ein Tag wird es seyn! ein Tag des Schmerzens und der Wehklage! Und ich, ich hab' es im Dunkeln vollbracht — —

Der Verbrecher wollte Schmerzen und Wehgeheul; er wollte Tod und Verderben, Tod und Verderben durch das Mahl der Liebe; Tod und Verderben durch das Zeichen und Pfand des Blutes der ewigen Liebe und Versöhnung; Tod und Verderben Vieler; Tod und Untergang der Lehrer und Vorsteher der Kirche. — O allgütiger Vater im Himmel! Welch ein Tag des Entsetzens wäre der Tag der Buße gewesen, wenn dem Satan

sein Anschlag gelungen wäre, wenn dort ein Vater unter schreienden Schmerzen seinen flehenden Kindern, eine Gattin ihrem jammernden Geliebten, ein Bruder dem Bruder, eine Schwester den Schwestern, hier ein Bräutigam seiner Braut, Lehrer ihren Gemeinden, durch einen entsetzlichen Tod entrissen, ganze Familien hingerafft, ganze Schaaren verlassener Waisen geworden wären! Nicht ausdenken dürfen wir! Herr Jesus! welche That! Einen Menschen vergiften zu wollen, einen Mitbürger, einen Christen, eine ganze oder halbe Gemeinde der Christen, Lehrer der Christen — vergiften zu wollen! Aus Bosheit? aus Rache? aus Gewinnsucht? aus welcher Höllenabsicht? — Wer kanns ergründen! O Geheimniß der Bosheit! O Gottesvergessenheit! Die Geheimnisse deiner Gräuel sind unergründlich, wie die Geheimnisse der Erbarmung Gottes!

41.

2) Die Natürlichkeit.

Als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit der Form kündigt sich die Natürlichkeit an, sobald die einzelnen Theile der Sprachdarstellung so leicht an einander sich anschließen, und so unvermerkt in einander verschmelzen, daß man die Uebergänge der Verbindung so wenig, wie in den organischen Formen der Natur, zu erkennen vermag. Denn wie in den Gebilden der Natur alle einzelne Theile aufs innigste zu Einem Ganzen verbunden sind, der eine Theil nur um des andern willen da ist, durch und mit dem andern bestehet, und nirgends Zwang, Härte, Erkünstelung, Schwerfälligkeit und Trockenheit getroffen wird; so soll auch in der Darstellung durch Sprache das Einzelne einfach, leicht, zwang-

los und innig zum Ganzen verbunden seyn, damit man die natürliche Folge der verschiedenen Theile vermittelst der Anschauung wahrnehmen und mit Wohlgefallen dabei verweilen kann. Diese Natürlichkeit setzt aber eine hohe Sicherheit, Fertigkeit und Gewandtheit in der Behandlung des darzustellenden Stoffes voraus.

Beispiel von Bürde (geistliche Poesieen, S. 22. Bresl. 1787. 8.)

Ich kam aus meiner Mutter Schoos,
Ein Sohn der Schmerzen, nackt und blos,
Mit Schwachheit angethan;
Ich kam ins ungekannte Land
Des Lebens, meinen neuen Stand
Trat ich mit Thränen an.

Ich wußte nicht woher? wohin?
Noch schlummerte Gedank' und Sinn
Unthätig, weich und zart;
Der Blume, die allmählig sich
Am Sonnenstrahl entfaltet, glich
Ich Blume höhrer Art.

Die Blüthenzeit ging schnell vorbei,
Der Kindheit süßes Einerlei,
Der Jugend Frühlingstraum;
Ich wurzelte, bei Sonnenschein
Und Sturm, ins Leben tiefer ein;
Die Blume ward ein Baum.

Einst Kind, nun Mann! — wie fern, wie tief
Liegt mir die Bahn, die ich durchlief!
Durchlief — an wessen Hand? —
Du warst mir allenthalben nah,

O du, den nie mein Auge sah,
Und doch mein Herz empfand!

Du Unsichtbarer über mir!
Ich kam von dir, ich geh zu dir;
Du weißt es, wie und wann?
Mein Leben welkt dahin, wie Laub;
Du bists, der aus des Todes Staub
Mich neu beleben kann.

Ich wandle freudig meinen Pfad;
Der bis hieher geholfen hat,
Hilft wahrlich fernerhin.
Dort werd' ich unverhüllt ihn schaun;
In diesem seligen Vertraun
Ist Sterben mein Gewinn!

42.

3) Die Mannifaltigkeit.

Die Mannigfaltigkeit ist in dem Kreise der untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form, was die Klarheit ist in der Reihe der untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit. Denn wie die Klarheit darin besteht, daß man nicht nur den gedachten Gegenstand an sich deutlich erkennt, sondern auch die einzelnen Merkmale desselben (die Theilvorstellungen) mit Sicherheit auffaßt; so beruht die Mannigfaltigkeit, als ästhetische Eigenschaft, darauf, daß, nächst dem Auffassen des dargestellten Gegenstandes unter der Einheit einer ästhetischen Form, auch die einzelnen Theile des Stoffes, als Theile, d. h. als Glieder eines größern Ganzen, in der Anschauung mit Wohlgefallen betrachtet werden; theils wegen der bestimm-

ten Ausbildung und freien Versinnlichung der in diesen Theilen enthaltenen Vorstellungen und Merkmale; theils wegen des Reichthums von Nebenbegriffen, der, in Beziehung auf den dargestellten Hauptgegenstand, in diesen einzelnen Merkmalen enthalten ist; theils wegen der ästhetischen Verhältnißmäßigkeit, in welcher diese einzelnen Theile gegen einander selbst und gegen das Ganze, innerhalb der vollendeten Form, erscheinen. Durch die ästhetische Eigenschaft der Mannigfaltigkeit wird also bewirkt, daß die einzelnen, unter sich oft sehr wesentlich verschiedenen, Theile eines stylistischen Ganzen als Theile wohlgefallen, und auf Einbildungskraft und Gefühlsvermögen einen wohlthuenden Eindruck hervorbringen, ohne daß dadurch der Gesammteindruck der ganzen Form der Sprachdarstellung vereinzelt, oder gehemmt, sondern vielmehr, nach der gleichmäßig durchgeführten Vollendung der Theile gegen das Ganze, erhöht und gesteigert wird.

Beispiel.

Arkona von Kosegarten (nach der neuesten Bearbeitung im achten Theile s. Dichtungen, S. 93).

Die Sonne neigte sich. Zu athmen nach der Schwüle
Und nach der Last des Tags des Abends frische Kühle,
Entriß ich lechzend mich der Mauern dumpfem Brand,
Und wandelte hinab zum schöngebognen Strand.
Kein Lüftchen kräuselte des Meeres Spiegelglätte.
Der Seehund sonnte sich auf dem granitnen Bette.
Die Taucher plätscherten, es scherzten Möw' und Schwan
Im blauen Ocean.

Und tiefer sank die Sonn': Getaucht in Rosengluth,
Bespült den rauhen Fuß mit düstergrünen Fluten,
Lagst du, der Väter Stolz, der alten Rugia
Gepriesnes Kapitol, Arkona, thürmend da.
Ich nahte mich, erklomm des Burgrings schroffe Zacken,
Beschritt mit dreistem Fuß des heilgen Hügels Nacken,
Und schaute schrankenlos fern über Land und See
Ins Unermeßliche.

Wie schwoll die Brust, wie schlug in immer raschern
Schlägen
Dem ungemeßnen Raum das rege Herz entgegen!
Den lautern Aetherstrom, so labend, frisch und rein,
Wie lüstern schlürften ihn der Lunge Röhren ein!
Der eingepreßten Brust entstürzten Felsenblöcke;
Dem zugeschnürten Aug' entrollten Bind' und Decke,
Des Stoffes Rinde borst; der Schwere Fessel sprang *);
Der trübe Nebel sank.

Und tiefer sank die Sonn. Schon küßten ihr die Wange
Der Wogen Wallungen, doch schauernd noch und bange.
Noch warf die Liebende des Abschieds milden Blick,
Den Blick des Lebewohls auf ihre Welt zurück.
Noch glühten, angeblitzt von ihrem letzten Strahle,
Der Dünen Silberschnee, die grauen Heldenmaale.
Jetzt tauchte sie — so taucht ein Menschenfreund ins
Grab —
Die blaue Flut hinab.

Fahr' wohl, allmildes Licht! erseufzt' ich, schaute sehnend
Der Heimgegangnen nach; und staunend, träumend,
wähnend,

---

*) In der frühern Ausgabe lauteten diese zwei Zeilen (entschieden besser):
Der Heimath eingedenk, entschwang das edle Ich
Des Stoffes Banden sich.

Verlor ich mich, bis mir die Wirklichkeit verschwand,
Und rings vor meinem Blick ein selig Eden stand.
Ein magisch Licht umschwamm die schimmernde Musive
Der Landschaft; sanft verschmolz in blauer Perspective
Die Ferne; rings umfloß ein heilig Dunkelklar
Arkonens Hochaltar.

Noch stand ich aufgelöst in ahnungstrunknes Staunen;
Da hört' ich mir ins Ohr wie Geistgeflüster raunen:
Knie nieder und bet' an! Ich kniet' ins falbe Moos
Und also rang es sich aus meinem Innern los:
„O du, wie nenn' ich dich, dem alle Adern wallen,
Und alle Herzen glühn und alle Zungen lallen —
Zeus, Tien, Manitu, Allfader, Brama, Foh *),
Jehova, Allah, O!"

„Sey wer du seyst, du bist! Ja, Wesen aller Wesen,
Ich glaube, daß du bist! Ich glaub' und bin genesen!
Ruhlechzend lehnt an dir der grübelnsmüde Geist,
Den rastlos der Begriff in ewgen Wirbel reißt.
Mag kein Vernunftschluß gleich dein Wie und Wo erklügeln,
Kein Zendavest erspähn, kein Vedam uns entsiegeln,
Mag faseln der Epopt, mag spötteln der Sophist —
Ich glaube, daß du bist!"

Es zeuget, daß du seyst, die Harmonie der Sphären,
Der Himmel ruft's der Erd', die Erde ruft's den Meeren,
Das Meer den Inseln zu, die seine Flut bespült;
Es zeugt's der Donnersturm, das Lüftchen, das uns kühlt;
Die Katarakte zeugts, die wild der Alp' entstrudelt;

*) Die frühere Ausgabe hatte:
O du, der heilig ist, o du, der selig ist,
Ich glaube, daß du bist!

Der Vulkan, dessen Schlund geschmolzne Felsen sprudelt,
Der Eichwald und das Moos, der Lotos und der Tang,
Die Scholl' und der Montblanc.

Es zeuget, daß du seyst, der göttliche Gedanke,
Der jeden Zwang verschmäht und spottet jeder Schranke,
Den Himmel jetzt ersliegt, zur Hölle dann sich senkt;
Das All, sein eignes Ich und dich, Erhabner, denkt.
Die ernste Stimme zeugt's, die nimmer schweigt, noch heuchelt,
Die nie dem Triebe frohnt und nie den Lüsten schmeichelt,
Die, wenn der Sinn sich sträubt, und wenn die Neigung schmollt,
Gebietend spricht: Du sollt!

Ich soll, ich kann, ich will! Die Fessel ist zerbrochen!
Erhabnes Pflichtgesetz, du hast mich freigesprochen!
Nothwendigkeit, dein Sklav streift deine Fesseln ab,
Und schaut, ein Geist, ein Held, ein Gott, auf dich herab.
Verschmäh', Unsterblicher, dem Eiteln nachzuschmachten!
Dir ziemt durch Heiligkeit nach Seligkeit zu trachten!
O du, der heilig ist; o du, der selig ist,
Ich glaube, daß du bist!

So rufend, staunt' ich auf. — Und sieh, des Spatroths Gluten
Erblaßten. Schwer und tief hing auf die schwarzen Fluten
Und auf den Dünenschnee ein Trauerflor hinab.
Noch war erhaben still die Schöpfung wie ein Grab.
Schon rauscht es fern; der Sturm erwacht; die Wogen grollen;
Es blitzt in Süd und West; in Süd und Westen rollen
Die Donner. Dumpf erklingt die hohle Uferwand,
Dumpf Jasmunds Riesenstrand.

Und reißend wie ein Pfeil, geschnellt vom eibnen Bogen,
Kam wie ein Weltgericht das Wetter angeflogen.
In wildem Aufruhr gohr die Luft, das Meer, das Land;
Die Brandung geißelte den schaumbesprützten Strand;
Dem Wolkenschwall entschoß ein Knäuel weißer Flammen;
Ein friedlich Dörflein sank in Schutt und Graus zusammen.
Der Hagel schlug die Saat, und ein entmastet Schiff
Zerschellt' am Felsenriff.

Und durch den lauten Sturm und durch der Donner Dröhnen
Erscholl der Schrei der Angst, des Jammers stumpfes Stöhnen.
Mich wehten Schauder an, mich faßte blitzgeschwind
Und schüttelt' hünenstark der Zweifel Wirbelwind.
Gestemmt auf meinen Grimm, schaut' ich mit bitterm Hohne
Und frevelm Trotz empor zum blitzumschoßnen Throne
Des Donnerschleuderers, und rief mit frechem Spott:
Thor, wo ist nun dein Gott!

Wo ist der Sel'ge nun, der Heil'ge, der Gerechte!
Orkane weckt sein Hauch, sein Schnauben Wetternächte!
Hier raucht des Armen Saat, dort dampft sein Halmendach;
Dort stöhnt ein Scheiternder, gequetscht vom Wellenschlag.
Triumph! den Sel'gen ehrt die Todesangst der Seinen.
Victoria! ihn preist der Unschuld lautes Weinen.
Ihm ist der Wuth Geheul, des Wahnsinns Phrenesie
Erhabne Psalmodie.

So wird dem Sturm die Spreu, so ward ich dir zum Raube,
Megäre, Zweifelsucht. Geknicket war mein Glaube.
Gestaltlos grinzte mich die Schöpfung, ein Tyrann
Der Schöpfer, kalt und starr ein eisern Fatum an.
Von seinem Drachenschweif umschlungen und zerquetschet,
Von Larven angegrinst, von Furien angefletschet,
Mit ausgeschöpfter Kraft und ausgelöschtem Sinn
Sank ich aufs Antlitz hin,

Als hätte rächend mich der Strahl gerührt von oben!
Vom Ouragan umheult, vom Hagelsturm umschnoben,
Lag ich gedankenlos, und mancher schwere Schlag
Erschütterte den Grund, auf dem der Zweifler lag.
Noch immer lauteten des Donners Aufruhrglocken.
Die Flammen leckten mir an den durchnäßten Locken.
Jetzt peitscht' ein Schloßenschwall, und jetzt ein Wolkenbruch
Den Gipfel, der mich trug.

Zwei schwarze Stunden flohn. Jetzt war der Blitze Köcher,
Der Schloßen Schatz erschöpft. Es grollte ferner, schwächer.
Ein lindes Säuseln rann durch die erfrischte Luft,
Und der erquickten Flur entwallte Opferduft.
Ich taumelt' auf. Und sieh, zerrissen war der Schleier
Der andern Welt. So steht an Tagen großer Feier
Ein Allerheiligstes. So stand in höhrer Pracht
Die vollgestirnte Nacht.

Wie strudelte, wie wogt' aus undenkbaren Fernen
Der Orellanastrom von Sonnen, Monden, Sternen!
Wie äugelten so mild aus dem saphirnen Guß
Der weiße Azimech, der rothe Regulus.
Es rollte Welt an Welt, es brauste Sonn' an Sonne;
Ein seliges Gewühl von Leben, Füll' und Wonne.
Es lag das große All stillsäugend, liebewarm
In seines Vaters Arm.

Und weich ward mir das Herz; es schmolz in süßes Sehnen.
Das Auge letzte sich in wollustreichen Thränen;
Zu hoher Freudigkeit erwuchs das kalte Graun,
Der scheue Sklavensinn zu kindlichem Vertraun.
O Vater, rief ich aus, o du, in dessen Armen,
Der Engel und der Wurm und Mensch und Mück' erwarmen,

Dir sinkt dein reuig Kind mit gramgemischter Lust
An die versöhnte Brust!

Gekräftigt stieg ich nun herab vom Prüfungshügel.
Im Osten wehten schon des Morgens Safranflügel.
Im hochzeitlichen Schmuck stand prangend die Natur,
Das Meer ein Amethyst, und ein Smaragd die Flur.
Am trümmervollen Strand, im Schutt verbrannter Hütten
Trat ich ein Retter auf in der Verarmten Mitten.
Ich träufst' in ihren Kelch des Mitleids Honigseim,
Und ging getröstet heim.

43.

4) Die ästhetische Einheit.

Verschieden von der logisch-grammatischen Einheit, die, als untergeordnete Eigenschaft der Richtigkeit der Form, zunächst auf der innern und nothwendigen Verbindung aller einzelnen Theile des Stoffes und auf der syntactischen Vollendung des Periodenbaues, mithin auf technischen (mechanischen) Gesetzen beruht, ist die ästhetische Einheit, welche, gestützt auf organische Gesetze, in derjenigen Vollendung der stylistischen Form sich ankündigt, nach welcher dieselbe als ein organisches Ganzes wahrgenommen wird, in welchem alle einzelne Theile unzertrennlich verbunden und aufs innigste verschmolzen sind, so daß jeder Theil um des andern willen da ist, und durch den für die Anschauung unauflöslichen Zusammenhang aller Theile das Bild der vollendeten Einheit des Ganzen vermittelt wird.

Beispiel von Kuhn in Dresden (im Jahre 1801, nach dem Lüneviller Frieden, gedichtet).

Zum allgemeinen Frieden.

Willkommen uns! du Geist der neuen Aere;
Der Götter schöner Sohn;
Willkommen uns! — der Völker grause Zähre
Wird Lied und Jubelton.

Willkommen uns! denn frohe Nationen
Empfängt dein Tempel nun!
Und betend senken sie die Lorbeerkronen,
Um endlich auszuruhn.

Wir flehen, Mächt'ger, deines Hauptes Binde
Glänzt mild wie Sternenschein;
In deines Mantels schimmernde Gewinde
Hüllt Erd' und Meer sich ein.

Wir flehen, und im Sturm der Freudenlieder
Fliegt eine Götterschaar
Von Frühlingen in jede Zone nieder,
Die ohne Blumen war.

Und teutsche Reben trinken teutsche Lüfte,
Gepflegt von teutscher Hand;
Italien hüllt in Citronendüfte
Sein himmelschönes Land.

Der Schweizer Berge blühn in neuem Frieden,
Mit neuem Grün geschmückt;
Und friedlich wird am Strom der Pyramiden
Die Dattel abgepflückt.

Denn, o, das heilige Gesetz der Staaten
Ist segnend heimgekehrt,
Und freudig mäht die Hand die eignen Saaten
Für eignen goldnen Heerd.

Denn die vom Eismeer und vom Lena kamen,
Und die mit Römermuth
Im Rebenland sich neue Fahnen nahmen,
Getaucht in Feindes Blut;

Und die, gezeugt am alten Troerstrande,
Homero's Sonne sahn,
Und die das Land der Fingalschlachten sandte,
Und Halbgott Ossian;

Und alle Krieger falten ihre Hände,
Und sprechen Ein Gebet,
Indeß die hingeworfnen Feuerbrände
Der Götter Sturm verweht.

Und alle Menschen falten ihre Hände
Hoch in die Lüfte hin,
Und preisen sie die neue Sonnenwende,
Die große Siegerin.

Nun jauchzen wieder heimische Gefilde
Von Spiel und Lied und Scherz,
Und Knaben blühn, nach ihrer Väter Bilde,
An ihrer Väter Herz.

Und Bräute pflücken gern die heilge Myrthe,
Und in dem frohen Blick
Glänzt ruhig das Gefühl der Frauenwürde
Und ihrer Gatten Glück;

Und goldne Harfen rauschen von Gesängen,
Und was die Harfe sprach,
Hallt götterfrei in kühnen goldnen Klängen
Der Nord, der Süden nach.

Denn Alpen, Pyrenäen sind verschwunden;
Denn, jedem Auge nah,

Steht eine Ernte großer Denkerstunden
Im Morgenrothe da;

Durch ganz Europa hin Ein Bund der Liebe,
Ein Herz, Ein großer Geist,
Der waltend, im unendlichen Getriebe,
Es kühn zur Sonne reißt;

Ein Wunsch, Ein Sinn, der alle Völker bindet,
Wie Gottes freie Luft,
Und alle Neger aus den Ketten windet,
Und zu den Brüdern ruft;

Ein Sinn, der Brücken über alle Meere,
In alle Länder schlägt,
Und Menschenlieb' und ihre große Lehre
Zu Irokesen trägt;

Daß Eine Sprache nur auf Erden walle,
Der Liebe Sprache nur,
Und nur Ein Lied den Himmlischen erschalle,
Wie Eins ist die Natur!

44.

5) Die Schattirung.

Als unverkennbares Merkmal des Schönen, mithin als eine untergeordnete Einheit der Schönheit der Form, kündigt sich, bei einzelnen Schriftstellern von sehr feinem Tacte und geläutertem Sinne für das Schickliche, die Fertigkeit an, innerhalb der Darstellung durch Sprache die Unterschiede und Uebergänge zwischen den dargestellten einzelnen Begriffen und Gefühlen so zart zu behandeln, daß sie fast unmerklich erscheinen, und nur dem feineren Gefühle, nach ihrer fast unsichtbaren Abwechs-

lung, Verschmelzung und Steigerung, erkennbar sind. So wie aber diese Schattirungen (Nüancen) innerhalb der einzelnen Theile des dargestellten Stoffes nur einem sehr zarten und gebildeten Geschmacke gelingen werden; so gehört auch zu ihrer Wahrnehmung und ästhetischen Würdigung ein sehr geläutertes Gefühl und ein feiner Sinn.

Beispiele.

a) Frühlingsliebe, von Joh. Heinr. Voß.

Die Lerche sang, die Sonne schien,
Es färbte sich die Wiese grün,
Und braun geschwollne Keime
Verschönten Büsch' und Bäume;
Da pflückt' ich am bedornten See
Zum Strauß ihr, unter spätem Schnee,
Blau, roth und weißen Güldenklee.
Das Mägdlein nahm des Busens Zier,
Und nickte freundlich Dank dafür.

Nur einzeln grünten noch im Hain
Die Buchen und die jungen Main;
Und Kresse wankt' in hellen
Umblümten Wiesenquellen:
Auf kühlem Moose, weich und prall,
Am Buchbaum, horchten wir dem Schall
Des Quelles und der Nachtigall.
Sie pflückte Moos, wo wir geruht,
Und kränzte sich den Schäferhut.

Wir gingen athmend, Arm in Arm,
Am Frühlingsabend, still und warm,
Im Schatten grüner Schlehen
Uns Veilchen zu erspähen:

Roth schien der Himmel und das Meer;
Auf einmal strälte, groß und sehr,
Der liebe volle Mond daher.
Das Mägdlein stand und ging und stand,
Und drückte sprachlos mir die Hand.

Rothwangig, leichtgekleidet saß
Sie neben mir auf Klee und Gras,
Wo ringsum helle Blüten
Der Apfelbäume glühten;
Ich schwieg; das Zittern meiner Hand
Und mein bethränter Blick gestand
Dem Mägdlein, was mein Herz empfand.
Sie schwieg, und aller Wonn' Erguß
Durchströmt' uns Beid' im ersten Kuß.

b) Lied aus der Ferne, von v. Matthisson.
(Gedichte, Ausgabe letzter Hand, S. 189.)

Wenn, in des Abends letztem Scheine,
Dir eine lächelnde Gestalt
Am Rasensitz im Eichenhaine
Mit Wink und Gruß vorüber wallt;
Das ist des Freundes treuer Geist,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

Wenn in des Mondes Dämmerlichte
Sich deiner Liebe Traum verschönt,
Durch Cytisus und Wehmuthsfichte
Melodisches Gesäusel tönt,
Und Ahnung dir den Busen hebt;
Das ist mein Geist, der dich umschwebt.

Fühlst du, beim seligen Verlieren
In des Vergangnen Zauberland,

Ein lindes, geistiges Berühren,
Wie Zephyrs Kuß, an Lipp' und Hand,
Und wankt der Kerze flatternd Licht;
Das ist mein Geist, o zweifle nicht.

Hörst du, beim Silberglanz der Sterne,
Leis' im verschwiegnen Kämmerlein,
Gleich Aeols Harfen in der Ferne,
Das Bundeswort: Auf ewig dein!
Dann schlumm're sanft; es ist mein Geist,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

45.

6) Die Vertheilung von Licht und Schatten.

Der Schattirung verwandt, doch aber in der Ankündigung innerhalb der stylistischen Form von derselben wesentlich verschieden, ist die Vertheilung von Licht und Schatten (oder die ästhetische Farbengebung, nach einem von der Malerei entlehnten Ausdrucke) in der Darstellung durch Sprache. Sie besteht in der, von dem reinsten Schönheitssinne und dem geläutertsten Geschmacke bewirkten, idealischen Hervorhebung und erhöhten Versinnlichung des Hauptgegenstandes, im Gegensatze gegen die, nach ästhetischen Gesetzen berechnete, absichtliche Verdunkelung derjenigen Theile der Form, welche den Hauptgegenstand blos unterstützen und seine stylistische Umgebung bilden sollen. Es bewährt sich daher der sichere Tact und der geläuterte Geschmack des Schriftstellers in der sorgfältigsten Behandlung derjenigen einzelnen Theile in der Darstellung, auf welche Licht oder Schatten fallen soll. Denn da der Schatten in der Sprach=

darstellung nicht seiner selbst, sondern des Lichtes wegen da ist; so verlangt der Ausdruck des Verhältnisses zwischen beiden — besonders aber das eigentliche Helldunkel, oder die kunstvolle Verschmelzung beider in Eins in einzelnen seltenen Fällen — eine sehr sichere Berechnung des beabsichtigten Eindrucks, und setzt eben so eine freithätige Einbildungskraft, wie ein tiefes, gereinigtes Gefühl und eine sehr gereifte Urtheilskraft voraus. Die größte und stärkste Vertheilung des ästhetischen Lichts auf die Hauptgegenstände innerhalb der Sprachdarstellung nennt man den ästhetischen Glanz.

Beispiel aus Klopstocks Messias.

Der Schwur des Messias.

Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsame Nächte
Unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg. Der fromme Johannes
Er nur folgt ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhob sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten.
Rings um nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz.
Und der Seraph, der Jesu zum Dienst auf der Erde gesandt war,

Gabriel nennen die Himmlischen ihn, stand feiernd am Eingang
Zweier umdüfteter Cedern, und dachte dem Heile der Menschen,
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöser
Seinem Vater entgegen vor ihm im Stillen vorbeiging.
Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlösung herankam.
Die Betrachtung entzückt' ihn, er sprach mit leiserer Stimme:
Willst du die Nacht, o Göttlicher, hier im Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach seiner Erquickung?
Soll ich zu deinem unsterblichen Haupt ein Lager bereiten?
Siehe, schon streckt der Sprößling der Ceder den grünenden Arm aus,
Und die weiche Staude des Balsams. Am Grabe der Seher
Wächst dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
Ach wie bist du, Erlöser, ermüdet; wie viel erträgst du
Hier auf der Erd', aus inniger Liebe zu Adams Geschlechte!
Gabriel sagt's. Der Mittler belohnt ihn mit segnenden Blicken,
Steht voll Ernst auf der Höhe des Berges am näheren Himmel.
Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als sie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn sie war es nicht mehr des Fluches Stimme, die Stimme

Angekündet im Sturm und in donnerndem Wetter gesprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unsterblicher Schöne sie einst zu verneuen beschlossen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als blühten sie wieder, nach Edens Bilde geschaffen.
Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
Grenzlos; dies neue vermag des Menschen Stimme zu sagen:
Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage zu größeren Werken erkohren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reih durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schaun bezeichnet, und glänzender schauten.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam, und ohne Geschöpfe,
Waren wir bei einander. Voll unsrer göttlichen Liebe,
Sahn wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter,
Edens selige Kinder, ach unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde.
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von neuem uns schaffen!

Hier erkohr ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Erniedrung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und o Canan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechter der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir; bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen, und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich und einsam
Kommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn;
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödtetest, unempfindbar! Ich seh den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,

Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht, und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt, hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten; so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabnen Throne:
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod ich Ewiger leiden!
Weiter sagt' er, und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: ich will die Menschen erlösen.
Jesus sprach's, und erhob sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruhe und Ernst, und Erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin

Ewig! und schwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben.
Also sprach er und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend
Wie vor dem nahen Gewitter die Erde, sein schweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Christen
Seelen, und süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos, und zur Verzweiflung nur noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geister der Hölle. Da jeder dahinsank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

46.

7) Der Kontrast.

Der Kontrast, als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit der Form, beruht auf der gleichstarken Versinnlichung des Entgegengesetzten von dem, was in der stylistischen Form als Hauptgegenstand erscheint, so daß zwei einander wirklich, oder nur scheinbar widerstreitende Objecte neben oder nach einander in der stylistischen Form aufgestellt und, wo möglich, mit gleichmäßiger Kraft und Stärke des Ausdruckes geschildert werden. Soll aber der Kontrast als Eigenschaft des Schönen wirken; so muß das kontrastirende Verhältniß zwischen den beiden neben einander gestellten Gegenständen sogleich

in der Anschauung aufgefaßt und der psychologische Grund des Kontrastes von der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen im versinnlichten Bilde erkannt werden; denn ein verfehlter Kontrast kann nie als Schönheit wirken. Zugleich darf der Kontrast nur als ästhetisches Mittel zu einem ästhetischen Zwecke gelten; er darf nie als Zweck selbst sich ankündigen, weil dann der vorhandene Kontrast nicht in Harmonie aufgelöset würde. Jeder Kontrast in der stylistischen Form muß nämlich zuletzt, entweder mit dem dargestellten Hauptgegenstande, oder doch mit dem ästhetischen Zwecke des Ganzen ausgeglichen werden, weil er zu diesem Zwecke sich eben so verhält, wie der Schatten zum Lichte in der untergeordneten ästhetischen Eigenschaft der Vertheilung des Lichtes und Schattens innerhalb der Form. Endlich würde ein unaufgelöseter Kontrast in der stylistischen Form das seyn, was eine unaufgelösete Dissonanz im Kreise der Tonkunst wäre.

Beispiel von Christian Fr. Dan. Schubart.

Die Fürstengruft.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln!
Der Fürsten letzter Stolz.

Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Gießt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt stört seine Ruh.
Kein Wetter Gottes spricht mit lauterm Grimme:
O Mensch, wie klein bist du!

Denn seht! hier liegt der edle Fürst! der Gute!
Zum Völkersegen einst gesandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zusammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeister;
Doch kalte Thränen, nur von Stein,
Und lachend grub — vielleicht ein wälscher Meister,
Sie einst dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloschnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht,
Der Menschheit Schrecken! denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.

Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.

Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,
Einst eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden
Wie zwei Kometen stand.

Vertrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,
Drin geiles Blut, wie Feuer, floß,
Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.

Sprecht Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelei'n ins taube Ohr!
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!

Es steht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Womit geschminkte Zofen ihn befächeln,
Schaamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den langen Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeiseln unbetraurt;
Im Felsengrab, verächtlicher als Sklaven,
In Kerker eingemaurt.

Sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und Gottgeschaffne, beßre Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Frohn;

Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederschreibt,
Durch Trommelschlag, durch wälsche Trillerschläger
Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur, und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie.

Die liegen nun in dieser Schaudergrotte
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So stumm! so ruhmlos! noch von keinem Gotte
Ins Leben aufgeweckt.

Weckt sie nur nicht mit euerm bangen Aechzen
Ihr Schaaren, die sie arm gemacht;
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!

Hier klatsche nicht des armen Landmanns Peitsche,
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht!
An diesem Gitter weile nicht der Teutsche,
Der sich vorüberschleicht!

Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
Von fremdem Solde lahm.

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen!
Seyd menschlicher, erweckt sie nicht!
Ha, früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht!

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wann sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräu'l zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt. —

Ihr aber, beßre Fürsten, schlummert süße
Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blüthenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürsten Thaten wiegt!
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Wage,
Drauf eure Tugend liegt.

Ach unterm Lispel eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht —
Wird eure volle Schale sinken nieder,
Wann ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's euch seyn, wann ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seyd zu herrschen werth!"

47.

8) Das Witzige und Scharfsinnige.

Der Witz, inwiefern er zu den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form gehört, besteht in der Fähigkeit, das Verhältniß der Aehnlichkeit zwischen gewissen Gegenständen aufzufinden und zu versinnlichen, die an sich einander ungleich sind. Der Witz stellt also zwei oder mehrere Gegenstände zusammen, die einander entweder blos scheinbar, oder wirklich ungleich sind, und bringt durch die Vergleichung derselben einen Mittelpunct hervor, wo sie einander in gewisser Hinsicht (partiell) gleich sind Er gehört eben so der Sprache der Prosa, wie der Sprache der Dichtkunst nnd Beredsamkeit an, weil er eben sowohl Begriffe des Verstandes und Ideen der Vernunft, wie Bilder der Einbildungskraft, bei aller ihrer ursprünglichen Verschiedenartigkeit und Ungleichheit, doch (bald in einzelnen Wendungen, bald in Wortspielen, bald in Gegensätzen und in Anspielungen) zur Aehnlichkeit bringen kann. Man kann diese Spiele des Witzes in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit den Witz der Reflexion, in der Sprache der Dichtkunst aber den Witz der Poesie nennen. Nur muß der echte Witz, welcher leicht, gewandt, ungesucht, vielseitig, treffend, kurz und kräftig ist, von dem unechten genau unterschieden werden, der sich schwerfällig, erkünstelt, dürftig, verfehlt, gesucht und matt ankündigt. Der echte Witz wirkt wie ein Instinkt der Natur; der unechte Witz ist Zwang gegen die Armseligkeit des eigenen Kopfes. — Mit Ausnahme kleiner stylistischen Formen, namentlich des Epigramms, kann der Witz gewöhnlich

nur einzelne Theile und Gegenstände in einer stylistischen Form, nicht aber das Ganze derselben bezeichnen.

Im Gegensatze des Witzes zeigt sich der Scharfsinn in der Auffassung und Versinnlichung der Unähnlichkeit (oder der partiellen Ungleichheit) gewisser Gegenstände, die an sich einander gleich sind, oder gleich zu seyn scheinen. Er begnügt sich nicht mit der scheinbaren oder angenommenen Aehnlichkeit und Verwandtschaft gewisser Begriffe, Ideen und Bilder; er dringt vielmehr tiefer ein, bis er die Puncte gefunden hat, wo sie einander, bei aller scheinbaren Gleichheit, unähnlich sind. (So ist der Scharfsinn besonders wirksam in der Synonymik, wovon im angewandten Theile gehandelt wird.)

Witz und Scharfsinn sind also, in ihren Ankündigungen und Wirkungen, dadurch verschieden, daß der Witz das scheinbar Unähnliche verbindet, der Scharfsinn das scheinbar Aehnliche trennt. Der Witz wirkt daher im Ganzen mehr für das Anschauungsvermögen, für Gefühl und Einbildungskraft, der Scharfsinn mehr für Verstand, Urtheilskraft und Vernunft. Aus demselben Grunde kann der Witz in den Kreisen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit gleichmäßig walten, während der Scharfsinn zunächst auf die Sprache der Prosa sich beschränkt, der Sprache der Dichtkunst im Ganzen fremd bleibt, und in der Sprache der Beredsamkeit gewöhnlich nur in didactischer Beziehung wirkt.

α) Beispiele des Witzes.

a) Das Bildniß, von Weisse.

Vor seinem Buch giebt Stax uns sein Gesicht
Im wohlgetroffnen Bild zu sehen.

Der gute Mann, wie freudig muß er nicht
An seinem eignen Pranger stehen!

b) Die eigene Lebensbeschreibung, von Weisser.

Was sich mit ihm von Kindheit an begeben,
Das Glück, das er erfuhr, das Unglück, das ihn traf,
Erzählt Sabin — er muß dem Hunger widerstreben —
Erzählt er treulich uns, als eigner Biograph.
Der arme Teufel! Traun! er lebt von seinem Leben.

c) Der Regent, von Pfeffel.

Im Polsterstuhl des Fürsten dehnte
Sich einst sein Hofnarr aus, und gähnte.
Zum Unglück kam der Fürst dazu,
Geführt, wie immer, vom Veziere.
Ei, rief er, Kerl, was treibest du?
Ach nichts! sprach Niclas, ich regiere.

d) vom Pater Abraham a Sancta Clara (im Judas der Erzschelm).

Ich schneid, ich schneid, ich schneid; was aber? ich schneid ab? was? die Nasen? Nein, nein. Constantinus Pogonatus hat seinen beiden Brüdern Heraclio und Tiberio die Nasen abgeschnitten, damit sie nur nicht zur Krone und Regierung gelangen möchten. Das ist crudel und tyrannisch; das thue ich nicht. Ich schneid, ich schneid, ich schneid; was aber? ich schneid ab; was? die Ohren? nein, nein. Petrus hat dem Bösewichte Malcho das Ohr abgehaut, welchen schmerzlichen Schaden der gebenedeite Jesus wieder geheilt hat. Das thue ich nicht. Ich schneid, ich schneid, ich schneid; aber was? ich schneid

ab; was? ich schneide allen Aeltern die Finger ab, damit sie nicht mehr so stark ihren Kindern durch die Finger sehen, sondern dieselben von Jugend auf strafen.

e) vom Pater Abraham a Sancta Clara (im Judas der Erzschelm).

Eine Jungfrau soll seyn und muß seyn wie die Glocken am Charfreitage; muß sich nicht viel hören lassen. Die Männer können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen mutae seyn. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Orgel; sobald diese ein wenig angetastet wird, so schreiet sie. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Spitalsuppe; die hat nicht viel Augen, also soll sie auch wenig umgaffen. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Nachteule; die kommt kein wenig ans Tageslicht. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Licht, welches, versperret in der Laterne, viel sicherer ist als außer derselben. Insonderheit aber soll seyn und muß seyn eine rechte Jungfrau wie eine Schildkröte; diese ist allezeit zu Haus, maßen sie ihre Behausung mit sich trägt.

f) Trostgründe für die Unglücklichen, die am 29. Februar geboren sind, von Lichtenberg (vermischte Schriften, Th. 5. S. 116), etwas abgekürzt.

Man mag sagen, was man will; so ist ein Mensch, der nur aller vier Jahre einen Geburtstag hat, immer kein Mensch, wie andere. Ja, einer der in seinem Leben der Geburtstage zu wenige hat, kommt mir in mancher Hinsicht nicht viel glücklicher vor, als die weitläufige Klasse von armen Teufeln, die der Väter zu viele haben;

denn was ist dem unsterblichen Wesen, das in uns wohnt, angenehmer, als zu sehen, ja unter der Hand auch wohl gar zu schmecken und zu riechen, daß sich außer ihm noch Wesen derselben Art seines Lebens freuen? Von diesen Freudensbezeugungen nun verliert das unglückliche Geschöpf, das am 29 Februar geboren ist, nach einer leichten Berechnung, in seinem Leben wenigstens baare 75 Procent im Vergleiche mit andern Menschen. Das ist etwas hart. Es sey nun das, was eingebüßt wird, ein Wunsch in Prosa, ein Carmen, oder ein wirkliches Gedicht; es seyen Bänder, Blumen, Kuchen, Feuerwerke, Illuminationen und Kanonaden; so sind immer die 75 Procent davon weg wie weggeblasen. Ja, die Sache kann sehr wichtig werden. Gesetzt, der Unglückliche sey der Regent eines Reiches oder einer Stadtschule, der das Recht hat, freiwillige Geschenke an seinem Geburtstage zu erpressen; wie kann ein solcher ein Geschenk verlangen, das an einem Tage zahlbar ist, der in drei Jahren gegen eins gar nicht existirt? Sind die 29sten Februare, in Jahren wo dieser Monat nur 28 hat, also nicht die wahren Calendae graecae? Ja, wenn die griechischen Calendae blos ein poetisches Nichts sind, wofür sich sublime, antiquarische Pedanterei diesen artigen Ausdruck schuf; so sind die 29sten Februare dreimal in vier Jahren ein wahres, solides, prosaisches Nichts des gemeinen Lebens und der alltäglichen Haushaltung; das ist ganz was anders. Von jenem spricht man, und dieses fühlt man. — Das bisherige galt blos das Physische bei dieser Verkürzung; von der moralischen Seite ist der Verlust noch sehr viel größer! Denn da jeder Mensch bekanntlich an seinem Geburtstage sich irgend etwas künftig zu thun oder zu lassen ernstlich vornimmt, z. B. wie D. Johnson, künftig früher aufzustehen, oder wie jene Dame, keinen Brante-

wein mehr zu trinken; so kommt ein solcher Mensch natürlich auch um alle diese heilsamen Entschließungen, und man weiß wohl, wie es mit der Ausführung steht, wenn man gar nicht einmal zum Entschlusse kommen kann. — Aber der Neujahrstag, sagt man, bleibt ihnen doch noch. — Das ist keine Antwort; den Neujahrstag haben die gewöhnlichen Menschen auch; es geht also den 75 Procenten auch hier nichts ab. — Doch nun nicht eine Sylbe weiter in diesem Tone, der, wie wir selbst fühlen, schon zu lange gehalten worden ist. Wir würden dieses lächerliche Thema gar nicht berührt haben, wenn nicht die Frage: wann soll ein am 29 Februar Geborner seinen Geburtstag feiern, in einem berühmten Journale ziemlich ernstlich aufgeworfen, und unbeantwortet geblieben wäre. Hier ist die Antwort und der Trost: — Der Mensch wird zwar an einem gewissen Tage, an einem gewissen Datum geboren; allein sein Eintritt in die Welt, sein erster Athemzug ist das Werk eines Augenblicks. In diesem Puncte von Zeit steht die Sonne in einem gewissen Puncte der Ekliptik. Er wird also genau ein Jahr alt seyn, wenn die Sonne das nächstemal wieder in demselben Puncte der Ekliptik steht, und der bürgerliche Tag, in welchen jener Zeitpunct fällt, ist der Geburtstag des Menschen im eigentlichen Verstande, er heiße nun übrigens im Kalender, wie er wolle.

β) Beispiel des Scharfsinns, von Zollikofer (Bruchstück aus seiner Predigt: Das Bild des vollkommenen Mannes, der in keinem Worte fehlet, in s. Warnung vor einigen herrschenden Fehlern unsers Zeitalters. Leipz. 1788. 8.).

Die Reden des Mannes, der in keinem Worte fehlt, sind immer richtig und genau bestimmt. Er will

nicht blos einigermaßen und ungefähr verstanden, sondern ganz verstanden werden; nicht blos etwas von seinen Gedanken und Empfindungen Andern mittheilen, sondern so viel möglich eben die Gedanken und Empfindungen in ihnen erwecken, die er selbst hat; die Dinge, von welchen er redet, nicht blos so bezeichnen, daß man sie zur Noth von andern unterscheiden kann, sondern so, daß man sie wirklich kenne und für das halte, was sie sind. In dieser Absicht hütet er sich sorgfältig vor allen zweideutigen, vieldeutigen, unbestimmten Wörtern, vor allen Arten zu reden und sich auszudrücken, die zu viel oder zu wenig sagen, und die Sachen größer oder kleiner, besser oder schlechter vorstellen, als sie wirklich sind; bedient sich der Wörter, die er gebraucht, immer in derselben Bedeutung; verwechselt die Namen der Dinge so wenig, als die Dinge selbst mit einander, und weiset einem jeden die Stelle und den Rang an, die ihm zukommen. Er nennet das Kleine klein und nur das Große groß; ihm ist nicht alles, was etwa ihn oder Andere stärker rühret: unendlich schön, unendlich gut, unendlich groß. Er kennet nur Ein unendliches Wesen, und das ist Gott; nur eine unendliche Dauer, und das ist die Ewigkeit; nur Ein höchstes Gut, und das ist die Gunst und das Wohlgefallen Gottes. Der innere Werth der Dinge bleibt in seinen Augen immer derselbe, sie mögen gegenwärtig oder abwesend seyn, ihn selbst oder Andere betreffen, und er bezeichnet sie nicht nach zufälligen Umständen, sondern nach ihrem bleibenden Werthe. Ihm ist also nicht jedes Gut, nach welchem er jetzt strebt, oder das er jetzt eben erhält, blos deswegen das begehrungswürdigste; nicht jede Lust und Freude, die er jetzt genießt, blos darum, weil er sie jetzt genießt, die reinste und höchste; nicht jedes Uebel, worunter er eben jetzt leidet, blos darum, weil es ihn

gegenwärtig drückt, das schwerste; nicht jedes Laster, wovon er etwa spricht, das schädliche und verderblichste; nicht jede Tugend, wovon eben die Rede ist, die schönste und wichtigste. Er verwechselt das Gute nicht mit dem Bessern und das Bessere nicht mit dem Besten; das Böse nicht mit dem Schlimmern und das Schlimmere nicht mit dem Schlimmsten; nennt das Gute nur gut, das Böse nur böse, den Fehler nicht Verbrechen, und das Verbrechen nicht Fehler, die Schwachheit nicht Bosheit, und die Bosheit nicht Schwachheit, die Ueberlegung nicht Vorsatz, und den Vorsatz nicht Ueberlegung. Eben so wenig verwechselt er Glück und Glückseligkeit, Unglück und Unglückseligkeit mit einander; preiset nie den Reichen und Großen, blos weil er reich und groß ist, glückselig, und hält den Armen und Niedrigen nie blos deswegen, weil er arm und niedrig ist, für unglückselig. Alles und etwas; nichts und wenig; allezeit und oft; niemals und selten; ganz gewiß und vermuthlich; Absicht und Ausgang; das sind alles Wörter, vor deren Verwechselung er sich sorgfältig hütet, die er nicht, wie die meisten Menschen, als ziemlich gleichviel bedeutend gebrauchet.

48.

9) Das Neue.

Das Neue in der stylistischen Darstellung beruht entweder auf der Neuheit des Stoffes, oder auf der Neuheit der Form. Die Neuheit des Stoffes schließt die Neuheit der Form von selbst in sich ein, sobald der Schriftsteller einen wirklich noch nie behandelten Gegenstand vermittelst einer Form versinnlicht. Allein wenn der Stoff bereits von Andern dargestellt ward; so besteht die Neuheit der Form in einer solchen Behandlung und

Versinnlichung des Stoffes, wie sie noch von Keinem vorher versucht ward. (So ist die Form, unter welcher Wilhelm Tell bei Schiller erscheint, anders, als bei Florian, Johannes Müller und andern, und, im Gegensatze gegen seine Vorgänger, eine neue Form. Dasselbe gilt von Schillers Jungfrau von Orleans, im Gegensatze von Voltaire's Pucelle, und den Geschichtsschreibern, welche die Ereignisse Frankreichs im Jahre 1429 schilderten.) Doch ist das Neue nicht schon an sich eine ästhetische Eigenschaft (wie Sulzer und Andere behaupteten); sonst müßten auch ekelhafte, blutige und Schaudererregende Stoffe ästhetisch seyn, sobald sie neu wären. Nur dasjenige Neue in der Form kann daher als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit gelten, das in der Anschauung um seiner selbst willen gefällt, das die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt, das Gefühlsvermögen bewegt oder sogar erschüttert, und das den Stoff unter einer idealischen Haltung erscheinen läßt. In der Erfindung einer neuen, dem Gesetze der Schönheit entsprechenden, Form zeigt sich aber das Genie, so wie in allen Künsten, so auch in der Sprachdarstellung, doch mehr noch in der Dichtkunst und Beredsamkeit, als in der Prosa. Das Neue verlangt nämlich eine hohe Stärke und Vielseitigkeit der erfindenden Einbildungskraft, so wie im Kreise der Wissenschaften (z. B. in der Erfindung neuer Systeme — Kant, Fichte, Schelling) eine sehr gereifte und frei über die Welt der Ideen gebietende Vernunft.

Beispiel von Jean Paul.

Die Juniusnacht.

Das Abendroth schimmert schon im Norden; — auch in meiner Seele ist die Sonne hinunter, und am Rande zucket rothes Licht, und mein Ich wird finster. Die Welt vor mir lieget in einem tiefen Schlafe und hört und redet nicht; es setzet sich in mir zusammen eine bleiche Welt aus Todtengebeinen; die alten Stunden stäuben sich ab; es brauset, wie wenn an den Grenzen der Erde eine Vernichtung anfinge und ich herüberhörte das Zerbrechen einer Sonne. Der Strom stockt, und alles ist still; ein schwarzer Regenbogen krümmt sich aus Gewittern zusammen über diese hülflose Erde. —

Siehe, es tritt eine Gestalt unter den schwarzen Bogen; es schreitet über die Juniusblumen ungehört ein unermeßliches Skelet und geht zu meinem Berge hinan; — es verschlingt Sonnen, erquetscht Erden, tritt einen Mond aus und ragt hoch hinein in das Nichts. — Das hohe-weiße Gebein durchschneidet die Nacht, hält zwei Menschen an den Händen, blickt mich an und sagt: „ich bin der Tod; ich habe an jeder Hand einen Freund von dir; aber sie sind unkenntlich!"

Mein Mund lag auf die Erde gestürzt; mein Herz schwamm im Gifte des Todes — aber ich hörte ihn noch sterbend reden.

„Ich tödte dich jetzt auch; du hast meinen Namen oft genannt, und ich habe dich gehört. Ich habe schon eine Ewigkeit zerbröckelt und greife in alle Welten hinein und erdrücke; ich steige aus den Sonnen in euren dumpfen, finstern Winkel nieder, wo der Menschensalpeter anschießet und streiche ihn ab. — Lebst du noch Sterblicher?"

Da zerging mein verblutetes Herz in eine Thräne über die Qualen des Menschen. Ich richtete mich gebrochen auf, und schauete nicht auf dies Skelet und auf das, was es führte. — Ich blickte auf zu dem Sirius, und rief mit der letzten Angst: „Verhüllter Vater, lässest du mich vernichten? Sind diese auch vernichtet? Endigt das gequälte Leben in einer Zerschmetterung? Ach, konnten die Herzen, die zertrümmert werden, dich nur so kurz lieben?"

Sieh, da entfiel droben dem nachtbläuen Himmel ein heller Tropfen, so groß wie eine Thräne, und sank wachsend neben einer Welt nach der andern vorbei. — Als er groß und mit tausend Farbenblitzen durch den schwarzen Bogen drang; so grünte und blühte dieser, wie ein Regenbogen, und unter ihm waren keine Gestalten mehr. Und als der Tropfen, großglimmend wie eine Sonne, auf einer Blume lag; so überfloß ein irrendes Feuer die grüne Fläche und erhellte einen schwarzen Flor, der ungesehen die Erde umfasset hatte. — Der Flor zog sich schwellend auf zu einem unendlichen Zelte, und riß von der Welt ab, und fiel zu einem Leichenschleier zusammen, und blieb in einem Grabe. — Da war die Erde ein tagender Himmel; aus den Sternen stäubte ein warmer Regen von leichten Pünctchen nieder; von Westen her wallten kleine Wolken herüber, perlenhell, grünlich spielend, roth glühend; und auf jeder Wolke schlief ein Jüngling, und sein Athemzephyr spielte mit dem rinnenden Dufte, wie mit weichen Blüthen, und wiegte seine Wolke. — Die Wogen eines lauen Abendwindes spülten an die Wolken an, und führten sie. — Und als eine Welle in meinen Athem floß; so wollte in ihr meine Seele, dahingegeben in ewige Ruhe, aus einander rinnen. — Weit gegen Westen entschüttete eine dunkle Kugel sich unter einem Gewittergusse und Sturm;

von Osten her war auf meinen Boden ein Zodiakallicht, wie ein Schatten, hingeworfen. — —

Ich wandte mich nach Osten, und ein ruhig großer, in Tugend seliger, wie ein Mond aufgehender, Engel lächelte mich an und fragte: „Kennst du mich? — Ich bin der Engel des Friedens und der Ruhe, und in deinem Sterben wirst du mich wiedersehen. Ich liebe und tröste euch Menschen, und bin bei euerm großen Kummer. Wenn er zu groß wird; wenn ihr euch auf dem harten Leben wund gelegen; so nehme ich die Seele mit ihren Wunden an mein Herz, und trage sie aus eurer Kugel, die dort im Westen kämpft, und lege sie schlummernd auf die weiche Wolke des Todes nieder!"

Ach, ich kenne einige schlafende Gestalten auf diesen Wolken! — „Alle diese Wolken ziehen mit ihren Schläfern nach Morgen, und sobald der große gute Gott aufgeht in der Gestalt der Sonne; so wachen sie alle auf, und leben und jauchzen ewig!"

O siehe, die Wolken gen Osten glühen höher und drängen sich in Ein Glutmeer zusammen. Die steigende Sonne nahet sich; alle Schlummernde lächeln lebendiger aus dem seligen Traume dem Wachen entgegen.

O ihr ewig geliebten kenntlichen Gestalten! Wenn ich in eure großen himmelstrunkenen Augen wieder werde schauen können — —

Ein Sonnenblitz schlug empor. — Gott ruhte flammend vor der zweiten Welt; alle geschlossene Augen fuhren auf. —

Ach! auch meine. Blos die Erdensonne ging auf; ich klebte noch auf der streitenden Abendkugel. Die kürzeste Nacht war über meinen Schlummer vorübergeeilt, als wäre sie die letzte des Lebens gewesen. — Aber heute richtet sich mein Geist auf mit seinen irdischen Kräften; ich erhebe meine Augen in die unendliche Welt

über diesem Leben; mein, an ein reines Vaterland geknüpftes, Erdenherz schlägt gegen deinen Sternenhimmel empor, Unendlicher, gegen das Sternenbild deiner grenzenlosen Gestalt, und ich werde groß und ewig durch deine Stimme in meinem Innersten: du wirst nie vergehen! —

49.

10) Anmuth, Lieblichkeit und Grazie.

Wenn gleich in der Sprache des gesellschaftlichen Lebens Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Grazie (Liebreiz) und Holdseligkeit nicht selten gleichbedeutend genommen werden; so muß doch jeder dieser Begriffe in ästhetischer Hinsicht ein Gepräge erhalten, das von der bestimmten Bezeichnung eines innern Zustandes im Bewußtseyn ausgeht, der von der unmittelbaren Anschauung eines Gegenstandes vermittelt worden ist. Reiz scheint der Gattungsbegriff zu seyn, so daß die Begriffe der Anmuth, Lieblichkeit, Grazie und Holdseligkeit blos Arten des Reizes bezeichnen. Nur das Schöne kann reizend seyn; das Schöne wird aber reizend, wenn es nicht blos vermittelst der Anschauung das Gefühl des Vergnügens, sondern zugleich einen Zustand des Bestrebungsvermögens, eine Sehnsucht und ein Verlangen nach dem dargestellten Gegenstande in uns anregt.

Unterscheiden wir zwischen jenen Begriffen genauer; so können Anmuth und Lieblichkeit nicht blos von menschlichen, sondern auch von leblosen und thierischen Wesen, Grazie und Holdseligkeit aber nur von Menschen und höhern Wesen gebraucht werden. Eine Frühlingslandschaft, eine mondbeleuchtete Gegend kann Anmuth und Lieblichkeit, nicht aber Grazie und Hold-

seligkeit haben; und eben so ruht auf Matthissons Landschaftsgemälden der milde Schimmer der Anmuth und Lieblichkeit. Im Einzelnen trägt die Anmuth mehr noch, als die Lieblichkeit, das Gepräge der Lebhaftigkeit; die Lieblichkeit aber behauptet beinahe ausschließend den Charakter des Sanften und Milden.

Dagegen ist die Grazie (der Liebreiz) der in der ästhetischen Form idealisirte Ausdruck der Liebe. Dieser Ausdruck bezeichnet aber nicht die gemeine, sinnliche Liebe, sondern die rein menschliche, mit der Sittlichkeit nahe verwandte, Liebe, wie sie als die höchste und stärkste Bewegung des Gefühlsvermögens in der dargestellten Form idealisirt erscheint. Dieser Ausdruck der Liebe erhebt daher den Gegenstand im Kreise der Darstellung zu einer idealischen Haltung, nach welcher der Zauber der Liebe — begründet in Unschuld und Reinheit des Sinnes — den dargestellten Gegenstand in allen seinen Ankündigungen bezeichnet, und dadurch die reine Sehnsucht nach dem Gegenstande in dem Gemüthe des Anschauenden aufregt. Der höchste Grad der Grazie ist das Bezaubernde, wo wir uns in der Anschauung gleichsam selbst verlieren. — Holdseligkeit endlich ist nur überirdischen, idealischen, weiblichen Gestalten (der Madonna, oder vollendeten und verklärten Wesen) eigen. Sie ist der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, in welcher der geistigen Liebe keine Regung der Sinnlichkeit beigemischt ist; ein Ausdruck erhabener, allumfassender Liebe und Sympathie gegen niedere Wesen, bei welchem man eben so zur vertraulichen Annäherung sich gestimmt, wie, durch unsern Abstand von dem Gegenstande, von einer wehmüthigen

Empfindung sich ergriffen fühlt. (Den Ausdruck der Grazie finden wir in der Darstellung der Käthchen in Göthe's Egmont, in der Zeichnung der Lotte in Werthers Leiden von Göthe, die Holdseligkeit aber in der Erscheinung der Maria in der Vision der Jungfrau von Orleans.)

Beispiele:

a) der Anmuth und Lieblichkeit, von v. Matthisson.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlings Landschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke stralt.

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit.

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf Eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort, im ungemeßnen Raum
Ein Sonnenball vergeht!

b) der Grazie, von Kuhn in Dresden.

Aus der Ferne im Sommer.

Wo ist sie hin, von der ich ewig dichte,
Die mich in Schlummer wiegt;
Die mir im Morgenroth, im Sternenlichte,
Zum Gruß entgegenfliegt;
Die mich entflammt zum heiligsten Gebete;
Zu deren Bild ich nur gebessert trete;
Die segnend oft der Andacht schöner Flug
Mit süßem Stolz zum Gott der Liebe trug!

Einst war ich froh! Da sank in ihrem Kreise
Mein goldner Freudentag;
Da sog ich ein, was fühlend mir und leise
So Blick als Rede sprach.
Orion sah mir schöne Blumen pflücken,
Und sah die Hand ihr stumm und zitternd drücken,
Und segnete der Augen stillen Schwur,
Und — schimmert jetzt in meine Zähre nur!

Zwar schuf ich mir ein himmlisches Gebilde,
Das ihren Zügen gleicht,
Wo liebend sich um volle Seelenmilde
Ein Aetherkörper beugt;
Auch sinkt wohl oft noch eine halbe Thräne,
Als wenn es sich nach seinem Jüngling sehne,
Vom lieben Bilde zauberisch herab,
Die — ach, vielleicht nur meine Wehmuth gab. —

Im Haingebüsch verklangen schon die Töne
Der Frühlingssängerin;
Manch Veilchen sank; schon welkt die höh're Schöne
Der Rosenhecke hin.
Leer ist das Wort von langen Ewigkeiten!

Die Stunde trinkt von unsern Blüthenzeiten;
Bald trocknen, bald, die kleinen Wellen ein,
Wo Liebe war, ist bald ein Leichenstein.

50.

11) Das Naive.

Das Naive, als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit der Form, bestehet in dem Ausdrucke einer Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird *), und kann deshalb, im strengen Sinne, der wirklichen Kindheit nicht beigelegt werden; auch beruht das Naive nie auf dem Stoffe, sondern jedesmal auf der Form, wie etwas gesagt oder gethan wird. Das Naive steht mit der absichtlichen Erkünstelung und mit den angenommenen steifen Formen des bürgerlichen Lebens im schneidendsten Kontraste, und gewinnt, durch die Einfachheit des in ihm vorherrschenden Tones der Natur, der Unschuld und des unverdorbenen Gefühls, den Sieg über sie. Deshalb äußert sich das Naive mit einer Unbefangenheit, als ob es nicht anders seyn könnte, zugleich aber auch ohne irgend einen Verstoß gegen Schicklichkeit und Sittlichkeit, über alle Gegenstände und

*) So nimmt es Schiller in s. Abhandlung: über naive und sentimentale Dichtnng, in s. kl. pros. Schriften, Th. 2. S. 1 ff.; nur daß ich ihm nicht folgen kann, wenn er zwischen dem Naiven der Ueberraschung, und dem Naiven der Gesinnung so unterscheidet, daß das erste wider Wissen und Willen der Person, das letzte aber mit völligem Bewußtseyn derselben sich ankündige; weil ich überzeugt bin, daß der, welcher absichtlich, d. h. mit völligem Bewußtseyn davon, naiv seyn will, es nicht seyn werde, und sogar nicht seyn könne.

Verhältnisse des Lebens; so namentlich in den Kreisen, welche den Stoff der Idylle bilden. Das Naive kann theils belustigen, theils rühren. Es belustigt in der Anschauung der Form, wenn es, sich selbst unbewußt, siegreich über die gewöhnlichen Formen, Schwächen und Thorheiten des Herkommens sich erhebt (so z. B. die Gurli, in Kotzebue's Indianern in England); es rührt aber, (z. B. in Geßners Idyllen,) wenn es sich in Hinsicht auf sittliche Verhältnisse, und im Ausdrucke rein menschlicher Gefühle, z. B. der Freundschaft, der Liebe, der treuesten Anhänglichkeit und Dahingebung, auf eine Weise äußert, die wir in der wirklichen Welt vergeblich suchen, und deren Ankündigung doch so erscheint, als könnte es nach den Gesetzen der sittlichen Welt nicht anders seyn.

Beispiele.

a) des Naiven, das belustigt, von einem Ungenannten.

Ein schönes Kind von achtzehn Jahren,
Und was nur schwer sich denken läßt,
Im Lieben noch ganz unerfahren,
Dies Kind vollzog das Hochzeitfest.
Kaum war die erste Nacht verschwunden;
So lief die Mutter zu der Braut:
Nun Tochter, sprach sie ganz vertraut,
Wie hast du dich denn diese Nacht befunden?
Wie schläft es sich bei deinem Mann?
Die Braut erschrack bei diesen Fragen,
Fing, ohn' ein einz'ges Wort zu sagen,
Laut, wie ein Kind, zu weinen an.
Die Mutter fiel ihr in die Armen,

Und weinte Konstantinchen sehr,
So weinte jene vor Erbarmen,
Daß diese weinte, noch weit mehr,
Und beide wußten sich vor Wehmuth kaum zu fassen.
Ach, hob die Mutter schluchzend an,
Der Unchrist! Der verwünschte Mann!
Gesteh's, was hat er dir gethan?
Ich will dich von ihm scheiden lassen.
Nein, schrie die Braut, nein, nun und nimmermehr. —
Gut, liebes Kind, was weinst du denn so sehr?
Ich hoff' es auch, dein Mann wirds redlich meinen,
Er hat mir heute schon die Hand vielmal geküßt!
Du wirst doch nicht deswegen weinen,
Daß du ein Weibchen worden bist?
Denn darum sind wir mit auf Erden!
Nein, rief die Braut, das liegt mir nicht im Sinn;
Ich wollt' es wohl noch zehnmal werden,
Ich weine blos, daß ichs nicht eher worden bin!

b) des Naiven, das rührt.

Adams Erwachen im Paradiese, vom Mahler Müller (in s. Werken, Heidelb. 1811. 8. Th. 1. S. 14.)

— Jetzt winkt Adam, der Vater der Menschen, Allen aufs Moos nieder; er aber bereitet sich auch, legt den schweren Baum vor sich hin, sitzt mitten unter sie. Herrlich saß Adam, der Urvater unter seinen Kindern; Gottes Meisterstück saß er, in übermächtiger Kraft Leibes und der Seele. Obgleich gefallen, ruhte doch immer Abglanz göttlicher Erhabenheit auf ihm, die ihn über alles Geschaffene emporhob. Freundlich glühten seine Wangen am silbergrauen Barte; patriarchalisch floß die satte Locke am mannhaften Halse herunter. Jetzt nahet

ihm Eva, die schöne gottgeschaffene Mutter. Männlich faßt er sie an in ungeschminkter, schuldloser Liebe, und nöthigt sie nieder auf sein vermögendes Knie. Sie sinkt, seiner stärkern Arme Beute, enthüllt ihren wonnevollen Busen dem unschuldigsten Raube. Der Vater der Menschen sah sie an, verwundert ob ihrer Schönheit, neu verliebt; freudig ward sein Herz jetzt, und Entzücken strömte aus seinen stralenden Augen. Innig umfangen hält er sie nahe seinem Herzen und spricht also:

Nein, das sagen kann ich dir nicht, geliebte Eva! Des ersten Erwachens Schauer bleibt unaussprechlich, und ewig geheim! Mehr als ein Mensch müßte ich seyn, könnte ich das jetzt aussprechen. Zwar haben heilige Engel in ihren Liedern oft mir der Schöpfung Geheimnisse verkündet, oft mir erzählet, wie Gott den Erdenklos zum Menschen beseelet, wie er da lag in des Schöpfers Händen, ungeschlacht, noch Staub, ein Nichts, jetzt angehaucht vom allmächtigen Athem ins Leben erwärmt, zum schönsten Wunder erwachet. Welche Fülle von Empfindungen umfaßt doch das einzige Wort: erwachen, ins Leben erwachen! Meine Kinder, wer will das aussprechen? Wie war dir, Liebe, als du zum erstenmale deine Augen über mir aufschlossest, den schönen Himmel, die schöne Erde zum erstenmale vor dir erblicktest? Dies fragte ich dich öfters, und allemal standst du schweigend, und deine holden Augen fanden immer eher Thränen, als deine Lippen Worte, es auszusprechen. Als ich zum erstenmale meine Augen aufschloß, über mich zum erstenmale Licht von oben herab kam, — o Gott: ich sah und sah nicht, und alles war doch so lieblich, — hörte und hörte nicht, alles doch so lieblich! Es war noch todtes Leben, war noch lebendiger Tod; meine Seele schlummerte noch, meine Sinne alle noch geschlossen. Bald aber erwachte ich weiter; meine Sinne

eröffneten sich mehr; klarer murmelten jetzt die Bäche vor mir; die Winde rauschten lieblicher neben mir, über mir, in den Büschen, in den Cedern, alles so wundersam, alles — ha, daß ichs einmal ganz aussagen könnte! Die Winde rauschten so lieblich! Bäche murmelten so klar! Die schönen lebendigen Bäume vor meinen Augen! Das Gebrüll der Thiere in meinen Ohren! alles, so fremd und doch mir einfühlend, ganz mir verwandt! Ich sah hin, Himmel, Erde, ein Blick; ich fühlte, freuete mich, mir wars, als fühlte ich des Schöpfers allbelebenden Athem über mir. Da eröffnete ich die erwachenden Augen; da sah ich, und meine Blicke faßten stärker. Das Morgenroth quoll auf am Himmel, quoll über mich nieder. Kühl thaute es über mich; ich zog, da ging lebendig der Athem in meinem Busen. Noch wehte es; ich reckte mein Ohr hin; da klang's, da tönt's, säußelt's, — da schlossen sich meine Sinne ganz auf; wie einem Kinde schlossen sie sich auf; neue Stärke drang durch alle meine Gebeine, neues Leben ergoß sich in alle meine Adern! Jetzt fühlte ich Kraft, meine Glieder zu bewegen; aber mich selbst hielt noch immer die kühle Erde in ihrem gewaltigen Schooße fest. Ich saß im Kampfe zwischen Ermannen und Niedersinken, und neue Kraft Gottes ging über mich aus, stärkte mich ins Leben.

Die ganze Schöpfung um mich her — Lebens Athem wehte überall; die ganze Natur neben mir, um mich, brach jetzt in einen frohen Laut aus. Lieblich sangen nun die Vögel über mir; fröhlich brüllten die Thiere darein; die Winde sausten erquickend hinüber; die Bäume rauschten freundlich herunter; die Ströme schossen mächtig daher. Heilige Stimme Gottes nun, Aufforderung, Einsetzung, Einsegnung des Menschen in die neue Schöpfung, Huldigung, frohes Staunen, Zuruf,

Gejauchz der Geschaffenen dem ersten Menschen ins neue Leben.

Nun war ich, fühlte mich ganz im Lichte geworden, sah alles an, was vor mir geschaffen war; aber auf meiner Seele lag noch schwere Dämmerung.

Gewaltigere Lebenskraft floß noch einmal durch alle meine Nerven, riß mich nun ganz der Erde los. Da stand ich auf; der Sturm wirbelte die Wipfel; das brausete herunter, das kühlte meine Brust. Nun schaute ich um mich, ging, sprang, stand wieder, betrachtete meine Glieder; die Haare wehten mir um die Stirn; ich griff darnach, hielt mich so selbst gefangen; nun lachte ich, ich fühlte das Anspannen meiner Wangen; ich schrie, der Athem ward mir im Busen zu mächtig; ich schrie wieder, und verwunderte mich ob meiner Stimme. Jetzt fuhr Schauer durch alle meine Gebeine, riß schwere Nacht von meiner Seele; da erwachte auch mein Inneres, und gewaltig drängte sich's in mir. Wer bist du? wie bist du? wer hat dich gemacht? hieher gebracht? wer das Klopfen in deine Brust gelegt? den Schrei in deinen Hals? in deine Ohren den Schall? Ich sprang Hügel, Auen, Felsen an; überall mir entgegen strömendes Wunder, neues auf mich einstürzendes Entzücken, durch alle meine Sinne, alle meine Adern! Da strömte Gefühl auf Gefühl, Schauer auf Schauer, Wonne auf Wonne in mein Herz. Ihr blühenden Wiesen, fallenden Bäche, steigenden Wälder! Alles! Licht auf Licht! Kraft auf Kraft, Schlag auf Schlag! Und nun, o Anblick über alle Maaße, Sinneverwirrung mir, Drang zu stummen, heißen Thränen, als ich zum erstenmale über mir aufsteigen die Sonne sah. Mächtiger Anblick, der jetzt noch alle meine Nerven erschüttert! O glaubt mir, ihr Lieben, hätte damals meinen bessern Leib, erst aus Gottes Hand hervorgegangen, hätte ihn

nicht selige Reinheit emporgehalten; wäre er sündenschwach, gefallen, wie jetzt, gewesen; glaubt mir, er hätte die Stärke, den so gewaltigen Schlag dieses Wunderanblickes nicht ertragen. Da stand sie, theilte eben leuchtende Wolken aus einander, prangte himmelan im stolzen Gange; hingezückt, mir selbst verloren, sah ich nichts als sie, den neuen Engel über mir, den Gott, Weltbeleber, Weltentzücker. Ich flog mit Blicken zu ihm hin, umfaßte ihn, hielt ihn, erschrack, und konnte mich doch nicht loswinden von dem zu süßen, seligen Wunder. O unaussprechliches, großes, herrliches Gefühl, das damals mit seinen Stralen zuerst in mein Herz eindrang; Licht, das mich umschwebt, mich umfangen, meine Seele entzündet, meine Sinne erleuchtet zum hohen Bildnisse dessen, der die Erde, die Himmel gemacht, der den Klos zum Menschen beseelet! Du gabst mir erst Kraft und Vollendung, o Sonne! in deinen erquickenden Stralen reifte ich zum Menschen erst aus. Da riß schwerere Nacht von meiner Seele; da schaute ich, sah, hörte die Worte dessen, der laut durch mein Inneres rief: Mann von Erde, alles, was da ist, alles was du erblickest, ist mein Werk, ist alles geschaffen aus Liebe zu dir! Da sank ich nieder, von trunkner Andacht ergriffen, streckte stumm meine Hände aus; sprachlos lag die Stimme in meinem Busen. Halleluja dem, der's gemacht; Halleluja dem, der's gegeben! Ihm sey Ehre, Preis in Ewigkeit! — Heilige Geheimnisse lagen jetzt aufgedeckt in meinem Busen!

51.

12) Das Unerwartete und Wunderbare.

Das Unerwartete in der stylistischen Form kann theils dem Stoffe, theils der Form zukom-

men; das Wunderbare aber beruht zunächst auf dem dargestellten Stoffe, weil die Form an sich nichts Wunderbares enthalten kann.

Das Unerwartete im Stoffe besteht in einer solchen Ankündigung des Gegenstandes, die theils an sich, theils nach der davon abhängenden Veränderung in der ganzen Umgebung des Gegenstandes, in dem gewöhnlichen Zusammenhange der den Stoff vermittelnden Begriffe oder Thatsachen nicht erwartet werden konnte; das Unerwartete in der Form aber beruht auf einer solchen überraschenden oder ganz neuen Behandlung der einzelnen Theile, oder auch des Ganzen der stylistischen Darstellung, die von der Art und Weise, wie man die Durchführung der Form erwarten könnte, wesentlich abweicht.

Das Wunderbare hingegen, das blos im Stoffe liegen kann, kündigt sich entweder in dem Ungewöhnlichen und Seltenen desselben, oder in dem alle unsere Vorstellungen von dem Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung Uebersteigenden an, so daß der Zusammenhang des dargestellten Stoffes mit dem Kreise der Erfahrung nicht nachgewiesen werden kann. Zu dem Wunderbaren, inwiefern es zunächst auf dem Ungewöhnlichen und Seltenen beruht, gehören Begriffe, Vorgänge und Erscheinungen, die in dem gewöhnlichen Leben selten, oder gar nicht vorkommen, aber doch nach den Gesetzen des Causalzusammenhanges vorkommen können (z. B. die Schilderungen in vielen Romanen, Balladen u. s. w.); zu dem Wunderbaren aber, inwiefern der dargestellte Stoff die bekannten Gesetze des Causalzusammenhanges der sinnlichen und vernünftigen Ordnung der Dinge übersteigt, gehören

alle Begriffe und Ereignisse, die mit einer uns völlig unbekannten Geisterwelt (der transcendenten — nicht der transcendentalen Ordnung der Dinge) in Verbindung stehen. (Zu dem letztern gehören alle sogenannte Maschinerieen in den Epopöen; die Entwickelung in Bürgers Lenore; der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau rc.) — Als eine Abart des Wunderbaren muß das Abenteuerliche betrachtet werden, inwiefern entweder der dargestellte Stoff an das Widersinnige und Zweckwidrige zu gränzen scheint, doch aber noch auf der Linie der Schönheit sich hält; oder die Form aller Einheit und der innern Gleichmäßigkeit der Theile zu ermangeln scheint, im Augenblicke der Vollendung aber doch dem Gesetze der Form angemessen wahrgenommen wird.

Beispiele:

a) des Unerwarteten.

α) Der Renommist, von Menke.

Bramarbas braust, sein fürchterlicher Muth
Ist aufgereizt vom Saft der Reben,
Und alles flieht vor ihm, bekümmert für sein Leben,
Und scheut des Renommisten unbeschränkte Wuth.
Es kreist der Berg; welch Ungeheuer wird er zeugen?
Man bebt; es herrscht ein allgemeines Schweigen;
Bramarbas brüllt und sticht — sich Löcher in den Hut.

β) Auf Friedrich 2, von Kästner.

Dem Könige, dem großen Geist,
Den alle Welt aus Einem Munde preist,
Den alle Völker wohl zum König haben wollten,

Dem alle Könige nachahmen sollten,
Der Held ist, Philosoph, und Dichter, und zugleich
Der beste Mensch in seinem Reich,
Der alles Lob verdient, das man nur geben kann;
Auf den sing ich ein Loblied an:
Monarch! sang ich — und weiter nicht;
Er lies't ja doch kein teutsch Gedicht!

γ) Die Eulen und der Adler, von Panse.

„Auf, auf! ihr treuen Diener meiner Krone" —
Rief einst der Uhu durch ein alt Gemäuer —
„Empfangt das Reich der Nacht zum Lohne,
Und alles Leben, das sich regt, sey euer!
Des Sonnengottes Tag hab' ich gekürzt,
Und seiner Stralen elend Blendwerk ist vernichtet,
Ja mein Gewölk hat seinen letzten Sohn gestürzt,
Der äffend mir das Dunkel hat gelichtet!"
Wie nun das kreischende Geschlecht der Eulen
Aus seines Hauses morschen Kammern steigt,
Und, eingeschüchtert von dem wirren Heulen,
Die Nachtigall verstummt, das Heimchen schweigt,
Der Leuchtwurm, der sich harmlos unter Gräsern regt,
Die goldnen Flügel bang zusammenschlägt;
Da fliegt der Bote Jupiters vorüber,
Der stolze Aar, und wirft der Blitze Stral
Hell durch die Nacht, die immer trüber
Herabhängt in das öde Thal.

„Rebell, der mir das Reich entwendet,
Und meine ganze Dienerschaft verblendet,
Hinweg mit dir!"
Kaum rufts der Uhu aus mit heis'rer Stimme;
So packt der Eulen Schaar in wildem Grimme
Das gottgesandte Thier

Und schleppt es, voll des blutgen Rachgelüstes,
Hinein ins Herz des faulenden Gerüstes.
Man setzt sich zum Gericht,
Der Adler schweigt, der Uhu spricht:
„Zerreißt ihn!“ Man beginnt. Schon flieht das Leben
Verrinnend aus des Herzens Quell;
Er kann das Haupt, die Flügel nicht mehr heben,
Und stirbt; die Klaue sieht man zuckend beben,
Man zerrt sie auf — doch sieh, da wird es hell!
Aus dieser Klaue schlägt der Blitz.
Das morsche Haus ergreifen Flammen,
Und stürzen tödtend des Geschlechtes Sitz
Auf seine eigne Brut zusammen.

Die Fabel lehrt, daß auf der Erden
Die Wahrheit muß — zur Fabel werden.

b) Beispiel des Wunderbaren.

Der ewige Jude, von Schubart.

Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
Seit Unruh ihn durch alle Länder peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug,
Und rasten wollt' vor Ahasveros Thür;
Ach, da versagt' ihm Ahasver die Rast,
Und stieß den Mittler trotzig von der Thür;
Und Jesus schwankt', und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt'. — Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin, und sprach im Grimme:
„Die Ruh hast du dem Menschensohn versagt;
Auch dir sey sie, Unmenschlicher, versagt,
Bis daß er kommt!!“ — Ein schwarzer Höll'entflohner
Dämon geißelt nun dich, Ahasver,

Von Land zu Land. Des Sterbens süßer Trost,
Der Grabesruhe Trost ist dir versagt.
Aus einem finsteren Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte, nahm der aufgethürmten
Todtenschädel einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und scholl,
Und splitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ja, noch
Sieben Schädel polterten hinab von
Fels zu Fels! „Und die — und die," mit stierem
Vorgequollnem Auge ras'ts der Jude:
„Und die — und die — sind meine Weiber — ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die,"
Brüllt' Ahasver, „sind meine Kinder; ha!
Sie konnten sterben! — Aber ich, Verworfner,
Ich kann nicht sterben. — Ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir. —
Jerusalem sank. Ich knirschte den Säugling;
Ich rann' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer;
Doch ach! doch ach! Der rastlose Fluch
Hielt mich am Haar, und — ich starb nicht.
Roma, die Riesin, stürzte in Trümmer;
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin;
Doch sie fiel — und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden, und sanken vor mir;
Ich aber blieb, und starb nicht;
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter ins Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich ans Ufer, und des Seyns
Flammenpfeil durchstach mich wieder!
Hinab sank ich in Aetna's grausen Schlund;
Da brüllt' ich mit den Riesen zehn Monden lang
Mein Angstgeheul, und geiselte mit Seufzern

Die Schwefelmündung — ha, zehn Monden lang!
Doch Aetna gohr und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asch', und lebte noch.
Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
In den brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch sengte nur die Flamme mein Gebein,
Und — verzehrte mich nicht.
Da mischt' ich mich unter die Schlächter der Menschheit,
Und stürzte mich dicht in's Wetter der Schlacht.
Ich brüllte Hohn dem Gallier!
Hohn dem unbesiegten Teutschen;
Doch Pfeil und Wurfspieß brachen an mir.
An meinem Schädel splitterte
Des Saracenen hochgeschwungnes Schwert.
Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt. —
Vergebens stampfte mich der Elephant;
Vergebens schlug mich der eiserne Huf
Des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir berstete die pulverschwangre Mine,
Schleudert' mich hoch in die Luft!
Betäubt stürzt' ich herab und fand mich — geröstet
Unter Blut und Hirn und Mark,
Und unter zerstümmelten Aesern
Meiner Streitgenossen wieder.
An mir sprang der Stahlkolben des Riesen.
Des Henkers Faust lahmte an mir;
Des Tiegers Zahn stumpfte an mir;
Kein hungriger Löw' zerriß mich im Circus.

Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen;
Ich zwickte des Drachen bluthrothen Kamm;
Doch die Schlange stach — und mordete nicht!
Mich quälte der Drache und mordete nicht!

Da sprach ich Hohn den Tyrannen,
Sprach zu Nera: du bist ein Bluthund!
Sprach zu Mulei Ismael: du bist ein Bluthund!
Doch die Tyrannen ersannen
Grausame Qualen, und würgten mich nicht!
Ha! nicht sterben können! nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Mühen,
Den Staubleib tragen! Mit seiner Todtenfarbe,
Und seinem Siechthum! seinem Gräbergeruch!
Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebährend, immer Kinder verschlingend! —
Ha, nicht sterben können! nicht sterben können! —
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Hast du in deinem Rüsthause
Noch ein schrecklicheres Gericht?
Ha, so laß es niederdonnern auf mich! —
Mich wälz' ein Wettersturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an seinem Fuße
Ausgestreckt lieg' —
Und keuch' — und zuck' und sterbe!!"

Und Ahasveros sank. Ihm klang's im Ohr;
Nacht deckte seine borst'gen Augenwimper.
Ein Engel trug ihn wieder ins Geklüft.
„Da schlaf' nun, sprach der Engel, Ahasver,
Schlaf süßen Schlaf! Gott zürnt nicht ewig!
Wann du erwachst; so ist Er da,

Deß Blut auf Golgatha du fließen sah'st;
Und der — auch dir verzeiht."

52.

13) Die edle Einfalt.

Die edle Einfalt beruht, als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit, auf der höchst einfachen, kunst- und anspruchslosen Behandlung des Stoffes innerhalb der Form, die aber, eben wegen dieser Einfachheit und Anspruchslosigkeit in der ganzen Haltung, um ihrer selbst willen gefällt, und, zunächst wegen dieser Ankündigung, das Gefühlsvermögen rührt und ein freies Spiel der Einbildungskraft vermittelt. Eine stylistische Form, in welcher die edle Einfalt angetroffen wird, wirkt also vermittelst dieser Eigenschaft ästhetisch, ob ihr gleich der eigentliche ästhetische Schmuck abgeht. Deshalb wird auch diese Eigenschaft mehr in dem Volksliede, in der Idylle, Elegie und Romanze, als in der Ode, Hymne und Epopöe gefunden werden, weil in den letztern schon der dargestellte Stoff das Daseyn andrer ästhetischer Eigenschaften (z. B. der Kraft, des Kühnen, des Erhabenen u. s. w.) verlangt, welche entweder gar nicht, oder doch nur sehr selten mit der in der Form vorherrschenden edlen Einfalt zugleich vorhanden seyn können.

Beispiel, von Heydenreich.

Volkslied auf den Tod des Kaisers Leopold 2.

Sag' an, wem tönt so dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall?

Wem wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall?
Solch einem Manne tönte nie
Der Todtenglocken Harmonie!
Sag's an, und mische schauerlich,
Mein Lied, in das Geläute dich.

Jüngst herrscht' im heilgen teutschen Reich
Ein Kaiser Leopold;
Fürst oder Bettler war ihm gleich,
Dem Guten war er hold.
Für Bürgerfreud' und Bürgerschmerz
War offen stets sein Kaiserherz;
Zu seinem Thron kam Jung und Alt
Im frohen Glauben hingewallt.

Er fand sein Reich vom blutgen Krieg
Gesenkt in große Noth;
Sein Herz das kannte schönern Sieg,
Als den durch Blut und Tod.
„Nur Friede, sprach er, ist Gewinn;
Nimm, Selim, nimm dein Alles hin;
Das Land mit Blut gedüngt sey dein,
Und meiner Bürger Herzen mein!"

Heim zog sein Heer mit Siegesschall
Zu süßer Heldenruh,
Da tönte Jubel überall
Und Dank dem Vater zu;
Da sank, verjüngt von Himmelslust,
Die Mutter an des Sohnes Brust;
Der Braut die ganze Welt entschwand
Beim ersten Druck der Bräut'gamshand.

Und da nun nirgends, nirgends mehr
Nicht Blut, nicht Thräne floß,

Sein Füllhorn, reich und segensschwer,
Der holde Fried' ergoß;
Da drückt' ihm erst die sanfte Ruh
Zu süßem Schlaf die Augen zu;
Da kehrt' in seinen Vaterblick
Der Freude holder Stral zurück.

„Nun athme Frieden, treues Land,
Und ernte Freuden ein;
Sey durch des Wohlthuns schönes Band
Für Ewigkeiten mein!
Gesegnet sey mir Herr und Knecht,
Geheiligt jedes Menschenrecht!"
So sprach sein Herz, und Jung und Alt
Empfand der Liebe Allgewalt.

„Schlag lange, edles Kaiserherz!"
War Aller ihr Gefühl,
Und Freud' erscholl bei Sang und Scherz
In lieblichem Gewühl.
Rasch fliegt der Jugend Reihentanz,
Froh giebt das Mädchen Ring und Kranz,
Und jauchzend sehn ihr Vaterland
Noch Greise an des Grabes Rand. —

Ha! sel'ges Land, was ist mit dir?
Naht dir ein wilder Feind? —
Schreck und Erblassen dort und hier,
Der graue Krieger weint; —
Weh über dich! Allüberall
Ertönt schon dumpfer Klagehall;
Wie eine Wolke donnerschwer,
Rauscht das Gerücht: Er ist nicht mehr!

Nicht mehr ist Vater Leopold
Der Völker Stolz und Glück!

Rollt, edle Bürgerthränen, rollt;
Kein Flehn bringt ihn zurück,
Ha! welche Nacht auf schönen Tag,
Aus Purpurwolken Donnerschlag!
Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
In tiefer Gruft schläft Leopold.

Schon jammert schaurig, dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall;
Schon wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall.
Stimm' ein und wimm're, teutscher Sang,
Wie zwischen Klippen Wogendrang!
Seufz' um die grause Fürstengruft
Wie Windgerächz' in Felsenkluft! —

Leb' wohl, du edles Kaiserherz,
Die Menschheit weint um dich,
Schlugst ja für Menschenfreud' und Schmerz
So menschlich = kaiserlich.
Leb wohl, und mit dir Gottes Ruh!
Wir rufen uns mit Thränen zu:
Ein Engel schwebt' aufs teutsche Land
Mit Segen nieder — und verschwand! —

Jahrhunderte, ihr kommt und flieht
In ewgem Wechseltanz,
Doch nimmer welkt und ewig blüht
Des besten Fürsten Kranz.
Schnell ist verweht der Helden Ruhm,
Trophäen sind kein Heiligthum;
Ein Fürstenherz voll Menschlichkeit
Sieht feiernd noch die Ewigkeit.

53.

14) Die Kraft.

Wenn die physische Kraft in einer mehr als gewöhnlichen Leistung durch körperliche Anstrengung, die sittliche Kraft in einer ungewöhnlichen Ankündigung und Leistung vermittelst des sittlichen Vermögens im Menschen besteht; so beruht die Kraft, in ästhetischer Hinsicht, theils auf der nachdrucksvollen, über das Gewöhnliche sich erhebenden, und das Gefühl unmittelbar ergreifenden Behandlung und Haltung einzelner Gegenstände einer stylistischen Form; theils auf der die ganze Form gleichmäßig umschließenden, und das Gewöhnliche weit übertreffenden Behandlung, Haltung und Durchführung derselben, so daß eben die Wahrnehmung dieses ungewöhnlichen Kraftaufwandes in der Anschauung der Form das Gefühlsvermögen bewegt und erschüttert, so wie die Einbildungskraft in ein lebendiges und hohes Spiel versetzt. Ob nun gleich die Kraft besonders in den Darstellungen der Dichtkunst getroffen wird; so kann sie doch mit völlig gleicher Stärke auch in den Formen der Sprache der Beredsamkeit, und nur innerhalb der Sprache der Prosa mit einem verminderten Grade der Stärke sich ankündigen.

Beispiele:

a) aus der Sprache der Dichtkunst:

Trinklied für Freie, von Joh. Heinr. Voß.

Mit Eichenlaub den Hut bekränzt!
Wohlauf und trinkt den Wein,
Der duftend uns entgegen glänzt!
Ihn sandte Vater Rhein!

Ist Einem noch die Knechtschaft werth,
Und zittert ihm die Hand,
Zu heben Kolbe, Lanz' und Schwert,
Wenns gilt fürs Vaterland:

Weg mit dem Schurken, weg von hier!
Er kriech' um Schranzenbrod;
Und sauf' um Fürsten sich zum Thier,
Und bub' und lästre Gott.

Und putze seinem Herrn die Schuh,
Und führe seinem Herrn
Sein Weib und seine Tochter zu,
Und trage Band und Stern!

Für uns, für uns ist diese Nacht!
Für uns der edle Trank!
Man keltert' ihn, als Frankreichs Macht
In Hochstädts Thälern sank.

Drum, Brüder, auf, den Hut bekränzt!
Und trinkt, und trinkt den Wein,
Der duftend uns entgegen glänzt!
Uns sandt' ihn Vater Rhein!

Uns, uns gehöret Herrmann an,
Und Tell, der Schweizerheld,
Und jeder freie teutsche Mann;
Wer hat den Sand gezählt?

Uns weckte jüngst der Bräutigam
Mit wildem Jammerlaut;
Des Fürsten frecher Kuppler nahm
Ihm seine junge Braut.

Uns winselte bei stiller Nacht
Der Wittwe Trauerton;
Der Raubsucht und des Haders Schlacht
Erschlug ihr Mann und Sohn.

Uns ächzte, nach dem Hungertod,
Der Waise bleicher Mund;
Man nahm ihr letztes hartes Brod
Und gabs des Fürsten Hund.

Zur Rach' erwacht, zur Rach' erwacht
Der freie teutsche Mann!
Trompet' und Trommel, ruft zur Schlacht!
Weht, Fahnen, weht voran!

Ob uns ein Meer entgegenrollt:
Hinein! sie sind entmannt
Die Knecht', und streiten nur um Sold,
Und nicht fürs Vaterland!

Hinein, das Meer ist uns ein Spott!
Und singt mit stolzem Klang:
Ein' feste Burg ist unser Gott!
Und Klopstocks Schlachtgesang!

Der Engel Gottes schwebt daher
Auf Wolken=Pulverdampf,
Schaut zornig in der Feinde Heer,
Und schreckt sie aus dem Kampf.

Sie fliehn! Der Fluch der Länder fährt
Mit Blitzen ihnen nach,
Und ihren Rücken kerbt das Schwert
Mit feiger Wunden Schmach.

Auf rothen Wogen wälzt der Rhein
Die Sklavenäser fort,
Und speit sie aus, und schluckt sie ein,
Und jauchzt am Ufer fort.

Der Rebenberg am Leichenthal
Tränkt seinen Most mit Blut.
Dann trinken wir beim Freudenmahl,
Triumph! Tyrannenblut!

b) aus der Sprache der Beredsamkeit;

von J. Gtli. Fichte, aus s. Bestimmung des Menschen (zusammengezogen).

Ich bin frei; denn nicht die mechanisch hervorgebrachte That, sondern die freie Bestimmung der Freiheit lediglich um des Gebotes, und schlechthin um keines andern Zweckes willen, — so sagt uns die Stimme des Gewissens, — diese allein macht unsern wahren Werth aus. Und hiermit geht die ewige Welt heller vor mir auf, und das Grundgesetz ihrer Ordnung steht klar vor dem Auge meines Geistes. Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhange der irdischen Welt gerissen seyn werde, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten. Ich bin und lebe schon jetzt in ihr weit wahrer, als in der irdischen; schon jetzt ist sie mein einziger fester Standpunct. Das, was sie Himmel nennen, liegt nicht jenseits des Grabes; er ist schon hier um unsere Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf. Mein Wille ist mein, und er ist das einige, das ganz mein ist und vollkommen von mir selbst abhängt, und durch ihn bin ich schon jetzt ein Mitbürger des Reiches der Freiheit. Welche Bestimmung meines Willens — des einzigen, wodurch ich vom Staube herauf in dieses Reich eingreife, — in die Ordnung desselben passe, sagt mir in jedem Augenblicke mein Gewissen, das Band, an welchem jene Welt unablässig mich hält, und mich mit sich verknüpft; und es hängt ganz von mir selbst ab, mir die gebotene Bestimmung zu geben.

Nur die Vernunft ist; die unendliche an sich, die endliche in ihr und durch sie. Nur in unsern Gemüthern erschafft der ewige Wille eine Welt; wenigstens das, woraus wir sie entwickeln, und das, wodurch wir sie entwickeln: den Ruf zur Pflicht, und

übereinstimmende Gefühle und Denkgesetze. Es ist ein Licht, durch welches wir das Licht und alles, was in diesem Lichte uns erscheint, erblicken. In unsern Gemüthern bildet er fort diese Welt, und greift ein in dieselbe, indem er unsere Gemüther durch den Ruf der Pflicht ergreift. Nachdem er, seinem höhern Zwecke gemäß, uns sattsam für unsere nächste Bestimmung geprüft, und wir für dieselbe uns gebildet haben werden, wird er durch das, was wir Tod nennen, dieselbe für uns vernichten, und uns in eine neue, das Product unsers gleichmäßigen Handelns in dieser, einführen. Wir sind in seiner Hand, und bleiben in derselben. Wir sind ewig, weil er es ist.

Erhabner, lebendiger Wille, den kein Name nennt und kein Begriff umfaßt. Wohl darf ich mein Gemüth zu dir erheben; denn du und ich sind nicht getrennt. Deine Stimme ertönt in mir. Ja dir, dem Unbegreiflichen, werde ich mir selbst, und wird mir die Welt vollkommen begreiflich; alle Räthsel meines Daseyns werden gelöset, und die vollendetste Harmonie entsteht in meinem Geiste. — Ich verhülle vor dir mein Angesicht, und lege die Hand auf den Mund. Wie du für dich selbst bist und dir selbst erscheinst, kann ich nie einsehen, so gewiß ich nie du selbst werden kann. Nach tausendmal tausend durchlebten Geisterleben werde ich dich eben so wenig begreifen, als jetzt, in dieser Hütte von Erde. Was ich begreife, wird durch mein bloßes Begreifen zum Endlichen, und dieses läßt auch durch unendliche Steigerung und Erhöhung sich nie ins Unendliche verwandeln. Du bist vom Endlichen nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden. Ich will nicht versuchen, was mir durch das Wesen der Endlichkeit versagt ist; wie du an dir selbst bist, will ich nicht wissen. Aber deine Beziehungen und Verhältnisse zu

mir, dem Endlichen und zu allen Endlichen, liegen offen vor meinem Auge. Du wirkest in mir die Erkenntniß von meiner Pflicht, von meiner Bestimmung in der Reihe der vernünftigen Wesen; wie, das weiß ich nicht, noch bedarf ich es zu wissen. Du weißt und erkennst, was ich denke und will. Du willst; denn du willst, daß mein freier Gehorsam Folgen habe in alle Ewigkeit. Den Act deines Willens begreife ich nicht, und weiß nur so viel, daß er nicht ähnlich ist dem meinigen. Du lebst und bist; denn du weißt, willst und wirkest allgegenwärtig der endlichen Vernunft. Alles, was geschieht, gehört in den Plan der ewigen Welt, und ist gut in dir, so viel weiß ich. Was in diesem Plane reiner Gewinn, oder was nur Mittel sey, um ein vorhandenes Uebel hinweg zu schaffen, weiß ich nicht. In deiner Welt gedeiht Alles. Dieses genügt mir, und in diesem Glauben stehe ich fest, wie ein Fels. Was aber in deiner Welt nur Keim, was Blüthe, was die Frucht selbst ist, weiß ich nicht. Das Einige, woran mir gelegen seyn kann, ist der Fortgang der Vernunft und Sittlichkeit im Reiche der vernünftigen Wesen.

Das Universum ist mir nun nicht mehr jener in sich selbst zurück laufende Cirkel, jenes unaufhörlich sich wiederhohlende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebähren, wie es schon war; es ist vor meinem Blicke vergeistigt, und trägt das eigene Gepräge des Geistes; stetes Fortschreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne gehet auf und gehet unter, die Sterne versinken und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Cirkeltanz; aber sie kommen nie so wieder wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens

ist selbst Leben und Fortbilden. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe enttråufelt den Sphåren, wie die Thautropfen den Wolken, und umfångt die Natur, wie die kühle Nacht die Erde. Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tödtendes Princip in der Natur; denn die Natur ist durchaus lauter Leben. Tod und Geburt ist blos das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst åhnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anders seyn, der ich das ursprüngliche, allein wahre und wesentliche Leben in mir selbst trage? Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten sollte, das aus ihr nicht stammt! — Jeder meines Gleichen, der aus der irdischen Verbindung heraustritt, zieht meinen Gedanken mit sich hinüber; er ist noch, und ihm gebühret eine Ståtte. Indeß wir hienieden um ihn trauern, ist drüben Freude, daß der Mensch zu ihrer Welt gebohren ward; so wie wir Erdenbürger die unsrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einst ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude seyn; denn die Trauer bleibt in der Sphåre zurück, die ich verlasse. Es verschwindet vor meinem Blicke, und versinkt die Welt, die ich noch so eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist sie doch nur der Vorhang, durch die eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang, und erwårmt und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimmtes; aber er erwartet mehr, als er hienieden fassen kann, und je in der Zeit wird fassen können.

c) aus der Sprache der Prosa;

von Heinr. Gtli. Tzschirner (in s. Schrift: das Reactionssystem. Leipz. 1824. S. 118).

— Nur durch die Vernichtung aller Nationalfreiheit und durch eine beharrliche, tief eingreifende, alle freie Bewegung hemmende Geistesbeschränkung kann das Reactionssystem seinen Zweck erreichen. Völker aber, welche, aller ihrer Rechte beraubt, aufhören, als Völker sich zu fühlen, stehen gebeugt und gleichsam mit gesenktem Haupte in dem Kreise der Völker. Nur wo ein reges geistiges Leben ist, gedeihen Ackerbau, Handel und Industrie, und da, wo die Geister gebunden werden, kann es keine des Namens werthe Kunst und Wissenschaft geben. Erstarrung, Verfall, Untergang alles dessen, worein gebildete Völker ihre Ehre und ihren Ruhm setzen, ist die Folge des Reactionssystems, welches mit fester Consequenz und rücksichtsloser Strenge seine Absicht durchsetzet; wovon Spaniens und Böhmens Beispiel zeuget. Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier nicht zurück hinter den übrigen europäischen Völkern, und die Böhmen standen höher, als die meisten ihrer Nachbarn, und hatten sogar eine bedeutende Nationalliteratur und Poesie. Was aber ist seit Philipp 2 aus Spanien, und was ist aus Böhmen geworden, seitdem unter Ferdinand 2 der tief gewurzelte Protestantismus ausgetilgt, und der Katholicismus in den alleinigen Besitz wieder eingesetzt ward? Die Merinos freilich gaben ihre Wolle vor wie nach, aber die Geister trugen keine Früchte mehr; die Fasanen blieben in Böhmen, aber mit den vertriebenen protestantischen Gelehrten wanderten die Wissenschaften aus. Was ist Spanien, wenn man es mit England, was Böhmen, wenn man es mit Sachsen und Preußen vergleichet?

54.

15) Das Kühne.

Das Kühne in der stylistischen Darstellung kann entweder zunächst dem Stoffe, oder zunächst der Form, oder beiden gemeinschaftlich zukommen. Das Kühne kündigt sich unter der gewagten Darstellung eines Gegenstandes an, der in der allgemeinen Meinung von der entgegengesetzten Seite gefaßt wird. Es ist daher jedesmal der Ausdruck eines starken Gemüths, das es wagt, gegen eine herkömmliche Ansicht und Meinung zu verstoßen, und die entgegengesetzte aufzustellen und durchzuführen. Als untergeordnete Eigenschaft des Schönen wirkt das Kühne, sobald es in der Anschauung um seiner selbst willen gefällt, sobald es das Gefühlsvermögen mächtig bewegt und erschüttert, und den geschilderten Gegenstand unter einem vollendeten Bilde vor die Einbildungskraft stellt. Ob nun gleich in den meisten Fällen die Eigenschaften der Kraft und des Neuen mit der ästhetischen Eigenschaft des Kühnen verbunden sind; so beruht doch die selbstständige Wirkung des Kühnen auf dem unverkennbaren und Gefühl und Einbildungskraft ansprechenden Ausdruck des Gewagten in der stylistischen Ankündigung. Uebrigens kann das Kühne gleichmäßig in der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit getroffen werden; nur daß es gewöhnlich innerhalb der Sprache der Dichtkunst die Versinnlichung des Hauptgegenstandes unter der Einheit eines Bildes bewirkt, und in der Sprache der Beredsamkeit zunächst das Bestrebungsvermögen erschüttert.

Beispiel, aus Luthers Flugschrift vom Jahre 1520: an den christlichen Adel teutscher Nation (auszugsweise).

Die Romanisten haben drei Mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützet, daß sie Niemand hat mögen reformiren, dadurch die ganze Christenheit greulich gefallen ist. — Zum ersten: wenn man hat auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern, geistlich sey über die weltliche. Zum andern: hat man sie mit der heiligen Schrift wolt strafen, setzen sie dagegen, es gebühre die Schrift Niemanden auszulegen, denn dem Papste. Zum dritten: dräuet man ihnen mit einem Concilio; so erdichten sie, es möge Niemand ein Concilium berufen, denn der Papst. Also haben sie drei Ruthen uns heimlich gestohlen, das sie mögen ungestraft seyn, und in sichere Befestigung dieser drei Mauern sich gesetzt, alle Büberei und Bosheit zu treiben. — Nun helfe uns Gott, und gebe uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jericho's wurden umgeworfen, daß wir diese ströhernen und papiernen Mauern auch umblasen, und die christlichen Ruthen, Sünden zu strafen, losmachen, des Teufels List und Trug an Tag bringen, auf daß wir durch Strafe uns bessern.

Wollen die erste Mauer am ersten angreifen.

Man hats erfunden, daß Papst, Bischoff, Priester, Klostervolk wird der geistliche Stand genennet. Fürsten, Herren, Handwerks- und Ackersleute der weltliche Stand. Welches gar ein fein Comment ist; doch soll Niemand darob schüchtern werden, und das aus dem Grunde: denn alle Christen sind wahrhaftig geistliches Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied, denn

des Amts halben allein. Die Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich und Christenvolk. Daß aber der Papst oder Bischoff salbet, Platten macht, ordinirt, weihet, anders denn Laien kleidet, mag einen Gleißner und Oelgötzen machen, macht aber nimmermehr einen Christen, oder geistlichen Menschen. Denn wo nicht eine höhere Weihe in uns wäre, denn der Papst oder Bischoff giebt; so würde nimmermehr durch Papst- und Bischoff-Weihen ein Priester gemacht. Darum ist des Bischoffs Weihen nichts anders, denn als wenn er, anstatt und Person der ganzen Versammlung, einen aus dem Haufen nehme, die alle gleiche Gewalt haben, und ihm befehle, dieselbe Gewalt für die andern auszuüben. Und daß ichs noch klärer sage: wenn ein Häuflein frommer Christen Laien würden gefangen und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht bei sich hätten einen geweiheten Priester von einem Bischoff, und würden allda der Sachen eins, erwählten einen unter ihnen, und beföhlen ihm das Amt zu taufen, Meß halten, absolviren und predigen; der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöffe und Päpste hätten geweihet. Daher kommts, daß in der Noth ein jeglicher taufen und absolviren kann; das nicht möglich wäre, wenn wir nicht alle Priester wären. Solche große Gnade und Gewalt der Taufe und des christlichen Standes haben sie uns durchs geistliche Recht fast niedergelegt und unbekannt gemacht. Auf diese Weise erwählten vor Zeiten die Christen aus dem Haufen ihre Bischöffe und Priester, die darnach von andern Bischöffen wurden bestätigt ohne alles Prangen, das jetzt regiert. Gleichwie nun die, so man jetzt geistlich heißt, oder Priester, Bischöffe oder Päpste sind von den andern Christen nicht weiter noch würdiger geschieden, denn daß sie das Wort Gottes und die Sacramente sollen handeln, das ist ihr

Werk und Amt; also hat die weltliche Obrigkeit das Schwert und die Ruthen in der Hand, die Bösen damit zu strafen, die Frommen zu schützen. Darum sage ich, dieweil weltliche Gewalt von Gott geordnet ist, die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen; so soll man ihr Amt lassen frei gehen, unverhindert durch den ganzen Körper der Christenheit, niemand angesehen, sie treffe Papst, Bischöffe, Pfaffen, Mönche, Nonnen, oder was es ist. Wer schuldig ist, der leide. Was geistlich Recht darwider gesagt hat, ist lauter erdichtete römische Vermessenheit. Also meine ich, diese erste Papiermauer liege darnieder. Es ist auch zu viel, daß man so hoch im geistlichen Recht hebt der Geistlichen Freiheit, Leib und Güter; gerade, als wären die Laien nicht auch so geistlich gute Christen als sie, oder als gehörten sie nicht zur Kirche. Warum ist dein Leib, Leben, Gut und Ehre so frei, und nicht das meine, so wir doch gleiche Christen sind, gleiche Taufe, Glauben, Geist und alle Dinge haben? Wird ein Priester erschlagen; so liegt ein Land im Interdict. Warum nicht auch, wenn ein Bauer erschlagen wird? Wo kommt her solch großer Unterschied unter den gleichen Christen? Alles aus menschlichen Gesetzen und Dichten.

Die andere Mauer ist noch loser und untüchtiger, daß sie allein wollen Meister der Schrift seyn, ob sie schon ihr Lebelang nichts drinnen lernen, gaukeln uns vor mit unverschämten Worten: der Papst möge nicht irren im Glauben, er sey böse oder fromm. Daher kommt es, daß so viele ketzerische und unchristliche Gesetze stehen im geistlichen Rechte, davon jetzt nicht noth zu reden. Denn dieweil sie achten, der heilige Geist lasse sie nicht, sie seyen so ungelehrt und böse, wie sie können, werden sie kühn, zu setzen, was sie nur wollen. Und wo das wäre; wozu wäre die hei-

lige Schrift noth oder nütze? Lasset sie uns verbrennen, und begnügen an den ungelehrten Herren zu Rom, die der heilige Geist inne hat, der doch nicht denn fromme Herzen mag inne haben. Wenn ichs nicht gelesen hätte, wäre mir es unglaublich gewesen, daß der Teufel sollte zu Rom solche ungeschickte Dinge vorwenden, und Anhang gewinnen. Hat nicht der Papst vielmehr geirret? Wer wollte der Christenheit helfen, so der Papst irrt, wo nicht einem andern mehr denn ihm geglaubt würde, der die Schrift für sich hätte! Darum ists ein Frevel, erdichtete Fabel, und mögen auch keinen Buchstaben aufbringen, damit sie bewähren, daß des Papstes allein sey, die Schrift auszulegen, oder ihre Auslegung zu bestätigen. Und ob sie vorgeben, es wäre S. Peter die Gewalt gegeben, da ihm die Schlüssel sind geben, ists offenbar genug, daß die Schlüssel nicht allein S. Petro, sondern der ganzen Gemeinde gegeben sind. Dazu die Schlüssel nicht auf die Lehre oder Regiment, sondern allein auf die Sünde zu binden oder zu lösen geordnet sind. — Aus diesem allem, und vielen andern Sprüchen (der Schrift) sollen wir muthig und frei werden, und den Geist der Freiheit, wie ihn Paulus nennt, nicht lassen, mit erdichteten Worten der Päpste abschrecken, sondern frisch hindurch alles, was sie thun oder lassen, nach unserm gläubigen Verstande der Schrift richten, und sie zwingen, zu folgen dem Bessern, und nicht ihrem eignen Verstande.

Die dritte Mauer fällt von ihr selbst, wo diese ersten zwei fallen. Sie haben auch keinen Grund der Schrift, daß allein dem Papste gebühre, ein Concilium zu berufen oder bestätigen, denn allein ihre eignen Gesetze, die nicht weiter gelten, denn sofern sie nicht schädlich sind der Christenheit und Gottes Gesetzen. Es ist keine Gewalt in der Kirche, denn nur zur Besserung.

Darum wo sich der Papst wollte der Gewalt brauchen zu wehren, ein frei Concilium zu machen, damit verhindert würde die Besserung der Kirche; so sollen wir ihn und seine Gewalt nicht ansehen. Und wo er bannen und donnern würde, sollte man das verachten als eines tollen Menschen Vornehmen, und ihn in Gottes Zuversicht wiederum bannen und treiben, wie man mag. Denn solch seine vermessene Gewalt ist nichts, er hat sie auch nicht.

Darum lasset uns das fest halten: christliche Gewalt vermag nichts wider Christum, wie S. Paulus saget. Thut sie aber etwas wider Christum; so ist sie des Antichrists und Teufels Gewalt. Und sollte sie Wunder und Plagen regnen und schloßen; Wunder und Plagen bewähren nichts, sonderlich in dieser letzten ärgsten Zeit. Darum müssen wir uns an die Worte Gottes halten mit festem Glauben; so wird der Teufel seine Wunder wohl lassen.

55.

16) Das Edle, Würdevolle und Majestätische.

So wie das Vernünftige als Gegensatz des Sinnlichen sich ankündigt; so das Edle im Gegensatze des Gemeinen. Gemein nennen wir, wo sich keine Spur vernünftiger Thätigkeit findet, und alles als bloße Wirkung der Sinnlichkeit erscheint; edel, wo wir den Ausdruck der Vernunft antreffen, ein Wirken nach Ideen überhaupt, und insbesondere das Beherrschen der Sinnlichkeit durch die Vernunft. Das Edle ist also, im Gegensatze des Gemeinen, allezeit das Höhere und Vortrefflichere; die Erscheinung des Vernünftigen im Gegensatze des

Sinnlichen. Die Ankündigung des Sittlich-Edlen heißt aber Würde, weil die Würde auf der Angemessenheit menschlicher Handlungen zu den Gesetzen der sittlichen Vernunft beruht, die jede Ankündigung eines freien Wesens dem Sittengesetze, als dem höchsten Maasstabe für jede freie Handlung, unterordnet. Im Ausdrucke des Edlen erscheint daher alles, selbst die stärkste Leidenschaft, der Vernunft untergeordnet; in der Darstellung der Würde zunächst der sittlichen Vernunft. Die Versinnlichung der Affecten und Leidenschaften darf also nicht in den Formen des Edlen und Würdevollen wegfallen; nur daß Affecte und Leidenschaften, bei aller Stärke ihrer Ankündigung, nicht zum Uebergewichte über die Vernunft gelangen dürfen, sobald nicht auch das Edle und Würdevolle innerhalb der Form verschwinden soll. — Liegt das Edle und Würdevolle im Stoffe, in den Gegenständen der Darstellung; so kann nur der Mensch, nach der Entwickelung und Reife seiner geistigen Vermögen, besonders seiner sittlichen Vernunft, der Gegenstand desselben seyn. Wird aber das Edle und Würdevolle von der Form, von der Art und Weise der Darstellung, Anordnung und Bezeichnung des Stoffes, ausgesagt; so herrscht zunächst die Vernunftmäßigkeit und sittliche Reinheit des darstellenden Schriftstellers vor. (So liegt bei Schillers Thekla, und Marquis von Posa, bei Göthe's Egmont u. a. das Edle und Würdevolle zunächst im Stoffe, bei Gellerts und Cramers religiösen Liedern zunächst in der Form, bei Klopstocks Messias in Stoff und Form zugleich.) — Obgleich das Edle an sich zunächst das Gleichgewicht der menschlichen Triebe und den Frieden eines Gemüths vergegenwärtigt,

welcher durch die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit bewirkt ward, wodurch es sich der ästhetischen Eigenschaft der edlen Einfalt (§. 52.) nähert; so steht es doch auch mit dem Erhabenen in einem gewissen Zusammenhange, inwiefern das Edle, wie das Erhabene, ein gemischtes Gefühl von Wonne und Wehmuth anregt (wie namentlich in der Elegie, in der Idylle, im Trauerspiele u. s. w.). Erscheint gleich das Edle und Würdevolle in der Malerei und Plastik unter einer in sich vollendeten Form als völlig abgeschlossenes Bild, während dieses Bild vermittelst der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit nur nach und nach vollendet wird; so behauptet doch wieder die Sprache den großen Vorzug vor der Malerei und Plastik, daß sie den Adel und die Würde der geistigen innern Zustände durch Worte nach außen weit schärfer im Einzelnen, und weit stärker im Ganzen versinnlichen und zur Vollendung durchführen kann, als dies den übrigen Künsten möglich ist. — Der höchste Grad der Würde in der Darstellung ist das Majestätische, wo die Würde nicht erst durch den Sieg der Vernunft und der Sittlichkeit über das Sinnliche errungen und behauptet wird, sondern auf dem Heiligen beruht, das nur einem überirdischen, göttlichen, oder gottverwandten Wesen (einem Geiste höherer Welten) beigelegt werden kann. (So kommt dem leidenden Messias, nachdem er die, gegen die bevorstehenden Leiden anstrebende, Sinnlichkeit besiegt und den Entschluß der Erlösung gefaßt hat, Würde, dem zum Himmel aufsteigenden Messias aber Majestät zu.)

Beispiele:

a) des Edlen.

Elegie von Ernst Schulze (in s. vermischten Gedichten. Leipz. 1820. S. 16).

Hast du noch nimmer geliebt; so geh und liebe noch heute;
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück!
Ach, sie hat mich geküßt! In rosenfarbenem Glanze,
Rasch von den Horen beschwingt, schwimmt mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leise vor Sehnsucht,
Weniges flehte der Mund, vieles der schmachtende Blick.
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltsam
Gegen die Furcht, und es hob rasch sich die klopfende Brust.
Aber dem Auge der Holden entfunkelte süße Gewährung;
Siehe, das reizende Weib beugte sich schüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leise den kettenden Arm, und mit Lächeln
Hob sie, wie folgt' ich so gern, sanft an die Brust mich empor.
Nimm, du hast es verdient, so sprach sie mit süßem Gelispel,
Und ihr rosiger Mund nahte dem meinigen sich.
Glühend weht' um die Lippen der Hauch, und ein brennender Kuß sank
Langsam, gleich des Accords Schwinden, ins Herz mir hinab.
Ach, wie bebt' ich vor Lust und schauderte, wähnte zu sterben,

Und doch hatt' ich nach nie reiner und schöner gelebt.
Seliger Rausch! O möcht' ich doch einst so scheiden, in solchem
Taumel; ich kaufte den Tod gern für die Schätze der Welt!
Lang noch wünscht' ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mit dem beglückenden Ziel winkte dem sehnenden Geist;
Und dann sänk' ich dahin, von deinen Armen umschlungen,
Und im glühenden Kuß schwebte die Seele dahin.
Kein Elysium fordert' ich dann, und bange vermied' ich
Lethe's dunkele Fluth, gleich dem betäubenden Gift.
Sinnend lehnt' ich mich hin auf rosige Wolken und dächte
Ewigkeiten hindurch an das genossene Glück,
Fühlte den seligen Kuß noch Ewigkeiten, und tauschte
Für des Olympiers Thron selbst die Erinnerung nicht.
Hast du noch nimmer geliebt; so geh und liebe noch heute;
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück.

b) des Würdevollen.

Größe im Unglück, von Mahlmann.

Was ists, das unsterbliche Geister entzückt,
Wann sie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein feuriges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnt die ewige Kraft!

Die Thräne, welche zur Erde sinkt,
Der Erde gehöret sie an;

Zum heiligen Aether der Heimath schwingt
Der göttliche Geist sich hinan!
Die Ruhe, sie wohnt in der Götter Kreis,
Unerschütterlich steht dort ihr Thron —
Und wer nicht muthig zu sterben weiß,
Ist nicht der Unsterblichen Sohn!

Im Thale schleichen die Wolken hin,
Vom Berge die Sonne nicht weicht;
Empor, empor, du gedrückter Sinn,
Wohin kein Nebel mehr reicht!
Den Lorbeer wirst du am Ziele schaun,
Umstralt vom ewigen Glanz;
Breit' aus den Fittig im kühnen Vertraun
Zum ewig blühenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edlen Herzen, wie du;
Sie gingen, die Helden durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltungen zu;
Aus ihren versunkenen Gräbern spricht
Eine Stimme, die ewig ertönt;
Sie tranken den Kelch, und zitterten nicht,
Und wurden mit Ruhme gekrönt.

Das ists, was unsterbliche Geister entzückt,
Wann sie niederblicken zur Welt:
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt!
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein gläubiges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnt die ewige Kraft!

c) des Majestätischen.

Gott dem Sohne am Himmelfahrtstage,
von Klopstock.

„Wie Gott belohnt, belohn,
O Vater, deinen Sohn!"
So rief, der ganze Himmel rief,
Als Jesus Christ am Kreuz entschlief.
Es hatte Gott der Himmel Flehn
Und seines Sohnes Tod gesehn.
Zu Gott schwingt sich der Sohn empor.
Ihm jauchzt der Engel feiernd Chor:
Mittler! Vollender! Gott!
Heiligster! welchen Tod
Starbst du auf Golgatha,
Du siegst, Halleluja!
Halleluja, Halleluja,
Du stirbst nicht mehr auf Golgatha!

Entzückt sahn ihm die Jünger nach;
Jetzt trug er nicht der Sünde Schmach.
Ein schimmerndes Gewölke kam,
Floß hin vor seinen Fuß, und nahm
Den Stralenvollen ihrem Blick,
Und Wonn' und Thränen ward ihr Blick.
Verschwunden in der Himmel Fern
Ist nun die Herrlichkeit des Herrn;
Doch werden sie am Thron einst stehn,
Und Jesum Christum wieder sehn.

Thut weit des Himmels Pforten auf,
Der Sieger schwingt zum Thron sich auf.
Erhöht, erhöhet Salems Thor.
Der Ueberwinder steigt empor.
Steht still, ihr Stern', in euerm Lauf,

Zu Gott, zu Gott steigt er hinauf!
Staub sind ihm Sterne; Finsterniß
Vor dem, der uns der Sünd' entriß.
Sein Blick ist Huld, Licht sein Gewand,
Und Allmacht seine rechte Hand!
Heil ist sein Werk! Barmherzigkeit
Sein Thun; sein Lohn Unsterblichkeit.

Wir freun uns seines großen Lohns,
Freun uns des Vaters und des Sohns,
Den eine Sterbliche gebahr,
Der ist, der seyn wird, und der war.
Des Bürgen für uns im Gericht,
Wenn unser Herz im Tode bricht!

Du, unser Gott und unser Herr!
Wer kann dir würdig danken? wer?
Von allen, die du dir erschufst,
Zu jenem Leben riefst, und rufst.
Dank dir, ach Dank und Preis und Ruhm
Sey dir in deinem Heiligthum!
Der für uns starb, der auferstand,
Halleluja, der überwand,
Zu Gott ging, Gott zur Recht' erhöht,
Versöhnt, wer um Versöhnung fleht.

56.

17) Das Große.

Die Größe eines Gegenstandes ist entweder eine äußere (extensiv), oder eine innere (intensiv); die letztere, zu welcher auch die sittliche Größe gehört, kann nicht in der Natur wahrgenommen, oder auf sie bezogen werden. Bei jeder Größe denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere

gleichartige Theile verbunden sind. Soll daher ein Unterschied zwischen Größe und Größe statt finden; so kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind. Darin liegt der Grund der Messung der Größe, die aber doch nur auf verglichene (comparative), nie auf unbedingte (absolute) Größe führt.

Abgesehen von der mathematischen Größe, bezieht sich in ästhetischer Hinsicht die Größe auf die Wirkung, welche ein dargestellter großer sinnlicher oder übersinnlicher Gegenstand, nach seiner in der Darstellung enthaltenen und zur Einheit des Bildes gebrachten Vergleichung mit andern großen Gegenständen, auf die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen hervorbringt. Aesthetische Größe behauptet daher eben so die zur Einheit erhobene, prosaische oder dichterische, Schilderung der Alpen, des Chimborasso, des Genfersee's, des Weltmeeres, wie die als Einheit dargestellte große Vernunftidee: der Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden, oder des grenzenlosen Fortschritts des ganzen menschlichen Geschlechts zu dem Ziele des Lichtes und der sittlichen Reife. Als Hauptbedingung des ästhetisch-Großen gilt die vollendete und in sich abgeschlossene Einheit des dargestellten Gegenstandes in Beziehung auf die ihm beigelegte Größe, und in Beziehung auf sein Verhältniß zu andern mit ihm verglichenen großen Gegenständen, gegen welche er, vermittelst der ästhetischen Darstellung, gewinnen muß. Die sittliche Größe endlich verlangt, daß das dargestellte Individuum (weil nur vernünftig-sinnlichen Wesen Sittlichkeit und sittliche Größe zukommen kann,) nach der ihm beigelegten

unbedingten Befolgung des Sittengesetzes als groß, und über andere Wesen seiner Art hervorragend, erscheine. (Zur sittlichen Größe gehört Luthers Erklärung zu Worms vor Karl 5: „hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir!" — die freiwillige Aufopferung des Marquis von Posa für seinen Freund Dom Karlos u. a.)

Beispiele.

a) der dargestellten Naturgröße. Schilderung der Alpen, von Joh. Müller (im Anfange s. Schweizergeschichte).

Im Norden des Landes Piemont stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, drittehalbtausend Klaftern hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg (Montblanc) oder den Schreckhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstralen trotzt ihre Eislast; sie vergolden sie nur. Von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Laufe der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Ural in Trümmern verwittert haben. Und wenn in verschlossenen Gewölbern der nie gesehene Stoff des Erdballes noch glühet; so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter denselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl Niemand

her, in unergründlichen Lasten, Tagereisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft in Eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder beim Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen! Aber das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufes der Natur!

b) der Größe der Vernunftidee.

Die Tempel, von Jo. Geo. Jacobi.

Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk' durchschauen,
Ihm reißet aus der Berge Schoos
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und seyn wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert? —

Wir blicken hin: Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser giebt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
Ins Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und alles ordnet, alles bindet.

Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Cedernwipfel;
Ein festes Band! Allein zu groß
Für unsern Blick! Wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Lasten wild
Aus dichtverschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom bräust
Er nieder; seine Tanne saust;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne drehn,
Und Sonnen auf= und untergehn,
Beim Wechsellied der Nachtigallen.

Ihn suchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;

Des Rasens blumiger Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaas und Ordnung hin:
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.

57.

18) Das Erhabene und Feierliche.

Das Erhabene ist zum Theile dem Großen verwandt; denn es muß, nach Stoff und Form, selbst im strengen wörtlichen Sinne, über das Gewöhnliche sich erheben. Allein es unterscheidet vom Großen sich wesentlich dadurch, daß in demselben der Kontrast zwischen der Naturwelt und der Welt der Freiheit, der Gegensatz des Endlichen und Unendlichen nach seiner Ankündigung im Gefühlsvermögen, unter der Einheit einer vollendeten Form versinnlicht, und, durch die Einheit des Bildes in der Form, die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt, so wie in dem Gefühlsvermögen das gemischte Gefühl der Lust und Unlust angeregt und unterhalten wird, bis sich dasselbe, bei dem im

Gefühle wahrgenommenen Uebergewichte der Vernunft und Freiheit über das Sinnliche und über das Gesetz der Nothwendigkeit in der Naturwelt, so wie des Unendlichen über alle Bedingungen und Schranken des Endlichen, in das siegende Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust auflöset. — Wenn denn nun auch von einem Erhabenen des Stoffes gesprochen, und die ästhetische Eigenschaft des Erhabenen, z. B. dem Montblanc, dem gestirnten Himmel, dem Huß am Flammenpfahle beigelegt wird; so geht doch die Darstellung des Erhabenen in der stylistischen Form zunächst nur aus der mächtigen Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens, und in demselben aus der Mischung des Gefühls der Lust und der Unlust hervor, wodurch die Einbildungskraft aufgeregt wird, die Einheit der Form in der Darstellung zu vollenden. Den Gegenständen der Natur kann daher innerhalb der stylistischen Form nur insofern Erhabenheit zukommen, inwiefern, vermittelst eines äußern Gegenstandes, in unserm Gefühlsvermögen der unverkennbare Gegensatz der Naturnothwendigkeit gegen die Freiheit, und des gefühlten Unendlichen gegen das angeschaute Endliche angeregt wird. Auf gleiche Weise gelangen wir zum Bewußtseyn des Erhabenen in der übersinnlichen, und namentlich in der sittlichen Ordnung der Dinge, sobald wir einen, durch den innern Sinn angeschauten, Gegenstand (z. B. die Unsterblichkeit, die Ewigkeit u. a.) im Gefühlsvermögen mit dem ihm entgegenstehenden Endlichen und Bedingten zusammenhalten, und beide gleich mächtig aufgeregte Gefühle der Lust und der Unlust so lange gegen einander anwogen, bis endlich durch die vollen-

dete Einheit der dargestellten Form der Sieg des Unendlichen über das Endliche entschieden, und **mit demselben** auch das Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust in unserm Gefühlsvermögen vermittelt wird. — Es muß daher in jeder stylistischen Form, welche den Charakter des Erhabenen tragen soll, die versinnlichte Idee und das Ideal, als das Unendliche, den Sieg über das Endliche und Beschränkte in dem Gefühle und in der vollendeten Einheit der Form feiern, selbst wenn, im furchtbaren Kampfe der Naturnothwendigkeit mit der Freiheit, der Held der Freiheit unterliegen sollte (wie z. B. in allen wahren Trauerspielen, in den meisten Epopöen u. s. w.).

Das **Feierliche** ist eine Abart des Erhabenen, und besteht in derjenigen Darstellung eines sinnlichen oder übersinnlichen Gegenstandes, wodurch derselbe aus der Reihe des Gewöhnlichen gehoben, das Gefühl von seiner höhern Bedeutsamkeit und Wichtigkeit angeregt, und vermittelst der vollendeten stylistischen Form die Einheit desselben in der Anschauung des innern Sinnes bewirkt wird, ohne daß es bei dem Feierlichen ein wesentliches Merkmal wäre, den Gegensatz des Endlichen und Unendlichen zu versinnlichen. (So nennen wir z. B. Einweihungsreden, Jubelreden, Geisterbeschwörungen u. s. w. feierlich, ohne daß sie zugleich das Erhabene als nothwendiges Merkmal in sich aufnehmen müßten. Oft aber sind das Erhabene und Feierliche in Einer und derselben Form verbunden.)

Beispiele des **Erhabenen:**

a) von **Kant** (aus seiner **Kritik der practischen Vernunft**).

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender das Nachdenken damit sich beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheit verhüllt, oder im Ueberschwenglichen außer meinem Gesichtskreise suchen, oder blos vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtseyn meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, in der ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher ich mich, nicht wie dort, in blos zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung anerkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines thierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten, einem Puncte im Weltalle, wieder zurück geben muß, nachdem es eine kurze Zeit mit Lebenskraft versehen gewesen ist. Die zweite erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseyns durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

b) von v. Haller (aus seinem unvollendeten Gedichte: die Ewigkeit vom Jahre 1736).

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.
Unendlichkeit! wer misset dich?
Bei dir sind Welten Tag', und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt;
Ihr Trieb läuft ab, und eine zweite schlägt,
Du aber bleibst — und zählst sie nicht.

Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg wie Gras an schwülen Sommertagen;
Wie Rosen', die am Mittag jung,
Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rang,
Und, kaum noch reif, die Welt sich aus dem Abgrund schwang;
Eh als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet,
Und auf die Nacht des alten Nichts
Sich goß der erste Stral des Lichts,
Warst du, so weit als jetzt, von deinem Quell entfernet.
Und wann ein zweites Nichts wird diese Welt begraben;
Wann von dem ganzen All nichts bleibet als die Stelle;
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,

Wird seinen Lauf vollendet haben,
Wirst du so jung als jetzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig seyn, wie heut.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.

Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welten hin,
Und wann ich an der Mark des Endlichen nun bin,
Und von der fürchterlichen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich tilge sie, und — du liegst ganz vor mir.

Beispiel des Feierlichen; Bruchstück aus Tzschirners (besonders gedruckter) Predigt bei der Jubelfeier der 50jährigen Regierung des Königs von Sachsen am 20. Sept. 1818. — (Der Vf. sprach über „die Freude des sächsischen Volkes in der Erinnerung an die 50jährige Regierung seines Königs" und führte die beiden Theile durch: „wir gedenken des Königs und freuen uns seiner (seiner Tugend, seines Verdienstes, seines Glückes und seiner Leiden, seiner Ehre und seines Ruhmes); wir gedenken unsers Volkes und freuen uns seiner (seiner Treue und Liebe, seines langen Glückes und seiner überwundenen Leiden, seines Fleißes und seiner Bildung, und der Ehre seines Namens)."

— — Wohl hat der König Unwürdiges dulden müssen; wohl sind ihm Schätze und Länder und viele der Kinder, die er liebte, genommen worden; wohl dachten einige unedel und niedrig genug, die Stimme der Verläumdung gegen den unglücklichen König zu erheben. Das Wort der Leidenschaft aber kann das Urtheil der Welt nicht wenden, und die durch wahres Verdienst erworbene Achtung kann das Unglück nicht rauben. Seine Ehre und sein Ruhm ist dem Könige geblieben, und würde ihm geblieben seyn, selbst wenn man ihm alles genommen hätte. Geblieben ist ihm der schönste Ruhm, den Fürsten erwerben können, der Ruhm, ein halbes Jahrhundert lang der Vater seines Volkes gewesen zu seyn; geblieben ist ihm der Ruhm überlegender Weisheit, unverletzten Rechts, ernster Sitte und menschenfreundlicher Milde. Nicht nur als Fürst geehrt, sondern auch, was noch mehr ist, als Mensch geachtet, steht er in der Mitte seines Volkes und in der Reihe der Fürsten. Wohl herrschen andere über mächtigere Reiche und sitzen auf erhabnern Thronen; indem ich aber unter den Herrschern dieser Zeit umherschaue, finde ich keinen, auch nicht einen, dem nicht Friedrich August sich vergleichen könnte. Ihn achten und ehren die Zeitgenossen; ihn werden die Nachkommen achten und ehren. Zwar wird die Geschichte nicht von ihm erzählen, daß er Schlachten gewonnen, Städte zerstört und Länder erobert habe. Aber neben Friedrich den Weisen und August den Ersten wird sie ihn stellen, und auf sein Denkmal die Worte setzen: er war fromm und gerecht, er liebte und ward geliebt, und wußte beides, das Glück und das Unglück, würdig zu ertragen; fromm war er und wahrhaftig, und sein Thron bestand durch Frömmigkeit. Solches Zeugniß, welches mehr ehrt, als

Lorbeerkranz und Siegeszeichen, wird einst die Geschichte ihm geben. —

— Viel verdanken wir ihm; aber auch viel uns selbst; denn nur die Völker, die fähig sind und würdig, glücklich zu seyn, kann ein König beglücken. Selbst ein Titus und ein Antonin konnten die verderbte Römerwelt nicht bessern, und auch ein Salomo würde die rohen Horden der Wüste nicht in gesittete Völker verwandeln. Darum freuen wir uns heute auch des Sinnes und der Sitte, des Fleißes und der Bildung unsers Volkes. Ein fleißiges, betriebsames, erfinderisches Volk ist das Volk unsers Stammes. Wohin ihr den Blick wendet, hat es das Land angebaut und Baum und Rebe gepflanzt; in welche Stadt ihr tretet, überall wird reger Gewerbsfleiß gefunden, alle Künste des Auslandes hat es sich angeeignet, selbst in die Gründe seiner Berge ist es hinabgestiegen. Versiegt ihm ein Nahrungsquell, öffnet es sich einen andern; die Noth macht es nicht muthlos und der Ueberfluß nicht träge; bescheiden nur schmückt der Reichthum sein Haus, und die Armuth wohnt in reinlicher Hütte. Nur ein solches Volk konnte zu blühendem Wohlstande sich erheben, die unerträglichen Lasten der letzten Zeit tragen, in wenigen Jahren die Spuren der Verheerung austilgen, und nach gänzlicher Erschöpfung neue Kräfte sammeln. Ein bildsames und gebildetes, ein mildes und gesittetes Volk ist das Volk unsers Stammes. Es haßt Rauheit und Härte und wilde Ausschweifung; es kennt seine Vorzüge, und schätzt doch das Gute und Löbliche, wo es gefunden wird; es ist empfänglich für alles, was den Geist bildet und das Leben verschönert; es genießt mit Anstand und Mäßigung; es liebt Freiheit und zwanglose Mittheilung der Gedanken, und ehrt doch Gesetz und Sitte; jede Kunst und jede Wissenschaft wird von ihm gepflegt und geachtet.

Nur ein solches Volk konnte werden, was es geworden ist, konnte die Achtung der ganzen gebildeten Welt sich erwerben, und auch nach dem Verluste der Hälfte seiner Länder die Ehre seines Namens behaupten.

Denn, Freunde und Brüder, was wir auch verloren haben; die Ehre unsers Namens ist uns geblieben, und wird bleiben, so lange die Geschichte das teutsche Vaterland nennet. An den sächsischen Namen sind große Erinnerungen geknüpft; an ihm hängt die Geschichte der denkwürdigsten Begebenheit der drei letzten Jahrhunderte, die Geschichte der Verbesserung der Kirche; denn Sachsenland war die Wiege der protestantischen Kirche, und Männer unsers Volkes waren ihre Stifter und Beschützer. An ihm hängt die Geschichte der fortgeschrittenen Wissenschaft, seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; denn viele herrliche Männer unsers Volkes stehen unter den Dichtern, Weltweisen und Forschern, denen die teutsche Kunst und Wissenschaft ihre schönste Blüthe verdankt. An ihm hängt die Geschichte der teutschen Sprache; denn Männer unsers Volkes haben sie bereichert und ausgebildet, und sind die Muster derer geworden, die in teutscher Zunge zu ihren Zeitgenossen reden. Den Namen der Sachsen führt ein altes, gesittetes und gebildetes Volk, und unter den sächsischen Fürsten steht der König, dem wenige Herrscher alter und neuer Zeit gleichen. — Einen Namen trägt der König und sein Volk; ein Land hat ihn und uns erzogen und gepflegt; seine Ahnen waren die Führer unsrer Väter, und unsere Väter folgten dem Paniere seiner Ahnen. Er hat uns beglückt und wir haben ihn erfreut; er hat für uns und mit uns, und wir haben für ihn und mit ihm getragen und geduldet. Er ist unser und wir sind sein; er ist das Haupt und wir sind die Glieder. Die Freude über den König und über

unser Volk fließt in ein Gefühl zusammen: in die Liebe zum Vaterlande, welche heute unser Wort verkünden, und, so lange wir athmen, unsere That, im Glücke und im Unglücke, im Frieden und im Kampfe, bewähren soll.

58.

19) Das Pathetische.

Das Pathetische, als Eigenschaft des Schönen, beruht auf der ästhetischen Darstellung menschlicher Leiden. Nicht alle Leiden lebendiger Wesen, sondern nur menschliche Leiden können unter dem Charakter des Pathetischen in der Darstellung erscheinen. Die menschlichen Leiden sind aber entweder sinnliche oder geistige Leiden. Beide können ästhetisch-vollkommen, d. h. pathetisch, dargestellt werden, doch, an sich betrachtet, die geistigen Leiden jedesmal in einem höhern Grade, als die sinnlichen, und die sinnlichen Leiden überhaupt blos nach ihrem Verhältnisse zur geistigen und namentlich zur sittlichen Natur des Leidenden. Denn die bloße Darstellung des Leidens ist nicht pathetisch (z. B. die Amputation eines Fußes, die Geiselung u. s. w.), sondern nur der Widerstand gegen dasselbe, und zwar muß dieser Widerstand ästhetisch darstellbar seyn, und in der Form wirklich ästhetisch vollkommen dargestellt werden.

Aesthetisch darstellbar ist aber jedes menschliche Leiden, in welchem die höhere geistige, und besonders die sittliche Kraft des Menschen den Kampf mit dem auf ihn eindringenden Leiden besteht; dieses Leiden kündige sich nun entweder rein sinnlich, oder rein geistig (z. B. bei einem an dem Daseyn Gottes Zweifelnden), oder sinnlich und geistig zugleich

an. Das Leiden, und der Widerstand gegen dasselbe, wird in der stylistischen Form ästhetisch-vollkommen dargestellt, sobald die übersinnliche Macht im Menschen im Kampfe mit dem Sinnlichen den Sieg gewinnt (selbst wenn der kämpfende Held physisch unterliegen sollte), und dieser Kampf und Sieg so idealisirt erscheint, daß er in der Anschauung nicht blos ein reines Wohlgefallen an der Form, sondern zugleich eine mächtige Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens und die Einheit eines Bildes für die Einbildungskraft bewirkt. — Es ist aber das, durch die versinnlichte Darstellung des Kampfes und Sieges vermittelte, Gefühl des Pathetischen, wie bei dem Erhabenen, ein gemischtes Gefühl der Lust und Unlust, indem die Vergegenwärtigung des Leidens, besonders des unverschuldeten, ein tiefes Gefühl der Unlust, dagegen die Vergegenwärtigung des geistigen und sittlichen Widerstandes gegen dieses Leiden, ein erhebendes Gefühl der Lust aufregt, bis endlich in dem Augenblicke, wo die übersinnliche Kraft im Leidenden entweder den Sieg über das widrige Schicksal feiert, oder glorreich und ehrenvoll in dem ungleichen Kampfe mit einem zermalmenden äußern Verhängnisse unterliegt, das Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust triumphirt wegen des idealisch versinnlichten Uebergewichts des Unendlichen über das Endliche, des Sittlichen über das Unsittliche, der Freiheit über die Nothwendigkeit. — In dieser Beziehung ist das Pathetische eine ästhetische Eigenschaft, die hauptsächlich im Epos, so wie im Trauerspiele vorherrscht, und um so mächtiger wirkt, je reiner und vollkommener der leidende Held erscheint, je unverschuldeter und um seiner Tugend

willen er leidet, und je kräftiger er, durch die Macht der höchsten Vernunftideen und durch die Stärke eines reinen sittlichen Willens, im Kampfe mit dem widrigen Schicksale und mit den auf ihn eindringenden und während des Kampfes ununterbrochen gesteigerten Leiden sich ankündigt.

Beispiel von Ramler, aus dem Oratorium: der Tod Jesu.

Jerusalem, voll Mordlust ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und unsre Söhn' und Töchter!“
Du siegst, Jerusalem, und Jesus blutet schon;
Im Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter,
Damit er ohne Trost in seiner Marter sey,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt sein Dornendiadem. —
Und eine Mörderhand faßt einen Stab
Und schlägt sein Haupt: ein Strom quillt Stirn und Wang' herab. —
Seht, welch ein Mensch! — Des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht,
Und legt dem Blutenden mit unerhörtem Grimme
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll;
Er trägt ihn willig, und sinkt ohnmachtsvoll.
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschließen,
Die lang verhaltnen Thränen fließen.
Er aber sieht sich tröstend um, und spricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht!“
So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,

Das Haupt in Sonnenstralen:
So steht der Held aus Canaan.
Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluthen heulen,
Er mag der Erde Rand zersplittern:
Der Weise sieht ihn heiter an!

59.

20) Das Rührende.

Das Rührende ist dem Pathetischen in mehrfacher Beziehung verwandt; denn Rührung bezeichnet im Allgemeinen das gemischte Gefühl der Wehmuth und der Lust an der Wehmuth. Wie bei dem Pathetischen; so kündigt sich auch bei dem Rührenden ein gemischtes Gefühl im Bewußtseyn an, das Gefühl der Wehmuth, und das Gefühl der Lust, doch so, daß das letztere Gefühl durch das erste hervorgebracht wird. — Das Gefühl der Wehmuth wird angeregt durch die Vergegenwärtigung und Versinnlichung eines Zustandes des Schmerzes, der Entsagung, der Entbehrung, des bereits erlittenen oder des bevorstehenden Verlustes, innerhalb der stylistischen Darstellung; doch darf dieses Gefühl der Wehmuth nicht so heftig seyn, daß nicht neben ihm ein Gefühl der Lust bestehen, und dieses Gefühl der Lust sogar durch das im Bewußtseyn vorhandene Gefühl der Wehmuth veranlaßt werden könnte. Dieses Gefühl der Lust entspringt aber aus der Vergegenwärtigung der Größe des Gutes, dessen Verlust uns entweder bevorsteht, oder den wir bereits beklagen. (So erfüllt uns der Tod eines Freundes, oder die Trennung von demselben mit tiefer Wehmuth; allein die

Vergegenwärtigung der in seiner Verbindung genossenen Freuden weckt gleichzeitig das Gefühl der Lust. Auf ähnliche Weise mischen sich die Gefühle der Wehmuth und der Lust bei der Erneuerung des Andenkens an die unaufhaltbar verflossenen Jahre der Kindheit, und an die unwiederbringlich verschwundenen Ideale der Jugend, weshalb Matthissons Kinderjahre und Schillers Ideale, als meisterhafter Ausdruck des Rührenden, besonders hierher gehören.) — Nach der Mischung des Gefühls der Wehmuth und der Lust ist das Rührende nicht blos dem Pathetischen, sondern selbst dem Erhabenen verwandt; es unterscheidet sich aber von dem Erhabenen dadurch, daß in dem Rührenden nicht der Gegensatz des Unendlichen und Endlichen versinnlicht, sondern gewöhnlich nur ein bedrohtes oder verlornes Gut des irdischen Lebens dargestellt wird, weshalb auch der Ton der Darstellung im Rührenden nicht die Stärke und Gewalt des Erhabenen erreicht. Doch müssen das im Rührenden dargestellte Gefühl der Wehmuth und der Lust mit sich selbst im Gleichgewichte stehen, wenn die stylistische Form einen wohlthuenden Eindruck auf das Gefühlsvermögen hervorbringen, und für die Einbildungskraft ein vollendetes Bild vermitteln soll. — Wenn gleich die Darstellung des Rührenden von der Sprache der Prosa (z. B. im geschichtlichen Style) nicht ausgeschlossen, und die Darstellung desselben in der Sprache der Beredsamkeit oft nothwendig wird; so ist doch der eigentliche Kreis des Rührenden innerhalb der Sprache der Dichtkunst, in der Elegie, in der Idylle, in dem religiösen Liede, so wie in dem Trauerspiele und Schauspiele.

Beispiele.

a) Die frühen Gräber, von Klopstock.

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt; das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

Ihr Edleren, ach es bewächst
Eure Maale schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

b) Sehnsucht, von Mahlmann.

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit,
Komm' Götterkind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blüthenzeit.

Umwehe mich, du schöner goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit allen Erdensorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegen schlug.

Umglänze mich, du Unschuld früher Jahre,
Du mein verlornes Paradies,
Du, süße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnenschein und Blumenwege wies.

Umsonst! umsonst! mein Sehnen ruft vergebens
Gestorbne Freuden wieder nach!

Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
 Und wir — wir welken ihnen langsam nach!
O schönes Land, wo Blumen wieder blühen,
 Die Zeit und Grab hier abgepflückt;
O schönes Land, in das die Herzen ziehen,
 Die hier der Erde Leiden wund gedrückt.
Uns allen ist ein schwerer Traum beschieden;
 Wir alle wachen fröhlich auf!
Wie sehn' ich mich nach deinem Götterfrieden,
 Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

c) Bruchstück aus der Gedächtnißpredigt, welche der Consistorialrath D. Schuderoff am Sonntage Cantate 1816 dem Andenken seiner, im Kindbette verstorbenen, einzigen Tochter widmete (in s. Gelegenheitspredigten und Reden, Altenb. 1821. 8. S. 211).

— Den Jüngern Jesu konnte es nicht anders, als schmerzhaft seyn, daß ihr verehrter Freund und Lehrer so bestimmt von seinem Scheiden sprach. Ihr Herz ward voll Trauerns, also, daß sie, in das Gefühl der Trennung versunken und verloren, nicht einmal fragten, wo Jesus hingehen würde? Ganz nach Art und Weise des echten, tiefempfundenen Schmerzes, der, einzig auf den geliebten Gegenstand geheftet, von dem, was ihn aufrichten und trösten könnte, keine Kenntniß nimmt, sondern erst, nachdem der Wehmuth ihr Opfer dargebracht worden, der kältern Betrachtung ihr Recht einräumt. Denn welcher unter uns hat den Verlust eines edlen Freundes, eines theuern Gatten, eines hoffnungsvollen Kindes erfahren, und ist nicht durch denselben betrübt, gebeugt, erschüttert worden; welchem, dem das Leben sich in seiner schönsten Bedeutung, als eine Ver-

bindung in Liebe zu Liebe aufgeschlossen, hat nicht unwillkührlich der Schmerz die Worte Davids in den Mund gelegt: ach, wollte Gott, ich könnte für dich sterben? Wie lange aber auch die tiefe Trauer, wie lange auch der Schmerz, der von nichts anderm weiß und wissen will, als von sich selbst, währen möge; reibt er nicht in Kurzem das Leben auf, so findet sich nach verklungenen Wehklagen und Seufzen und nach veronnenen Thränen ruhiges Nachdenken und gesetzte Ueberlegung ein. Die Religion tritt als tröstende Freundin zwischen die Geschiedenen und unsern Schmerz; er löset sich allgemach in stille Wehmuth auf, und über den Gräbern unsrer Lieben feiert der fromme Glaube den Sieg, und überwindet die Welt. Am Sternenhimmel, in den vielen Wohnungen des großen Vaterhauses Gottes, suchen wir das Verlorne; die Geister der Verklärten umschweben uns, das Band, das uns zuvor verknüpfte, schlingt sich mit neuer zauberischer Gewalt um unsre Seele, und zieht das mit dem Himmel befreundete Gemüth in höhere Kreise. Und so wirkt der Hintritt theurer und edler Menschen belebend und stärkend auf ein gottseliges Leben, auf Vertrauen und Beruhigung, und auf treues, dem Herzen wohlthuendes, Hoffen. Wie unsere theuern Geschiedenen; so sehen wir uns auch in Gottes, in Vaters Händen. Ueber unser ganzes Daseyn breitet sich eine zuvor nie gekannte Ruhe aus; das Erdenleben erscheint uns in der engsten Verbindung mit dem Himmlischen; unser Gesichtskreis erweitert sich in unabsehbare Räume. Was uns auch treffe, und wie es auch komme; unser Vertrauen bleibt unerschüttert, unser Glaube an die Weisheit und Güte des Ewigen wankt nimmer, und unsre Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung steigt mit jeder neuen Vergegenwärtigung unsrer geliebten Todten. „Weinet nicht, sprechen sie in

verehtem Schweigen, weinet nicht über uns; denn wir sind in Frieden. Gott hat es wohl mit uns gemacht, und Alles, was uns im irdischen Leben befremdete und dunkel war, erkennen wir jetzt als heilsam und wohlthätig, und preisen den gütigen und weisen Vater für Schmerz und Lust, für Freude und Trauer."

60.

21) Das Romantische.

Noch fehlt es an einer befriedigenden Theorie des Romantischen, weil dieser Begriff für Gegenstände der Natur und der Kunst oft sehr willkührlich gebraucht wird. Im strengern Sinne scheint der Begriff des Romantischen ein Mischling zu seyn; denn, nach dem Sprachgebrauche, wird das Romantische bisweilen dem Neuen, dem Lieblichen, dem Großen, dem Edlen u. s. w., doch, freilich immer mit einer Nebenbedeutung beigelegt, die aus jenen ästhetischen Eigenschaften der stylistischen Form nicht erklärt werden kann. Mit Rücksicht auf diese in den Begriff aufgenommene Nebenbezeichnung, scheint das Romantische in der Natur, wie in der Kunst, und also auch in der stylistischen Darstellung, in dem mit Lieblichkeit gemischten Großen und Edlen zu bestehen. Es kann daher der Stoff des Romantischen das Neue, das Unerwartete, das Wunderbare, selbst das Abenteuerliche innerhalb der stylistischen Form vergegenwärtigen; nur muß dasselbe mit dem Lieblichen und Milden gemischt erscheinen. In Hinsicht der Form wird das Romantische gewöhnlich das Gefühl nur sanft ansprechen und bewegen, und selten tief erschüttern, obgleich vermittelst der stylistischen Darstellung des

Romantischen eben so, wie durch das Erhabene, Pathetische und Rührende, das gemischte Gefühl der Lust und Wehmuth angeregt werden kann. — Je seltener das Romantische in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit angetroffen wird; desto einheimischer ist es in der Sprache der Dichtkunst, namentlich in der epischen und dramatischen, so wie in den dichterischen Landschaftsgemälden von v. Matthisson, v. Salis u. a. Besonders bezeichnet das Romantische die Ballade und Romanze (z. B. Bürgers Lenore ꝛc.), das Trauerspiel (z. B. in Schillers Jungfrau von Orleans), die Elegie (z. B. v. Matthissons Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses geschrieben), und alles, was zu den mythlichen Sagenkreisen des Alterthums und des Mittelalters, und zu dem Gebiete der christlichen Legenden gehört.

Beispiele.

a) Das Todtenopfer, von v. Matthisson. (Gedichte, Ausgabe letzter Hand, S. 121.)

Die Berge stehn so düster,
Von Nebeldunst umflort;
Durch banges Rohrgeflüster
Rinnt schwach das Bächlein fort;
Ein fernes Hirtenfeuer,
Am grauen Fichtenhain,
Hellt matt der Dämmrung Schleier,
Wie Leichenfackelschein.

Aus Warten und aus Klüften
Fleugt scheu die Eul' empor;
Es gehn aus ihren Grüften
Die Geister leis' hervor;

Still tanzen in Ruinen
Die Gnomen und die Feyn,
Vom Glühwurm bleich beschienen,
Den abendlichen Reihn.

Am Seegestad' erlöschen
Des Dorfes Lämpchen schon;
Des Klosters dunkeln Eschen
Entlispelt Klageton;
Die Sterne blinken traurig
Vom Herbstgewölk' umgraut;
Die Winde seufzen schaurig
Im hohen Farrenkraut.

Der Trauernden Gedanken
Entschweifen bang dem Schoos
Der Alpenwelt, und wanken
Um ferner Gräber Moos.
Tief ist die Ruh der Grüfte!
Der Morgensonne Licht,
Das Wehn der Abendlüfte
Weckt ihre Schlummrer nicht.

O Freunde! deren holde
Gestalten, mild umstralt
Von blassem Abendgolde,
Mir die Erinnrung malt:
Fünf Kränze von Platanen
Bringt hier, am Felsaltar,
Die Sehnsucht euern Manen
Zum Todtenopfer dar.

b) Adam und der Cherub des Paradieses, von Fr. Adolph Krummacher. (in s. Parabeln, 2 B. S. 27).

Als Abel in seinem Blute lag und Adam bei dem Erschlagenen stand und weinte; da trat der Cherub des Paradieses zu dem Vater des Menschengeschlechts, und stellte schweigend sich neben ihn, und seine Stirne war ernst. Adam aber erhob sein Angesicht und sprach: Ist das ein Bild des Geschlechts, das aus mir entsprießen wird? Und wird je wieder Bruderblut, von des Bruders Hand vergossen, die Erde beflecken? —

Der Cherub antwortete: Du sagst's! —

Ach! mit welchem Namen wird man denn die schreckliche That benennen? fragte Adam.

Mit einer Thräne im Auge antwortete der Himmlische: Krieg! Da schauderte der Vater des Menschengeschlechts, seufzte und sprach: Ach warum mußte denn der Edle und Gerechte von der Hand des Ungerechten fallen? —

Der Cherub verstummte.

Adam aber fuhr fort in seinen Klagen und sprach: Was bleibt mir nun in meinem Jammer auf der blutbefleckten Erde? —

Der Cherub antwortete und sprach: Der Blick gen Himmel! — Darauf verschwand er.

Adam aber stand bis nach Sonnenuntergang. Und als die Sterne aufgegangen waren; da breitete er seine Arme empor gegen Orion und den Wagen, und rief: O ihr glänzenden Wächter an den Thoren des Himmels, warum wandelt ihr so schweigend? Darf ein Sterblicher den Laut eurer Stimme vernehmen; o, so redet von dem Lande, das jenseits ist, und von Abel dem Geliebten! —

Da ward es noch stiller rings umher, und Adam warf sich auf sein Antlitz, und betete an. Und er vernahm in seinem Herzen ein leises Wort: Siehe, Abel dein Sohn lebet!

Da ging er getröstet von dannen, und seine Seele war still und voll Wehmuth.

61.

22) Das Humoristische.

Das Humoristische, das weder durch das Launichte, noch durch das Sonderbare erschöpfend verteutscht werden kann, und nie mit dem Launischen und Launenhaften verwechselt werden darf, ist ganz individuell, und kündigt sich in stylistischer Hinsicht unter dem ästhetisch vollendeten Ausdrucke gewisser eigenthümlicher, von Andern weit abweichender Ansichten, Meinungen, Urtheile und Grundsätze an, die aber, sowohl nach dem Stoffe, als nach der Form, unter welcher sie erscheinen, in der Anschauung unmittelbar wohlgefallen. In Hinsicht des Stoffes, den der Humorist behandelt, erklärt er sich z. B. für etwas, was die übrige Welt tadelt; dagegen spricht er seinen Tadel über etwas aus, was die öffentliche Meinung lobt und billigt. Dies geschieht aber nicht deshalb von ihm, um der übrigen Welt, deren abweichendes Urtheil ihm völlig gleichgültig ist, zu widersprechen; seine aufgestellte Ansicht fließt nicht aus Eigensinn oder Rechthaberei, und nicht aus dem Bestreben, absichtlich etwas Sonderbares zu sagen, sondern aus der ihm ganz eigenthümlichen geistigen Richtung und Stimmung, die, je weiter sie von der gewöhnlichen Ansicht der Dinge abweicht, einen desto gebildetern und vielseitig geübten Geist ankündigt, der aber, indem er sich ausspricht, es selbst nicht zu ahnen scheint, wie sehr er von den herkömmlichen Meinungen und Formen abweicht. Wenn das Humoristische in dieser letztern Bezie-

hung theilweise an das Naive (§. 50.) anzustreben scheint, das gleichfalls, sich selbst unbewußt, als solches sich ankündigt; so ist doch der Ausdruck des Humoristischen weit mannigfaltiger, als der des Naiven, weil das Humoristische keinen einzigen Kreis der menschlichen Erkenntniß und Bildung von sich ausschließt, und selbst in der Sprache der Kanzelberedsamkeit (z. B. bei Abraham a Sancta Clara, bei Sterne, Swift u. a.) angetroffen wird. Der Humorist gibt und äußert sich mit aller Unbefangenheit des Natürlichen, und mit Hinwegsetzung über die Formen der Convenienz, ob er gleich nicht selten dem Ernsthaften und Feierlichen einen Anstrich des Komischen, und dem Komischen und Lächerlichen einen Anstrich des Ernsthaften, Wichtigen und Feierlichen ertheilt. Man lacht deshalb auch nicht eigentlich über den Humoristen, weil er nicht Lachen erregen will, und seine Darstellung durchgehends den Charakter des Ernsthaften trägt; allein man findet Wohlgefallen an seiner völlig eigenthümlichen geistvollen, und in der Form zur Einheit verbundenen, Behandlung des Gegenstandes. — An sich liegt die Uebertreibung in der Schilderung des Gegenstandes nicht im Wesen des Humoristischen; doch wird allerdings eine schärfere Zeichnung desselben, und eine stärkere Farbengebung, als an sich nothwendig ist, nicht davon ausgeschlossen; nur daß beide auf der Grenzlinie des Schönen bleiben, und nicht in Grobheit, gesuchten Witz und Spielereien ausarten dürfen.

Beispiele.

a) von Abraham a S. Clara (sein Predigtabschnitt auf den Sonntag Estomihi, in s. Schrift:

reimb dich, oder ich liß dich, Cölln, 1702. 4. S. 9).

Anno 1546 haben drei Musicanten zu Wien 42 Viertel Wein in einer Zeche ausgesoffen; das seynd Magen! Anno 1517, schreibt Theodoretus, hat ein besessener Mann in einem Tage 32 Kapaunen gessen, und sich noch beklagt, wie daß sein Magen so blöd sey, und der Appetit noch nicht ersättigt. Anno 1511 als Kaiser Maximilianus zu Augsburg einen Reichstag gehalten, ist ihm einer vorgestellt worden, welcher in Gegenwart des Kaisers ein ganzes rohes Kalb samt der Haut aufgezehrt, und trauete ihm noch wohl ein ganzes Lämmel anstatt des Confects zu essen. Das seynd Magen! Sabellicus schreibt, daß Kaiser Maximinus sey ein solcher Wampenvoigt gewest, daß er öfters in einem Tage so viel Pfund Fleisch gessen, und den Wein so unmäßig genossen, und darzu gesoffen, daß er dergestalt geschwitzet, daß man den Schweis mit einer goldnen Schale mußte auffangen, und er auf einmal über 6 Seidel geschwitzet. Das seynd Magen! Flavius Vopiscus schreibt, daß Aurelianus habe einen Hofschmarozer gehabt, dessen Namen war Phago, der hat bei der Tafel des Kaisers auf einmal ein ganzes wildes Schwein, und hundert Semmeln gessen, und seynd ihm durch einen Trichter drei Eimer Wein eingegossen worden. Das ist gar ein General-Saumagen. Wir haben einen Heiligen in unserem Orden, der da genennet wird der h. Guilielmus. Dieser, als er noch ein Herzog in Aquitania war, hat er auf einmal 5 Kapaunen, 5 Bändel Vögel, 5 Pfund Rindsfleisch, samt anderm Zugemüß verzehret, und darzu 9, bisweilen auch gar 10 Viertel Wein getrunken. Das seynd Magen! Behüt mich Gott vor solchen Gästen! Viel gute Magen, viel gesunde Magen, viel starke Ma-

gen, viel kräftige Magen hat man allzeit gefunden, und findet man noch. Dagegen findet man wenig Magen, welche die geringste Umbill, das winzigste ungeschliffene Wörtlein, die allerkleinste Injurie können verkochen; sondern es heißt gleich: Feuer im Dach, Bursche ins Gewehr. Aber seyd ihr Christen? Das habe ich noch nie geglaubt, und glaube es auch noch nie.

b) von Lorenz Sterne (oder Yorik); Bruchstück aus s. aus dem Englischen übersetzten Predigten (Zürich, 1766. 8. Th. 1. S. 127). Das Thema des Verfassers ist: Eine Beschreibung des Trauerhauses und des Trinkhauses, über den Text: Prediger Sal. 7, 3.

„Es ist besser, in das Klaghaus gehen, als in das Trinkhaus." Dies läugne ich; allein lasset uns hören, was der weise Mann für Gründe anführt. Es ist trauern besser, als lachen; ja für einen unsinnigen Orden von Karthäusermönchen; allein nicht für Leute, die in der Welt leben müssen. Zu welchem Ende glaubet ihr, daß Gott uns geschaffen habe? Für die gesellschaftlichen Vergnügungen der wasserreichen Thäler, worein er uns gesetzt hat, oder für die dürren und schrecklichen Wüsten von Sierra Morena? Sind der traurigen Zufälle des Lebens und der verdrüßlichen Stunden, welche uns beständig überfallen, nicht schon genug; müssen wir denselben noch überdies nachgehen, gegen die Stimme unsers eigenen Herzens reden, und nach der Belehrung unsers Textes sagen, daß sie den freudigen Auftritten des Lebens vorzuziehen sind? Hat uns das beste Wesen in die Welt geschickt, damit wir dieselbe durchweinen, und uns das kurze und bereits genug

trübselige Leben noch unerträglicher und kürzer machen? Denken sie wohl, mein guter Prediger, daß der, welcher unendlich glücklich ist, uns unsere Vergnügungen mißgönne? Bemerkt doch, was für Anstalten der Urheber unsers Daseyns vorher gemacht hat, damit wir nicht traurig fortreisen; wie viele Ruheplätze, welche Kräfte und Fähigkeiten er uns gegeben hat, sie zu genießen; was für Dinge er in den Weg gelegt hat, uns Vergnügen zu machen!

c) von Jean Paul.

Die Schmerzen der unerhörten Liebe, und die Schmerzen der Ehescheidung, erinnern an die Zähne, welche weh thun, wenn sie kommen, und weh, wenn sie ausgezogen werden.

Die Luft ist nirgends so verdorben, als da, wo ihre Reinigkeit untersucht wird — von Strafpredigern und Chemikern.

So wie man auf Universitäten sich in alle Würden und in alle Erlaubniß zu lesen hinein disputiren muß; eben so haben die Staaten von jeher sich in alle Würden und Selbsterlaubnisse hinein geschossen und gehauen.

Was überkommt denn das gute arme Volk für Staatsehre, indeß hundert Bandmühlen für Ordensbänder im Gange sind? — So viel vor der Hand freilich noch nicht — muß man antworten — als ein Preisschaf und Preisrind in England; denn ein solches Thier wird mit dem Messer, und sogleich in Kupfer abgestochen, und kommt heftweise in Royalfolio heraus, mit Anzeige von dessen Gewicht und Fett; so daß das Vieh wieder als ein Wappenthier den Pachter, der es gemästet, vor dem ganzen Volke zu einem Preismenschen adelt und zu sich hinauf zieht. Indessen eine,

aber kurze und späte, Staatsehre erlebt das Volk, aber nur, wenn es stirbt, und in seinem Dorfe begraben wird. Wie Trajan kurz nach seinem Tode triumphirte (seine Statue ward als die Hauptperson im Zuge getragen); oder wie Tasso einen Tag vor seiner Krönung starb; so stirbt der Bürger gewöhnlich einige Tage vor seiner Leichenpredigt, welche ihm von der Kanzel herab olympische Kränze und Ehrenflinten und alle öffentliche Ehre zuwirft. Nur fällt der Erfolg und Vortheil der Ermunterung durch ein so spätes Beloben leider mehr in eine andere Welt, als in unsere.

62.

23) Das Scherzhafte.

Der Scherz beruht an sich auf einer absichtlichen Verstellung, die dem, welcher scherzt, und dem, welchem der Scherz gilt, ein Gefühl der Lust gewähren soll. Soll aber der Scherz als ästhetische Eigenschaft wirken; so muß dieses Gefühl der Lust durch das Wohlgefallen an einer Form vermittelt werden, welche von der Einbildungskraft unter dem Bilde der Einheit aufgefaßt wird. Der Scherzende tritt, indem er einem in ihm aufgeregten Gefühle der Lust folgt, aus seinem natürlichen und dem, mit welchem er scherzt, bekannten Charakter heraus, um durch einen angenommenen Ton den Andern, der diesen Ton sogleich nach dem, was er seyn soll, erkennt und versteht, auf eine angenehme Weise für den Augenblick zu täuschen. Nothwendig setzt dies zwischen den Scherzenden eine lange Bekanntschaft und das Verhältniß der Vertraulichkeit voraus; deshalb beseitigt auch der Ausdruck des Scherzes alle gewöhnliche Formen der Convenienz. Der Scherz

kann theils in leichten — ästhetisch darstellbaren — Neckereien des Andern bestehen; theils kann der Scherzende sich selbst zum Gegenstande des Scherzes machen, um in dem Andern ein Gefühl der Lust zu bewirken. Die Hauptbedingung beim Scherze ist, daß der Andere die Absicht, ihn zu unterhalten, und ihm ein Vergnügen zu gewähren, sogleich erkenne; auch darf der Scherz an der Grenze des Schicklichen hinstreifen, doch ohne sie zu überschreiten; er darf schalkhaft und voller persönlicher Anspielungen, aber nicht unsittlich, — er soll übrigens wohlwollend, aber nicht egoistisch, nicht gemein und alltäglich seyn. Deshalb wird der Scherz des falschen Menschen, und wenn er noch so viel Witz enthielte, keine Lust bewirken, weil man die Ursache des Scherzes nicht auf eine natürliche Gutmüthigkeit zurück führen kann. Vielmehr muß zwischen den Scherzenden die stillschweigende Ueberzeugung statt finden, daß sie sich für unfähig halten, einander durch wahre Verstellung zu täuschen. Der Scherz verliert aber auch seine ästhetische Wirkung, sobald der Witz in demselben erkünstelt, gesucht, oder zu weit ausgedehnt wird; so wie man nie vergessen darf, daß es Zeitpuncte und Verhältnisse im Leben giebt, wo der Scherz durchaus am unrechten Orte seyn würde (in Augenblicken gefährlicher Krankheiten, erschütternder Unglücksfälle u. s. w.). — Der Scherz findet in der Sprache der Prosa zunächst seine Stelle in dem vertraulichen Briefe, und in der Sprache der Dichtkunst hauptsächlich im Lustspiele, und in den kleinen lyrischen Formen (z. B. im Madrigal, Triolet u. s. w.).

Beispiele.

a) Brief von Rabener an Gellert; Dresden vom 19. Jan. 1756 (abgekürzt).

Liebster Gellert. Ich habe mit gutem Vorbedachte auf Ihren Brief vom 5. Nov. nicht eher antworten wollen, um den größten Theil Ihrer traurigen Monate vorbei gehen zu lassen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden sollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geschickt, an meine Freunde aufgeräumt zu schreiben. Ueberhaupt werde ich es gar bald verlernen, an meine Freunde zu schreiben, da keiner an mich schreibt. — So viel kann ich Ihnen zugleich sagen, daß ich erst vorgestern mit den Arbeiten zu Stande gekommen bin, die seit der Michaelismesse auf mir gelegen haben. Da sehen sie Ihren alten geschäftigen Freund, welcher demungeachtet mitten unter so vielen Frohnen gesund, vergnügt, und mit der ganzen Welt zufrieden, und verwegen genug gewesen ist, jetzt erst englisch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterei? Wahrhaftig englisch lerne ich, und lerne seit Michael ohne Anführer, und kann davon schon so viel, als keiner von unsern Kastraten, und spreche es wirklich bereits fast so gut, wie ein Wallfisch. Denken Sie aber ja nicht, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redoute komme. Ich besuche meine Freunde, und hübsche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer sind wenigstens zwei Stunden vom Tage mein, an denen ich in unsern himmlischen Gegenden spazieren gehe. Bin ich nicht recht glücklich, lieber Gellert? Würde ich es wohl mehr

seyn, wenn ich ein Weib hätte? — Der Beifall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bei; aber ich verlasse mich darauf mehr nicht, als sich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweideutig, und überhaupt sehr flüchtig und vergänglich ist. Es werden Tage kommen, wo wir beide vergessen sind, und in denen wir höchstens darum noch genannt werden, weil wir gelebt haben. Der fließende Herr Gellert und der spitzige Herr Rabener, wird es heißen, haben hie und da ganz artige Gedanken gehabt, und die wenigen Bogen, die von ihren vermuthlich gar weitläufigen Werken noch übrig sind, verrathen einigen Geschmack, so gut man ihn von den unaufgeklärten Zeiten, in denen sie gelebt haben, erwarten kann. — Wie gefällt Ihnen dieses Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Gellert? Ich bin gelassen dabei, wenn die Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund gewesen sind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht lesen; so soll sie doch meine allergnädigsten Befehle lesen, durch die ich mich als Steuersecretair verewige, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre. — Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er ist ein sehr langes freundschaftliches Gewäsche. Noch einmal, leben Sie wohl.

b) Die Haselsträuche, von Chstn. Felix Weiße.

Heil euch, verwachsnen Haselsträuchen!
Wie sehr liebt euch die Jugend nicht!
In eure Schatten seh' ich manchen Schäfer schleichen
Mit seiner Schäferin, sobald die Sonne sticht.

Warum denn schleichen sie hinein? —
Es wird des Schattens wegen seyn.

Heil euch, fruchtbaren Haselsträuchen!
Auch wann die Sonne nicht mehr sticht,
Im Herbst seh' ich sehr oft den Schäfer zu euch schleichen
Mit seiner Schäferin: des Schattens wegen nicht;
Warum denn schleichen sie hinein?
Es wird der Nüsse wegen seyn.

63.

24) Das Lächerliche und Komische.

Nur das, was Lachen erregt oder zu erregen vermag, kann lächerlich seyn. Deshalb kann auch nur der Mensch belacht werden, weil nur er zu lachen vermag. Denn finden wir eine Erscheinung in der Thierwelt lächerlich; so geschieht es blos nach einer vergegenwärtigten Aehnlichkeit aus dem Kreise der Menschheit. (Dies ist der Fall mit dem Spiele des Affen, wenn er die Menschen nachahmt; mit dem Lachen der Lachtauben, mit dem Sprechen des Papagai's, des Staars u. s. w.) An dem Menschen können aber blos die Verirrungen seines Verstandes und seines Geschmackes als lächerlich dargestellt werden, inwiefern diese in seinen Handlungen vorliegen. Lächerlich sind die Unreife, die Einseitigkeit, die Beschränktheit seiner Ansichten, Meinungen und Urtheile; lächerlich die Schiefheiten in seiner Kleidung, in seinem Betragen, und die Schwächen in seiner gesellschaftlichen Ankündigung (z. B. das Verliebtseyn im Alter, das Eingebildetseyn auf gewisse äußere Abzeichen, der Hochmuth auf Schönheit, Rang, Geld u. s. w.). Allein körperliche unverschuldete Gebrechen können so wenig,

wie sittliche Fehler lächerlich seyn; wenigstens müßten die letztern mit intellectuellen Thorheiten in Verbindung stehen. Nie ist der Dieb, der Verläumder, der Mörder u. s. w. lächerlich; auch kann er nie, als solcher, ästhetisch lächerlich dargestellt werden. Denn sind sittliche Verirrungen, als individuelle Ankündigungen oder erfahrungsmäßige Thatsachen, ästhetisch darstellbar; so fallen sie nicht dem Gebiete des Lächerlichen, sondern der Satyre zu. Selbst diejenigen intellectuellen Verirrungen, welche mit ihren nachtheiligen Folgen in die sittliche Ordnung der Dinge eingreifen, und nicht blos als Beschränktheit geistiger Kräfte sich ankündigen, gehören mehr zur Satyre, als zum Lächerlichen; denn es giebt keinen lächerlichen Bösewicht.

Die Darstellung des Lächerlichen beruht daher auf einer lebhaften, und ein reines Wohlgefallen in der Anschauung erregenden, Darstellung irgend eines Widersinnigen, Zweck- und Verhältnißwidrigen in der äußern Ankündigung des Menschen, so weit dasselbe nicht aus körperlichen Unvollkommenheiten, und nicht aus sittlicher Verirrung stammt. Der Grund des Wohlgefallens am Lächerlichen liegt aber zunächst in der zur ästhetischen Einheit verbundenen Darstellung des lächerlichen Gegenstandes, wodurch in unserm Gefühlsvermögen das Bewußtseyn eines Uebergewichts über denselben, und mit diesem Bewußtseyn ein reines Gefühl der Lust angeregt wird.

Im Gegensatze des Lächerlichen beruht das Komische darauf, daß es zwar auch, wie das Lächerliche, ein unmittelbares Wohlgefallen an der ästhetischen Einheit der Form und ein Gefühl der Lust darüber vermittelt, daß aber diesem Gefühle der Lust

kein gefühltes Uebergewicht über den dargestellten Gegenstand sich vergesellschaftet. Mag daher der Stoff des Komischen derselbe seyn, wie im Lächerlichen; so wird doch durch die Behandlung der ästhetischen Form eine andere Stimmung in unserm Gefühlsvermögen beim Komischen, als beim Lächerlichen, hervorgebracht. So erscheint im Komischen das Unvollkommene, Geschmacklose, Einseitige und Thörichte in Angewöhnungen, Meinungen und Schwächen als Gegenstand des unmittelbaren Wohlgefallens an demselben, ohne daß dadurch ein Uebergewicht über den belachten Gegenstand in uns angeregt, sondern nur der Abstand von einer Idee der Vernunft (dem Schicklichen, dem Vorurtheilsfreien u. s. w.) vergegenwärtiget wird. (Lächerlich erscheint uns der getäuschte bejahrte Verliebte, der Eifersüchtige; komisch hingegen der Neugierige, Phlegmatische u. s. w.) — Ob nun gleich das Lächerliche und Komische eben so in der Prosa, wie in den verschiedensten Formen der Dichtkunst (am seltensten in der Sprache der Beredsamkeit) versinnlicht werden kann; so ist doch unter allen Formen der Dichtkunst das Lustspiel der eigentliche und unmittelbare Kreis für die Darstellung des Lächerlichen und Komischen vom Aristophanes an bis herab auf Kotzebue. — Nicht ohne Grund wird das Komische in das höhere und niedere eingetheilt. Das höhere Komische erscheint in der Darstellung mit einem Anstriche von Feinheit, und mit einer sorgfältig berechneten Haltung des Gegenstandes für den gebildeten Geschmack; in dem niedern Komischen hingegen fehlt es nicht an schärfern und gröbern Aeußerungen, welche zwar auch Lachen erregen, aber nicht selten auf der äußersten Grenze

des ästhetischen Schönen erscheinen, und bisweilen sogar gegen das wahrhaft Schöne verstoßen. — Wird das Lächerliche so ins Uebertriebene (Groteske) gezeichnet, daß durch die Darstellung desselben die Gedenkbarkeit einer solchen Erscheinung von der wirklichen Welt ausgeschlossen und die Ungereimtheit gleichsam idealisirt wird; so nennt man die ästhetische Form Karikatur.

Beispiel.

Bruchstück aus dem Renommisten, einem komischen Heldengedichte, von Fr. Wilh. Zachariä.

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte.
Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab.
Mit Keichen stolperte der Pferde müder Trab,
Als auf dem müden Gaul ein Jenischer Student
Im stolpernden Galopp durch bunte Wiesen rennt,
Und oft voll innrer Angst, die nie Philistern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen könnten, schaute.
Es war ein Renommist und Raufbold hieß der Held;
Er floh als Märtyrer aus seiner Jenschen Welt.
Dort war sein hohes Amt, ein großes Schwert zu tragen,
Oft für die Freiheit sich auf offnem Markt zu schlagen,
Zu singen öffentlich, zu saufen Tag und Nacht,
Und Ausfäll' oft zu thun auf armer Schnurren Wacht!
Als Hospes war er oft des Bacchus erster Priester,
Und ein gebohrner Feind vom Fuchs und vom Philister.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläubger List.

Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommist.
Vergebens lockten ihn die angenehmen Musen,
Ein krieg'risch Feuer brannt' in seinem wilden Busen;
Zum Korporal gemacht, und nicht zum Musensohn,
Sprach er den Grazien und Wissenschaften Hohn.
Nachdem sein starker Arm den kühnsten Streich vollführet,
Traf ihn des Bannes Stral, und er ward relegiret.
O Jena (ruft er aus), bald werd' ich nicht mehr seyn;
Bald wird der feige Fuchs sich meines Falles freun!
Bald wird man auf dem Markt nicht meht mich brüllen hören!
Kein Wetzen mehr von mir wird eure Ruhe stören,
Philister! — Welch ein Schlag! die Freiheit ist dahin,
Dein Ansehn, Jena, fällt, da ich nun nicht mehr bin!
Er sagts, springt auf sein Pferd; und zwanzig Creditoren
Sahn ihn zu spät entflohn, und ihren Raub verloren.
Es war ein Jenisch Pferd, es flog mehr, als es lief.
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es sprengt ihn muthig durch; im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reiter zum Ergötzen.
Es hieß Kalmuck, und ward in Jena sehr verehrt.
Es nährte sich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Hafer und mit Heu; nach seinem schnellen Laufen
Verlangt' es Bier und Brod, und konnte Brantwein saufen.

Den Raufbold trug zum Hecht Kalmucks geschwinder Lauf,
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.
Er setzte sich, und warf mit grimmiger Gebärde
Den Degen auf den Tisch, die Handschuh auf die Erde.
Armsel'ger, rief er aus, in Leipzig bist du nun?
Ja hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
Wer wird dich Renommist allhier zu nennen wagen,
Hier, wo man fast nicht weiß, daß Bursche Degen tragen?

O, wie beseufz' ich nicht mein widriges Geschick,
Denk' ich, mein Jena, noch an deine Lust zurück!
O Schicksal! wär' es doch dein mir geneigter Wille!
Doch Schnurren, doch Pedell — hier schwieg er plötzlich stille,
Und warf sein schweres Haupt in seine tapfre Hand.
Die starren Augen sahn verwirret nach der Wand;
Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Last, der ihn im Herzen drückte.
Drauf greift er mit der Hand an den geschärften Stahl,
Der auf dem Tische lag, zieht ihn, und wetzt dreimal.
Aus dem zerritzten Gips schlug funkenreicher Schimmer,
Und wütend schleudert er ihn in das öde Zimmer.
Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein;
Ihr Angesicht erblaßt bei seines Degens Schein.
Befehlen Sie etwas? — Er sprach mit wilden Mienen:
Kennst du die Krone wohl? — Sie sagt, mein Herr, zu dienen.
So geh dahin, fuhr er mit rauhem Basse fort,
Und bringe dies Billet an den bestimmten Ort.
Allein du sollst durchaus nicht meinen Namen sagen;
Ich bin incognito! Sey stumm bei ihren Fragen.
An drei Jenenser war die Einladung gerichtet,
Sie waren alle drei als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen schon gekannt,
Verknüpft' in Jena noch ein festers Freundschaftsband.
Sie waren seines Ruhms und seines Glücks Achaten,
Berühmt, wie er, durch Bier und Renommistenthaten,
Auch relegirt wie er, noch immer roh und wild,
Und auch in Leipzig noch der Jenschen Freiheit Bild.
Wer sich nur unterstand sie kühnlich anzublicken,
Den drohte schon voll Wuth ihr Auge zu zerstücken.
In Jenscher Lebensart traf sie das Mädchen an.
Sie opferten mit Schrein dem Bacchus und Vulcan,

Und saßen hoch und stolz, gleich unterird'schen Göttern,
Bei einer Fluth von Bier, in Wolken und in Wettern.
Ein jeder las erstaunt, und jeder fragt' und rieth,
Was für ein Fremder sie noch nach dem Hecht beschied;
Allein des Schicksals Buch blieb unerklärt verschlossen.
Sie warfen alle sich, halbtaumelnd und verdrossen,
In ihren Oberrock, und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf. Wie? Bruder, seh' ich recht?
Es drückt sich Mund auf Mund, es rasselt Bart an Bart,
Und jeder steht erstaunt ob seiner Gegenwart.
Kerl, sprach zuletzt von Torf, wie kommst du angezogen?
Die Manichäer sind gewiß von dir betrogen?
Doch sage mir, warum liegt alles um dich her?
Warum der Degen bloß? was soll dies Mordgewehr?
Er schwieg, und Raufbold sprach: Laßt euch zusammen nieder.
Sie thatens, er fuhr fort: Ihr wißt es, werthen Brüder,
Wie oft mein muth'ger Arm für Jena sich gewagt,
Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich sie gejagt;
Ihr wißt, wie sorgsam ich für unsre Freiheit wachte,
Wenn sie ein neu Edict uns zu entreißen dachte;
Dafür hab' ich den Lohn. Ja — ich bin relegirt!
Warum? weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
Dreimal hatt' ich mich schon auf offnem Markt geschlagen,
Und dreimal hatt' ich auch den Sieg davon getragen.
Kein andrer war, wie ich, im Stoß und Hieb so schnell.
Da kommt Beelzebub im schielichten Pedell;
Man forderte mich vor, ich mußte höllisch schwitzen;
Ich bot zwölf Thaler an; nichts konnte mich beschützen;
Ich sollt' und mußte fort. Gleich ward mein Pferd bestellt,
Und die Philister sind von mir verflucht geprellt.
Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen,
Und habe mit Verdruß den dummen Weg genommen.

Allein was war zu thun; ihr waret alle hier!
Bleib ich nun, oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?
Da ward ein mächt'ger Streit; es folgte Wort auf Wort.
Der eine sprach: Bleib hier; der andere sprach: Zieh fort.
Doch Raufbold selber war schon insgeheim entschlossen,
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genossen. —

64.

25) Das Satyrische.

Das Satyrische, als ästhetische Eigenschaft, versinnlicht unter der Einheit einer vollendeten stylistischen Form den Kontrast zwischen der wirklichen und idealischen Welt in intellectueller, besonders aber in sittlicher Hinsicht, und vermittelt dadurch das gemischte Gefühl der Lust und der Unlust, das sich zuletzt in ein reines Gefühl der Lust auflöset. Denn so wie die ästhetische Vergegenwärtigung des Ideals ein unmittelbares Gefühl der Lust bewirkt; so wird gleichzeitig, durch die Darstellung des Gegensatzes der Unvollkommenheiten und Gebrechen der Wirklichkeit gegen das Ideal, ein Gefühl der Unlust hervorgebracht, so daß beide Gefühle gegen einander anwogen, bis zuletzt der Sieg des Ideals über die Wirklichkeit in der ästhetisch vollendeten Form auch das Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust erzeugt. — Das Ideal sittlicher Vollkommenheit ist das höchste, nach welchem endliche Wesen streben können. Gegen dieses Ideal bilden die unzähligen Verirrungen in der Welt der Freiheit den schreiendsten Gegensatz. Dieser Gegensatz kann aber nur dadurch ästhetisch darstellbar werden, daß er, innerhalb der Darstellung, zugleich mit dem Ideale versinnlicht und

an dieses, nach seinem Abstande von demselben, gehalten wird, weil die Unvollkommenheiten und Gebrechen der wirklichen Welt, an sich betrachtet, des ästhetischen Charakters ermangeln. Deshalb wird auch in dem angeregten gemischten Gefühle der Lust und Unlust das Gefühl der Lust um so stärker sich ankündigen, als das Ideal selbst über der Wirklichkeit stehet, und das Satyrische nur insofern ästhetisch wirket, als der versinnlichte Gegensatz der Wirklichkeit gegen das Ideal, als Stoff, ästhetisch darstellbar, und, nach der Form, zur ästhetischen Einheit durchgebildet worden ist. Aus diesem erhellt, theils daß das Pasquill, als persönliche Schmähschrift, nie in den Kreis des Satyrischen gehören, und nie als ästhetische Darstellung erscheinen kann; theils daß das Satyrische, nach seinem Stoffe, vom Humoristischen, Scherzhaften und Lächerlichen wesentlich verschieden ist, weil diesen nicht die Versinnlichung des Gegensatzes der Wirklichkeit gegen das Ideal zukommt. — Der wahre Satyriker enthält sich daher aller Persönlichkeit, wenn er gleich auf wirkliche oder erdichtete Thatsachen anspielt; er will das verletzte Ideal an den entarteten Individuen seiner Gattung rächen, und erscheint daher als Repräsentant der Menschheit, als Repräsentant des bedrohten oder verletzten Wahren, Schönen und Guten. Er stellt die Wirklichkeit, als Mangel, dem Ideale als dem höchsten Strebepuncte der Vollendung gegen über, und versinnlicht den Kontrast zwischen beiden. Deshalb darf auch in der verspottenden Satyre nie das gemein werden, was, als Ideal, weit über der Wirklichkeit steht, obgleich auch der Satyre keinesweges der Stachel fehlen darf, weil die blos wollende,

und nicht können de Satyre der ästhetischen Vollendung ermangelt und ihres Zweckes verfehlt.

Beispiele.

a) **Von unnützem Studieren** (etwas abgekürzt), aus Sebast. **Brants** Narrenschiff (Ausgabe von 1553. 12. S. 36).

Der Studenten ich auch nicht feir,
Sie habn die Kappen vor zu steur;
Wenn sie allein die streifen an,
Den Zipfel mag wohl naher gan.
Denn so sie sollten fast studieren,
So gehn sie lieber bubelieren.
Die Jugend acht all Kunst so klein,
Sie lernen lieber jetzt allein
Das unnütz und nicht fruchtbar ist,
Das selbst den Meistern auch gebrist (gebricht),
Daß sie der rechten Kunst nicht achten,
Unnütz Geschwätz allein betrachten.
Damit so geht die Jugend hin,
So seynd wir zu Leipzig, Erfurt, Wien,
Zu Heidelberg, Mainz, Basel gestanden;
Kamen zuletzt doch heim mit Schanden.
Das Geld ist verzehret do,
Der Truckerey seynd wir denn froh,
Und daß man lernt auftragen Wein,
Daraus wird denn ein Hänselein.
So ist das Geld gelegt wol an.
Studentenkapp will Schellen han.

b) Bruchstück aus der „**Naturgeschichte des Esels**“ (achte Vorlesung aus T. H. Frie-

drich's satyrischem Feldzuge, 1. Band, S. 265 f. Berl. 1814. 12.).

Hochzuehrende Herren! Es giebt vielleicht keine größere Thorheit als die, gegen die Thorheit, die Dummheit und das Laster mit den Waffen des Spottes zu Felde zu ziehen. Denn man fordert entweder die halbe Welt in die Schranken, weil die halbe Welt zur Fahne dieser hohen Alliirten geschworen hat, oder man ist ein wahrer Prediger in der Wüste. Diese Betrachtung hat den Entschluß in mir zur Reife gebracht, die satyrische Laufbahn zu verlassen, mit den Narren, Dummköpfen und Schurken einen Waffenstillstand zu schließen, mich einzig und allein mit der Betrachtung der unverfälschten Werke Gottes zu beschäftigen, und Ihnen meine Betrachtungen und Entdeckungen im Reiche der Natur, besonders im Thierreiche, mitzutheilen.

Ich fange mit der Naturgeschichte des Esels an; denn billiger Weise gebührt dem Esel auch in der Naturgeschichte derselbe Vorrang, der ihm nicht selten in der bürgerlichen Gesellschaft zugestanden wird, und es braucht in der That nur wenig Eselskenntniß, um die Erfahrung zu machen, daß Er es ist, welcher in mancher Versammlung den Vorsitz, in manchem Collegium den Vortrag, in mancher Audienz den Vortritt, und bei mancher Wahl den Vorzug hat.

Lassen Sie uns mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den Esel den Anfang machen. Das Geschlecht derer von Esel ist eins der ältesten und ausgebreitetsten in der Welt. Denn überall stößt man auf Mitglieder desselben. Sie gedeihen in jedem Himmelsstriche, und es ist offenbar ein Vorurtheil, wenn man behauptet, daß sie in den nördlichen Ländern kleiner und unansehnlicher seyen, als in den südlichen. Schon Aristoteles

war der seltsamen Meinung, daß das kalte Klima entweder die Fortpflanzung des Esels hindere, oder seine Ausartung befördere. Er bezieht sich deshalb auf die kleinen Esel in Illyrien, Thracien und Epirus. Hätte er um ein paar Jahrtausende später gelebt; so würde er, sogar in unserm Vaterlande, stattliche, ansehnliche und ausgewachsene Esel in Menge gefunden haben, die fünf, ja zuweilen sechs Fuß und drüber messen. Andere Naturforscher, besonders Linné, stellen die Behauptung auf, daß die Esel in den mitternächtlichen Ländern Europa's Emigranten des Südens, und ursprünglich aus Arabien über Aegypten, Griechenland und Italien eingewandert seyen. Ob dies mit den schwedischen Eseln der Fall sey, auf welche Linné namentlich sich bezieht, lasse ich dahin gestellt seyn. Daß es aber in unserm Vaterlande Esel von uralter teutscher Race giebt, wird Niemand, ohne sich an seiner Familie zu versündigen, in Zweifel ziehen.

Nach diesen genealogischen Betrachtungen lassen Sie uns nun zuerst die körperliche Beschaffenheit und die äußern charakteristischen Kennzeichen desselben behandeln, und dann zu seinen innern Naturanlagen, Gemüthseigenschaften, Tugenden und Lastern übergehen.

Fast alle Naturhistoriker beschreiben uns den Esel als ein vierfüßiges, mit langen Ohren begabtes, und gewöhnlich in Grau gekleidetes Thier. Man braucht sich jedoch wenig unter den Eseln umgesehen zu haben, um überzeugt zu seyn, daß weder die vier Füße, noch die graue Farbe, und die langen Ohren Merkmale sind, welche jeden Esel zu erkennen geben.

Andere wollen den Esel an seinem Geschrei erkennen, welches ungefähr wie Ya lautet. Es ist nun zwar richtig, daß es Esel in Menge giebt, die keine andere Stimme haben, als Ya oder Ja, und deshalb scherzhafterweise Jaherren genannt werden; aber es giebt

auch Esel, die immer auf der Oppositionsbank sitzen, und deren Stimme jederzeit wie Nein, nein! lautet. Diese möchte man doch nicht gern von der Familie ausschließen. Mit Einem Worte: alle Beobachtungen, die man über dieses interessante Thier angestellt hat, gewähren die Ueberzeugung, daß sich über seine äußern Kennzeichen nichts bestimmtes festsetzen läßt, weil es in den verschiedensten Gestalten umherwandelt, in allen Zungen spricht und in alle Farben spielt. Selbst die körperliche Haltung und der äußere Anstand geben ihn nicht immer zu erkennen. Denn wenn es gleich richtig ist, daß die meisten Esel mit gesenktem Haupte und demüthigem Antlitze ihren phlegmatischen Eselstritt messen; so giebt es doch auch Esel genug, die die Schnauze sehr hoch tragen, und gar hochtrabend und gravitätisch einherstolzieren.

Gehen wir daher zu den Gemüthsanlagen, Tugenden und Geistesfähigkeiten des Esels über.

Der Esel wird uns gewöhnlich als ein demüthiges, geduldiges und genügsames Thier geschildert. Was die beiden ersten Eigenschaften betrifft; so sind sie offenbar an ihm zu bewundern. Eselsdemuth und Eselsgeduld sind zum Sprüchworte geworden. Die erstere giebt er durch eine ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit und Devotion gegen seinen Treiber, die letztere aber durch standhafte Erduldung der Prügel, Schläge und Fußtritte zu erkennen, die der Treiber ihm reichlich zutheilt, und durch stoisches Tragen des Joches und der Lasten, die er ihm auflegt. Wenn er über die Gebühr beladen wird; so verräth er seinen Mißmuth nur durch Kopf- und Ohrhängen, und wenn er zu arg gequält wird, nur durch Nasenrümpfen, wodurch er, wie Buffon behauptet, ein sehr spöttisches Ansehen bekommt. — Was die Genügsamkeit des Esels betrifft; so ist sie allerdings zu loben. Denn es ist bekannt, daß er sich oft mit Disteln und

einer Hand voll Heu, ja mit dem schlechtesten Futter begnügt, welches ihm von seinem Herrn zugeworfen wird. Es giebt aber auch ungenügsame Esel, welche einen so zärtlichen und verwöhnten Gaumen haben, daß sie nur durch Leckerbissen aller Art, durch Austern, Fasanen und Pfauenzungen befriedigt werden können, und noch dazu dergestalt gefräßig sind, daß sie denen, die mit ihnen an Einer Krippe stehen, das Futter vor der Nase wegfressen.

Gehen wir nun zu den Geistesanlagen des Esels über. Es ist eine allgemeine Klage, daß der Esel eines der dümmsten Thiere sey. Ohne dem Respecte gegen ihn zu nahe treten zu wollen, gebe ich zu, daß etwas an dieser Beschuldigung wahr seyn mag. Offenbar geht man jedoch zu weit darin. Ich berufe mich auf das, was wir täglich sehen und hören. Wir finden nicht allein, daß er es in schönen Künsten, als im Tanzen, Reiten, Singen, Declamiren und Versemachen zu einer bedeutenden Fertigkeit bringen kann; wir finden auch Esel von ungemeiner Sprachkenntniß, die besonders das Französische mit vieler Zierlichkeit und Leichtigkeit sprechen, daß wir kaum begreifen können, wie ein Eselgehirn solcher Ausbildung, und ein Eselsorgan solcher Biegsamkeit fähig sey. Wir finden arithmetische Esel, welche die schwierigsten Rechenexempel ex tempore zu Stande bringen, und dergestalt in Zahlen und Brüche vertieft sind, daß sie zuletzt alle ihre Nebengeschöpfe als Nullen, sich selbst aber als Einer betrachten. Wir finden ferner staatswirthschaftliche Esel, welche uns sehr tiefsinnig beweisen, daß der größte Reichthum eines Landes aus Lumpen besteht, weil aus Lumpen Papier und aus Papier Papiergeld, also Geld fabricirt werde, und welche uns Aderlaß und Wassertrinken als ein Specificum gegen die Vollblütigkeit des Staatskörpers und ge-

gen den sonst unfehlbar zu erwartenden Schlagfluß anpreisen. Wenn wir nun noch außerdem eine bedeutende Anzahl Esel bemerken, welche abgerichtet sind zu practiciren, zu dociren, zu referiren, zu instruiren, zu inquiriren, zu expediren, zu registriren, zu calculiren, zu controlliren, zu consultiren, ja selbst zu präsidiren, zu dirigiren und zu commandiren; so werden wir hoffentlich von unserm Vorurtheile zurück kommen, und von Hochachtung für die Geistesfähigkeiten dieses Thieres durchdrungen werden.

Nachdem wir den Esel im Allgemeinen betrachtet haben, wollen wir noch einige besondere Gattungen desselben bemerken. Unter diesen zeichnen sich besonders die groben Esel aus. Man findet zwar unter jedem Himmelsstriche grobe Esel; das eigentliche Vaterland derselben scheint aber doch Teutschland zu seyn. Wenigstens stößt man hier zu Lande fast bei jedem Schritte auf einen dieser Gattung. Die gröbsten Esel sind eine Gattung von Dienst- und Packeseln, die man nicht selten in den Bureau's, in den Vorzimmern der Großen, in den Wachstuben, Poststuben, Accise- und Zollstuben und Kaufläden antrifft. Doch giebt es auch grobe Esel von höherer Distinction, und die feinste Erziehung ist oft nicht fähig, die Eselsnatur aus ihnen herauszutreiben. Eine zweite Gattung sind die stolzen oder hochtrabenden Esel. Diese zerfallen in mehrere Spielarten. Einige brüsten sich mit der Hoheit und dem Alter ihres Geschlechts, und tragen den Kopf hoch, um ihr Familienwappen zur Schau zu stellen. Dies sind die adelstolzen Esel. Andere reißen das Maul auf, um ihre Weisheitszähne zu zeigen. Dies sind die klugstolzen oder gelehrtstolzen Esel. Andere blähen sich auf, um die Geldsäcke zu zeigen, womit sie beladen sind. Dies sind die geldstolzen Esel. Noch andere brüsten sich mit ihrer

Figur. Dies sind die schönthuenden und koketten Esel. Noch andere blasen die Schnauze auf, um zu zeigen, daß sie Haare auf den Zähnen haben. Dies sind die bramarbasirenden oder heldenstolzen Esel, welche ich κατ' ἐξοχην Maulesel nennen möchte. Eine dritte Untergattung der Esel sind die ernsthaften. Der Esel ist überhaupt eine ernsthafte Bestie, und insofern findet die Schlegelsche Definition von dem Menschen auch auf ihn Anwendung. Manche Esel tragen jedoch ihre Säcke mit einer so ernsthaften Amtsmiene nach der Mühle, daß man leicht verführt werden könnte, sie für etwas mehr als gemeine Zug- und Packesel zu halten, besonders wenn sie statt des Sackes ein Pack Acten tragen, oder mit einer Perücke auf dem Haupte, mit einer Feder hinter dem Ohre, und mit einer Brille auf der Schnauze geziert sind. Eine vierte Gattung sind die empfindsamen Esel. Diese sind, was man bei diesen Thieren kaum erwarten sollte, mit einem so reizbaren Nervensysteme begabt, daß ein weiblicher Triller ihnen wollüstige Verzuckungen, ein Trompetenstoß oder ein Trommelschlag hingegen Ohnmachten zuwege bringt. Man hat täglich Gelegenheit, dergleichen empfindsame Esel in Concerten und Theatern zu beobachten. Die bei weitem zahlreichste Gattung der Esel aber sind die phlegmatischen, unempfindlichen und dickhäutigen Esel. In der That, wenn man die behagliche Existenz dieser Esel betrachtet, und sie mit dem geplagten und kümmerlichen Daseyn unzähliger andrer Geschöpfe vergleicht, die neben ihnen darben; so möchte man fast versucht werden, zu glauben, daß der Schöpfer die Welt nur für sie allein, alle andere Geschöpfe aber zu ihren Lastthieren geschaffen habe. Mit Einem Worte: Sie allein sind die wahren Schooskinder des Glückes zu nennen.

Dies, meine hochzuehrenden Herren, sind so unge-

fähr die Hauptgattungen der Esel. Es giebt zwar noch eine Menge Spielarten; aber alle Esel die Musterung passiren zu lassen, dazu möchte kaum ein Menschenalter zureichen. Ich schließe daher mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Menschen bald wieder die Oberhand über die Esel erhalten mögen.

65.

26) Das Bildliche, oder über die Figuren und Tropen.

Das Bildliche in der stylistischen Form beruht auf der Thätigkeit der Einbildungskraft, den dargestellten Gegenstand entweder unter einzelnen stärker versinnlichenden Eigenschaften und Merkmalen erscheinen zu lassen, oder denselben, innerhalb der Darstellung, mit dessen Bilde selbst zu vertauschen. Mit dieser doppelten Bestimmung des Bildlichen wird aber theils der ganze Kreis der bildlichen Darstellung in der Sprache erschöpft, theils der wissenschaftliche Unterschied zwischen den sogenannten Figuren und Tropen ausgemittelt und festgesetzt. Denn so wichtig an sich, für die ästhetische Gestaltung der Sprachdarstellung und für die Unterordnung des bildlichen Ausdruckes unter das Gesetz der Form, die Lehre von den Figuren und Tropen ist; so verwickelt erscheint doch bei den meisten Theoretikern diese Lehre, besonders wenn man blos von rhetorischen Figuren spricht, und nicht unter der Gesammtheit aller Figuren und Tropen das Gesammtgebiet des bildlichen Ausdruckes in der Sprache selbst versteht. Denn in jeder ausgebildeten todten oder lebenden Sprache wird neben der bestimmten eigentlichen Bezeichnung der darzu-

stellenden Gegenstände, eine uneigentliche Bezeichnung derselben vermittelst gewisser bildlicher Ausdrücke angetroffen. Diese Bildersprache entsteht nicht durch die Thätigkeit des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft, sondern durch die Thätigkeit der, von der äußern und innern Anschauung zunächst abhängigen, Einbildungskraft, welche, vermittelst des bildlichen Ausdruckes, nicht unmittelbar auf Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, sondern auf Anschauung, Gefühlsvermögen und Bestrebung wirkt. Der Zweck der bildlichen Darstellung beruht daher auf der höhern Versinnlichung und lebendigern Darstellung des Gegenstandes, so wie auf dem tiefen Eindrucke, den derselbe auf das Gefühlsvermögen hervorbringen soll. Das wirksamste Mittel aber, diesen Zweck zu erreichen, oder die Hauptbedingung des ästhetischen Charakters der bildlichen Darstellung ist die Aehnlichkeit des eigentlichen Gegenstandes mit seinem Bilde.

Ob nun gleich die Einbildungskraft dasjenige geistige Vermögen ist, durch dessen Thätigkeit der bildliche Ausdruck in den Kreis der Sprachdarstellung eingeht, und die Thätigkeit der Einbildungskraft zunächst und mit dem höchsten Leben in der Sprache der Dichtkunst, — mit etwas weniger Fülle in der Sprache der Beredsamkeit, — und unter verhältnißmäßig verminderter Lebendigkeit in der Sprache der Prosa angetroffen wird; so ist es doch ein Hauptfehler bei der Lehre von den Figuren und Tropen, wenn diese — als rhetorische Figuren — ausschließend der Sprache der Beredsamkeit zugetheilt, und namentlich von der Sprache der Prosa ganz ausgeschlossen werden sollen. Denn überall in

der Sprache, wo ein bildlicher Ausdruck angetroffen wird, es sey in der Prosa, in der Dichtkunst, oder in der Beredsamkeit, gehört er entweder zu den Figuren, oder zu den Tropen; und jedesmal ist er eine Wirkung der selbstthätigen Einbildungskraft, die eben so, wenn gleich im geringern Grade, Antheil an den einzelnen Formen der Sprache der Prosa, wie, in höherm Grade, an den Erzeugnissen der Sprache der Beredsamkeit und, in der höchsten Beziehung, an den Gebilden der Sprache der Dichtkunst nimmt. Deshalb muß sogleich am Eingange zu der Lehre von den Figuren und Tropen der Grundsatz ausgesprochen werden: daß Figuren und Tropen, als das Gesammtgebiet des bildlichen Ausdruckes in der Sprache überhaupt, gleichmäßig der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit angehören.

Geht man auf die Entstehung des bildlichen Ausdruckes in den Sprachen zurück; so findet man dieselbe in den Zeiträumen ihrer Armuth und ihrer ersten Entwickelung, weil die Bezeichnung sinnlicher Wahrnehmungen und Zustände, schon nach den allgemeinen Gesetzen der Ausbildung eines sinnlich-vernünftigen Wesens, dem Ausdrucke und der Bezeichnung abgezogener Begriffe des Verstandes und der Ideen der Vernunft vorausgeht. Die letztern kündigen sich innerhalb der Sprache erst dann an, wann Verstand und Vernunft allmählig über die Sinnlichkeit sich erheben, und ihren selbstständigen Kreis von Erkenntnissen ausprägen. Bis dahin aber, wo, durch die höhere Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft, der Kreis ihrer Begriffe und Ideen als ein in sich gerundetes und abgeschlossenes Ganzes, und, zugleich mit demselben, in

der Sprachdarstellung ein ähnlich abgeschlossener Kreis der nicht-sinnlichen Bezeichnung der Begriffe und Ideen selbstständig ausgebildet wird, gebraucht man das zur Bezeichnung des Sinnlichen bereits aus früherer Zeit vorhandene Wort zugleich auch für die Darstellung des Nicht-Sinnlichen, mithin figürlich. (So leuchtet das Auge Gottes über die Menschen; so flammt das Schwert des Cherubs; so strahlt die Sonne der Gerechtigkeit, u. s. w.) Während dieses Zeitabschnitts der Sprachbildung, welchem bei allen gesitteten Völkern das erste Aufblühen der Dichtkunst zugehört, wird daher das im Begriffe und in der Idee enthaltene Nichtsinnliche unter einer sinnlichen Hülle dargestellt, und alle Sprachen derjenigen Völker, welche, nach dem Zeitalter der Blüthe der Dichtkunst, nicht ein selbstständiges Zeitalter der eigentlichen Philosophie und der kritisch beglaubigten Geschichte erhielten, sind (wie z. B. die morgenländischen Sprachen) auch nicht zu einem abgeschlossenen, von dem bildlichen Ausdrucke verschiedenen, Sprachkreise der abgezogenen Begriffe gelangt. Dagegen bildete sich in den Sprachen der Griechen, der Römer, der Teutschen, der Italiener, der Franzosen, der Britten u. s. w., mit den mächtigen Fortschritten in der eigentlichen intellectuellen, sittlichen und staatsbürgerlichen Cultur, neben der in sich abgeschlossenen bildlichen Sprache, der selbstständige Kreis der Sprachdarstellung für Begriffe des Verstandes und Ideen der Vernunft.

66.

Fortsetzung.

Es ist daher ein Ergebniß der Geschichte, daß

in allen zur höhern Reife und zur classischen Gediegenheit gelangten Sprachen zwei gleichmäßig durchgeführte und in selbstständigen Kreisen neben einander bestehende Arten des mündlichen und schriftlichen Ausdruckes, — des bildlichen und des nichtbildlichen, — angetroffen werden, die aber, in den einzelnen Formen der Sprachdarstellung, ununterbrochen mit einander verschmelzen, und eben so in der Prosa, wie in der Dichtkunst und Beredsamkeit, in gleichmäßiger Anwendung erscheinen, je nachdem theils der dargestellte Stoff die Anwendung beider mehr oder weniger verstattet, theils die geistige Eigenthümlichkeit des darstellenden Schriftstellers den letzten zureichenden Grund dieser Anwendung enthält. — Wenn also in frühern Zeiträumen der Sprachbildung es die Armuth der Sprache beurkundete, daß, in Ermangelung einer selbstständigen nichtbildlichen Bezeichnung der abgezogenen Begriffe des Verstandes und der Ideen der Vernunft, der bereits vorhandene bildliche Ausdruck zur Darstellung geistiger Zustände angewandt ward; so verkündigte, in der spätern Zeit der Sprachbildung, das Nebeneinanderbestehen einer bildlichen und einer eigentlichen und nichtbildlichen Bezeichnungsform aller menschlichen Zustände, die zum Bewußtseyn gelangen, den höhern Reichthum der Sprachen gesitteter Völker. — Mehr oder weniger herrscht aber bei dem Gebrauche der ästhetischen Eigenschaften, die aus dem Gesetze der Form mit Nothwendigkeit hervorgehen (§. 40—64), der bildliche Ausdruck vor, weil alle diese Eigenschaften auf dem Grundcharakter der höhern Versinnlichung des dargestellten Stoffes beruhen, und jede Versinnlichung, mehr oder weniger,

von der Anwendung des bildlichen Ausdruckes abhängt. Daraus folgt zugleich, daß, wenn gleich in der Theorie die Figuren und Tropen einzeln aufgeführt und nach ihrem eigenthümlichen Charakter bezeichnet werden müssen, dennoch ihr Verhältniß zur Sprachdarstellung und zu der Eigenschaft der Schönheit in dem Gesetze der Form nicht auf ihrer armseligen Vereinzelung, sondern auf der ihnen einwohnenden Kraft des bildlichen Ausdruckes, und auf der mit sicherm Tacte gewählten Stelle beruht, die sie im Umfange jeder einzelnen Sprachform erhalten.

Nach dieser Ansicht wird daher der dargestellte Gegenstand in der stylistischen Form durch Figuren und Tropen unter einem veränderten, und zwar unter einem stärker versinnlichten Verhältnisse, das blos mechanische Leben des abgezogenen Begriffs als ein organisches, so wie die grammatische und logische Nothwendigkeit in der Verbindung der Begriffe und Ideen als ein freies Spiel der Einbildungskraft erscheinen. Zugleich folgt daraus, daß in einer reichen und ausgebildeten Sprache, wo beide Kreise der Darstellung, die eigentliche und die uneigentliche, neben einander zur Selbstständigkeit ausgebildet worden sind, jede einzelne Figur, und jedes Ganzes von Figuren in deutliche Begriffe aufgelöset und umgewandelt werden kann; doch mit Verlust des darin enthaltenen Bildes und der durch dasselbe bewirkten höhern Versinnlichung. (So lösen wir z. B. den bildlichen Ausdruck: „Was der Fixstern für ein ganzes Sonnensystem ist; das ist die Verfassung für den einzelnen Staat", in folgenden nichtbildlichen Satz auf: „Die

Verfassung ist in jedem Staate der Mittelpunct seiner Kraft, Haltung und Bewegung.") Der eigentliche Gedanke selbst bleibt im bildlichen Ausdrucke derselbe, allein das Medium wechselt, das ihn darstellt, und mit ihm, namentlich in den reichern Figuren und Tropen, die ganze stylistische Umgebung, unter welcher der Begriff erscheint.

Weil aber die Aehnlichkeit des Bildes mit dem dadurch bezeichneten Gegenstande, so wie die Uebereinstimmung der im bildlichen Ausdrucke dem Gegenstande beigelegten Merkmale (der Theilvorstellungen) mit dessen wesentlichen Eigenschaften, die Hauptwirkung der bildlichen Bezeichnung begründen müssen; so folgt von selbst, daß jedes aufgenommene Bild nicht nur dem dargestellten Gegenstande völlig entsprechen, sondern auch in die ganze stylistische Umgebung desselben passen muß. Ohne diese Bedingungen ermangelt der bildliche Ausdruck der ästhetischen Wirkung, weil er nur, nach diesen beiden Beziehungen, der Grundeigenschaft der Schönheit im Gesetze der Form untergeordnet werden kann, und dadurch in den Kreis der untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form aufgenommen wird.

Wenn also der bildliche Ausdruck innerhalb der Sprachdarstellung nur unter den beiden Hauptgestaltungen (Modificationen) sich ankündigen kann, daß der aufgestellte Begriff entweder blos nach einzelnen stärker versinnlichenden Eigenschaften und Merkmalen (Prädicaten) erscheint, oder daß der eigentliche Subjectsbegriff mit einem ihm ähnlichen Bilde vertauscht und dieses an seiner Stelle aufgeführt wird; so folgt daraus, daß es nur

zwei Hauptklassen des bildlichen Ausdruckes giebt *).

1) Nach der ersten Klasse bleibt der eigentliche Subjectsbegriff innerhalb des stylistischen Zusammenhanges unverändert stehen, und blos die Prädicatsbegriffe desselben werden unter bildlichen Ausdrücken versinnlicht. Diese Klasse des bildlichen Ausdruckes umschließt die Figuren.

2) Nach der zweiten Klasse des bildlichen Ausdrucks erscheint der Subjectsbegriff selbst unter einer uneigentlichen, bildlichen Bezeichnung, wodurch gewöhnlich auch

---

*) Erst in der neuesten Zeit haben einige ästhetische Sprachforscher die so oft gemißhandelte Lehre von den Figuren und Tropen zweckmäßiger zu behandeln versucht. Besonders gehört Reinbeck dahin in s. angewandten allgemeinen Sprachlehre, 2te Aufl. Essen, 1819. 8. S. 24. Doch hat sein sehr achtungswerther Versuch mich nicht bestimmen können, die schon früher von mir durchgeführte, und auch in meiner „Sprache der Teutschen, philosophisch und geschichtlich dargestellt" beibehaltene Theorie aufzugeben. Gern aber habe ich mehrere Ausstellungen gegen diese Theorie von meinem Freunde, dem Rector Müller in Torgau (scriptio de variis rebus grammaticis, Vileb. 1822. 8. p. 22 sqq.), berücksichtigt; nur daß ich die Metonymie noch immer zu den Tropen, und nicht, wie er, zu den Figuren rechne, weil sie wirklich an die Stelle des eigentlichen Subjectsbegriffs ein Bild setzt, und daß ich die von ihm vorgeschlagnen Uebersetzungen der beiden Begriffe: Figuren durch Gestaltungen oder Redegestaltungen, und Tropen durch Verwendungen, bis jetzt noch zu wenig die Begriffe erschöpfend bezeichnend finde, besonders weil in dem Worte verwenden (z. B. sich für jemand verwenden) ein eigenthümlicher Nebenbegriff enthalten ist.

der ganze Kreis der Prädicate desselben, oder seiner stylistischen Umgebung, verändert wird und den bildlichen Charakter erhält. Diese Klasse der bildlichen Darstellung nennen wir Tropen.

Beispiele von Jean Paul.

Unsere Welt ist im Schatten; aber der Mensch ist höher, als sein Ort. Er sieht empor, und schlägt die Flügel seiner Seele auf, und wenn die sechzig Minuten, die wir sechzig Jahre nennen, ausgeschlagen haben; so erhebt er sich und entzündet sich steigend, und die Asche seines Gefieders fällt zurück, und die enthüllte Seele kommt allein, ohne Erde und rein wie ein Ton, in der Höhe an. — Hier aber sieht er mitten im verdunkelten Leben die Gebirge der künftigen Welt im Morgengolde einer Sonne stehen, die hienieden nicht aufgehet. So erblickt der Einwohner am Nordpole in der langen Nacht, wo keine Sonne mehr aufsteigt, doch um zwölf Uhr ein vergüldendes Morgenroth an den höchsten Bergen, und er denkt an seinen langen Sommer, wo sie niemals untergeht.

Oft ist den Kindern, nach den Ursätzen der Wolfischen Philosophie, der Vater der Satz des zureichenden Grundes, die Mutter der Satz des Widerspruchs, und der Lehrer der Satz des Nichtzuunterscheidenden.

Die Liebe ist die Sonnennähe der Mädchen; ja es ist der Durchgang dieser Venusse durch die Sonne der idealischen Welt. In dieser Zeit ihres hohen Styls der Seele lieben sie alles, was wir lieben, sogar Wissenschaften, und die ganze beste Welt innerhalb der Brust; und sie verschmähen, was wir verschmähen, sogar Kleider und Neuigkeiten. In diesem Frühlinge schlagen diese Nachtigallen bis an die Sommersonnenwende; der Copu-

lationstag ist ihr längster Tag. Das Bastband der Ehe bindet die poetischen Flügel, und das Ehebette ist für die Phantasie ein Carcer bei Wasser und Brod.

67.

α) Die Figuren.

Im Gegensatze der Tropen, beruht der eigenthümliche Charakter der Figuren darauf, daß in denselben der Subjectsbegriff in seiner eigentlichen Bedeutung stehen bleibt, und nur der Prädicatsbegriff durch die bildliche Bezeichnung verändert wird. Dies kann aber auf doppelte Weise geschehen: wenn entweder dem Subjectsbegriffe in der Darstellung blos ein versinnlichendes Prädicat beigelegt, oder, zugleich mit der bildlichen Bezeichnung des Prädicats, die ganze stylistische Umgebung um den, in eigentlicher Bedeutung stehen bleibenden, Subjectsbegriff verändert und stärker versinnlicht wird. Nach dieser Ansicht zerfallen die Figuren in zwei Klassen.

A) Zur ersten Klasse, in welcher dem Subjectsbegriffe blos versinnlichende Prädicate beigelegt werden, ohne dadurch die ganze stylistische Umgebung desselben zu verändern, gehören:

1) das Epitheton (Beiwort), wo, durch die bildliche Bezeichnung des Prädicats, der Prädicatsbegriff in der Versinnlichung erhöht und gesteigert wird.

Unser Leben rinnt melodisch, wie die flötende Quelle zum Schöpfer. v. Schiller.

2) die Emphasis (Bedeutsamkeit), wodurch der Prädicatsbegriff verstärkt wird.

Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

v. Matthisson.

3) die Exergasie (Ausführung), durch welche der Subjectsbegriff, vermittelst der Vergleichung desselben mit synonymen Begriffen, erweitert und von mehrern Seiten dargestellt wird.

Wer bist du, Geist der Liebe,
Der durch das Weltall webt?
Den Schoos der Erde schwängert
Und den Atom belebt?
Der Elemente einigt,
Sonn' und Planeten ballt,
Aus Engelharfen jubelt,
Und aus dem Säugling lallt?

Kosegarten.

4) die Congruenz oder Harmonie (Uebereinstimmung), wodurch der Subjectsbegriff mit Naturgegenständen in der Darstellung zusammengehalten, und in der Versinnlichung eine äußere Aehnlichkeit zwischen beiden ausgemittelt wird.

Schmückt mit Kirschenblüthenzweigen
Euch dem grünen Sommerhut,
Schürzt das Röckchen, tanzet Reigen,
Wie die Schäferjugend thut!
Bienen sumsen um die Blüthe,
Und der Westwind schwärmt sich matt,
Schwärmt, und haucht auf eure Hüte
Manches weiße Blüthenblatt.

Hölty (Mailied).

B) Die zweite Klasse der Figuren umschließt diejenigen, durch welche nicht nur der Prädicats-

begriff versinnlicht, sondern zugleich auch die stylistische Umgebung des Subjectsbegriffs verändert wird. Dahin gehören:

1) die Frage;

Siehst du den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore!

v. Schiller.

2) die Anrede;

Beginnen Sie, verehrte Stände, getrost und muthig Ihr wichtiges und edles Geschäft; schweigen Sie nicht, wenn Sie gefunden haben, daß auch nur der Geringste unsers Vaterlandes beeinträchtigt, in seinen Leistungen überbürdet, und in seinen Rechten gekränkt wird; verdoppeln Sie da ihre Aufmerksamkeit, wo die Trägheit, die Zweckwidrigkeit, die Willkühr, dieser Belial der bürgerlichen Welt, sich unter dem Scheine des Herkommens in einen Engel des Lichts kleidet.

v. Ammon (in s. Landtagspredigt, 1824.)

3) der Ausruf;

Wie gesät sind, tausendmaltausend ins Unermeßliche,
Sonnen und Erden! Gott! Gott! Wie herrlich!
Stieg' ich hinauf bis zu der Welten letzten,
Dennoch erreicht' ich dich nicht! der Staub den Unendlichen!

Niemeyer.

4) die Anspielung, wo die Eigenthümlichkeit eines Gegenstandes, durch seine Vergleichung mit einem andern, bestimmter und versinnlichter hervorgehoben wird;

Mancher wird ein freier Diogenes, nicht wenn er in dem Fasse, sondern wenn dieses in ihm wohnt.

Jean Paul.

5) das Beispiel, wo man den dargestellten Gegenstand durch einen ähnlichen erläutert und anschaulich macht;

Zwietracht hat Griechenland verdorben; die Gracchen waren Vorläufer der Triumvirate; durch den Neid unter den edlern Geschlechtern hat Florenz die Aristokratie verloren; durch Partheiungen die Demokratie, endlich die Freiheit durch ein Uebermaas von Freiheit; aus gleicher Ursache war Genua bisweilen unterthan; Polen, vereinigt, wäre nicht getheilt worden.

Johannes v. Müller.

6) das Gleichniß, wo dem Subjectsbegriffe ein anderer ähnlicher Gegenstand in der Darstellung gegen über gestellt, und mit demselben kurz, und gewöhnlich nur in Einem Puncte verglichen wird;

In der Liebe giebts Sommerferien; aber in der Ehe giebts auch Winterferien. Jean Paul.

7) die Vergleichung (Parallele), wo der Subjectsbegriff mit einem andern ähnlichen Gegenstande nach einzelnen Eigenschaften und Verhältnissen zusammengestellt wird, um die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit zwischen beiden auszumitteln;

Der Ausdruck von Leibnitz, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sey, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt; denn auch die Kräfte des Weltalls scheinen in ihr verborgen, und sie bedarf nur einer Organisation, oder einer Reihe von Organisationen, diese in Thätigkeit und Uebung setzen zu dürfen. Schon in ihren gegenwärtigen Fesseln sind ihr Raum und Zeit leere Worte; sie messen und bezeichnen Verhältnisse des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit

hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirkt. v. Herder.

8) das Antitheton (Gegensatz), wo man zwei Gegenstände vergleicht, die nur in einigen Merkmalen einander ähnlich, in den andern aber verschieden sind;

(Aus Rosenmüllers Predigt zum Andenken an die im Kampfe für teutsche Freiheit Gefallenen, am 18. Oct. 1814.)

Ihr frohlocket über die Befreiung von einer drückenden Sklaverei. Ich freue mich mit euch. Aber mit dem innigsten Bedauern werde ich euch für die elendesten Sklaven halten müssen, so lange ihr nicht von den schimpflichen Fesseln eurer bösen Begierden und Leidenschaften befreit seyd. Ihr wünschet einen wie für ganz Europa, so auch für unser Vaterland vortheilhaften und dauerhaften Frieden. Ich wünsche ihn mit euch; nur ein Menschenfeind könnte das Gegentheil wünschen. Aber dieser äußere Friede wird euch wenig helfen, wenn euch der innere Friede des Gewissens fehlt, und dieser kann euch nur durch wahre standhafte Tugend und Frömmigkeit zu Theil werden. Ihr wünscht, daß Handel und Gewerbe wieder aufblühen und immer mehr emporkommen möchten. Ich wünsche es mit euch. Wenn ihr aber dieses Glück zur Ueppigkeit, zur Verschwendung, zur Wollust, zur Schwelgerei, zum Stolze und Uebermuthe mißbraucht; so wird es keine Wohlthat für euch, es wird die Quelle euers Verderbens seyn. Ihr wünschet reich zu werden. Ich gönne euch euern Reichthum; ich werde euch aber beklagen, arm und elend werde ich euch nennen, wenn ihr ihn mit Ungerechtigkeit und Wucher erwerbet, wenn ihr eure dürftigen Brüder und Schwestern darben lasset, wenn euch der beste

und allein bleibende Reichthum, ein [illegible] Wahrheit der Beifall des Höchsten, die Hoffnung [illegible] fehlt.

9) die **Antithese** (Entgegensetzung), wo die mit einander verglichenen Gegenstände nach ihren Prädicaten **wirklich** sich entgegengesetzt sind, oder wo einem und demselben Gegenstande zwei einander widersprechende Prädicate beigelegt werden.

(Bruchstück aus **Blumauers** Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden.)

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie leiten ihn bald süd- bald nordenwärts;
Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken,
Um recht zu handeln, gab sie ihm das Herz.

Und zwei so schwachen Kräften unterthänig,
Wie schwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
O der Verstand hienieden **weiß** so wenig,
Und, ach, das Herz wünscht, ahnet, **glaubt** so viel!

O du, der mir den Geist voll Durst nach Wahrheit
Und ein so weiches Herz zum Glauben gab;
Dir leg' ich hier am Throne deiner Klarheit
Ein frei Bekenntniß meines Glaubens ab.

So höre denn, und zünde, wenn ich fehle,
Nur einen Stral von deinem Licht mir an;
Ein Stral aus deiner Hand ist meiner Seele
Ein Stral des Heils, kein Stral vom Vatican.

Ich glaube, daß der Glaub' in allen Zeiten
Den schwachen Geist des Menschen aufrecht hielt,
Daß er ihn stärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt;

Es steigen
Und [illegible] — die Welt hat es erfahren —
Daß selbst der Glaub' in deiner Priester Hand
Mehr Böses that in siebzehnhundert Jahren,
Als in sechstausend Jahren der Verstand.

Ich glaube, daß der Mensch in einer Zone
Dem Licht sich mehr, als in der andern naht;
Allein ich weiß, er hat kein Recht zum Lohne,
Weil Rom, nicht Japan ihn erzeuget hat.

Ich glaube, daß dir eine Art zu dienen,
Mehr, als die andere gefallen kann;
Allein ich weiß, du hörest den Braminen
So gut, als wie den frommen Christen an.

Ich glaube, daß du uns ein Buch gegeben,
Das manche Spur von deiner Hand verräth,
Daß du darin für unser Erdenleben
Manch Samenkorn des Guten ausgesät;

Allein ich kenn' ein Buch, von dir geschrieben,
Und leserlich für jede Kreatur,
Ein Buch, das einzig unverfälscht geblieben,
Das große Buch der heiligen Natur.

Ich glaube, daß Geheimnisse dich ehren,
Die nur ein Geist von deiner Größe faßt;
Allein ich weiß, daß du für diese Lehren
Uns keine Geisteskraft gegeben hast.

Ich glaube, daß du uns zu allen Zeiten
Durch Wunder kund gethan, wie stark du bist;
Allein ich seh's, daß dieser Bau der weiten
Und schönen Welt dein größtes Wunder ist.

Ich glaube, daß uns Menschen zu erlösen
Ein Werk von drei und dreißig Jahren war;
Doch weiß ich, daß es nur ein Wort gewesen,
Das Millionen Welten uns gebahr.

und allein bleibende Reichthum, ein [illegible] Wahrheit der Beifall des Höchsten, die Hoffnung [illegible] fehlt.

9) die **Antithese** (Entgegensetzung), wo die mit einander verglichenen Gegenstände nach ihren Prädicaten **wirklich** sich entgegengesetzt sind, oder wo einem und demselben Gegenstande zwei einander widersprechende Prädicate beigelegt werden.

(Bruchstück aus **Blumauers** Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden.)

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie leiten ihn bald süd= bald nordenwärts;
Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken,
Um recht zu handeln, gab sie ihm das Herz.

Und zwei so schwachen Kräften unterthänig,
Wie schwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
O der Verstand hienieden **weiß** so wenig,
Und, ach, das Herz wünscht, ahnet, **glaubt** so viel!

O du, der mir den Geist voll Durst nach Wahrheit
Und ein so weiches Herz zum Glauben gab;
Dir leg' ich hier am Throne deiner Klarheit
Ein frei Bekenntniß meines Glaubens ab.

So höre denn, und zünde, wenn ich fehle,
Nur einen Stral von deinem Licht mir an;
Ein Stral aus deiner Hand ist meiner Seele
Ein Stral des Heils, kein Stral vom Vatican.

Ich glaube, daß der Glaub' in allen Zeiten
Den schwachen Geist des Menschen aufrecht hielt,
Daß er ihn stärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt;

Es steigen [illegible]
Und [illegible] — die Welt hat es erfahren —
Daß selbst der Glaub' in deiner Priester Hand
Mehr Böses that in siebzehnhundert Jahren,
Als in sechstausend Jahren der Verstand.

Ich glaube, daß der Mensch in einer Zone
Dem Licht sich mehr, als in der andern naht;
Allein ich weiß, er hat kein Recht zum Lohne,
Weil Rom, nicht Japan ihn erzeuget hat.

Ich glaube, daß dir eine Art zu dienen,
Mehr, als die andere gefallen kann;
Allein ich weiß, du hörest den Braminen
So gut, als wie den frommen Christen an.

Ich glaube, daß du uns ein Buch gegeben,
Das manche Spur von deiner Hand verräth,
Daß du darin für unser Erdenleben
Manch Samenkorn des Guten ausgesät;

Allein ich kenn' ein Buch, von dir geschrieben,
Und leserlich für jede Kreatur,
Ein Buch, das einzig unverfälscht geblieben,
Das große Buch der heiligen Natur.

Ich glaube, daß Geheimnisse dich ehren,
Die nur ein Geist von deiner Größe faßt;
Allein ich weiß, daß du für diese Lehren
Uns keine Geisteskraft gegeben hast.

Ich glaube, daß du uns zu allen Zeiten
Durch Wunder kund gethan, wie stark du bist;
Allein ich seh's, daß dieser Bau der weiten
Und schönen Welt dein größtes Wunder ist.

Ich glaube, daß uns Menschen zu erlösen
Ein Werk von drei und dreißig Jahren war;
Doch weiß ich, daß es nur ein Wort gewesen,
Das Millionen Welten uns gebahr.

O du, der mir den regen Trieb nach Wahrheit
Und dieses Herz voll Treu' und Glauben gab;
O sende von dem Sitze deiner Klarheit
Nur einen Stral auf meinen Geist herab.

Allein hast du von dieser meiner Bitte
Dein gütig Ohr auf immer weggewandt;
So nimm — ich fleh's, o Herr, zu deiner Güte —
Nimm mir den Glauben, oder den Verstand!

10) die Wiederhohlung. Sie heißt:

a) Epizeuxis (Wortwiederhohlung), wenn man, der Verstärkung wegen, dasselbe Wort wiederhohlt.

Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub nach kurzer Ruh.

Klopstock.

b) Anaphora (Wiederhohlung des Anfangs), wenn mehrere auf einander folgende Zeilen oder Sätze mit einem und demselben Worte anfangen.

Denn was wegwelkt aus den Erdenthalen,
Schwindet darum nicht aus Gottes Welt,
Nicht des Morgenroths verstralte Stralen,
Nicht die Blume, die zu Staub zerfällt,
Nicht die Asche ausgebrannter Sonnen,
Nicht die Düfte, die der Ros' entwehn,
Nicht das Fädchen, das, vom Wurm gesponnen,
In der Luft verflattert, mag vergehn.

Kosegarten.

c) Epiphora (Wiederhohlung des Schlusses), wenn mehrere Sätze mit denselben Gedanken und Worten sich endigen.

Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erden Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!
Er ist nicht mehr! So sage
Ein Tag dem andern Tage:
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr.

Ramlers Tod Jesu.

11) Die Description (Beschreibung), welche, als Figur, von ihrer logischen Geltung (§. 21.) verschieden ist, indem sie in ästhetischer Beziehung die weiter durchgeführte Darstellung der einzelnen versinnlichenden Merkmale eines Gegenstandes enthält.

Es giebt in jedem bessern Menschen eine hohe Stunde, wo sich sein Herz, unter gewaltsamen Bewegungen und schmerzlichen Losreißungen, endlich durch eine Erhebung plötzlich umwendet gegen die Tugend, in jenem unbegreiflichen Uebergange, wie der ist, wenn sich der Mensch vom höchsten Puncte des Grolls schnell zu einer zerschmelzenden Vergebung aller Fehler hinüberhebt. Jene hohe Stunde, die Geburtsstunde des tugendhaften Lebens, ist auch die süßeste desselben, weil jetzt dem Menschen ist, als wäre ihm der drückende Körper abgenommen; weil er die Wonne genießt, keine Widersprüche in sich zu fühlen; weil alle seine Ketten fallen; weil er nichts mehr fürchtet im Universum. — Der Anblick ist groß, wenn der Engel im Menschen gebohren wird; wenn alsdann am Horizonte der Erde die zweite Welt aufsteigt, und wenn die ganze Sonnenwärme der Tugend durch keine Wolken mehr auf das Herz fällt.

Jean Paul.

12) Die Inversion (Umstellung der Worte), wo die gewöhnliche Folge (Construction) der Wörter verändert wird, um die Aufmerksamkeit auf einen besonders hervorgehobenen Begriff zu leiten. Ob sie gleich eben so in der Prosa, wie in der Dichtkunst und in der Sprache der Beredsamkeit vorkommen kann; so darf sie doch nie Dunkelheit veranlassen, nie in Spielerei übergehen, oder zu häufig gebraucht werden.

Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung. Unaufhörlich vererben die organischen Kräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geschlecht überall ersetzen und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen sind dabei der allgemeine Zweck der Natur. Wen ergötzt nicht dieser Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie spottet alsdann des Todes, indem sie ihm von ihren Schätzen freigebig einen großen Antheil überläßt. Millionen — und aber Millionen neuer Blüchen und Keime mag er immerhin verschlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verlust zu ersetzen, und überall neues Leben zu verbreiten. Leben und Empfindung — sie sind es die großen Zwecke der Natur, womit sie, überall beschäftigt, des Schöpfers Willen verrichtet und seine Güte verherrlicht.

Georg Forster.

13) Die Ellipse (Auslassung), wo, bei der Stärke eines bewegten Gefühls, oder einer aufgeregten Leidenschaft, aus dem Zusammenhange der Rede ein Wort, oder mehrere weggelassen werden. Sie heißt Interruptio, wenn man, wegen der

Macht des Gefühls oder der Leidenschaft, nicht fortsprechen kann, und Aposiopesis, wenn man den Faden der begonnenen Wortfolge ganz fallen läßt, ohne den Sinn der Rede zu vollenden, und einen andern Gedanken auffaßt.

Seyn oder Nichtseyn, das ist hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
Aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen — vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt;
Das zwingt uns still zu stehn. —
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn.

Aus Shakspeare's Hamlet von Schlegel.

14) Das Asyndeton (Abwesenheit des Bindewortes), wenn man, in der Stärke des Gefühls oder der Leidenschaft, blos die in kurzen Sätzen bestehenden Hauptbegriffe, mit Hinweglassung der zwischen sie gehörenden Bindewörter, aufführt.

— Er ruft mit lechzender Zunge: mich dürstet!
Ruft's, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte:
Vater, in deine Hände befehl ich meine Seele.

Klopstocks Messias.

15) Das Polysyndeton (Häufung des Bindewortes), wo die Bindewörter im Zusammenhange der Rede gehäuft werden, um den raschen Gang der Vorstellungen und die schnelle Folge der Gefühle gleichsam zu hemmen.

— — Der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, und der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmten auf ihn.

Klopstocks Messias.

16) Die Epanorthosis (Selbstverbesserung), wenn man das, was man sagte, selbst näher bestimmt, und durch die Verstärkung des aufgestellten Begriffes gleichsam verbessert.

Vollkommen zu seyn, wie Gott; gesinnet zu seyn und zu handeln, wie der Unendliche und Heiligste; dies ist das Gesetz, das unsre Vernunft uns ankündigt, und das unser Gewissen uns einschärft. Aber welch ein Gesetz ist das! Fordert es nicht eine Liebe zur Wahrheit, die keinen Irrthum duldet; eine Achtung gegen Alles, was Recht ist, die rein ist von allem Eigennutze; ein Wohlwollen, das alle Geschöpfe Gottes umfaßt; eine Thätigkeit, die unablässig Gutes wirkt; einen Fortschritt ohne Aufhören, ein Trachten nach einem Ziele, das wir ewig nicht erreichen, dem wir uns nur ewig nähern können? Reinhard.

17) Die Präoccupatio (Vorbegegnung), wenn man gegen seine eigenen aufgestellten Behauptungen Zweifel aufstellt, und diese beantwortet, so daß durch diese Zweifel und ihre Auflösung die Darstellung stärker versinnlicht wird.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde? — Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiste, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Röhren dahin gleitete, und die Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strale der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das einem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele.

Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränk-

ten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht? da alles mit Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Nicht die große seltene Noth der Welt, die Fluthen, die Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

v. Göthe's Werthers Leiden.

18) Die Concessio (das Zugeständniß), wenn man etwas zugesteht, davon aber unvermerkt zu einem andern Begriffe übergeht; besonders wenn man einen möglichen Einwurf einräumt, durch das Folgende aber zeigt, daß er den aufgestellten Begriff nicht aufhebt.

Die Welt, wie ich sie hier mahle, ist zwar vielleicht nirgends, als in meinem Verstande wirklich; aber gewiß, wenn die Wirklichkeit auch meinem Traume nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen.

v. Schiller.

19) Die Präteritio (die Uebergehung),

wenn man einen aufgestellten Begriff nicht weiter fortführt, sondern durch einen unvorbereiteten Uebergang sogleich eine andere Gedankenreihe an die vorhergehende anknüpft.

Keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, sey es auch noch so roh ausgedrückt, auf seinem Gesichte trägt, ist vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht; noch kennst du mich nicht. O so gewiß wir den gemeinschaftlichen Ruf haben, gut zu seyn, und immer besser zu werden; so gewiß wird eine Zeit kommen ꝛc. Fichte.

20) Die Cumulatio oder Amplificatio (Häufung, Erweiterung), welche sich der Descriptio annähert, besteht in der stärkern Versinnlichung eines Begriffes durch die Erweiterung und Vermehrung seiner Merkmale. Sie heißt Distributio (Theilschilderung) oder Individualisirung, sobald man durch die Aufstellung der einzelnen Merkmale eines Begriffes das Ganze gleichsam in seine Theile auflöset.

Tugend, Tugend, der Menschheit Glorie, Lächeln des Geistes,
Nie versiegender lauterer Quell der lautersten Freuden,
Einziges, was hienieden nicht Tand, noch Täuschung, noch Traum ist,
Einzige, deren Genuß nicht Reue gebiert, noch Ekel,
Einzig unabhängige Seligkeit, immer dir selbst gleich,
Nimmer ändernd und nimmer alternd, und nimmer ermüdend,
Unaussingbare Würde des Geistes, Leben des Lebens,
Thätig wie Frühling, gewaltig wie Jugend, süß wie die Liebe,
Wollest dich, Heldin, erbarmen des rastlos schwärmenden Jünglings.

Kosegarten.

21) Die **Gradation** (Steigerung), wo man entweder aufwärts (**Klimax** — Aufsteigerung), oder abwärts (**Antiklimax** — Absteigerung) die Begriffe, oder Theilvorstellungen des Hauptgegenstandes steigert.

Schön ists, von Aetna's Höhn des Meeres Plan
Voll grüner Eiland, und die Fabelauen
Siciliens und Stromboli's Vulcan
Beglänzt von Phöbus erstem Stral zu schauen;

Doch schöner, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Luna's Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

v. Matthissons Genfersee.

22) Die **Hyperbel** (Uebertreibung), wo man, in der Stärke des Gefühls und der Leidenschaft, einen Gegenstand entweder **größer**, oder **kleiner** darstellt, als er wirklich ist.

Die Schönheit, welche dir aus allen Gliedern blickt,
Der Hals, dem Elfenbein und Alabaster weichen,
Der Mund, vor welchem selbst der Purpur will erbleichen,
Die Augen, deren Blitz fast alle Welt entzückt,
Und deren keusche Glut die Herzen fest verstrickt,
Die Stirne, die den Glanz der Perlen kann erreichen,
Die Wangen, welchen nie kein Silber zu vergleichen,
In denen Lieb' und Huld ihr Bildniß eingedrückt;
Die wohlgestalte Läng, das anmuthsvolle Wesen,
Die atlasweiche Hand, die Schnee zu Schanden macht,
Der Haare Kostbarkeit und überirdsche Pracht,
Und was du sonsten mehr zu deinem Schmuck erlesen,
Macht, daß man dich verehrt vor andern weit und breit:
Ein Fehler bleibt dir nur, der ist die Grausamkeit.

v. Hoffmannswaldau.

Wird der Gegenstand aus Bescheidenheit kleiner dargestellt, als er wirklich ist; so heißt die Figur: Litotes (Verkleinerung).

Dies Blümchen Jugend — wäre es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit gnügte mir Vater. Wenn die Mücke in ihren Stralen sich sonnt; kann sie das strafen die stolze, majestätische Sonne?

Luise in Schillers Kabale und Liebe.

23) Die Betheuerung, wo man, ergriffen von der Macht eines Gefühls oder einer Leidenschaft, das Daseyn derselben, oder einen dadurch gefaßten Entschluß mit den stärksten Versicherungen ankündigt.

Höre mich Mond und Gestirne! Höre mich mitternächtlicher Himmel! der du auf die Schandthat herunterblickst! Höre mich dreimal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen, und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier streck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht; — hier schwöre ich, und so speie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze, schwöre ich das Licht des Tages nicht mehr zu grüßen, bis des Vatermörders Blut, vor diesem Steine verschüttelt, gegen die Sonne dampft!

Karl Moor in Schillers Räubern.

24) Die Ironie (der Verstellungston), wenn man, um die Thorheiten und Fehler der Menschen zu versinnlichen, das entgegengesetzte Verhältniß von dem aufstellt, was man wirklich meint, mit der Absicht, den bezeichneten Gegenstand lächer-

lich zu machen. Doch muß der Ton der Ironie ernst, dieser Ernst aber nur Schein seyn.

Anschlagzettel im Namen von Philadelphia am 7. Jan. 1777 (als dieser in Göttingen angekommen war), von Lichtenberg. (abgekürzt.)

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hiermit bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Benedeiten nennt, allhier auf der ordinairen Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr sah. Er wird mit dem neunten Jenner dieses Jahres anfangen, seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'orstücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Pralerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Erdtheile, und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät, der Königin Oberea auf Otaheiti, mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, wo er dem Congresse seiner Landsleute

zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 —12 Uhr Vormittags, wo er zu Konstantinopel engagirt ist, und nicht von 12—1 Uhr, wo er speiset.

Von den Alltagsstücken zu Einem Thaler wollen wir einige angeben; nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobikirche ab, und setzt ihn auf die Johanniskirche, und wiederum die Fahne des Johannis Kirchthurms auf die Jacobikirche. Wenn sie ein paar Minuten gestecket, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er zwei von den anwesenden Damen, stellt sie mit den Köpfen auf den Tisch, und läßt sie die Beine in die Höhe kehren; stößt sie alsdann an, daß sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit wie Kräusel drehen, ohne Nachtheil ihres Kopfzeuges oder der Anständigkeit in der Richtung ihrer Röcke; zur größten Satisfaction aller Anwesenden.

3) Läßt er sich eine Holzaxt bringen, und schlägt damit einen Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da denn der Chapeau sogleich aufsteht, und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sey? Uebrigens so gesund, wie vorher.

4) Zieht er drei bis vier Damen die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft sorgfältig in einem Beutel durch einander schütteln, ladet sie dann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, wo denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus, wirft alles hierauf

in einen Koffer, und reiset damit nach Kassel. Nach acht Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist; so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stücke hat er sich viel Geld verdient.

Zur Ironie gehören: a) Mimesis (das Nachspotten), wenn man die Worte eines andern spöttisch wiederhohlt;

Hinz und Kunz, von Lessing.

Hinz.

Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester, eins, zehn Thaler werth.

Kunz.

Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.

Hinz.

Kann seyn, kann seyn, Gevattersmann!
Bei Nestern fingen sie denn an.

b) Diasyrmus (Verspottung), wenn man überhaupt Lebende verspottet;

Das Pantheon der Teutschen, erster Band.

Teutschlands größte Männer und kleinste sind hier versammelt,
Jene gaben den Stoff, diese die Worte des Buchs.

Xenien.

c) Sarkasmus (herzzerreißender Spott), wenn das, was andern Menschen heilig ist, oder ein Sterbender, ein Todter verspottet wird.

Todt! — erlogen sag' ich — gebt Acht, wie hurtig er auf die Beine springt. Heh du! es giebt einen Vater zu ermorden.

Schweizer zu Franz Moor in Schillers Räubern.

25) Die Hypallage (Umänderung), wo die gewöhnliche Bezeichnung der Begriffe verändert, und ein Begriff besonders hervorgehoben wird (z. B. die Umschattung des Waldes, statt: der schattige Wald; der Geist der Empörung, statt: das empörte Volk).

68.

β) Die Tropen.

Es ist das Eigenthümliche der Tropen (Vorstellungen und Bilder, die sich gegenseitig darstellen können, — von τροπος, Umkehrung —), wodurch sie von den Figuren sich unterscheiden, daß durch dieselben nicht blos der Prädicatsbegriff nebst seiner Umgebung, sondern zunächst der Subjectsbegriff selbst unter einer bildlichen Darstellung erscheint, wodurch gewöhnlich auch die ganze stylistische Umgebung, nach allen dem Subjecte beigelegten Prädicaten, das Gepräge des Bildlichen erhält. Man kann, nach diesem Gesichtspuncte, die Tropen in zwei Klassen eintheilen:

a) in solche, wo entweder blos die eigentliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes mit einer uneigentlichen bildlichen vertauscht wird; und

b) in solche, wo durch die bildliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes zugleich die ganze stylistische Umgebung desselben das Gepräge des Bildlichen erhält.

Sollen die Tropen ästhetisch wirken und nach ihrem Verhältnisse zu der im Gesetze der Form enthaltenen Grundeigenschaft des Schönen sich ankündigen; so muß die Veränderung des Subjectsbegriffes vermittelst eines Bildes von der Art seyn,

daß Witz und Scharfsinn unter der Hülle der uneigentlichen Bezeichnung die eigentliche Bedeutung des Begriffes sogleich zu erkennen vermögen. Unter dieser Bedingung wirken, in den meisten Fällen, die Tropen noch stärker, als die Figuren, weil sie, durch die Verwandlung des eigentlichen Subjectsbegriffes in ein Bild, den Gegenstand stärker versinnlichen, als jene.

Es gehören zu den Tropen der ersten Klasse:

1) die Metonymie (Namenswechsel), wenn man, statt des eigentlichen Subjectsbegriffes, einen ihm ähnlichen bildlichen setzt. Dies geschieht:

a) wenn man die Wirkung statt der Ursache setzt;

Da stieß ich auf verbrannte menschliche Gebeine.
Posa in Dom Karlos.

b) wenn man die Ursache statt der Wirkung setzt;

Das Mitleid rann ihm die Wange herab.

c) wenn man das Vorhergehende statt des Nachfolgenden setzt;

Die letzte Umarmung (statt der Trennung).

d) wenn man das Nachfolgende statt des Vorhergehenden setzt;

Er ist eine Beute der Würmer.

(In diesen beiden Fällen wird die Metonymie Metalepsis genannt.)

e) wenn man die Eigenschaften des Subjects statt des Subjects selbst setzt;

Die weinende Unschuld stand vor ihm.

f) wenn man die Zeit statt der Begebenheiten setzt;

Man nannte das achtzehnte Jahrhundert das Zeitalter der Aufklärung.

g) wenn man den Ort an die Stelle der darin befindlichen Gegenstände setzt;

Ganz Paris zitterte vor dem Wohlfahrtsausschusse.

h) wenn man die Gegenstände statt des Ortes setzt;

Ich schritt über aufgethürmte Leichen (st. Schlachtfeld).

2) Die Synekdoche (Mitbezeichnung), wenn man Begriffe an die Stelle anderer setzt, welche entweder als Theilvorstellungen in einem andern Begriffe enthalten sind, oder welche gegenseitig als Gattung und Art sich verhalten. In der Synekdoche werden daher die Theile, das Ganze, das Geschlecht, die Gattung und das Individuum gegen einander vertauscht. Diese Verwechselung tritt ein:

a) wenn man das Ganze statt der Theile setzt;

Ganz Teutschland erwartete die Entscheidungen des Wiener Congresses.

b) wenn man den Theil statt des Ganzen setzt;

Der Preuße ging willig für Friedrich 2 in den Tod.

c) wenn man das Geschlecht statt der Gattung setzt;

Die Menschheit bebte vor der spanischen Inquisition.

d) wenn man die Gattung statt des Geschlechts setzt;

Alle Verliebte sind blind.

e) wenn man die Gattung statt der Art setzt;

Die repräsentativen Staatsformen (st. Frankreich, Niederland, Norwegen).

f) wenn man die Art statt der Gattung setzt;

Diese Sängerin ist keine Catalani.

g) wenn man die einzelne Zahl statt der Mehrheit setzt;

Der Nordamerikaner ist ein Republikaner.

h) wenn man eine bestimmte Zahl statt der unbestimmten setzt;

Der Jubel von Tausenden erfüllte die Luft.

i) wenn man die Eigenschaften statt des Wesens setzt;

Reiz und Schönheit blühen in diesem Kreise.

k) wenn man das Wesen statt der Eigenschaften setzt;

Die Tiefe seines Erkenntnißvermögens.

3) Die Metapher (Uebertragung), wo der eigentliche Subjectsbegriff mit einem ihm entsprechenden bildlichen Begriffe in der Darstellung verbunden, mithin Bild und Gegenbild zusammen gestellt wird, so daß die Prädicate des Gegenbildes auf den Subjectsbegriff, so wie die Prädicate des Subjectsbegriffes auf dessen Gegenbild übergetragen werden.

Der Freund, von Blankenburg.

Kennst du die Eiche, die kein Wetter bricht?
Kennst du die Palme in der Wüste nicht?
Kennst du der Myrthe zartes Immergrün?
Kennst du auch wohl den treuen Rosmarin?
Sieh, Eiche, Palme, Myrth' und Todtenkrone —
Das ist der treue Freund dem Erdensohne.

Jupiters Schöpfung, von einem Ungenannten. (in Müchlers Freimüthigen, 1819, St. 43.)

Zeus war einmal bei übler Laune,
Und zog die Stirn gewaltig kraus.
„Es werd' ein Monstrum!" rief er aus,
Und kocht' in seinem Grimm vom Luchs, vom Fuchs und Faune,

Vom Tiger und vom Krokodill
Ingredienzien in Einem Topf zusammen;
Und, da der Spuk sich nicht gleich modeln will,
Nimmt er noch Bonzenfett. Schnell lodern helle Flammen,
Und sieh! ein Ungethüm steigt aus dem Topf hervor
Und reckt den hagern Hals empor.
Ein häßliches Geschöpf: der Lauerblick vom Luchs,
Die schlaue Hinterlist vom Fuchs,
Das Grinsen von dem Faun, vom Tigerthier die Tücke,
Vom Krokodill die Heuchelei,
Die weinen kann und würgt. Zeus schaudert bleich zurücke,
Als ob vom Tartarus es ausgespieen sey.
„Fort, rief er bebend, fort aus des Olymps Gebieten!"
Da krochs in Mönchsgewand und ward — zum Jesuiten.

4) Die Periphrase (Umschreibung), wenn man einen Gegenstand, ohne ihn nach seinem eigentlichen Namen aufzuführen, nach seinen Eigenschaften, Verhältnissen, Umgebungen und Wirkungen darstellt. — So schildert v. Matthisson das Elysium, ohne es im Gedichte zu nennen; so v. Göthe Italien in dem bekannten Gedichte: Kennst du das Land ꝛc. So Fr. Leop. Graf zu Stolberg den Felsenstrom nach seinen Eigenschaften, ohne ihn in der Darstellung auszusprechen (abgekürzt):

Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell!

h) wenn man eine bestimmte Zahl statt der unbestimmten setzt;

Der Jubel von Tausenden erfüllte die Luft.

i) wenn man die Eigenschaften statt des Wesens setzt;

Reiz und Schönheit blühen in diesem Kreise.

k) wenn man das Wesen statt der Eigenschaften setzt;

Die Tiefe seines Erkenntnißvermögens.

3) Die Metapher (Uebertragung), wo der eigentliche Subjectsbegriff mit einem ihm entsprechenden bildlichen Begriffe in der Darstellung verbunden, mithin Bild und Gegenbild zusammen gestellt wird, so daß die Prädicate des Gegenbildes auf den Subjectsbegriff, so wie die Prädicate des Subjectsbegriffes auf dessen Gegenbild übergetragen werden.

Der Freund, von Blankenburg.

Kennst du die Eiche, die kein Wetter bricht?
Kennst du die Palme in der Wüste nicht?
Kennst du der Myrthe zartes Immergrün?
Kennst du auch wohl den treuen Rosmarin?
Sieh, Eiche, Palme, Myrth' und Todtenkrone —
Das ist der treue Freund dem Erdensohne.

Jupiters Schöpfung, von einem Ungenannten.
(in Müchlers Freimüthigen, 1819, St. 43.)

Zeus war einmal bei übler Laune,
Und zog die Stirn gewaltig kraus.
„Es werd' ein Monstrum!" rief er aus,
Und kocht' in seinem Grimm vom Luchs, vom Fuchs
und Faune,

Vom Tiger und vom Krokodill
Ingredienzien in Einem Topf zusammen;
Und, da der Spuk sich nicht gleich modeln will,
Nimmt er noch Bonzenfett. Schnell lodern helle Flammen,
Und sieh! ein Ungethüm steigt aus dem Topf hervor
Und reckt den hagern Hals empor.
Ein häßliches Geschöpf: der Lauerblick vom Luchs,
Die schlaue Hinterlist vom Fuchs,
Das Grinsen von dem Faun, vom Tigerthier die Tücke,
Vom Krokodill die Heuchelei,
Die weinen kann und würgt. Zeus schaudert bleich zurücke,
Als ob vom Tartarus es ausgespieen sey.
„Fort, rief er bebend, fort aus des Olymps Gebieten!"
Da krochs in Mönchsgewand und ward — zum Jesuiten.

4) Die Periphrase (Umschreibung), wenn man einen Gegenstand, ohne ihn nach seinem eigentlichen Namen aufzuführen, nach seinen Eigenschaften, Verhältnissen, Umgebungen und Wirkungen darstellt. — So schildert v. Matthisson das Elysium, ohne es im Gedichte zu nennen; so v. Göthe Italien in dem bekannten Gedichte: Kennst du das Land rc. So Fr. Leop. Graf zu Stolberg den Felsenstrom nach seinen Eigenschaften, ohne ihn in der Darstellung auszusprechen (abgekürzt):

Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell!

Wie bist du so schön
In silbernen Locken!
Wie bist du so furchtbar
Im Donner der hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Tanne.
Du stürzest die Tanne
Mit Wurzel und Haupt!
Dich fliehen die Felsen.
Du haschest die Felsen,
Und wälzest sie spottend, wie Kiesel dahin!
Dich kleidet die Sonne
In Stralen des Ruhms!
Sie mahlet mit Farben des himmlischen Bogens
Die schwebenden Wolken der stäubenden Fluth!

(Die Periphrase muß genau von der Paraphrase unterschieden werden, welche, für den Zweck der Deutlichkeit — mithin blos für einen logischen, und nicht für einen ästhetischen Zweck — in der Umschreibung eines Begriffes und dessen Merkmale sich ankündigt.)

5) Die Personication oder Prosopopöie (Verlebendigung?), wenn man leblosen Gegenständen die Eigenschaften von lebendigen und vernünftigen Wesen beilegt, oder sie selbst als wirkend darstellt und behandelt. (So ist schon der Ausdruck: der wüthende Sturm, Personification; eben so die Anrede:

Leite mich auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

In größerm Umfange erscheint die Personification in v. Herders Aurora (abgekürzt):

Aurora beklagte sich unter den Göttern, daß sie, die von den Menschen so viel gelobt, von ihnen so wenig

geliebt und besucht werde; am wenigsten aber von denen, die sie am meisten besängen und priesen. „Gräme dich nicht über dein Schicksal, sprach die Göttin der Weisheit, gehet es mir anders? Und hast du nicht Freunde, nicht Anbeter genug? Die ganze Natur feiert dir; alle Blumen erwachen, und kleiden sich mit deinem Pupurglanze in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommet dich. Der fleißige Landmann, der arbeitsame Weise versäumen dich nie. Sie trinken aus dem Kelche, den du ihnen darbietest, Gesundheit und Stärke, Ruhe und Leben. Hältst du es für kein Glück, unentweiht genossen und geliebt zu werden? Es ist das höchste Glück der Liebe bei Göttern und Menschen."

6) Die Sermocination (Gesprächsführung?), wenn entweder leblose Gegenstände, oder abwesende Personen, Verstorbene, Geister und Wesen einer übersinnlichen Ordnung der Dinge redend eingeführt werden.

a) Redende Einführung lebloser Wesen:

So Voß in s. Gedichte: die Sterne.

„O Vater, preist ihr hohes Klanges:
Du hülltest uns in Glanz:
Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
Uns Harmonie und Tanz.
Den Felsenleib, durchbraust von Meeren,
Erschuf voll Keim' uns deine Hand:
Daß Pflanz' und Leben wir gebähren,
Und wimmle Wasser, Luft und Land."

„Lobsingt durch aller Himmel Ferne!
Ein Retter ist der Tod.
Im Reigentanz, ihr Morgensterne,
Lobsinget unserm Gott!

Und Vorgefühl des bessern Lebens
Durchschaur' ihn sanft herabgethaut.
Wer durch die Nacht, voll heißes Strebens,
Empor zu unserm Reigen schaut."

b) Redende Einführung übersinnlicher Wesen:

So v. Sonnenberg in s. Gedicht: das Weltende.

Michael stand in einem Gewitter des Thrones verborgen,
Seine göttliche Seele durchflohn, wie Lenze von Eden,
Bilder der neuen Erde, die unter verklärteren Sternen
Einst aufblüht, aus der Todtenasche der alten heraufblüht,
Wann des Lebens Getümmel hienieden zu Ende gespielt ist. —
Jetzo sah er empor, die fernen Weltgerichtsblicke
Leuchten im Antlitz des Alten der Tage; er kannte der Blicke
Ernsten Gebotwink, betete dreimal ihn an, und begann so:
„Deinen Ruf, o du Ewiger, hab' ich verstanden; doch zürne
Ueber einen Endlichen nicht, o Vater der Engel!
Meine Macht ist gering, wenn Satan mit seinen Verworfnen
Gegen mich kommt; vielleicht, daß meine Kräfte zu schwach sind;
Sende deine Gewaltigen, Richter! den Engel des Donners,
Ihn, dem die Höll' und Satan mit seinen Gerichteten zittern;
Groß ist des Furchtbaren Stärke, sein Hinschaun Schrecken des Todes."
„Geh, mein Unsterblicher, ist dein Vater nicht überall bei dir?
Meine Schrecknisse werden mit tödtender Macht dich umwaffnen,

Und sie sollen den Richter und Schöpfer an seinem Geschöpf sehn!"
Also sprach liebevoll ein Blick in des Ewigen Antlitz.
Und in des Urlichts flammende Morgenröthe gekleidet,
Strahlte der Schönste von allen Erschaffnen die Himmel herunter
In der Größe, womit er die Abendsterne verhüllet,
Wann er im silberstürmenden Flug an ihnen vorbeieilt.
Säuselnde Harmonieen, wie Wellengüsse des Lichtes
An den Aethergestaden der Orionen sie jubeln,
Tönten die silbernen Flügel, aus Edens Blitzen geschaffen.
Zu dem goldenen Haar, das niedergeringelt in Wellen
Ueber die blühenden Lilienschultern zum Busen hinabfloß,
Weheten Lebensblumen mit Sternenschimmern, im Lenze
Eines Paradieses gesammelt, in Kränze gereihet,
Die um die Blüthenschläf' in festlicher Schöne sich flochten,
Stillerhabener Ernst und Seelenhoheit, wie niemals
Sie der Gefallenen Fürst in junger Herrlichkeit hatte,
Strömeten ihm aus jeglichem Blick, der Strahlen umherwarf.
In den himmlischen Zügen des schönen Ernstes ergoß sich
Heiter und sanft stillfriedliches Lächeln unsterblicher Jugend.
Welten erschienen und rollten vorüber dem Fluge des Seraphs,
Rosenflammen entflossen den Falten von seinem Gewande,
Und verblühten erst spät an Mond- und Sternengestaden,
So wie die Melodieen der Flügel an ihnen vertönten.
Jetzt stand über der Finsterniß da der Unsterblichen Schönster,
Seine Wangen, zwei Lenzfrühröthen aus Eden, die vormals
Mit lichtglühendem Gold des Euphrats Stirne beflammten;

Blitzen Gottes, wie einst sie im neuen Jerusalem leuchten,
Aehnlich an Glanz, lichtstrahlte sein Aug' voll ewiger Jugend.
„Richter, rief er hier laut, und neigte sich über die Tief' hin,
Rüste mit tödtendem Schrecken mich nun zum Rachegebote.
Höll', ich komm' im Namen des Allzufurchtbaren zu dir,
Satan von ewigen Ketten zu lösen, woran ihn, mit Allmacht
Seiner Gottheit, der Bluter Judäa's, dein Sieger, o Tod! band.
Wüthe Verwüster dann nur auf der Menschenerde; die Hölle
Wüthe mit dir, all' deine vom Richter Gerichteten mit dir.
Deine Zerstörungen haben schon Todesengel gemessen,
Ihrer Dauer Zeiten gezählt, dein Wüthen begrenzet.
Kehr' dann wiederum heim in die Urnacht deiner Verdammniß,
Wo das Elend von Flammen sich nährt und endlosem Jammer,
Und der Ewigkeit ewige Wehen entgegen gebähret.
Menschenverderber, wann einst auf der fluchgeschlagenen Erde,
Wann der Vollendungen Abend auf ihr ist untergegangen,
Ihre Thränenöden, von Jubelgestirnen beleuchtet,
Wieder wie Freudenthale voll Himmelsfrühlinge lächeln,
Wann des liebenden Allunendlichen Geist in ihr wehet,
Und, vom heiligen Weg zur Morgenröthe, des Himmels
Jugend in die Umarmungen besserer Menschen hinabwallt,
Und in ihrer unsterblichen Unschuld Freuden sich mischet!
Deinen Verwüstungen hat die Rache das Maas der Erfüllung
Dann ausgemessen, und dich in ewige Nächte gekettet."

Zu den Tropen der zweiten Klasse, wo durch die bildliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes zugleich die ganze stylistische Umgebung desselben das Gepräge des Bildlichen erhält, gehören:

1) die Allegorie (Bildgleichung). Der eigenthümliche Charakter der Allegorie beruht darauf, daß in derselben, wie in allen Tropen, der eigentliche Gegenstand, der versinnlicht werden soll, nicht selbst, sondern unter einem ihm völlig entsprechenden Bilde erscheint, dessen ganze stylistische Umgebung dadurch gleichfalls das Gepräge des Bildlichen erhalten muß. Die ästhetische Wirkung der Allegorie wird daher theils durch die Aehnlichkeit des Bildes mit dem eigentlichen Gegenstande, so wie durch die, in der Darstellung vermittelte, leichte Erkennbarkeit des eigentlichen Gegenstandes unter der Hülle des Bildes, theils durch die ästhetische Vollendung der Einheit des Bildes bedingt, weil die Einbildungskraft durch diese Einheit des Bildes in ein freies Spiel versetzt, und gleichfalls auch das Gefühlsvermögen bewegt, und oft sogar erschüttert wird. — Obgleich die Allegorie, als Trope, bisweilen in einzelnen Ausdrücken bestehen kann; so bildet sie doch in den meisten Fällen ein größeres, durchgeführtes Ganzes.

(Eine der glänzendsten Allegorieen ist das Mährchen vom Schiffe, von Pfeffel, in welchem er, unter der Hülle des Bildes, den Gang der französischen Revolution von ihrem Anfange bis zur Uebernahme des Consulats von Bonaparte, versinnlicht.)

Ein Schiff, das lang im Ocean
Vor andern stolz hervorgeraget,

Ward endlich vom fatalen Zahn
Des Seewurms und der Zeit durchnaget;
Doch blieb der Kiel noch gut daran.
Der Schiffsherr, wie die Handschrift sagt,
Ein braver Mann, gab das Gebot,
Den alten Schaden auszuheilen.
Sogleich griff alles zu den Beilen,
Der kluge Kopf, der Idiot,
Der Gauner, alles wollte zimmern;
Statt auszubessern, eilte man
Das ganze Fahrzeug zu zertrümmern,
Und, um nach einem eignen Plan
Ein neues Kunstwerk aufzubauen,
Ließ man das Holz im Ausland hauen.
Der Schiffsherr sah den regen Schwarm
Mit Gram und ahnendem Entsetzen;
Allein gelähmet war sein Arm;
Er mußte sich noch glücklich schätzen,
Daß man ihm Rang und Namen ließ.
Nun war das seltne Werk vollendet,
Das man, von seinem Glanz geblendet,
Des Erdballs achtes Wunder hieß.
Es läuft ins Meer; die Segel blähen
Sich rauschend auf; die Wimpel wehen;
Vom wilden Hussa bebt das Land.
Allein schon in der ersten Stunde
Warf es ein Windstoß an den Strand,
Und der Patron ging mit zu Grunde.
Das Schiffsvolk hatte mit der Fracht
Auf eine Sandbank sich geborgen,
Und war nun mit vereinten Sorgen
Auf einen neuen Bau bedacht.
Es wußte nicht recht, was es wollte;
Nur kam es dahin überein,

Daß künftig kein Patron mehr seyn
Und jeder Bootsknecht steuern sollte.
Doch bald entstand ein ärgrer Strauß
Als jener, der die Baugenossen
Zu Babel schied. Das schwarze Haus
Der Furien ward aufgeschlossen;
Es spie ein Heer von Würgern aus,
Die täglich Ströme Bluts vergossen.
Der Werft, mit der Verwüstung Graus,
Mit Leichen ohne Zahl bedecket,
Glich einem großen Opferheerd,
Und dennoch ward der Bau vollstrecket.
Ein Machwerk, ganz des Berges werth,
Der diesen Maulwurf ausgehecket.
Die Bauherrn jauchzten hoch, allein
Eh man dem stets empörten Meere
Die lecke bleierne Galeere
Vertraute, sahn die Klügsten ein,
Sie werde niemals segeln können,
Und faßten muthig den Entschluß,
Den ganzen Plunder zu verbrennen.
Der Machtstreich reizte den Verdruß
Des Pöbels unter den Matrosen.
Doch er besann sich bald und schnitt
Sich aus dem Rest der Segel Hosen.
Im Essen kommt der Appetit;
So ging es diesen Architecten.
Ein Stoß von neuen Bauprojecten
Ward aufgetischt. Man schrie, man stritt
Zwar auch; doch ging mit raschem Schritt
Der Schiffsrath diesesmal zu Werke,
Und eh man sichs versah, entstand
Ein Ideal, das größre Stärke
Mit größrer Leichtigkeit verband.

Das Schiffsvolk gab fünf Steuerleuten
Entzückt das Ruder in die Hand
Und träumte lauter goldne Zeiten.
Nun schoß das Fahrzeug hoch und hehr
Beim Schall der Zinken und Posaunen
Vom Stapel in das offne Meer.
Die ganze Welt sah mit Erstaunen
Den furchtbar schnellen Riesenlauf,
Und weil es sich aufs Kapern legte,
So bracht' es manchen Fischzug auf,
Der fremder Kaper Haß erregte.
Doch weder durch vereinte Macht,
Noch durch der List verborgne Schlingen
Gelang es ihnen, es zu zwingen.
Oft hat die Zwietracht schon vollbracht,
Was nie der äußre Feind vermochte;
Sie schlich an der Piloten Heerd,
Wo sie das Gift der Herrschsucht kochte.
Der Taumelkelch ward ausgeleert.
Die Herrn begannen sich zu schlagen
Und gar vom Steuer wegzujagen;
Auch mancher Bootsmann, selber werth
Pilot zu seyn, ward ausgetrieben.
Das Schiff wird überall bedroht;
Schon fassen es die scharfen Zacken
Der ausgeworfnen Enterhacken;
Schon wühlt die Glut in seinem Schoos;
Schon hebet des Verderbens Loos
Sich aus der Urne des Geschickes;
Als aus dem fernen Orient
Ein Sohn des Sieges und des Glückes
Schnell, wie ein Gott, die Wolken trennt,
Die Feinde schrecket, den Despoten
Die Arme lähmt, und den Heloten

Die Menschenrechte wieder schenkt.
Er stellt sich muthig an das Steuer,
Das er mit weiser Stärke lenkt;
Noch knirscht, noch schäumt das Ungeheuer
Der Zwietracht um sein waches Ohr,
Noch recket hinter seinem Schleier
Der Haß den schwarzen Kamm hervor.
Doch er, bewehrt mit Herkuls Keule,
Steht fest, wie des Pompejus Säule,
Auf die er seinen Namen schrieb.
Das wunde Schiff ward in der Eile
Zur Noth, und wie mit einem Hieb,
Auf offner See jetzt ausgebessert.
Die Kraft des Ruders ward vergrößert,
Das in der Hand des Retters blieb. —
Wird er mit seinem schönen Loose
Vergnügt als oberster Matrose,
Den schlausten Feind, den Herrschertrieb,
Im eignen Busen stets bestreiten,
Und von den Klippen unzerschellt
Das Fahrzeug in den Hafen leiten;
So ist er, traun, der erste Held
Der alten und der neuen Welt.
Hier, Leser, bin ich stehn geblieben;
Zwar fand in meiner Chronika
Sich noch ein Blatt; doch siehe da!
In Ziffern war der Rest geschrieben.

2) Die Vision (Gesicht, Erscheinung). In der Vision werden entweder abwesende Gegenstände und Personen, oder überirdische Wesen, Verstorbene, Engel, die Gottheit selbst, als gegenwärtig dargestellt, so daß vermittelst der stylistischen Form das Bild derselben innerhalb der Erscheinung zur

ästhetischen Einheit vollendet wird. Es ist keine wesentliche Bedingung der Vision, daß die in derselben erscheinenden übersinnlichen Wesen redend eingeführt werden; doch geschieht dies in den meisten derselben. (Die Vision im fünften Acte von v. Göthe's Egmont, während Egmont schläft, kann nur theilweise hieher gerechnet werden, weil sie zwar zu einem Erzeugnisse der Sprachdarstellung gehört, aber nicht durch Sprache ausgedrückt und geschildert wird. Das letztere geschieht in der Erscheinung Orests in v. Göthe's Iphigenia, und, in einer der vollendetsten Visionen der teutschen Sprache — in v. Schillers Jungfrau von Orleans, — in der Erscheinung der Maria unter der Wundereiche.)

Elias in der Höhle, von Krummacher.

Elias sah; Jehova ging vorüber;
Der Himmel über ihm ward trüb' und trüber,
Der Sturm begann; er riß aus seinem Sitze
Den Berg, und spaltete des Felsen Spitze.
Der Sturm ging vor Jehova's Angesicht;
Doch in dem Sturme war Jehova nicht.

Elias sah; Jehova ging vorüber;
Der Himmel neigte sich, und immer trüber
Erscholl Getös, ein dumpf Geheul umschwebte
Die Tief', es donnerte, die Erd' erbebte.
Erdbeben ging vor Jova's Angesicht;
Doch im Erdbeben war Jehova nicht.

Elias sah; Jehova ging vorüber;
Den Himmel barg ein schwarz Gewölk, und trüber
Gewitternacht entströmten Feuerflammen,
Und schlugen über ihm mit Graus zusammen.

Die Gluth ging vor Jehova's Angesicht,
Doch in den Flammen war Jehova nicht.

Das Feuer schwand, es schwand der Flamme Brausen,
Und lind und still umschwebt ein sanftes Sausen
Elias Ohr; er trat mit banger Seele,
Sein Haupt verhüllt, hinaus ins Thor der Höhle.
Gesäusel schwebt' um ihn, wie leiser Harfe Lieder;
Im sanften Sausen kam Jehova's Wort hernieder.

Obgleich manche Theoretiker auch die Parodie, die Travestie und die Mythologie zu dem Kreise der Figuren und Tropen rechnen; so müssen doch die beiden ersten als selbstständige dichterische Formen in der Reihe der einzelnen Gattungen und Arten der Dichtkunst aufgeführt, und, wegen dieses in einer abgeschlossenen ästhetischen Form durchgeführten Charakters, von den Figuren und Tropen ausgeschlossen werden. Dasselbe gilt von der Mythologie, sobald aus den Kreisen derselben ein in sich abgeschlossenes ästhetisches Ganzes (z. B. in v. Schillers Göttern Griechenlands, in Sakontala ꝛc.) gebildet wird; denn nur die einzelnen mythologischen Begriffe und Bilder, sie mögen übrigens aus der griechischen und römischen, oder aus der nordischen und slavischen Mythologie entlehnt seyn, können, wenn sie zur höhern Versinnlichung eines Gegenstandes aufgenommen werden, bald figürlich, bald tropisch wirken, sobald in dem letzten Falle der mythologische Gegenstand an die Stelle des eigentlichen Begriffs gesetzt wird.

Die sogenannten grammatischen Figuren (z. B. Prosthesis, wo dem Worte ein Buchstabe, oder eine Sylbe vorgesetzt wird; Aphäresis, wenn dem Worte ein Buchstabe, oder eine Sylbe am

30 *

Anfange weggenommen wird; Paragoge, wenn man an das Wort am Ende einen Buchstaben, oder eine Sylbe ansetzt; Apokope, wenn man am Ende des Wortes einen Buchstaben, oder eine Sylbe wegnimmt; Epenthesis, wenn man in der Mitte eines Wortes einen Buchstaben, oder eine Sylbe einschiebt; Synkope, wenn man in der Mitte eines Wortes einen Buchstaben, oder eine Sylbe hinwegnimmt; Krasis, wenn man zwei Sylben, oder auch zwei Wörter zusammenzieht; Metathesis, wenn man die Buchstaben eines Wortes versetzt, um einen andern Sinn auszumitteln (z. B. jus — vis —) können, an sich, selbst wenn sie bei classischen Schriftstellern angetroffen werden sollten, nie ästhetisch wirken; vielmehr sind sie in den meisten Fällen Verstöße gegen die Reinheit der Sprache, und entstehen entweder aus Unkunde der empirischen Grammatik einer Sprache, oder aus Nachlässigkeit beim schnellen Niederschreiben einzelner Sätze.

Selbst gewisse ästhetische Wortspiele können, im strengen Sinne, nicht zu den Figuren und Tropen gerechnet werden, weil in der Regel die classischen Schriftsteller dieselben entweder gar nicht, oder doch höchst selten gebraucht haben, und ihre häufigere Anwendung theils in Spielerei ausartet, die nie nach der Grundeigenschaft der Schönheit in dem Gesetze der Form gemessen werden kann, theils die Einseitigkeit und den falschen Geschmack des Schriftstellers beurkundet. — Zu diesen Wortspielen gehören:

1) die Onomatopöie, wenn man Naturtöne (z. B. die Töne der Nachtigal, des Papagei's u. s. w.) durch Worte nachbildet;

2) die Echo, wo in den Endsylben eines

zusammengesetzten Wortes ein anderes davon verschiedenes Wort enthalten ist, das man, als Wiederhall des vorigen, in der Darstellung unmittelbar auf das erste folgen läßt. (z. B. Gehst du hinein? — Nein.)

3) die Annomination, wo man durch den Gleichklang von Wörtern, die von einerlei Abstammung sind, den Hauptbegriff verstärken will. (z. B. Die Stille ward stiller, — Das Dunkle ward dunkler.)

4) die Alliteration, wo die unmittelbar auf einander folgenden Wörter gleiche Anfangsbuchstaben oder Anfangssylben haben.

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

— Bürger.

(Die Räthsel (Aenigmata), und das Anagramm sind zwar auch bisweilen zu den Figuren und Tropen gerechnet worden; sie gehören aber, — sobald ihr ästhetischer Charakter wirklich festgehalten worden ist — als in sich abgeschlossene Ganze, zu den kleinern Formen der Dichtkunst, so gut, wie das Madrigal, Rondeau und Triolet.)

69.

h) Der Styl, nach seinen Gattungen, Arten und Formen.

Die Philosophie der Sprache, die von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes

in Beziehung auf die Sprache, (§. 6.) und von den drei im menschlichen Bewußtseyn sich ankündigenden selbstständigen geistigen Vermögen, dem Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen (§. 8 — 10.), ausgeht, und aus diesen drei geistigen Vermögen die drei ursprünglich verschiedenen und selbstständigen Formen aller Sprachdarstellung — die Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit — (§. 11 — 14.) ableitet, worauf sie den für Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit gleichmäßig geltenden formellen Charakter aller Sprachdarstellung (§. 16.), die Verschiedenheit des Stoffes und der Form in der Darstellung (§. 17.), die logischen und ästhetischen Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten Form der Darstellung (§. 20 — 25.), und aus diesen das Gesetz der Form (§. 26.), mit der Angabe der einzelnen, in den beiden Grundeigenschaften der vollendeten Form — in der Richtigkeit und Schönheit — enthaltenen, untergeordneten Eigenschaften (§. 29 — 68.) festsetzt, schließt mit der Lehre von dem Style, nach seinen Gattungen, Arten und Formen.

Wenn im Allgemeinen der Begriff Sty[l] den Ausdruck und die Darstellung eines menschliche[n] Zustandes durch Sprache überhaupt, und im Besondern das Verhältniß bezeichnet, in welchem jede einzelne Darstellung durch Sprache, als Ausdruck innerer Zustände, zu dem Gesetze der Form stehet; so folgt von selbst, daß der Begriff des Styls der höchste Gattungsbegriff für alle mündliche und schriftliche Darstellung durch Sprache ist, und daß dieser höchste Gattungsbegriff die einzelnen Gattungen, Arten und Formen der

mündlichen und schriftlichen Darstellung durch Sprache in sich einschließt. In der Philosophie der Sprache kann aber nur von dem classischen Style, d. h. von der völligen Angemessenheit jedes einzelnen Erzeugnisses der Sprachdarstellung zu dem Gesetze der Form, die Rede seyn, weil nur nach dem Gesetze der Form die eigenthümliche Haltung, Gediegenheit und Vollendung der einzelnen stylistischen Erzeugnisse eben so, wie der sittliche Werth der einzelnen freien Handlungen nach dem Maasstabe des Sittengesetzes, beurtheilt werden kann und muß. Daß übrigens der Begriff des Styls der höchste Gattungsbegriff für alle mündliche und schriftliche Sprachdarstellung ist, erhellt schon daraus, daß eben so vom Style in der Geschichte, wie im Briefe, eben so in der Reisebeschreibung, wie in dem Edicte einer Regierung, eben so in der Idylle und Elegie, wie in dem Kriegsmanifeste, und wie in der geistlichen oder weltlichen Beredsamkeit die Rede ist, und daß alle diese stylistischen Erzeugnisse, bei der Bestimmung ihres Gehalts, unter das Gesetz der Form gebracht werden müssen.

Als Gattungen des Styls können nur die drei verschiedenen Sprachdarstellungen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit aufgestellt werden, weil es nur drei geistige Vermögen giebt, deren einzelne Zustände durch Sprache versinnlicht werden sollen. Ob nun gleich diese drei Vermögen Einem und demselben geistigen Subjecte angehören, und kein einziger menschlicher Zustand ganz rein und ausschließend aus der Wirksamkeit des einen Vermögens, bei völliger Unthätigkeit der beiden andern Vermögen, abgeleitet, so wie überhaupt blos in der Theorie die ursprüngliche Ver-

schiedenheit der drei geistigen Vermögen aufgestellt, und deren gegenseitige Abgrenzung mit philosophischer Schärfe festgesetzt werden kann; so tritt dasselbe Verhältniß nothwendig auch bei der ursprünglichen Verschiedenheit der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit ein, daß nämlich, — bei derselben Verwandtschaft zwischen der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, wie zwischen dem Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens — dennoch in der Art und Weise der Darstellung die ursprüngliche Quelle und Beschaffenheit des Stoffes nicht zu verkennen ist, ob er zunächst aus dem Vorstellungsvermögen, oder zunächst aus dem Gefühlsvermögen, oder zunächst aus dem Bestrebungsvermögen hervorgehet, weil die überwiegende Wirksamkeit des einen oder des andern geistigen Vermögens bei der Ausmittelung des Stoffes auch über den vorherrschenden Charakter der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit in jedem einzelnen stylistischen Erzeugnisse entscheidet. Es muß daher jedes einzelne stylistische Erzeugniß, so wie die ganze Klasse stylistischer Formen, welcher das einzelne Erzeugniß (der einzelne Brief, die einzelne Idylle und Ode, die einzelne gerichtliche oder Parlaments-Rede) untergeordnet wird, entweder zur Sprache der Prosa, oder zur Sprache der Dichtkunst, oder zur Sprache der Beredsamkeit gehören.

Die einzelnen stylistischen Formen in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit sind aber nach dem eigenthümlichen Gepräge der Darstellung, und nach den Schattirungen im Tone und Ausdruck derselben, sehr von einander verschieden, so daß es, in Beziehung auf jenes Gepräge der

Darstellung und auf diese mannigfaltigen Schattirungen des Ausdruckes, drei verschiedene Arten der stylistischen Darstellung giebt: die niedere, mittlere und höhere Schreibart.

Endlich giebt es in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit einzelne Klassen stylistischer Formen, unter welche die einzelnen Erzeugnisse gebracht werden. So gelten in der Sprache der Prosa die vier Hauptklassen stylistischer Formen: die didactische Prosa, die geschichtliche Prosa, die Prosa des Briefstyls, und des Geschäftsstyls. Auf ähnliche Weise bestehen in der Sprache der Dichtkunst vier Hauptklassen stylistischer Formen: die lyrische, didactische, epische und dramatische Dichtkunst, — und in der Sprache der Beredsamkeit die beiden Hauptklassen stylistischer Formen: die geistliche und die weltliche Beredsamkeit.

Aus diesen in sich zusammen hängenden Grundsätzen geht als nothwendiges Ergebniß hervor: daß jedes einzelnes stylistisches Erzeugniß a) in Hinsicht der stylistischen Gattung entweder zur Sprache der Prosa, oder der Dichtkunst, oder der Beredsamkeit, — b) in Hinsicht der Art entweder zur niedern, oder zur mittlern, oder zur höhern Schreibart, — und c) in Hinsicht der Klasse der einzelnen Formen, in der Prosa entweder zur Form des Lehrstyls, oder des Geschichtsstyls, oder des Brief-, oder des Geschäftsstyls, — in der Dichtkunst entweder zur Form der lyrischen, oder der didactischen, oder der epischen, oder der dramatischen Dichtkunst, — und in der Beredsamkeit entweder zur Form der geistlichen oder der weltlichen Beredsamkeit gehören muß.

Weil der eigenthümliche und selbstständige Charakter der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit in dieser Philosophie der Sprache unmittelbar aus der ursprünglichen Verschiedenheit, so wie aus der Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit der drei geistigen Vermögen abgeleitet worden ist, und die Durchführung der Eigenthümlichkeit der einzelnen Klassen und Formen der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit in den drei folgenden Theilen dieses Werkes geschieht; so darf nur noch, am Schlusse der Philosophie der Sprache, die Verschiedenheit der niedern, mittlern und höhern Schreibart von einander, so wie die Eigenthümlichkeit des stylistischen Charakters einer jeden dieser Schreibarten aufgestellt werden.

70.

i) Die Lehre von den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern.

Jedes einzelne stylistische Erzeugniß, das die Bezeichnung des Classischen verdient, es gehöre übrigens zur Sprache der Prosa, oder der Dichtkunst, oder der Beredsamkeit, muß sich durch das eigenthümliche Gepräge der Darstellung und durch die Schattirung des darin vorherrschenden Ausdruckes von allen andern stylistischen Erzeugnissen unterscheiden, und wird, nach diesen beiden Merkmalen, entweder zur niedern, oder zur mittlern, oder zur höhern Schreibart gerechnet, welche schon die Theoretiker des Alterthums, Cicero und Quinctilian, (als genus tenue, medium et sublime) kannten, wenn sie gleich, in Ermangelung eines festen Grundsatzes für die Unterscheidung dieser Arten

des Styls, auch in der Aufstellung der einzelnen Merkmale der drei Schreibarten nicht mit der Bestimmtheit verfuhren, die in einer wissenschaftlich durchgebildeten Philosophie der Sprache möglich ist.

Bevor aber das Eigenthümliche einer jeden dieser drei Schreibarten aufgestellt wird, muß der innern oder äußern Ursachen bei der Wahl derselben im Einzelnen gedacht werden. Die innere Ursache bei dieser Wahl liegt einzig in der Individualität des Schriftstellers; als äußere Ursachen hingegen wirken, bei der Wahl der Schreibart, bald der Charakter des darzustellenden Stoffes, bald der Zweck, für welchen die stylistische Darstellung berechnet ist.

Was die Individualität des Schriftstellers betrifft, welche in den meisten Fällen bei der Wahl der niedern, mittlern oder höhern Schreibart den Ausschlag giebt; so wird unter derselben theils die Summe der natürlichen Anlagen des Geistes, theils die Art und Weise der Ausbildung derselben, theils die ganz eigenthümliche geistige Richtung verstanden, wodurch jeder classische Schriftsteller in seinen stylistischen Darstellungen sich ankündigt, zugleich aber auch von allen andern classischen Schriftstellern, selbst von denen, die mit ihm in derselben Klasse stylistischer Formen glänzen, sich unterscheidet. Nach dieser Individualität erhält jedes einzelnes stylistisches Erzeugniß das eigenthümliche Gepräge seines Urhebers, als Ergebniß der ihm eigenthümlichen Ankündigung der drei geistigen Vermögen in seinem Bewußtseyn, so wie der ihm eigenthümlichen Entwickelung dieser Vermögen durch Erziehung, Umgang und Lectüre, durch selbstständige Verarbeitung der aufgenommenen Stoffe, und durch die allen ausgezeichneten Männern einwohnende völlig

individuelle geistige Kraft. Vermittelst dieser zusammenwirkenden Ursachen kündigt sich in dem Style jedes classischen Schriftstellers das an, was im guten Sinne die Manier desselben genannt wird, d. h. die ihm eigenthümliche Art und Weise, seine Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen durch Sprache darzustellen. So erkennen wir an dieser Eigenthümlichkeit Plato, Aristoteles, Cicero, Cäsar, Livius, Shakespeare, Gibbon, Calderon, Rousseau, Gellert, Rabener, Kant, Hölty, Voß, v. Göthe, v. Schiller, v. Matthisson, Kosegarten, Garve, Schlözer, Joh. v. Müller, Zollikofer, Reinhard, v. Ammon, Tzschirner u. a. (So würde Klopstock, nach seiner Individualität, schwerlich eine classische Schrift im populären Lehrstyle, Shakespeare schwerlich ein classisches geschichtliches Werk, Schlözer schwerlich eine classische geistliche Rede, Kant schwerlich ein weitverbreitetes Trinklied u. s. w. geliefert haben.) Diese Manier classischer Schriftsteller wird gewöhnlich wahrgenommen: an gewissen Grundsätzen und allgemeinen Ansichten, die in ihren Schriften wiederkehren, weil sie die Grundlage ihres individuellen Erkenntnißsystems enthalten; an gewissen Formen logischer Eintheilung, wornach sie den Um- und Aufriß ihrer Darstellungen anordnen; an gewissen Eigenthümlichkeiten des Periodenbaues, wodurch sie über die empirischen Bestandtheile der Sprache, in welcher sie schreiben, (über die empirische Sprachrichtigkeit, Sprachreinigkeit und Sprachschönheit, nach Klang, Wohlklang, Numerus und Rhythmus) gebieten; so wie an gewissen Wendungen, Uebergängen und Wortstellungen, die sie allmählig sich angeeignet haben, wobei

auch einzelne individuelle Unvollkommenheiten und selbst angenommene und beibehaltene Fehler in Beziehung auf Sprachdarstellung nicht ausgeschlossen werden. Doch wird die Festhaltung einer Manier im Style zunächst nur dann fehlerhaft, wenn sie nicht aus der Individualität des Schriftstellers hervorgehet, sondern von demselben blos angenommen worden, und durch Nachahmung, oder selbst Nachäffung, eines classischen Schriftstellers entstanden ist. (Wie Viele haben doch Johann v. Müller, Göthe, Matthisson, Schiller u. a. — oft selbst in ihren Unvollkommenheiten — nachgeahmt und nachgeäfft, und sich dadurch selbst das testimonium paupertatis ausgestellt! Denn noch nie hat ein solches Nachahmen fremder Manier, ohne Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit des Geistes, zur Einordnung in die Reihe der echt classischen Schriftsteller verholfen, wenn gleich bisweilen Schriftsteller dieser Art eine vorübergehende Aufmerksamkeit erregen können.)

Nächst diesem innern, in der Individualität des Schriftstellers selbst enthaltenen, Grunde, kann aber auch die Wahl der einen von den drei Schreibarten in einzelnen Fällen bald von dem darzustellenden Stoffe, bald von dem Zwecke abhängen, für dessen Erreichung der Schriftsteller seine stylistische Darstellung berechnet. So werden in der Sprache der Prosa die Stoffe, welche dem Geschäftsstyle angehören (z. B. Verträge, zwischen Staaten abgeschlossen, Manifeste, Befehle der Regierungen, Bittschriften der Unterthanen u. s. w.), nie in der höhern, und nur in seltenen Fällen in der mittlern Schreibart gehalten werden; geographische, naturgeschichtliche, mathematische Stoffe eignen sich

zunächst nur zur Darstellung in der niedern Schreibart; für Schriften, berechnet auf das Volk, oder bestimmt zum Unterrichte und zur Belehrung der Jugend, wird man gleichfalls nur die niedere Schreibart wählen; allein es wird der akademische Lehrer bei seinen Vorträgen, der Parlamentsredner bei seinen Reden, der geistliche Redner bei seinen Kanzelvorträgen vor einem gebildeten Kreise in größern Städten, der Geschichtsschreiber bei seinen Darstellungen für die gebildeten Stände, der Philosoph bei seinen wissenschaftlich durchgeführten Werken die mittlere Schreibart wählen; die höhere Schreibart aber im Allgemeinen nur dem Dichter, — dem Redner und dem Prosaiker hingegen blos in den seltenen Fällen verstattet seyn, wo er aus der mittlern Schreibart in die höhere übergeht.

Als Beleg, daß derselbe Stoff, je nachdem er in Angemessenheit zur Individualität des Schriftstellers stylistisch behandelt wird, gleichmäßig gediegen in der niedern, mittlern und höhern Schreibart dargestellt werden kann, diene das Gebet des Herrn.

a) in der niedern Schreibart, von dem Prediger Gittermann zu Emden.

O du, der in der Sterne Strahlenkranze
Der Huldigung der Menschen leicht entbehrt;
O du, den tönend in der Sphären Tanze
Des ganzen Weltalls Lobgesang verehrt;
Der dennoch in des Lichtes höchstem Glanze
Auf das Gebet der Menschen huldvoll hört,
Das aufsteigt aus dem irdischen Getümmel, —
O Vater unser, der du bist im Himmel!

Du hast voll Liebe dich uns kund gegeben!
Wir sehen dich im Spiegel der Natur;
Aus deiner Liebe Quell floß unser Leben,
Und jeder Tag trägt deiner Waltung Spur.
Zu dir soll unsre Seele sich erheben;
Dein Nam', o Gott, ist unsre Freude nur!
Er sey uns heilig auf des Lebens Reise;
Geheiligt sey dein Nam' im ewgen Preise!

Du hast ein Reich, ein ewiges, gegründet,
Worin der Stern der Wahrheit flammend glüht,
Wo ewger Friede alle Menschen bindet,
Worin der Unschuld reine Lilie blüht.
Dein eigner Sohn hat uns dies Reich verkündet,
Das herrliche, das uns zum Himmel zieht. —
O hilf, daß diese Kund' uns allen fromme;
Hilf Vater, daß dein Reich auch zu uns komme.

Wodurch wir dir, o Heil'ger! wohlgefallen,
Im Licht der Menschheit ist es uns bewußt;
Du schriebst dein göttliches Gesetz uns allen,
Die du zu Menschen schufst, tief in die Brust;
Und deine Engel in des Himmels Hallen
Befolgen, stets dich lobend, es mit Lust.
O möchte, wie in jenen sel'gen Höhen,
Dein Wille, Gott, auch stets von uns geschehen!

Du senktest, um uns Menschen zu ernähren,
Des Lebens Stoff und Kraft in die Natur;
Durch deine Macht erwächst die Frucht der Aehren,
Dein Segen glänzet auf der Ernteflur;
O Gott, was wir bedürfen und begehren,
Erlangen wir durch deine Liebe nur. —
Du tränkst mit Lust und speisest Land und Leute;
Ach, unser täglich Brod gieb, Gott, uns heute!

Wir aber, dürfen wir uns unterwinden,
Zu dir zu fleh'n? — Steh'n wir nicht nackt und bloß,
Wir alle, Gott! vor dir in unsern Sünden?
O unsre Schuld vor dir ist furchtbar groß! —
Doch deine Huld läßt uns Verzeihung finden,
Und dein Erbarmen wägt des Menschen Loos.
Vergieb uns, Gott! in diesem armen Leben,
Die Schuld, wie wir den Schuldigern vergeben.

Versuchung drohet uns von allen Seiten;
Der Sünde Wurzel liegt in unsrer Brust;
Sie lockt uns süß und lächelnd, — und wir gleiten,
Wir fallen, — ach, zu groß ist ihre Lust.
Du aber willst an deiner Hand uns leiten,
Sind wir uns deines Willens nur bewußt.
Wir bitten, Vater! uns in den Gefahren
Der Sünde vor Versuchung zu bewahren.

Wir wandern hier in diesem Erdenthale
Den Weg des Lebens kämpfend auf und ab.
An unserm Wege stehen Todtenmale,
Und auf uns Alle wartet einst das Grab.
Du aber, Gott! reichst uns des Trostes Schale,
Reichst uns der ewgen Hoffnung festen Stab.
Auf dich vertrauen wir, allgütig Wesen!
Und fleh'n, uns von dem Uebel zu erlösen.

O du, der seiner Kinder Bitten höret,
Die ihm ihr Herz in tiefer Demuth weiht;
O Gott in Ewigkeit von uns verehrt,
Dein ist das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!
Du bist es, dessen Güte ewig währet,
Ob Alles hinfließt in dem Strom der Zeit. —
O Vater, was wir glaubend von dir flehen,
Wir hoffen's; — Amen! ja es wird geschehen.

b) in der mittlern Schreibart, von Mahlmann.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut,
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich Herr und Vater es findet!
Deine ewige herrliche Gottesmacht
Verkündigt der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr, Herr! das Herz das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame;
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt —
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ew'ge Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton!
Herr, Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist alles recht, ist alles gleich —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt Engel aus den heiligen Höhen,
Steigt nieder zu der armen Erde.
Kommt, Himmelsblumen auszusäen,

Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bists, die alles wirkt und schafft;
Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den jeder wandeln soll. —
Doch in deine Nähe
Führest du alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnenstrahl,
Die Frucht erglänz' im grünen Laube;
Es weide die Heerd' im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube,
Und Alles genieße mit Dank und Freude —
Unser tägliches Brod gieb uns heute!

Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben —
Erbarme dich Unser!
Schwachheit ist des Menschen Loos,
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben,
Und vergib uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht,
Starker Herr, verlaß' uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken,
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf Morgenroth,
Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht! —

Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns von dem Uebel!

Denn du bist Herr,
Und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!
Amen.

c) in der höhern Schreibart, von Klopstock.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich, und an Leibern,
Aber alle denken Gott, und freuen sich Gottes.
„Geheiligt werde dein Name!"

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich."

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille gescheh,
Wie im Himmel, also auch auf Erden."

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde!
„Unser tägliches Brod gieb uns heute!

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch, und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit;
Einige krümmen sich durch Einöden,
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf,
Und labet den Durstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Uebel."

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab;
Der Geister erschuf;
Ihre Seligkeit ordnete;
Die Aehre hebt;
Der dem Tode ruft;
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wandrer labt;
Anbetung dir:
„Denn dein ist das Reich und die Macht,
Und die Herrlichkeit. Amen."

71.

1) Die niedere Schreibart.

Das Eigenthümliche der niedern Schreibart beruht auf der möglichst größten Anschaulichkeit des dargestellten Stoffes vermittelst der Form. Ob nun gleich die niedere Schreibart die ästhetischen Eigenschaften, wie sie aus dem Gesetze der Form hervorgehen, nicht von sich ausschließt; so muß doch, bei dem Festhalten der niedern Schreibart, zunächst den logisch-grammatischen Eigenschaften im Gesetze der Form Genüge geschehen. Denn obgleich die möglichst größte Anschaulichkeit des darzustellenden Stoffes eine freie Versinnlichung desselben, und namentlich die Anwendung des bildlichen Ausdruckes in Hinsicht auf Figuren und Tropen, verstattet; so werden doch zuerst die Eigenschaften der Deutlichkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Faßlichkeit erfordert, wenn der Gegenstand nach allen seinen Merkmalen Anschaulichkeit erhalten soll. Es ist daher die niedere Schreibart hauptsächlich eine Wirkung des ausgebildeten Verstandes und der sorgfältig geübten Urtheilskraft, obgleich eine gewisse Wärme des Gefühls und ein Antheil der Einbildungskraft an der Hervorbringung und Vollendung der stylistischen Form, der niedern Schreibart keinesweges fremd sind. Da sie gleichmäßig den gebildeten, wie den zu bildenden Individuen unserer Gattung verständlich und ansprechend seyn soll; so darf sie, um nach ihrem Inhalte völlig aufgefaßt zu werden, von Seiten des Stoffes keine tiefen Vorkenntnisse bei denen voraussetzen, welchen sie zunächst bestimmt ist, so wie sie von Seiten der Form einen einfachen, nicht künstlich verschlungenen, Periodenbau,

und so viel Leben und Versinnlichung vermittelst der Darstellung verlangt, als nöthig ist, um nicht die Leser von dem stylistischen Erzeugnisse zu entfernen, sondern sie durch dasselbe anzuziehen und bis zum Schlusse der ganzen Darstellung festzuhalten. — Die niedere Schreibart steht aber eben so unter dem Gesetze der Form, wie die mittlere und höhere, wenn sie gleich in Beziehung auf ihre Angemessenheit zu dem Gesetze der Form nach einem andern Maasstabe, als jene, geprüft und gewürdigt wird. Es ist daher in der niedern Schreibart eben so, wie in der mittlern und höhern, eine classische Darstellung nicht blos möglich, sondern von ausgezeichneten Classikern der teutschen Sprache wirklich aufgestellt worden. So haben Classiker, wie Luther, Lessing, Garve, Schröckh u. a. in der Sprache der Prosa, — Classiker, wie Luther, Gellert, Weiße, Wieland u. a., namentlich alle Volks- und geistliche Liederdichter in der Sprache der Dichtkunst, — und Classiker, wie Mosheim, Spalding, Rosenmüller, Henke, Wedag u. a. in der Sprache der Beredsamkeit die niedere Schreibart festgehalten und durchgeführt.

Beispiele der niedern Schreibart:

a) in der Sprache der Prosa, aus dem Lehr- und geschichtlichen Style.

— Von deinen Grundsätzen gehe nie ab, so lange du sie als richtig anerkennest. Ausnahmen machen ist sehr gefährlich, und führt immer weiter vom Kleinen zum Großen. Sey fest; aber hüte dich, so leicht etwas zum Grundsatze zu machen, bevor du alle mögliche Fällen überlegt hast, oder eigensinnig auf Kleinigkeiten zu beste-

hen. Vor allen Dingen mache dir einen Lebensplan, und weiche nicht von demselben. Die Menschen werden eine Zeitlang die Köpfe darüber zusammen stecken, und am Ende schweigen, dich in Ruhe lassen, und dir ihre Achtung nicht versagen. Man gewinnt immer durch Ausdauern und planmäßige, weise Festigkeit. Es ist mit Grundsätzen, wie mit jeden andern Stoffen, woraus etwas gemacht wird, daß der beste Beweis für ihre Güte der ist, wenn sie lange halten. Was aber noch heiliger, als jene Vorschrift ist — habe immer ein gutes Gewissen! Bei keinem deiner Schritte müsse dir dein Herz über Absicht und Mittel Vorwürfe machen dürfen! Gehe nie schiefe Wege; und baue dann sicher auf gute Folgen, auf Gottes Beistand und auf Menschenhülfe in der Noth! Und verfolgt dich auch eine Zeitlang ein widriges Geschick; so wird doch die selige Ueberzeugung von der Unschuld deines Herzens und von der Redlichkeit deiner Absichten dir ungewöhnliche Kraft und Heiterkeit geben.

v. Knigge, über den Umgang mit Menschen.

— Mit dem vierhundertsten Jahre von Christi Geburt traten die Teutschen in die Stelle und in das Ansehen der Römer. Sie stürzten das abendländische römische Reich, stifteten in den ehemaligen Ländern desselben in Europa und Afrika teutsche Königreiche, die sich zum Theile bis auf unsere Zeiten erhalten haben, unter andern das fränkische, westgothische, angelsächsische und langobardische; nahmen größtentheils die christliche Religion an, blieben aber noch an Künsten und Wissenschaften arm. Die andere Hälfte des römischen Reiches, die gegen Morgen zu lag, wurde zwar auch sehr entkräftet, aber doch nicht völlig umgestürzt. Da war es, wo die Gelehrsamkeit noch einigermaßen blühte, obgleich

sie sowohl als die reine christliche Religion schon sehr viel verloren hatte. Die Perser in Asien, die Hunnen und Slaven in Europa, zeigten sich blos als kriegerische Völker. So war der Zustand der Welt bis zum sechshundertsten Jahre nach Christi Geburt beschaffen. Bald nach dem eben genannten Jahre hob sich ein bisher wenig bekanntes Volk, die Araber, empor. Nicht allein wurde unter ihnen eine neue Hauptreligion, die muhamedanische, gestiftet; sie errichteten auch durch große Eroberungen in Asien, Afrika und Europa ein sehr mächtiges Reich, das Chalifat. Durch sie wurde das griechisch römische Kaiserthum vieler Länder beraubt, das persische Reich aber und das westgothische zerstört. Aus einigen Ueberbleibseln des letztern entstanden kleine Fürstenthümer, aus welchen nach und nach das heutige spanische Reich hervorging.

Schröckh in der Weltgesch. für Kinder.

b) in der Sprache der Dichtkunst:

An den Schlaf.

Komm, süßer Schlaf, erquicke mich!
Mein müdes Auge sehnet sich
Der Ruhe zu genießen,
Komm, sanft es zuzuschließen.

Wie aber, Freund, o schlössest du
Von nun an es auf ewig zu,
Und diese Augenlieder
Sähn nie den Morgen wieder?

So weiß ich, daß ein schöner Licht
Einst meinen Schlummer unterbricht,
Das ewig, ewig glänzet
Und keine Nacht begrenzet.

Chstn. Felix Weiße.

c) in der Sprache der Beredsamkeit:

(aus Fr. Wilh. Wedag's Predigt: „woher das Unglück des Aufruhrs und der Empörung entspringe?" in s. Predigten, Th. 1. Leipz. 1793. 8. S. 294 ff. — abgekürzt.)

— Das Unglück des Aufruhrs und der Empörung, nebst allen damit gemeiniglich verpaart gehenden Ausschweifungen, entstehet nie in einem Lande, wo bürgerlicher Wohlstand, Freiheit und Gerechtigkeit wohnen, und wo Aufklärung und Tugend zur Veredlung der Menschheit schwesterlich die Hand sich bieten. Gemeiniglich wird es durch eine lange Reihe von den entgegenstehenden Uebeln vorbereitet, und kann nur da zum Ausbruche kommen und überhand nehmen, wo ein ganzes Volk zum Mißvergnügen und Unwillen gestimmt, und durch Druck und Sklaverei, oder durch falsche Vorstellungen und Grundsätze zur Empörung gereizt und in blinde Wuth gesetzt wird. Demnach wird nicht, wie man oft sagt, durch die Aufklärung des Volkes, sondern dadurch der Grund zum Aufruhre und zur Empörung gelegt, wenn solche Fehler in der Staatsverwaltung geduldet werden, woraus für das Volk langwierige Bedrückungen erfolgen müssen. Wo also die Vornehmen die Geringern aussaugen; wo der Mächtige den Schwächern ungeahndet beeinträchtigen und drücken darf; wo es mehr auf hohe Gönner und Fürsprecher, als auf Unschuld und Recht ankommt; oder wo diejenigen, welche am Ruder des Staates sitzen, und die für den Wohlstand des Ganzen väterlich Sorge tragen sollen, nur auf ihre Bereicherung bedacht sind, oder sich dem Müßiggange, der Ueppigkeit und Wollust ergeben, und unnützer Weise verschwenden, was sich der Unterthan mit sauerm Schweiße verdienen muß; oder wenn sie ihrem Ehrgeize,

ihrer Eroberungssucht Menschen und Schätze aufopfern, und, durch langwierige und blutige Kriege genöthigt, das Volk mit unerschwinglichen Lasten belegen; dann ist das Mißvergnügen, der Unwille des großen Haufens auf die Dauer unvermeidlich, und seine gerechten Beschwerden reifen mit der Zeit zur unglücklichsten Empörung heran.

72.

2) Die höhere Schreibart.

Das Eigenthümliche der höhern Schreibart kündigt sich in der lebhaften und starken Versinnlichung des darzustellenden Stoffes vermittelst einer reichen Bildersprache an. Sie ist der Ausdruck einer kräftigen, selbstständig schaffenden Einbildungskraft, und eines innigen tiefen Gefühls. In der höhern Schreibart erscheint aber der Gegenstand entweder unter einer sehr verstärkten Versinnlichung, oder sie stellt das Bild selbst (die uneigentliche Bezeichnung vermittelst des Gebrauches der Tropen) an die Stelle des eigentlichen Gegenstandes, um diesen unter der bildlichen Verhüllung erkennen zu lassen. Sie eignet sich daher auch nur zunächst für die Sprache der Dichtkunst, weil diese aus einer gleichmäßigen selbstthätigen Wirksamkeit der Einbildungskraft und einer mächtigen Bewegung des Gefühlsvermögens hervorgehet. Deshalb kann auch nur in der Sprache der Dichtkunst ein ganzes stylistisches Erzeugniß (z. B. eine Ode, Hymne ꝛc.) in der höhern Schreibart gehalten und durchgeführt werden.

In der Regel findet die höhere Schreibart in der Sprache der Prosa gar keine Anwendung, weil unter allen Stoffen, welche die Classiker in der Sprache der Prosa behandeln, nur einzelne, und

zwar nur wenige Gegenstände im geschichtlichen und im Lehrstyle (nie aber im Brief- und Geschäftsstyle) zu einem kurzen Uebergange aus der mittlern Schreibart in die höhere sich eignen. — Dasselbe gilt im Ganzen auch von der Anwendung der höhern Schreibart in der Sprache der Beredsamkeit, wo, dem Stoffe nach, zwar häufiger als in der Sprache der Prosa, aber immer nur selten, ein Uebergang aus der mittlern Schreibart in die höhere dem Schriftsteller verstattet ist. Dabei gilt als Gesetz, daß dieser Uebergang in die höhere Schreibart bei dem Redner auf einen mäßigen Umfang in der Darstellung beschränkt bleiben und ihm, ungesucht, von selbst kommen muß, wenn er, mitten im Flusse der Darstellung, allmählig von dem ihm vorschwebenden Stoffe so ergriffen wird, daß er, durch dessen Darstellung in der höhern Schreibart, einen — dem Dichter ähnlichen — tiefen Eindruck auf das Gemüth, nicht aber wie der Dichter auf das Gefühlsvermögen, sondern auf den Willen und das Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer oder Leser hervorbringen will.

Aus allem diesem ergiebt sich, daß die höhere Schreibart weder für das gemeine Leben, noch für den gewöhnlichen Gebrauch in der Büchersprache sich eignet; daß wohl einzelne dichterische Ergüsse, nie aber ganze prosaische Erzeugnisse, oder ganze geistliche und weltliche Reden, geschweige ganze Bücher in derselben gehalten werden dürfen; daß sie nur selten, und dann blos für die Zwecke einer höhern Weihe, gebraucht werde, so wie auch aus derselben kein unmittelbarer Uebergang in die niedere, sondern nur in die mittlere Schreibart, und, auf gleiche Weise, zu derselben kein unmittelbarer Uebergang

aus der niedern, sondern blos aus der mittlern Schreibart statt findet. — Unter den teutschen Classikern haben als Dichter Klopstock, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, Kosegarten, Jean Paul u. a. in der höhern Schreibart sich versucht; unter den Rednern finden sich bei Münter, Lavater, Herder u. a. einzelne Stellen in der höhern Schreibart; unter den Prosaikern sind bisweilen Herder, Fichte u. a. aus der mittlern Schreibart in die höhere übergegangen.

Beispiele der höhern Schreibart.

a) in der Sprache der Prosa, von Jean Paul.

Vom gestaltlosen Erdwurme bis zum strahlenden Menschenangesichte, vom chaotischen Volke des ersten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der ersten Krümmung des unsichtbaren Herzens bis zu seinem willkührlichen Schlage im Jünglinge geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menschen führt und nährt, ihn gehen und sprechen lehrt, und ihn erzieht und verschönert. Und warum? damit, wenn er, als ein schöner Halbgott, sogar mitten in den Ruinen seines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben steht, die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerschlage? — Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinste Tropfenfall unermeßliche Kreise wirft, auf diesem hat ein lebenslanges Steigen des Geistes und ein lebenslanges Fallen desselben einerlei Folge, nämlich das Ende der Folgen, die Vernichtung? — Und da mit unserm Geiste, nach demselben Grunde, auch die Geister aller andern Welten fallen und sterben müssen, und nichts auf der von dem Leichenschleier überhüllten Unendlichkeit übrig bleibt, als

der ewig säende und niemals erntende einsame Weltgeist, der eine Ewigkeit die andere betrauern siehet; so ist im ganzen geistigen All kein Ziel und Zweck. Und alle diese Widersprüche und Räthsel, wodurch nicht blos alle Wohllaute, sondern alle Saiten der Schöpfung zerrissen werden, müssen wir annehmen, wenn wir uns an eine ewige Vernichtung im Tode dahingeben; Schwierigkeiten, die unsere Vergänglichkeit eben so wenig auflöset. — O Freund, in diese Harmonie der Sphären willst du den ewig schreienden Mißton bringen? Sieh, wie sanft und gerührt der Tag gehet, wie erhaben die Nacht kommt; o dachtest du nicht daran, daß unser Geist glänzend einmal eben so aus der Grube voll Asche steigen werde? —

b) in der Sprache der Dichtkunst, von Fr. Leop. Graf zu Stolberg:

Hymne an die Sonne.

Sonne, dir jauchzet, bei deinem Erwachen, der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräusch des Erdumgürtenden Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht, in nichtige Wolken
Eingehüllt, und schwindet hinab in die schauernde Tiefe.
Segnend strahlst du herauf, und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet sich dein! in schimmernde Feiergewande
Kleidest du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres!
Siehe, du leitest am rosigen Gängelbande den jungen
Freundlichen Tag; er hüllt sich in deine Saffrangewande.
Aber wie wachsen so schnell die Kräfte des himmlischen Jünglings!

Feuriger blickt er, er greift nach deinem strahlenden Köcher,
Und schon schnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmlischer, nicht! und soll dein Bogen ertönen,
O so richte dein furchtbares Geschoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der schneeichten Alpen herunter schmelzende Gipfel,
Und auf sandige Wüsten, die Löwen und Tiger durchirren!
Zürne, Himmlischer, nicht! Dir flehn der Vögel Gesänge;
Dir der säuselnde Wald, und dir die düftende Blume.
Wollest nicht des wehenden Zephyrs Flügel versengen!
Wollest nicht austrinken das Labsal kühlender Quellen!
Wollest vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!

Sonne, lächle der Erd', und geuß aus strahlender Urne
Leben auf die Natur! Du hast die Fülle des Lebens!
Schöpfest, näher dem Himmel, aus himmlischen Quellen, und dürftest
Selber nimmer! — Als Gott mit seiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf,
Millionen auf einmal, jede mit Erden bekränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürftenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Also rief er. Gedenk deß, o Strahlende! Früher
Oder später kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloses Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche sich stürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung!
Wähne nicht zu vergehn! Der große Geber des Lebens

Wird gefallne Mücken, gefallne Sonnen, in neues Leben rufen. Wie du auf schwärmende Mücken herabschaust,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel!

c) in der Sprache der Beredsamkeit, von Fichte:

(aus s. Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, Jena, 1794. 8. S. 67.)

(Das Bruchstück beginnt in der mittlern Schreibart, geht aber, im letzten Abschnitte, in die höhere über.)

— Wir erblicken außer uns eine Verbindung, in der keiner für sich selbst arbeiten kann, ohne für alle andere zu arbeiten, oder für den andern arbeiten, ohne zugleich für sich selbst zu arbeiten, indem der glückliche Fortgang Eines Mitgliedes glücklicher Fortgang für Alle, und der Verlust des Einen Verlust für Alle ist: ein Anblick, der schon durch die Harmonie, die wir in dem allermannigfaltigsten erblicken, uns innig wohlthut und unsern Geist mächtig emporhebt. — Das Interesse steigt, wenn man einen Blick auf sich selbst thut, und sich als Mitglied dieser großen innigen Verbindung betrachtet. Das Gefühl unsrer Würde und unsrer Kraft steigt, wenn wir uns sagen, was jeder unter uns sich sagen kann: mein Daseyn ist nicht vergebens und zwecklos; ich bin ein nothwendiges Glied der großen Kette, die von der Entwickelung des ersten Menschen zum vollen Bewußtseyn seines Daseyns bis in die Ewigkeit hinausgehet. Alles, was jemals groß und weise und edel unter den Menschen war, — diejenigen Wohlthäter des Menschengeschlechts, deren Namen ich in der Weltgeschichte aufgezeichnet lese, und die mehreren, deren Verdienste ohne ihren Namen vorhanden sind, — sie

alle haben für mich gearbeitet; — ich bin in ihre Ernte gekommen; ich betrete auf der Erde, die sie bewohnten, ihre Segen verbreitenden Fußtapfen. Ich kann, sobald ich will, die erhabene Aufgabe, die sie sich aufgegeben hatten, ergreifen, unser gemeinsames Brudergeschlecht immer weiser und glücklicher zu machen; ich kann da fortbauen, wo sie aufhören mußten; ich kann den herrlichen Tempel, den sie unvollendet lassen mußten, seiner Vollendung näher bringen.

„Aber ich werde aufhören müssen, wie sie"; dürfte sich Jemand sagen. O, es ist der erhabenste Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, nie vollendet haben; ich kann also, so gewiß die Uebernehmung derselben meine Bestimmung ist, ich kann nie aufhören zu wirken, und mithin nie aufhören zu seyn. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk soll vollendet werden, und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin ist meinem Daseyn keine Zeit bestimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener großen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge, und zu dem tobenden Wassersturze, und zu den krachenden in einem Feuermeere schwimmenden Wolken, und sage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel, vermischt euch im wilden Tumulte, und ihr Elemente alle, — schäumet und tobet, und zerreibet im wilden Kampfe das letzte Sonnenstäubchen des Körpers, den ich mein nenne; — mein Wille allein mit seinem festen Plane soll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben; denn ich habe meine Bestimmung ergriffen, und die ist dauernder als ihr; sie ist ewig, und ich bin ewig, wie sie.

73.

3) Die mittlere Schreibart.

Die mittlere Schreibart wird unter den drei Schreibarten zuletzt genannt, weil sie, nach ihrem Charakter und nach ihrem Tone, die Mitte zwischen der niedern und höhern hält, und weil sie, in ihrer classischen Durchführung, weder blos die überwiegende Thätigkeit des Verstandes und der Urtheilskraft, wie bei der niedern Schreibart, noch zunächst die überwiegende Wirksamkeit der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens, wie bei der höhern Schreibart, sondern das *Gleichgewicht aller drei geistigen Vermögen* in ihrer Thätigkeit, mithin die *gleichmäßige* Entwickelung und Ausbildung des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens, als die Bedingung der gleichmäßigen Ankündigung dieser Vermögen nach ihrer Wirksamkeit durch die Sprachdarstellung, erfordert wird. Die mittlere Schreibart setzt nämlich eben so einen hellen Verstand, eine scharf unterscheidende Urtheilskraft, eine selbstthätige Vernunft und Einbildungskraft, wie ein tiefes geläutertes Gefühlsvermögen, und ein unter der Herrschaft der Vernunft stehendes Bestrebungsvermögen voraus. Nach dieser *gleichmäßigen* Bildung und Thätigkeit aller drei geistigen Vermögen steht daher in der mittlern Schreibart alles im *Ebenmaaße*; es ist in ihr nichts zu wenig, und nichts zu viel; die Darstellung in derselben ist weder zunächst auf Verständlichkeit und Anschaulichkeit, noch zunächst auf Ergreifung der Einbildungskraft und des Gefühls, sie ist vielmehr gleichmäßig auf Belehrung und Ueberzeugung, wie auf Bewegung des Gefühlsvermögens

und Aufregung des Willens zu festen Entschlüssen gerichtet. Der Ausdruck ist reicher und kräftiger, der Periodenbau voller und gerundeter, als in der niedern Schreibart; der dargestellte Gegenstand trägt in der mittlern Schreibart das Gepräge der Würde, welche im Style nur aus der höhern Kraft der Vernunft hervorgehen kann. Diese Würde wird aber in der Sprachdarstellung durch das frische Leben gemildert und gehoben, welches von der gleichmäßig gebildeten Einbildungskraft und von dem geläuterten Gefühle ausgehet. Zwar versinnlicht die mittlere Schreibart den Stoff durch *einzelne bildliche Ausdrücke*; nie aber verwandelt sie den Gegenstand selbst in ein Bild, wie die höhere Schreibart. Sie bleibt vielmehr zu der letzten in dem Verhältnisse, wie der Schmuck zum Glanze, und wie die Wärme zur Glut. Sie hält daher, im vollen Sinne des Wortes, die Mitte zwischen der niedern und höhern Schreibart, obgleich aus ihr der Uebergang *abwärts* in die niedere — für die größere Anschaulichkeit und Verständlichkeit des Stoffes — und *aufwärts* in die höhere — zur freien und bilderreichen Versinnlichung desselben — statt findet. Sie ist, in ihrer durch größere stylistische Ganze gleichmäßig gehaltenen Durchführung, die Krone der stylistischen Darstellung, weil sie theils auf der gleichmäßigen und ununterbrochen fortschreitenden Ausbildung aller drei geistigen Vermögen beruht, theils einen gleichmäßigen Eindruck auf diese drei Vermögen bewirkt. Sie ist *gleich anwendbar* in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit. — Von teutschen Classikern haben die mittlere Schreibart in der *Prosa* *Jerusalem*, *Engel*, *Heydenreich*, *Heeren*, *Eich-*

horn, Fr. Heinr. Jacobi, Ancillon, Schlözer, Geo. Forster, Spittler, Posselt, Woltmann, Manso, Wachler, v. Raumer u. a. — in der Dichtkunst: J. Andr. Cramer, v. Gerstenberg, J. Geo. Jacobi, v. Thümmel, v. Herder, v. Schiller, v. Göthe u. a. — und in der Sprache der Beredsamkeit: J. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, Löffler, v. Ammon, Marezoll, Schleiermacher, Tzschirner, Bretschneider, Schott, Röhr, Schuderoff u. a. mit glücklichem Erfolge angebaut.

Beispiele der mittlern Schreibart.

a) in der Sprache der Prosa, von Fr. Ancillon:

(„über Glauben und Wissen in der Philosophie“. Berl. 1824. 8. S. 7.)

Die Philosophie geht von der Menschheit aus, so wie sie sich an die ganze Menschheit wendet und richtet. Dieses thut sie, indem sie ihr Gebäude auf die menschliche Natur errichtet und begründet. Allein es wäre ein Irrthum, zu glauben, die menschliche Natur, zumal in ihren feinsten Verzweigungen, oder in den Tiefen ihres Wesens und in ihrer reichhaltigen Fülle erfaßt zu haben, indem man sich an das hält, was die Masse des Menschengeschlechts, oder die gewöhnlichen gemeinen Menschen darbieten und offenbahren. Die Menschheit erscheint uns in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Vollendung in den auserwählten Naturen, die sich durch eine seltene Harmonie des Geistes, des Gemüths und des Charakters über die Menge erhoben, und in jeder

Hinsicht die Zierde und der Stolz ihres Geschlechts sind. Die menschliche Natur, in den Meisten gebunden, verstümmelt, oder mindestens in schwachen Ausdrücken erscheinend, entfaltet sich nur vielseitig und in voller Pracht in den Heroen des Denkens, Empfindens und Handelns. Was in allen Menschen sich vorfindet und Allen gemein ist, findet sich auch in diesen; aber was diese auszeichnet, ist den Andern fremd, obgleich es zur menschlichen Natur gehört. Die erstern offenbahren uns die menschliche Natur weit besser, als es Tausende und abermals Tausende gewöhnlicher Menschen thun würden. In dem Verfahren, dem Gange, dem Charakter des Genies, in der Betrachtung seines Wirkens, gehet uns die Größe des Menschen auf, und sonderbar wäre es, wenn er in seiner höchsten Entwickelung und Vollendung uns weniger über uns selbst belehren sollte, als in seiner Unvollkommenheit. Sind denn die glänzenden Zeichen, und die Strahlen des geistigen Feuers und Lichtes, durch welches das Genie sich beglaubigt, nicht in der menschlichen Natur? Giebt es nicht ein Genie für Wahrheit, ein Genie für die Tugend, wie eins für das Schöne? Gott ist ein großer Künstler, der seine Geheimnisse nur in auserkohrnen und auserwählten Männern offenbahrt. In ihnen muß das Höchste der menschlichen Natur sich kund thun; dort muß man es suchen, so wie man das Höchste der Bildhauerkunst in den Werken des Phidias, und nicht in den Werken der gewöhnlichen Bildhauer, finden kann.

b) in der Sprache der Dichtkunst, von Raupach:

(Gedanken auf einem Spaziergange am 4. Dec. 1823.)

Die Wolke schlägt ums Berghaupt ihre Schwingen;
Es heult der Sturm den düstern Zauberspruch,

Um die Natur zum Todesschlaf zu zwingen,
  Und webt aus welkem Laub ihr Leichentuch.
Verschwunden ist der Sterbenden Geschmeide,
  Der Felder Gold, des Hains smaragd'nes Grün;
Bald wird der Winter mit dem Sterbekleide
  Das falbe Todtenantlitz überziehn.

Ich sehe, Menschheit, dich in diesem Bilde!
  Auch deine Blüthen hat der Sturm geraubt,
Und was erzog vergangner Zeiten Milde,
  Das stehet jetzt entfärbt, verwelkt, entlaubt;
Und einen strengen Winter sehn wir kommen,
  Deß Schauder schaudernd nur die Ahnung mißt,
Wo jeder Lebenshauch von dir genommen,
  Du selbst zu starr zu einer Thräne bist.

Doch zwischen todten Fluren, nah und ferne,
  Sich jugendliches Grün dem Auge beut:
Da hat, vertrauend auf den Lauf der Sterne,
  Der Sämann kräft'gen Samen ausgestreut;
Der wird nun ruhn, bis Frost und Stürme weichen,
  So wie ein Schiff im stillen Schoos der Bucht,
Und kehrt die Sonne zu den schönern Zeichen,
  Aufschießen, blühen, füllen sich zur Frucht.

Auch hier die Menschheit. Auch auf ihrem Leben
  Liegt ewig nicht des Winters lastend Joch!
Und können wir auch keine Kunde geben
  Von ihrer Sterne Lauf — sie wandeln doch!
Drum laßt uns Mühe nicht, nicht Feinde scheuen,
  Ihr, die ihr ahnt des großen Geistes Rath,
Laßt unverdrossen nur uns Samen streuen;
  Und sicher sprießt und reift dann auch die Saat.

c) in der Sprache der Beredsamkeit, von Reinhard:

Auf das Unendliche, das fühlt jeder, der sich selbst verstehet, auf das Unendliche ist alles bei uns gerichtet. Jede Einschränkung ist uns verhaßt, jede Grenze widrig; und mit Abscheu, mit Zittern denken wir daran, daß es ein letztes Ziel für uns, daß es ein Ende unsrer Wirksamkeit, daß es eine Vernichtung unsers Wesens

geben könnte. Dagegen werden wir nie müde, zu lernen, zu genießen und fortzuschreiten; jeder Zuwachs ermuntert uns zu neuen Versuchen, jeder Gewinn erweckt die Begierde nach einem größern; wir erweitern uns immer mehr, je freier unser Wirkungskreis wird. Und, was mehr ist, als dies alles: in unserm Innern erhebt sich eine Stimme, die sich nie ganz betäuben läßt; eine Stimme, die uns auffordert, unablässig nach höherer Tugend zu streben; die uns die Pflicht auflegt, uns eine vollendete Heiligkeit zum Ziele zu wählen. Nein, ein Wesen mit diesem Berufe, mit dieser klaren unläugbaren Bestimmung, kann nicht vergänglich seyn; es bedarf einer Ewigkeit, wenn es werden soll, was es werden muß; es verachtet das Geräusch der Zerstörung, das in der Körperwelt herrscht; es schwingt sich siegreich zu einer höhern Laufbahn empor, sobald es den irdischen Gefährten verliert, der es an diese niedrige Gegend heftet. Dabei wollen wir uns an dem Beispiele aller derer erwärmen, die in der Kraft und mit dem Feuer dieses Gefühls ihrer Unvergänglichkeit gelebt und gehandelt haben. Denn ohne dieses Gefühl ist nichts Edles und Großes auf Erden geschehen; es war die heilige Flamme, welche in den besten Menschen aller Zeiten deren Eifer zu den erhabensten Thaten entzündet hat. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Weise, so viele Lehrer des menschlichen Geschlechts der Untersuchung und Verbreitung der Wahrheit ihre Zeit, ihre Kraft, ihr Vergnügen, ihr Leben aufgeopfert. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Helden der Tugend, im Dienste der Pflicht und aus reiner Achtung gegen das heilige Gebot derselben, mit allen Schwierigkeiten gerungen, mit allen Mühseligkeiten gekämpft, und allen Gefahren getrotzt. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben so viele Vertheidiger und Retter unsers Geschlechts zur Wohlfahrt ihrer Brüder alles gewagt, alles gethan, alles geduldet, und ihr Blut vergossen. Betrachtet edle Menschen genauer; fasset sie schärfer ins Auge; etwas Hohes und Ueberirdisches werdet ihr an Allen merken; ihr werdet sie alle mit dem Vertrauen handeln sehen, daß sie mehr sind, als niedriger Staub; die Hinsicht auf eine höhere Welt, und das

Gefühl, für sie bestimmt zu seyn, werdet ihr mehr oder weniger deutlich bei Allen antreffen. Ein solches Gefühl kann nicht täuschen; es ist zu edel, zu allgemein, zu fruchtbar, zu reich an Segnungen aller Art, als daß es Schwärmerei und Täuschung seyn könnte. Ueberlegt es fleißig, wie es bei allen Edlen und Guten wirkt, und es wird sich auch bei euch entzünden, es wird auch in euch zu einer Flamme werden, die Leben und Wärme in euch verbreitet.

74.

Schluß der Philosophie der Sprache.

Die Philosophie der Sprache hat ihre große Aufgabe gelöset, wenn es ihr gelungen ist, das Gesammtgebiet der Sprachdarstellung auf die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes selbst zurückzuführen, und aus der, im Bewußtseyn sich ankündigenden, Thätigkeit der drei selbstständigen Vermögen des menschlichen Geistes die das Gebiet der Sprachdarstellung vollständig erschöpfenden drei selbstständigen Formen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit abzuleiten. Damit aber das wissenschaftliche Gesammtgebiet der Sprachdarstellung zweckmäßig geordnet und eine lichtvolle Uebersicht über dasselbe vermittelt würde, mußten die in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes enthaltenen Bedingungen einer classischen Sprachdarstellung — die logisch-grammatischen, wie die ästhetischen — erschöpfend aufgestellt und auf ein höchstes und allgemeines Gesetz, auf das Gesetz der Form, als den Mittelpunct der ganzen Philosophie der Sprache, zurückgeführt werden, aus dessen vollständiger Entwickelung und Durchführung, nach allen einzelnen in demselben enthaltenen Eigenschaften einer classischen Sprachdarstellung, der

Grundcharakter des Styls überhaupt, so wie der eigenthümliche Charakter der drei Gattungen des Styls (der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit), und der drei Schreibarten (der niedern, mittlern und höhern) mit Nothwendigkeit hervorging. — Zur Versinnlichung aber, und zum Beweise davon, daß das, was die Philosophie der Sprache in ihren Lehren a priori aufstellt, nicht nur anwendbar, sondern auch von den Classikern wirklich ausgeführt, und zugleich der höchste Maasstab für die Beurtheilung alles dessen sey, was in einer geschichtlich vorhandenen Sprache als classisch sich ankündigt, mußten durchgehends die allgemeinen und höchsten Grundsätze der Philosophie der Sprache durch Beispiele aus classischen Schriftstellern erläutert werden. — Ist nun der innere Zusammenhang in den aufgestellten Grundsätzen und Lehren fest begründet, und ist bereits durch die Classiker selbst — bevor noch die wissenschaftliche Vollendung einer Philosophie der Sprache möglich war — die Gültigkeit und Ausführbarkeit jener Grundsätze und Lehren nachgewiesen und über jeden Zweifel erhoben worden; so ist dadurch nicht allein der selbstständige Charakter der Philosophie der Sprache entschieden, sondern auch im Voraus der Maasstab gegeben, nach welchem in den drei Sprachen der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit die einzelnen Klassen ihrer Formen wissenschaftlich dargestellt, nach ihrem innern Zusammenhange geordnet, und nach ihrem Anbaue von den Classikern durch befriedigende Beispiele belegt werden müssen.

Ende des ersten Theiles.

Das
Gesammtgebiet
der
teutschen Sprache,
nach
Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit
theoretisch und practisch dargestellt
von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

2

Zweiter Band.
Sprache der Prosa.

Leipzig, 1825.
J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Vorrede.

Ueber den Zweck und die Bestimmung des Werkes, zu welchem dieser zweite Band gehört, habe ich mich ausführlich in der Vorrede zum ersten Bande erklärt.

In dem dort angedeuteten Sinne und Geiste erscheint hier die Sprache der Prosa selbstständig und nach ihren einzelnen Gattungen und Formen durchgeführt. Bisher war bei den Teutschen die Theorie des prosaischen Styls so wenig selbstständig angebaut, daß ich blos Voigtel in seinem schätzbaren Lehrbuche der teutschen prosaischen Schreibart (Halle, 1802. 8.) als meinen einzigen Vorgänger in diesem Kreise fand. Ob mein Versuch, die Theorie des prosaischen Styls, im genauesten Zusammenhange mit der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit, aus Einem und demselben höchsten Grundsatze abzuleiten, und dem Gesetze der Form gleichmäßig unterzuordnen, gelungen sey; darüber mögen die Männer vom Fache entscheiden. Sie

werden die Lehren prüfen, die ich für die Eintheilung des prosaischen Styls überhaupt, so wie für die Bezeichnung seiner einzelnen Gattungen, Arten und Formen aufgestellt habe. Sie werden aber auch zugleich ihr Urtheil über die mitgetheilten Beispiele abgeben, in welchen ich — zur Versinnlichung der Fort- oder Rückschritte der Sprache der Prosa in den verschiedenen Zeiträumen der teutschen Sprachbildung — eine chronologische Folge festgehalten habe. Ob ich gleich, bei der Absicht, diesen Theil die Bogenzahl des Alphabets nicht bedeutend übersteigen zu lassen, manches treffliche, mühsam aufgesuchte und im Voraus gesammelte, Bruchstück aus teutschen Schriftstellern unbenutzt wieder bei Seite legen mußte; so glaube ich doch, weder im Lehr-, noch im geschichtlichen Style, irgend einen Meister der neuern Zeit übergangen zu haben. Denn daß diese beiden Gattungen des prosaischen Styls die wichtigsten und zugleich die am reichsten von den Classikern angebauten sind; darüber dürfte wohl unter den Kennern unserer Nationalliteratur kein Zwiespalt statt finden. Doch ist deshalb die Theorie und Praxis des Briefstyls keineswegs vernachlässigt; nur daß der Geschäftsstyl aus Ursachen, die Keinem entgehen können, bis jetzt verhältnißmäßig am wenigsten mit Erfolg für classische Darstellung angebaut ward. —

Bei der Auswahl der Beispiele sorgte ich zugleich für Mannigfaltigkeit und Abwechselung des Tones, und erlaubte mir — um Platz für mehrere zu gewinnen — wohl Abkürzung der aufgestellten Beispiele, nie aber Veränderung derselben, denn jeder Schriftsteller ist beides: Repräsentant seines Zeitalters und seiner Individualität.

Es würde mich freuen, wenn dieser erste Versuch, der Prosa, als selbstständiger Form der Sprachdarstellung, ihr Recht nach Theorie und Praxis zugleich wiederfahren zu lassen, nicht als mißlungen sich ankündigte, weil bis jetzt sowohl von unsern Theoretikern, als auch von denen, welche die zahlreichen Chrestomathieen aus den teutschen Classikern zusammenstellten, weit mehr für die Sprache der Dichtkunst geschehen ist, als für die, mit ihr auf gleicher Linie der Bedeutsamkeit stehende, Sprache der Prosa.

Leipzig, den 6 April, 1825.

Pölitz.

Inhalt des zweiten Theiles.

Das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa.

Einleitung.

3) Der Briefstyl.

Das
Gesammtgebiet der Sprache der Prosa.

Einleitung.

1.

Vorbereitende Begriffe.

Die Philosophie der Sprache, die von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes und von der Ankündigung der drei selbstständigen Vermögen desselben — des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens — im Bewußtseyn ausgehet, zeigt, daß, bei dem Uebergange dieser im Bewußtseyn vorgestellten einzelnen Zustände der drei geistigen Vermögen in die Darstellung durch Sprache, drei Urformen aller Sprachdarstellung von einander unterschieden und nach ihrer selbstständigen Ankündigung im Kreise der Sprachdarstellung im Einzelnen entwickelt werden müssen: die Sprachdarstellung der Prosa, welche, in der Gesammtheit ihrer einzelnen Arten und Formen, die Gesammtheit der Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens vermittelst der Sprache vergegenwärtigt; die Sprachdarstellung der Dichtkunst, welche die

Zustände des menschlichen Gefühlvermögens durch Sprache versinnlicht, und die Sprachdarstellung der Beredsamkeit, welche die Zustände des menschlichen Bestrebungsvermögens durch Sprache bezeichnet.

Denn so wie die Philosophie in ihrem theoretischen Theile die drei Vermögen des menschlichen Geistes, nach ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, nach ihrer Eigenthümlichkeit, nach ihrer Verschiedenheit von einander, und nach ihrer Gleichordnung (Coordination) in Beziehung auf die Ankündigung ihrer Thätigkeit im Bewußtseyn entwickelt; so muß auch die Philosophie der Sprache die drei Urformen aller Sprachdarstellung nach ihrer Selbstständigkeit, nach ihrer Eigenthümlichkeit, nach ihrer Verschiedenheit von einander, und nach ihrer Gleichordnung in Beziehung auf ihre Ankündigung im Gesammtgebiete der Sprache theils theoretisch nachweisen, theils diese Ankündigung practisch belegen und durch Beispiele versinnlichen. Das Gesammtgebiet der Sprache überhaupt zerfällt dadurch in drei einzelne Theile: in das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa, in das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst, und in das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit.

Ist nun in der Philosophie der Sprache, nach der Ausmittelung des Verhältnisses zwischen dem darzustellenden Stoffe und der Form der Darstellung, unter welcher der Stoff innerhalb der Sprache erscheint, das Gesetz der Form, als der höchste Maasstab für alles durch Sprache Darstellbare und Dargestellte, nach seinen Grundeigenschaften, der Richtigkeit und Schönheit, und nach allen in diesen Grundeigenschaften enthaltenen unter-

geordneten Eigenschaften des classischen Styls, fest begründet worden; so wird zwar dieses Gesetz der Form am Eingange der wissenschaftlichen Darstellung der einzelnen Gesammtgebiete der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit nicht wiederhohlt; es wird aber als die höchste Bedingung der Annäherung jedes einzelnen stylistischen Erzeugnisses an das Ideal der Classicität vorausgesetzt, und gilt deshalb in gleichem Verhältnisse und in gleicher Kraft in der Sprache der Prosa, wie in der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit, wenn gleich von den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form nicht alle in jedem einzelnen stylistischen Erzeugnisse vorhanden seyn können.

2.
Fortsetzung.

So streng aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht zwischen den drei ursprünglichen Vermögen des menschlichen Geistes unterschieden werden muß; so stehen doch diese Vermögen in einer so genauen Verbindung und Wechselwirkung, daß die oft unmerklichen Uebergänge der Zustände des einen dieser Vermögen in Zustände des andern Vermögens im Bewußtseyn nur mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet werden können. Dasselbe gilt daher auch von den oft unmerklichen Uebergängen der einzelnen Sprachdarstellungen in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, weil, ungeachtet ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, die drei Sprachgebiete der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit unter sich eben so verwandt seyn und so nahe an einander grenzen

müssen, wie die im Bewußtseyn sich ankündigenden Wirkungskreise der drei geistigen Vermögen.

So nahe aber auch die drei Sprachgebiete in der Wirklichkeit an einander grenzen mögen; so verlangt es doch der Zweck der wissenschaftlichen Begründung und Haltung, daß jedes derselben als ein in sich abgeschlossenes Ganzes aufgestellt, und nach allen seinen einzelnen Gattungen, Arten und Formen, nach allen seinen wissenschaftlich ausgemittelten Theilen und Untertheilen, erschöpfend erörtert und durchgeführt werde. Daß dies geschehen könne, erhellt daraus, weil, — wie im Bewußtseyn bei jedem einzelnen wahrgenommenen Zustande die unmittelbare Quelle desselben in einem der drei geistigen Vermögen, — so auch bei jedem einzelnen Erzeugnisse der Sprachdarstellung die Quelle desselben in dem Gebiete der Prosa, oder der Dichtkunst, oder der Beredsamkeit nachgewiesen werden kann.

3.

Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Prosa.

Das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa umschließt, nach den in der Philosophie der Sprache aufgestellten Ergebnissen, die Darstellung der gesammten unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens vermittelst der Sprache, es mögen nun diese Zustände des Vorstellungsvermögens im Bewußtseyn entweder als Anschauungen des äußern oder innern Sinnes, oder als Begriffe des Verstandes, oder als Urtheile der Urtheilskraft, oder als Ideen und Schlüsse der Vernunft, oder

als Bilder der Einbildungskraft sich ankündigen. Die Sprache der Prosa enthält daher den wörtlichen Ausdruck und die durch Sprache mögliche Versinnlichung der gesammten unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens. Es müssen aber die unmittelbaren und die mittelbaren Zustände des Vorstellungsvermögens genau von einander unterschieden werden, sobald man das Gebiet der Sprache der Prosa von dem Gebiete der Dichtkunst und der Beredsamkeit sorgfältig unterscheiden will. Denn die Zustände des menschlichen Gefühls- und Bestrebungsvermögens können nicht unmittelbar, wie dieselben im Bewußtseyn sich ankündigen, durch Sprache dargestellt werden; sie müssen vielmehr erst in Vorstellungen übergehen, bevor sie die Sprache ausdrücken, und durch den abgeschlossenen Kreis der in Vorstellung übergegangenen Gefühle das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst, so wie durch den abgeschlossenen Kreis der in Vorstellungen übergegangenen Bestrebungen das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit sich bilden kann. Wenn daher das Eigenthümliche der Sprache der Prosa darauf beruht, daß in dem Gebiete derselben die unmittelbaren Zustände des Vorstellungsvermögens — ohne irgend einen ursprünglichen Antheil des Gefühls- und Bestrebungsvermögens an denselben — dargestellt werden; so kündigt sich das Eigenthümliche der Sprache der Dichtkunst dadurch an, daß in derselben die ursprünglich im Bewußtseyn wahrgenommenen Gefühle, erst nach ihrem Uebergange in Vorstellungen, dargestellt werden, weil überhaupt alles, was durch Sprache dargestellt werden soll, zunächst vorher Vorstellung gewesen seyn muß,

wenn es auch, seinem Ursprunge nach, einem andern geistigen Vermögen, als dem Vorstellungsvermögen, angehört. Dasselbe Verhältniß, wie bei dem Gefühlsvermögen, tritt auch bei dem Bestrebungsvermögen ein, wo gleichfalls die ursprünglich im Bewußtseyn wahrgenommenen Bestrebungen, erst nach ihrem Uebergange in Vorstellungen, in der eigenthümlichen Sprache der Beredsamkeit dargestellt werden können. Wenn also auch jeder Darstellung durch Sprache zunächst eine Vorstellung vorausgehen muß; so wird doch — nach der ursprünglichen Ankündigung der Zustände der drei geistigen Vermögen im Bewußtseyn — die Grenze des Gebiets der Sprache der Prosa gegen das Gebiet der Sprache der Dichtkunst und der Sprache der Beredsamkeit dadurch aufs strengste gezogen, daß allen Darstellungen in der Sprache der Prosa unmittelbare, den Darstellungen in der Sprache der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit aber nur mittelbare Zustände des Vorstellungsvermögens zum Grunde liegen.

Durch diesen Ursprung aller Stoffe der Sprache der Prosa aus dem menschlichen Vorstellungsvermögen wird zugleich das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Es muß daher auch die Theorie der Sprache der Prosa ein von der Theorie der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit wesentlich verschiedenes Ganzes bilden, so daß, bei der Festhaltung des ihr eigenthümlichen Charakters in der Sprachdarstellung, keine Verwechselung derselben mit dem eigenthümlichen Charakter der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit möglich ist.

(So wenig also eine Ode, eine Elegie, ein

Epos, ein Trauerspiel u. s. w. unmittelbar aus Vorstellungen stammt, sondern aus Gefühlen, welche durch das Mittel (Medium) der Vorstellung gehen, bevor sie in der Sprachdarstellung zur Einheit der dichterischen Form verbunden werden; so wenig stammt auch die Abhandlung im Lehrstyle, oder die Darstellung eines Zeitabschnittes der Geschichte, oder ein Brief, oder ein Kriegsmanifest und ein Friedensschluß aus dem Gefühlsvermögen, sondern aus unmittelbaren Vorstellungen, welche der vollendeten prosaischen Form des Lehr- oder Geschichtsstyls, des Brief- oder Geschäftsstyls vorausgehen.)

4.

Eintheilung des Gesammtgebietes der Sprache der Prosa.

Obgleich jedes einzelne Erzeugniß im Gesammtgebiete der Sprache der Prosa, nach seinem stylistischen Gehalte, und nach seiner Annäherung an das Ideal der Classicität, so wie nach seiner Entfernung von demselben, einzig nach dem Gesetze der Form — d. h. nach dem in der Darstellung enthaltenen Ausdrucke der Richtigkeit (der formellen Wahrheit) und Schönheit — beurtheilt, und darnach festgesetzt werden kann, welche untergeordnete Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit in demselben angetroffen werden, und ob es in der niedern, oder in der mittlern Schreibart, vielleicht bisweilen mit einzelnen Uebergängen aus der mittlern Schreibart in die höhere, gehalten worden sey; so muß doch die Eintheilung des Gesammtgebietes der Sprache der Prosa, ganz unabhängig von dem Gesetze der

Form, abgeleitet werden aus dem Verhältnisse, in welchem das wirkliche (prosaische) Leben zu der Auffassung seiner einzelnen Zustände in unmittelbaren Vorstellungen steht. Denn das Leben des Menschen in der Wirklichkeit — weit abliegend von der Welt der Ideale des Dichters und von dem Einwirken des Redners auf den freien Willen — nach seinen verschiedenen Seiten, enthält die reichhaltigen Stoffe für die Sprache der Prosa. Der Gesammtkreis des wirklichen Lebens, nach der Masse seiner Stoffe, besteht aber entweder in Erkenntnissen, oder in äußern Thatsachen und Vorgängen, oder in schriftlichen Mittheilungen an abwesende Personen unsrer Gattung, oder in der schriftlichen Bezeichnung der Verhältnisse und Zustände des öffentlichen bürgerlichen Lebens.

Daraus ergeben sich die vier Theile des Gesammtgebietes der Sprache der Prosa:

1) der Lehrstyl;
2) der geschichtliche Styl;
3) der Briefstyl;
4) der sogenannte Geschäftsstyl.

5.

Fortsetzung.

Es entsteht der Lehrstyl, sobald wir entweder einen Theil, oder die ganze Masse unserer Kenntnisse, für den Zweck der Darstellung durch Sprache ordnen, und den kleinern oder größern in sich abgeschlossenen Kreis dieser Kenntnisse in irgend einer vollendeten Form der Sprache der Prosa entwickeln. Der Lehrstyl umschließt daher, dem Stoffe nach, die

ganze Masse von Anschauungen, Begriffen, Urtheilen und Vernunftideen, welche durch Sprache bereits dargestellt wurden, oder doch durch Sprache dargestellt werden können. Zu ihm gehört eben sowohl das in sich abgeschlossene philosophische System eines Wolf, Kant, Fichte, Schelling u. a.; wie die faßlichste Volks- und Jugendschrift, und der, einem Epigramme am Umfange gleiche, didactische Sinnspruch (die sogenannte Sentenz). Alle Abhandlungen, die den Zweck der Belehrung, alle kritische und polemische Aufsätze, die den Zweck der Prüfung, Berichtigung und Widerlegung beabsichtigen; alle sogenannte Vorlesungen auf Hochschulen, in welchen allmählig das Ganze einer in sich abgeschlossenen Wissenschaft mitgetheilt wird; alle auf den Gesichtskreis der untern Klassen des Volkes und der zu erziehenden Jugend berechnete Aufsätze und Schriften, müssen, nach ihrer Stellung in den einzelnen Untertheilen des Lehrstyles, theoretisch entwickelt und practisch, durch Beispiele aus Classikern in der Prosa, belegt und versinnlicht werden.

Der geschichtliche Styl entsteht durch die erschöpfende und zur Einheit der Form verbundene Darstellung aller in den beiden Kreisen der Gegenwart und Vergangenheit enthaltenen Stoffe vermittelst der Sprache. Das unermeßlich reiche Gebiet desselben, nach seinen Untertheilen, umschließt daher theils die Beschreibung, theils die Erzählung, inwiefern die Darstellung alles dessen, was zum Kreise der Gegenwart gehört, der Beschreibung zufällt, dagegen die Darstellung dessen, was bereits in den Kreis der Vergangenheit überging, vermittelst der Erzählung vergegenwärtigt und versinnlicht wird. Es gehören daher alle eingesammelten Kennt-

nisse und alle erworbenen Beobachtungen und Erfahrungen über den Erdkörper, wie über die Sonnen- und Milchstraßensysteme, über die unorganisirten, wie über die organisirten und belebten Geschöpfe zur geschichtlichen Beschreibung; — auf gleiche Weise verhalten sich das Individuum, und die einzelne Familie, wie die Riesenreiche der Welt des Alterthums und der neuern Zeit, nach allen ihren Ereignissen und Schicksalen, zu dem gleich unermeßlichen Gebiete der geschichtlichen Erzählung.

Der Briefstyl ist die Bedingung der Unterhaltung mit abwesenden Personen, und der nöthigen Mittheilungen an dieselben. Er soll entweder die bereits bestehende Verbindung mit Abwesenden fortsetzen und unterhalten, oder eine neue Verbindung mit Entfernten anknüpfen, die bisher mit uns noch in keinem Verkehre standen. Er hat daher zunächst die Bestimmung, die mündliche Mittheilung zu vertreten, und darf deshalb, nach seiner ganzen Haltung und Durchführung, diesen Charakter nie verläugnen. Ob nun gleich die mündliche Unterhaltung, in Beziehung auf die Form des Ausdruckes, etwas nachlässiger und minder gehalten sich ankündigt, als der Brief, bei welchem nie vergessen werden darf, daß er als stylistisches Erzeugniß unter dem Gesetze der Form steht; so ist doch wegen der eigenthümlichen Bestimmung des Briefstyls, als Ersatz der mündlichen Unterhaltung, — im Allgemeinen — die Forderung an denselben weniger streng, als an den Lehr- und geschichtlichen Styl. Denn nach der ursprünglichen Bestimmung des Briefes ist er nicht zum Drucke, und zur öffentlichen Mittheilung, sondern unmittelbar an ein abwesendes Individuum bestimmt, dessen Verhältnisse zu dem, der den Brief

schreibt, nicht selten von der Art sind, daß sie aus dem Zusammenhange des Briefes nicht ganz erkannt werden können. Dagegen stehen allerdings diejenigen Briefe, welche sogleich auf die öffentliche Bekanntwerdung berechnet werden, unter einem andern Maasstabe.

Denken wir uns endlich als Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft, und als Theilnehmer eines besondern Standes im Staate; oder vergegenwärtigen wir uns den Staat, welchem wir angehören, als ein öffentliches (politisches) in sich abgeschlossenes Ganzes, sowohl nach seinen innern Verhältnissen, als nach seinen auswärtigen Beziehungen auf andere neben ihm bestehende Staaten, und stellen wir alle aus diesen so vielfach verschiedenen Ankündigungen des öffentlichen Staatslebens und des besondern Bürgerthums hervorgehende Verhältnisse durch Sprache dar; so entsteht der sogenannte Geschäftsstyl nach seinen Untergattungen und Arten.

---

1) Der Lehrstyl.

6.

Begriff und eigenthümlicher Charakter des Lehrstyls.

Wenn es die Aufgabe des geschichtlichen Styls ist, die Welt außer uns darzustellen, inwiefern sie von uns durch Anschauung aufgefaßt und in der Idee als ein zusammenhängendes Ganzes verbunden wird; so hat der Lehrstyl die Aufgabe zu lösen,

daß er die Welt in uns, so weit sie nicht in Gefühlen und Bestrebungen im Bewußtseyn wahrgenommen wird, sondern in Begriffen, Ideen, Urtheilen und Schlüssen sich ankündigt, darstelle und zur Einheit verbinde.

Das Gebiet des Lehrstyls umschließt daher den Kreis der gesammten menschlichen Erkenntniß aus Begriffen. So weit der Kreis menschlicher Erkenntniß ist; so weit muß auch der Kreis des Lehrstyls seyn. Zugleich folgt daraus, daß jeder neue Zuwachs der menschlichen Erkenntniß, jede Erweiterung des Kreises menschlicher Begriffe und Ideen, nothwendig auch das Gebiet des Lehrstyls, seinem Stoffe nach, erweitern und bereichern muß.

Allein der eigenthümliche Charakter des Lehrstyls beruht nicht blos auf dem ihm eigenthümlichen Stoffe, sondern, in gleichem Verhältnisse, auf der Eigenthümlichkeit seiner stylistischen Form, inwiefern — bei aller Verschiedenartigkeit der dem Lehrstyle zugehörenden Stoffe — die Form desselben doch nur dann das Gepräge der Vollendung trägt, wenn die einzelnen Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß aus Begriffen zu einer solchen Einheit der stylistischen Form verbunden werden, daß diese Form in völliger Angemessenheit zu dem Gesetze der Form erscheint.

7.

Verhältniß des Lehrstyls zum Gesetze der Form.

Das Gesetz der Form verlangt die innigste Verbindung der Richtigkeit und der Schönheit von jedem einzelnen stylistischen Erzeugnisse, mithin auch

von jeder einzelnen Form des Lehrstyls. Der Begriff der Richtigkeit der Form ist bei dem Lehrstyle ohne Schwierigkeit auszumitteln, weil der Stoff desselben ganz in Begriffen besteht. Denn da die Richtigkeit in der Darstellung auf dem Ausdrucke der formellen Wahrheit innerhalb unsrer Vorstellungen vermittelst der Sprache beruht; so wird dem Gesetze der Richtigkeit im Lehrstyle Genüge geschehen, sobald durch die gebrauchten Wörter die formelle Wahrheit in den zum Bewußtseyn gelangten Begriffen ausgedrückt und bezeichnet wird. Die formelle Wahrheit besteht aber in der Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen mit sich selbst, weil über die materielle Wahrheit — über die Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen mit den Gegenständen in der Wirklichkeit — nicht innerhalb der Philosophie der Sprache entschieden werden kann.

Was die Schönheit der Darstellung in Hinsicht auf den Lehrstyl betrifft; so besteht sie in der Hervorbringung einer Form, durch welche die Mannigfaltigkeit der darzustellenden Begriffe zur Einheit verbunden, und diese Einheit in der Darstellung so vollendet wird, daß die blos mechanische und logische Folge der im Stoffe enthaltenen Begriffe, vermittelst der Form, als ein organisches lebensvolles Ganzes erscheint, welches durch die Versinnlichung der dargestellten Begriffe, — ohne Beeinträchtigung der leichten Auffassung ihrer formellen Wahrheit, — in demselben Grade ein reines Wohlgefallen an der Form hervorbringt, in welchem der Verstand durch die Richtigkeit der Darstellung, d. h. durch den vollendeten Ausdruck der in den dargestellten Begriffen enthaltenen formellen Wahrheit, befriedigt wird. — Es ist daher ein Irrthum, der

auch durch alle gelungene Erzeugnisse echter Classiker im Lehrstyle längst practisch widerlegt worden ist, wenn man die Vollendung des Lehrstyls zunächst nur auf die Richtigkeit der Form beschränkt; denn schon aus dem Ursprunge des Gesetzes der Form aus der gesammten Thätigkeit der drei geistigen Vermögen erhellt, daß jede Darstellung der einzelnen Zustände dieser Vermögen vermittelst der Sprache, sobald diese Darstellung auf Classicität Anspruch macht, dem Gesetze der Form untergeordnet werden muß.

8.

Zweck des Lehrstyls.

Der nächste Zweck des Lehrstyls ist allerdings auf Belehrung und auf Ueberzeugung durch die dargestellten Begriffe berechnet. Der menschliche Geist ist aber, nach der Gesammtheit seiner Vermögen, ein zu innig verbundenes Ganzes, als daß irgend etwas auf das eine Vermögen so ausschließend wirken könnte, daß die andern Vermögen gar keinen Antheil daran nähmen, und ohne alle Berührung von demselben blieben. Daraus folgt, daß wenn gleich jede Mittheilung von Begriffen durch die Sprache zunächst und unmittelbar auf die Belehrung des Verstandes, auf die Berichtigung des Urtheils, auf die Fortbildung der Vernunft, und überhaupt auf die Erweiterung und Vervollkommnung des Gesammtkreises der menschlichen Erkenntniß berechnet wird, doch zugleich, vermittelst der Einheit und stylistischen Vollendung der Form, auch die Einbildungskraft, so wie das Gefühls- und Bestrebungsvermögen für die mitgetheilten Begriffe angeregt und belebt werden, wiewohl die Wirkung der

stylistischen Lehrform auf diese Vermögen nicht von gleicher Stärke seyn kann, wie auf das Vorstellungsvermögen. Der Maasstab für die Beurtheilung der Gediegenheit und Vollendung eines Erzeugnisses des Lehrstyls wird also darauf beruhen, daß der dargestellte kleinere oder größere Kreis der Begriffe, durch seine Deutlichkeit, Klarheit, Bestimmtheit und logische Einheit, unmittelbar Belehrung und Ueberzeugung, mittelbar aber ein Wohlgefallen an der Form selbst, und eine verhältnißmäßige Belebung und Theilnahme des Gefühls- und Bestrebungsvermögens an der versinnlichten formellen Wahrheit in den dargestellten Begriffen enthält.

Was endlich den stylistischen Schmuck im Lehrstyle betrifft; so wird dieser theils von dem gewählten Stoffe, theils von dem Zwecke, auf welchen die Darstellung berechnet ist, theils und am meisten von der Individualität des Schriftstellers abhängen, die auch gewöhnlich über die Wahl der niedern oder der mittlern Schreibart entscheidet. Denn, abgesehen von ihrer übrigen Verschiedenheit, werden die Stoffe aus der Größenlehre weniger Schmuck verstatten, als Stoffe aus dem Kreise der philosophischen Wissenschaften, und in den letztern wieder die Stoffe aus der Denklehre weniger, als aus der Pflichten-, Rechts- und Religionslehre. Eben so wird ein größerer Schmuck in der Darstellung des Lehrstyls nicht blos verstattet, sondern sogar Bedürfniß seyn, wenn der Schriftsteller den Zweck sich vorhält, auf die gebildeten Stände zu wirken, als wenn er für die angehende Jugend schreibt. Vorzüglich aber wird die Individualität des Schriftstellers den Ausschlag geben,

weil Schriftsteller von gleichmäßiger Entwickelung der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens, wie des Verstandes und der Vernunft, auch wenn sie zunächst Belehrung und Ueberzeugung beabsichtigen, doch mit höherm Leben und mit stärkerer Versinnlichung des Stoffes darstellen, und namentlich die mittlere Schreibart für ihre Darstellungen wählen werden, als diejenigen Schriftsteller, bei welchen zunächst nur das Vorstellungsvermögen gebildet und wirksam erscheint.

Nach diesen Grundsätzen muß zugleich die befangene Ansicht einiger Theoretiker beurtheilt werden, welche bald behaupten, daß der Lehrstyl einen höhern Schmuck verstatte, als der geschichtliche, bald diesen höhern Schmuck, vorzugsweise vor dem Lehrstyle, dem geschichtlichen Style beilegen. Nie kann im Allgemeinen darüber entschieden werden, weil, nach den aufgestellten Grundsätzen — welche ihre Bestätigung in den aus den Classikern im Lehr- und geschichtlichen Style entlehnten Beispielen finden — die Ankündigung eines höhern Schmuckes in der stylistischen Form bald von dem gewählten Stoffe, bald von dem Zwecke der Darstellung, bald von der Eigenthümlichkeit und dem erreichten Grade der geistigen Bildung des Schriftstellers abhängt.

9.

Eintheilung des Gebietes des Lehrstyls.

In dem in sich abgeschlossenen Gesammtgebiete der Sprache der Prosa darf die Eintheilung dieses Gebietes, und die Ausmittelung der Untergattungen des Lehrstyls, nicht nach den einzelnen Kreisen des wissenschaftlichen Stoffes versucht, und

z. B. ein besonderer Lehrstyl für die philosophischen, mathematischen, theologischen, juridischen u. a. Wissenschaften aufgestellt werden; vielmehr kann, bei jener Eintheilung, nur die verschiedene Behandlungsweise des Stoffes vermittelst der Form den Ausschlag für die Aufstellung der besondern Untertheile des Lehrstyls geben. Nach diesem Maasstabe zerfällt der Lehrstyl:

a) in den systematischen, in welchem irgend ein Theil der menschlichen Erkenntniß, oder auch ein größeres in sich abgeschlossenes Ganzes derselben, nach dem innern Zusammenhange der dazu gehörenden Begriffe und Untertheile, vollständig und erschöpfend, nach den Bedingungen des Gesetzes der Form, dargestellt wird;

b) in den commentirenden (weiter ausführenden, erläuternden), in welchem die einzelnen Theile eines systematisch dargestellten Ganzen weiter ausgeführt und erläutert, die Schwierigkeiten dabei durch faßlichere Erklärungen und Beispiele gehoben, die dagegen denkbaren oder bereits wirklich erhobenen Einwürfe beantwortet und widerlegt, die in der systematischen Darstellung nicht selten vorkommenden Kunstwörter (Terminologie) erörtert, die mit den dargestellten Begriffen verwandten Gegenstände verglichen, und nicht selten die zu dem ganzen Umkreise des dargestellten Stoffes gehörenden, und bald näher, bald entfernter liegenden Begriffe berücksichtigt werden;

c) in den compendiarischen, in welchem ein abgeschlossenes Gebiet der menschlichen Erkenntniß zwar in sich zusammenhängend und erschöpfend, aber in so gedrängten Umrissen dargestellt wird, daß die weitere Ausführung der einzelnen Theile

in demselben wegfällt, und entweder der Selbstforschung oder dem mündlichen Vortrage überlassen bleibt;

d) in den akademischen Vortrag, durch welchen das systematische Ganze einer wissenschaftlichen Erkenntniß, vermittelst einzelner, den Gegenstand fortführender, mündlicher oder schriftlicher Vorträge, allmählig entstehen und durchgebildet werden soll;

e) in den populären Lehrstyl, in welchem ein wissenschaftlicher Stoff so dargestellt wird, daß man alles von ihm ausscheidet, was den eigentlichen Gelehrten ausschließend angeht, und nur diejenigen Gegenstände desselben in einer lichtvollen Uebersicht und leichtfaßlichen Darstellung behandelt, welche man auch ohne gelehrte Vorkenntnisse verstehen kann, und welche nicht unmittelbar auf die Erweiterung des Umkreises des menschlichen Wissens überhaupt, sondern zunächst auf die Anwendung im wirklichen Leben berechnet werden;

f) in den dialektisch-kritisirenden Lehrstyl, in welchem alle einzelne stylistische Erzeugnisse theils in Hinsicht auf den dargestellten Stoff nach den höchsten wissenschaftlichen Grundsätzen der formellen und materiellen Wahrheit, theils in Hinsicht auf die Form der Darstellung nach dem in dem Gesetze der Form enthaltenen höchsten Maasstabe geprüft und beurtheilt werden.

10.

a) Der systematische Lehrstyl.

Unter einem Systeme denken wir das aus einem obersten Grundsatze abgeleitete, logisch ange-

legte, in seinen Theilen nothwendig zusammenhängende, gleichmäßig durchgeführte, und nach dem Gesetze der Form durch Sprache dargestellte Ganze, in welchem entweder eine ganze Wissenschaft, — ein in sich abgeschlossener Kreis der menschlichen Erkenntniß, — oder doch ein bestimmter Gegenstand des menschlichen Wissens, in materieller Hinsicht den Gegenstand erschöpfend, und in formeller Hinsicht den Stoff zur Einheit der Form erhebend, zur Anschauung gebracht wird.

Jede Wissenschaft kündigt sich nämlich als ein Ganzes von zusammenhängenden und aus Einem höchsten Grundsatze abgeleiteten Sätzen an. Wer daher ein System aufstellen will, muß zuerst den höchsten Grundsatz ausmitteln, aus welchem alle einzelne Lehren und Theile des Systems mit Nothwendigkeit sich ergeben. Die Aufstellung eines solchen Grundsatzes beruht aber darauf, daß derselbe, der Form nach, als Vernunftwahrheit, d. h. als ein widerspruchsfreies und allgemein gültiges Urtheil aufgestellt werde, und daß er, der Materie nach, als der Keim erscheine, aus welchem alle einzelne Glieder des Systems in einer zusammenhängenden Folge sich entwickeln lassen. Es müssen daher in einem Systeme alle einzelne Glieder und Theile, aus welchen das Ganze besteht, nicht nur vollständig vorhanden, sondern dieselben auch nach ihrem innern Verhältnisse gegen einander als Theile, und nach ihrem Verhältnisse zum Ganzen so dargestellt seyn, daß theils der logische Grund aus der Anlage des Ganzen hervorleuchtet, theils die Darstellung selbst in allen einzelnen Theilen so viel Gleichmäßigkeit und Ründung erhält, daß nicht nur der Verstand durch die aufgestellten Begriffe belehrt und

überzeugt wird, sondern auch die Form der Darstellung ein reines Wohlgefallen an derselben bewirkt. —

Nach diesen Grundsätzen wird also die Richtigkeit innerhalb des Systems einer Wissenschaft darin bestehen, daß theils alle dargestellten Begriffe unter sich selbst übereinstimmen (d. h. daß sie formelle Wahrheit haben), theils diese Begriffe auch so sicher aus einander abgeleitet, und so bestimmt mit einander verbuuden werden, daß der Verstand in denselben durchaus weder Lücke, noch Sprung entdecken, sondern vielmehr den Grundsatz, nach welchem alle Theile verbunden sind, wahrnehmen, und denselben mit der Ausführung, Haltung und Behandlung der Theile selbst durchgehends vergleichen kann. Die Schönheit der Form aber wird darin sich ankündigen, daß alle einzelne, obgleich systematisch unter sich verbundenen Theile so in sich stylistisch ausgearbeitet und vollendet sind, daß nicht nur durch diese Gestaltung das Ganze selbst ein freies organisches Leben erhält, sondern daß auch die Form, nach der in ihr vorherrschenden Versinnlichung des Stoffes, als das Bild eines vollendeten Ganzen, von der Einbildungskraft mit reinem Wohlgefallen aufgefaßt und festgehalten werden kann.

Die einzelnen Arten des systematischen Lehrstyls sind:

1) das System selbst, von welchem alles gilt, was überhaupt als Bedingung des vollendeten systematischen Lehrstyls aufgestellt worden ist;

2) die Abhandlung, oder die systematische und erschöpfende Darstellung irgend eines Abschnittes, oder eines einzelnen Theiles aus einem größern wissenschaftlichen Ganzen, — auf

welche die aufgestellten Grundsätze nach dem Verhältnisse, in welchem der Theil zu dem größern Ganzen steht, angewandt werden müssen. — Nothwendig ist es ein bedeutender Gewinn für die Wissenschaften, wenn deren einzelne Theile, bevor sie unter der Einheit eines in sich abgeschlossenen Systems erscheinen, als kleinere organische Ganze ausgeführt und durchgebildet werden, oder auch wenn, nach bereits vollendeter systematischer Gestaltung der Wissenschaft, die einzelnen Abschnitte und Theile derselben, durch neue Bearbeitung, Erweiterung oder Berichtigung, in ein neues Verhältniß zu dem organischen Ganzen des Systems treten.

(Ist irgend bei einer Nation der systematische Geist vorherrschend; so ist es bei der teutschen. Ihrer Literatur gehören daher auch eine große Zahl trefflicher systematischer Werke und völlig durchgebildeter Systeme an. Wie reich ist — um nur bei der Philosophie zu verweilen — die neuere teutsche Literatur an systematischen Werken von Wolf, Kant, Reinhold (z. B. Theorie des Vorstellungsvermögens), Fichte, Schelling, Gtlo. Ernst Schulze (Kritik der theoretischen Philosophie), Fries (neue Kritik der Vernunft), u. a.

Noch reicher ward von den Teutschen das Gebiet der eigentlichen Abhandlung angebaut. Dahin gehören in der philosophischen Literatur die trefflichen Aufsätze von Jerusalem, Mendelssohn, Reimarus, Eberhard, Garve, Engel, Schlosser, Herder, Hamann, Kant, Reinhold, Heydenreich, Fr. Volkm. Reinhard, Fr. Heinr. Jacobi u. a.)

11.

Beispiele des systematischen Lehrstyls von Geiler von Keisersberg, Johann v. Staupitz, Jacob Böhme, Martin Opitz und Phil. Jac. Spener.

Wenn gleich die Bruchstücke aus dem systematischen Lehrstyle der Teutschen aus den Zeiträumen der Sprachbildung bis zum Jahre 1740, weder in Hinsicht der gleichmäßigen Behandlung des Stoffes, noch in Hinsicht der Angemessenheit zu den strengen Forderungen des Gesetzes der Form, mit der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände seit dem Jahre 1740 die Vergleichung aushalten; so durften doch einzelne Beispiele aus jenen frühern Zeiten nicht ganz übergangen werden, theils um den Charakter der Sprache der teutschen Prosa in früherer Zeit, theils die Fortschritte der wissenschaftlichen Sprachdarstellung seit den letzten achtzig Jahren auf teutschem Boden zu vergegenwärtigen.

1) von Geiler von Keisersberg († 1510), aus seinem Trostspiegel (der zu Straßburg, 1503 erschien).

Gedenck, was grossen nutz dynem freund uß dem tod entspringt; sich (sieh), uß was jamers, lydens und ellends, dos in diser zit ist, er hingenommen wirt und etladen. Wer wolt erzalen die unseligkeyt, die alle menschen, sie syen in was standtes sie wellen, erlyden müssen; es bedörfft ein gantz groß buch, das zu erzalen. Liß sanctum Augustinum ym buch von der statt gottes, liß Franciscum Petrarcham vom glück und unglück; so vindestu wunder davon, was ein mensch erlyden muß in

lyb und seel. Heut gesunt, morgen kranck, heut fröh- lich, morgen trurig, yetz in eren, morn in schand, yetz rych, morn arm, yetz gelopt, morn gescholten, heut ge- nediger her, morn stoßt man die zung über dich uß, und macht dir esels oren, heut lebendig, morn tod. Was sol ich vil schreiben; ich sprich mit dem Job: der Mensch geboren von eynem wib, lebt ein kurtze zyt, und wirt erfüllet mit vil unseligkeyt; darfür hilfft weder gold noch sylber, weder syden (Seide) noch perlin (Perlen), weder gewalt noch adel, weder kunst noch vernunfft. Nun wolan, uß dem jamer ist dyn freund hingenommen, uß dem schweyßbad gangen, do du noch in sitzest. Ist das, das du also clagest, und so unvernünfftiklichen trurest?

Nun sprichstu: ja wenn ich wüste, daz myn fründ uß diesem jamertal kem in ewige freud; ich förcht aber, das er vom karren diß ellends gespannen werd in den wagen des ewigen Feuers; es darff sich ein dieb nit freuwen, so man yn uß dem turm laßt, und yn an den galgen fürt. Er ist in todsünden villicht gestorben; all syn lebtag eyn weltmensch gewest, gott nie vor augen gehabt, allweg synem mutwillen gelebt. Ich sprich zum ersten: es weiß nyemant, wie er sich an synem letzsten end gehalten hat, er hat villicht geruwet (bereuet), und also ist ym gnad beschehen, wie wol sich nyemans da- ruff verlassen sol. Ich sprich zum andern: ist dyn freund in todsünden begriffen und also gestorben, und zu der hellen gefaren; so nit trur. Er sitzt, da er sitzen sol, und nirgen rechter. eyn dieb gehört an den galgen, und ein mörder auffs rad. Wißt ich meinen vatter, spricht sanctus Augustinus, in der hellen, ich wolt nit für yn bitten. Ach gott, sprichstu, het er lenger gelebt; so het er sich villicht bekört; wie kann ym daz zů nütz dienen, daz er in synen sünden tod ist? Ich sprich zum dritten: er wer nit besser worden, ob er schon len-

ger gelebt hett, wenn (denn) sobald gott eynem menschen durch den tod hin nymt, so wer derselb mensch hinfür nymmermer besser worden.

2) von Johann v. Staupitz († 1527), über die wahre Liebe zu Gott.

Ein wartzeichen der lieb gottes ist vo(e)rbringung der gebot gottes; den (denn) lieb geburt (gebiert) gleychformigkeit, macht ein hertz, einen willenn, ein seel. Steygt sy vber sich; so bildet sy sich inn der nachuolg nach dem willen des Geliebtenn. Felt (fällt) sy vntter sich; so bildet sy alle ding nach yr, vnd schatzet kein ding nach seiner natürlichen guete, sondern nach yr selbstgefallenn, macht alßo boß (bös), das in der natur gút von got erschaffenn ist. Der got vber alle ding liebt; der lest ym wolgefallen alles, das got wohlgefelt, vnnd tregt vordries (Verdruß) in allem, das got mißfelt; darumb liebt er die gerechtigkeit, vnd hasset die boßheit. Das end des gesetz (es) ist die lieb gottes vber alle ding, mit welcher nit steen mag vbel thun. Demnach helt der mensch, der recht liebt, alles, das ym got geboten hat, alles das in den gotlichenn wortten verborgen liegt, nach der lere Augustini, des diße nachuolgennde wort seinn. Lieb vnnd thue, was du wilt. Schweichstu; so schweig aus lieb. Rueffestu; so rueff aus lieb. Straffestu; so straff aus lieb. Versonest du; so versone aus lieb. Behalt die wurtzeln in dem hertzen, die rechte gotliche lieb; so mag nichtz den guts auß dir geen, nichtz den seliglichs von dir gescheen. Derhalben werden die menschen von nyemandts anders, den in der schule der liebe gottes gelernig. Zu dieser kunst, zu der lieb gottes, sollen die eldern yre kind, die meister yre junger, die geistlichen hirten yre schefflein ziehn; es ist auch kein andere kunst zu der seligkeit notturftig.

3) von Jacob Böhme († 1624) *), aus seiner Christosophia (Ausgabe von 1730. 8.) S. 231.

Recept vor dem schwarzen Teufel.

Wenn er die arme Seele ansicht, daß sie soll verzagen, soll man ihm dies Recept zu essen geben: der Teufel ist ein stolzer, hoffärtiger Geist, dem kann man nicht weher thun, daß er eher weiche, als daß man einen frischen Muth wider ihn fasse, ganz trotzig und hochmüthig, sich vor ihm nicht entsetze, denn er hat nicht eines Strohhalms Gewalt, und nur seiner spotte, ihm seinen Fall vorwerfe, wie er einst ein so schöner Engel gewesen, und nun ein schwarzer Teufel worden, sprechend: Siehe, wannenhero, Schwarzhans? Ich dachte, du wärest im Himmel unter den Engeln; so kommest du daher gezogen und schleppest dich mit Gottes Zornregister. Ich dachte, du wärest ein Fürst in Gott; wie bist du dann sein Büttel worden? Ist denn ein Henkersknecht aus solchem schönen Engel worden? Pfui dich, du garstiger Henkersknecht, was willst du mit mir? Gehe hin in den Himmel zu den Engeln, bist du Gottes Diener. Pfui dich, packe dich weg, du Henkersknecht; gehe zu deinen Engeln, hier hast du nichts zu thun. Dieses Recept isset er zwar, es dienet zu seiner Gesundheit. — Spotte ihn: ey, schöner Engel, der nicht einen

*) Wenn es zu den Zeichen unsers Zeitalters gehört, daß dieser im achtzehnten Jahrhunderte nach seiner Unbedeutenheit gewürdigte Mystiker von einigen Zeitgenossen von neuem hervorgesucht und gefeiert ward; so darf auch hier ein kurzes Bruchstück aus einer seiner Schriften nicht fehlen, das aber — nicht als Beispiel des Classischen, sondern als Warnungstafel seinen Platz erhält.

Tag im Himmel bleiben konnte. Er war ein Fürst, und schleppet sich jetzt mit der Sünden Register, mit dem Schlammsacke. Du Henkersknecht, nimm hin meine Sünde in deinen Bettelsack. Fahre nur hin mit deinem Sündensacke, und nimm meine auch mit; du bedarfst sonst nichts als Sünden. An meiner Seele hast du keinen Theil. Kannst du, friß mich, hier stehe ich; aber höre, ich habe ein Zeichen in mir, das ist des Kreuzes Zeichen, daran Jesus die Sünde und den Tod erwürgte, und dem Teufel die Hölle zerstörte, und ihn in Gottes Zorn band; friß dasselbe auch mit, so wirst du wieder ein Engel.

Kommt er nicht mit einem Schrecken der Furcht; so ist er nicht da, sondern es ist der Seele Entsetzung vor dem dunkeln Abgrunde. Sie denket oft, wenn die melancholische Complexion mit der Grimmigkeit des Gestirns angesteckt wird, der Teufel sey da, ist aber nicht. Wenn er kommt; so kommt er entweder mit hartem Schrecken, oder als ein Engel, also freundlich, wie ein schmeichelndes Hündlein.

Kommt er im Finstern, und du im finstern Orte bist, und erschrecket dich; so weiche ihm nicht von der Stätte, fleuch nicht vor ihm, er ist dessen nicht werth, daß ihm ein Mensch weiche. Spotte seiner in der Finsterniß, sage: Siehe, bist du da; ich dachte, du wärest ein Engel des Lichts, so stehest du da im Finstern lauern, wie ein Dieb; es wären wohl andere Orte für dich, da mehr Stankes wäre, denn hie, weil du nur nach Sündenstank umgehest suchen.

Fährt er aber mit einem Stank von dannen; so gehe bald von dannen, sagende: Pfui, du stinkender Büttelknecht; wie reuchst du nach deiner Herberge, in der Cloaka reucht es eben also; er wird dir nicht bald mit Schrecken wieder kommen.

4) von Martin Opitz († 1639), aus seinem Buche: von der teutschen Poeterei (s. Opitzens Gedichte. Th. 1. Zürich, 1745. 8. S. 14).

— Ich muß bekennen, daß an Verachtung der Poeterei diejenigen nicht wenig Schuld tragen, welche ohne allen Dank Poeten seyn wollen, und noch eines Theiles zum Ueberfluß, ebener maßen wie Julius Cäsar seine kahle Glitze, sie ihre Unwissenheit unter dem Lorbeerkranze verdecken. Gewißlich, wenn ich nachdenke, was von der Zeit an, seit die griechische und römische Sprache wieder sind hervorgesucht worden, vor Haufen Poeten sind heraus kommen, muß ich mich verwundern, wie sonderlich wir Teutsche so lange Geduld können tragen, und das edle Papier mit ihren ungereimten Reimen beflecken. Die Worte und Syllaben in gewisse Gesetze zu bringen, und Verse zu schreiben, ist das allerwenigste, was in einem Poeten zu suchen ist. Er muß von sinnreichen Einfällen und Erfindungen seyn, muß ein großes unverzagtes Gemüthe haben, muß hohe Sachen bei sich erdenken können, — soll anders seine Rede eine Art kriegen, und von der Erde empor steigen. Ferner so schaden auch dem guten Namen der Poeten nicht wenig diejenigen, welche mit ihrem ungestümen Ersuchen auf alles, was sie thun und vorhaben, Verse fordern. Es wird kein Buch, keine Hochzeit, kein Begräbniß ohne uns gemacht; und gleichsam als könnte niemand allein sterben, gehen unsre Gedichte zugleich mit ihnen unter. Man will uns auf allen Schüsseln und Kannen haben; wir stehen an Wänden und Steinen; und wann einer ein Haus, ich weiß nicht wie an sich gebracht hat, so sollen wir es mit unsern Versen wieder redlich machen. Dieser begehrt ein Lied auf eines Andern Weib; jenem

hat von des Nachbarn Magd geträumt; einen Andern hat die vermeinte Buhlschaft einmal freundlich angelacht, oder, wie dieser Leute Gebrauch ist, vielmehr ausgelacht; ja des närrischen Ansuchens ist kein Ende. Müssen wir also entweder durch Abschlagen ihre Feindschaft erwarten, oder durch Willfahren der Würde der Poesie einen merklichen Abbruch thun. Denn ein Poete kann nicht schreiben, wenn er will, sondern wenn er kann, und ihn die Regung des Geistes treibt. — Daß ferner die Poeten mit der Wahrheit nicht allezeit übereinstimmen, soll man wissen, daß die ganze Poeterei im Nachäffen der Natur bestehe, und die Dinge nicht so sehr beschreibe, wie sie seyn, als wie sie etwa seyn könnten oder sollten. Es sehen aber die Menschen nicht allein die Sachen gerne, welche an sich selber eine Ergötzung haben, als schöne Wiesen, Berge, Felder, Flüsse, zierlich Weibsvolk und dergleichen; sondern sie hören auch die Dinge mit Lust erzählen, welche sie zu sehen nicht begehren, als: wie Herkules seine Kinder ermordet; wie Dido sich selber entleibet; wie die Städte in den Brand gesteckt worden; wie die Pest ganze Länder durchwüthet, und was sonsten mehr bei den Poeten zu finden ist. Dienet also dieses alles zu Ueberredung und Unterricht, auch Ergötzung der Leute; welches der Poeterei vornehmster Zweck ist.

5) von Philipp Jacob Spener († 1705), aus s. allgemeinen Gottesgelehrtheit (Frankfurt, 1680.) S. 5. (abgekürzt.) — Der Verfasser beantwortet die Frage:

Ob aus natürlichen Kräften, durch menschlichen Fleiß, ohne sonderbares Licht des heiligen Geistes, und also auch von denjenigen, die desselben Gnadenwirkungen

nit fähig sind, möge einige Wissenschaft und Erkenntniß von göttlichen Dingen aus der Schrift zu wege gebracht werden?

Zu Beantwortung dieser Frage sind einige Dinge vorauszusetzen, die zu deroselben richtigerem Verstande gehören. 1) ist zu merken, daß hiermit nicht geläugnet werde, daß auch diejenigen natürlichen Kräfte, die wir haben, und uns ihrer im Studiren, Lesen, Hören, Nachsinnen gebrauchen, von Gott seyen. Es ist ja bereits die Schöpfung, und also was aus derselben vor Kräfte des Leibes oder der Seele an uns seynd, eine Wohlthat und Gabe des großen Gottes. Es ist aber auch eine unter unsern Theologis nicht unbekannte Distinction unter der Gnade des ersten und dritten Artikels; deren jene die Güter, so wir aus der Schöpfung haben, in sich begreift, und unsre Seligkeit noch nicht wirket, als welche eben so wohl bei den Unwiedergebohrnen sich findet; diese aber ist eine Gnade, die aus Christi Verdienst herkommet, uns zur Seligkeit führet, und die Wiedergeburt, oder neue Schöpfung und Creatur, in sich fasset. Da ist also die Frage: ob ohne diese Gnade in Christo ein Mensch, der derselben nicht theilhaftig, oder in solchem Stande ihrer nicht fähig ist, zu einiger Erkenntniß von göttlichen Dingen gelangen könne? — Nächstdem 2) ist auch nicht die Rede nur davon, ob der Mensch aus dem Lichte der Natur zu einiger Erkenntniß Gottes kommen möge? ja auch schon einige Funken solcher Erkenntniß, oder einige Sämlein deroselben in sich habe, die durch das Ansehen (Betrachten) der Creaturen, und Gebrauch solcher obschon schwachen principiorum, die wir von Natur verstehen, weiter erweckt und vermehrt werden? In welcher Materie ich nichts demjenigen beizusetzen finde, was von den Unsern ausführlich bisher

ist gelehrt worden; sondern die Frage ist von derjenigen Erkenntniß, die aus dem Buchstaben der Schrift gefasset werden soll, und gefasset wird. Woraus ferner erhellet, daß dann auch nicht die Frage allein angehe diejenigen Materien von Gott, dessen Eigenschaften, Providenz und Regierung und dergleichen, davon der Mensch auch ohne die Schrift und außer derselben einiges Licht hat, sondern auch von den Materien, davon unser Verstand nichts selbst hätte erfinden und erdenken können, sondern die durch Gottes Offenbahrung, durch die Reden unsers Heilandes, vor ihm der Propheten und nach ihm der Apostel und Evangelisten, zuerst kund gethan.

Vorausgesetzt dieser Erklärung, bekenne ich gern, daß aus derjenigen allgemeinen Gnade, da Gott dem Menschen seinen natürlichen Verstand gegeben, und noch nach dem Falle gelassen hat, aus welchem er die Sprachen, Arten zu reden, und was sonsten zu den Worten gehöret, verstehet, und sich einen concept davon zu machen vermag, ein unwiedergebohrner Mensch, der also des h. Geistes nicht fähig ist, wo er fleißig die Schrift lieset, untersucht, nachdenket, Andrer Erklärungen dabei erwäget, und in Summa seinen Verstand anwendet, allein in desselben Licht aus der Schrift und dero Worten etlichermaßen verstehen kann, was die Schrift von diesen und jenen Puncten da oder dorten sage und lehre, kann sich davon einen concept und Gedanken in ihm selbst machen, und einen habitum dadurch erlangen, davon mit Andern reden, handeln, ihnen solches, wie ers gefasset, wiederumb vortragen, es vertheidigen, und damit umbgehen, gleichwie er mit andern weltlichen Dingen umbgehet, die er in philosophischen, juristischen, medicinischen, historischen Büchern lieset, und die entweder aus dem Lichte der Vernunft selbsten oder andrer Leute Worten erkannt werden. Es mögen auch viele

und die meisten der Sätze an sich selbst wahr seyn, so dann dieselbe Wissenschaft sich so viel weiter erstrecken oder enger eingespannt bleiben, als des Menschen Verstand schärfer, sein Fleiß größer, und die Anführung, die er gehabt, füglicher, treuer und vernünftiger gewesen ist. — Dieses erkenne ich gern, und streite nicht dagegen; weiß auch nichts, was solchem Satz aus der Schrift entgegen gehalten werden möchte, — und liegt ja die Erfahrung an dem Tag, wie es nicht nur möglich seye, sondern wirklich geschehe, daß derjenigen sehr viele seynd, dero ganzes Leben von der Zeit an, als sie zu ihrem Verstande gekommen sind, etwa also geführt worden ist, daß klar seyn konnte, daß sie zu der Welt gehören, die den Geist Gottes nicht empfangen kann, dero ihr Sinn, Dichten und Trachten in dem ganzen Leben niemal nach nichts anders gestanden ist, als nach eigener Ehre, Nutzen, Wollust und Fleisches Gemächlichkeit, ja die ihre Studia niemal nach keinem andern Zweck haben zu führen verlanget, und also ohne das Gnadenlicht des h. Geistes, den sie in solchem Stande nicht in sich kräftig haben wirken lassen, alles gethan; die dennoch zu einer vortrefflichen Erudition und Gelehrtheit gekommen sind, daß sie über alle Orte der Schrift mit scharfem Verstand reden, predigen und lehren. Und was ists, das ich herzlicher beklage, als daß derjenigen so viele seyen, die nicht aus Gott gelehrt seynd, und doch Lehrer seyn sollen? —

12.

Fortsetzung der Beispiele.

6) von Thomas Abbt († 1766), aus s. Schrift: vom Verdienst, S. 42.

Große Geister scheinen tauglicher zum Rathschlagen;

starke Seelen zum Vollführen. Jene sind über das Volk erhöhet, ohne allemal dessen Eingeständniß dazu zu haben; vor diesen erniedriget es sich ohne Murren. Die letztern haben allein das angebohrne Recht zu herrschen; sie besitzen die Feeneigenschaft, alle schwächere Gemüther zu bezaubern. Jede Versammlung, jedes Getöse, jedes wilde Schreien des Volkes verliert sich in ihrer Gegenwart; ein Wort von ihren Lippen ist heilig, wie ein Gesetz. Wer kann ihre große Gewalt, Macht und Herrschaft aussprechen? Sagen sie zu den gewöhnlichen Seelen: „Kommet her, oder gehet hin"; so kommen oder gehen sie ohne Widerrede. Selbst die Thoren widerstreben ihnen nicht mehr. Ihnen ist die Herrschaft über das Meer der menschlichen Leidenschaften zu Theil geworden. — Das erste und wesentlichste Stück der Stärke der Seele, das, was von ihr unzertrennlich bleibt, weil es angebohren wird, ist der Muth zum Empfängnisse eines Unternehmens; die Herzhaftigkeit, es nur zu denken. — Wie viele mögen wohl zu Karthago gewesen seyn, die, nach dem schlechten Ausgange des ersten punischen Krieges, und nach den unseligen Unruhen der Miethstruppen, auch nur das Herz zu dem Gedanken gehabt hatten: Rom in Italien zu bekriegen. Hannibal allein hatte den Muth, durch allen Jammer seines Vaterlandes zu diesem Gedanken sich durchzuschlagen. Dieser Muth entstehet aus der Vorstellung einer großen Sache, verbunden mit dem Gefühle der dazu nöthigen Kräfte. Die starke Seele erringt den großen Gedanken, weil sie ihre eigenen Kräfte dazu fühlt; eine starre Seele erhaschet einen Einfall, weil sie vergißt, wie weit ihre Kräfte gehen. Dieser Muth wird der Seele angebohren; nicht Unterricht, nicht Logik verschaffen ihn. Der junge Cato ward noch von einem Aufseher geleitet, als er diesem schon den römischen Gedanken ins Ohr lispelte,

daß es nämlich so schwer nicht wäre, Rom von einem Sylla zu befreien. Der Hofmeister erschrack, und der junge Mann wunderte sich über das Entsetzen des Hofmeisters. So wie die äußern Sinnenwerkzeuge in größerer Vollkommenheit dem einen angebohren werden, als dem andern; eben so scheinen einige Seelen ein stärkeres Bewußtseyn von sich selbst zu haben, als andere. Daher die innere Zuversicht, das Zutrauen auf sich, wenn auch äußere Stützen unter ihnen sinken; die Dreistigkeit Alexanders: „ich will allein hingehen, und meine Eroberungen fortsetzen; Macedonier ihr, ihr könnt nach Hause gehen."

7) von Moses Mendelssohn († 1786), aus s. philosophischen Schriften, Th. 1. (aus den Briefen über die Empfindungen.)

Das Unermeßliche, das wir zwar als ein Ganzes betrachten, aber nicht umfassen können, erregt eine vermischte Empfindung von Lust und Unlust, die Anfangs ein Schauern, und, wenn wir es zu betrachten fortfahren, eine Art von Schwindel erzeugt. Diese Unermeßlichkeit mag in einer ausgedehnten oder unausgedehnten, in einer stetigen oder unstetigen Größe bestehen; die Empfindung ist in allen diesen Fällen die nämliche. Das große Weltmeer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, die Ewigkeit der Zeit, jede Höhe oder Tiefe, die uns ermüdet, ein großes Genie, große Tugenden, die wir bewundern, aber nicht erreichen können; wer kann diese ohne Schauern erblicken, wer ohne angenehmes Schwindeln zu betrachten fortfahren? Diese Empfindung ist von Lust und Unlust zusammengesetzt. Die Größe des Gegenstandes gewährt uns Lust; aber unser Unvermögen, seine Grenzen zu umfassen, ver-

mischt diese Lust mit einiger Bitterkeit, die sie desto reizender macht. Doch ist dieser Unterschied zu bemerken: Wenn der große Gegenstand uns bei seiner Unermeßlichkeit keine Mannigfaltigkeit zu betrachten darbietet, wie die stille See, oder eine unfruchtbare Ebene, die von keinen Gegenständen unterbrochen wird; so verwandelt sich der Schwindel zuletzt in eine Art von Ekel über die Einförmigkeit des Gegenstandes; die Unlust überwiegt, und wir müssen den verwirrten Blick von dem Gegenstande abwenden. Hingegen ist die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, die Größe eines bewundernswürdigen Genies, die Größe erhabener Tugenden so mannigfaltig, als groß, so vollkommen, als mannigfaltig, und die Unlust, die mit ihrer Betrachtung verknüpft ist, gründet sich auf unsre Schwachheit; daher gewähren sie ein unaussprechliches Vergnügen, dessen die Seele nie satt werden kann. Was für selige Empfindungen überraschen uns, wenn wir an die unermeßliche Vollkommenheit Gottes gedenken! Unser Unvermögen begleitet uns zwar auf diesem Fluge, und drückt uns in den Staub zurück; aber die Entzückung über jene Unendlichkeit, und das Mißvergnügen über unser eignes Nichts vermischen sich in eine mehr als wollüstige Empfindung, in ein heiliges Schauern. Nach einer kleinen Erhohlung wagen wir den zweiten, den dritten Versuch, und die Quelle des Vergnügens ist noch so unerschöpflich, als vorhin. Hier mischt sich kein Ekel, keine Unlust von Seiten des Gegenstandes in unsre Empfindung, und wir wären glückselig, wenn unser ganzes Leben ein ununterbrochener Versuch, die göttlichen Vollkommenheiten zu begreifen, seyn könnte.

8) von Gotthold Ephraim Lessing († 1781), aus der: Erziehung des Menschengeschlechts.

Das Nachdenken über die mannigfaltigen Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unserm Verhältnisse zu Gott, ist unstreitig die schicklichste Uebung des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben. Denn, bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand allein an dem üben zu wollen, was unsre körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen, als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht. — Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? — Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel; bei dem Geschlechte nicht weniger, als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt; was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sey. Darauf zwecke die menschliche Erziehung ab; und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelinget, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? — Lästerung! Lästerung!

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die

Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

9) vom Könige Friedrich 2 von Preußen († 1786).

(Obgleich die Abhandlung, aus welcher das nachstehende Bruchstück genommen ist, vom Könige ursprünglich französisch geschrieben ward; so darf doch ein teutscher König, unter welchem die teutsche Nationalliteratur einen Riesenschritt vorwärts that, und der selbst in der Reihe der gleichzeitigen Schriftsteller eine der ersten Stellen behauptete, nach dem Geiste seiner philosophisch-politischen Grundsätze hier nicht übergangen werden. Das Bruchstück ist entlehnt aus seiner, im Jahre 1781 geschriebenen, Abhandlung: Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten; s. s. hinterlassenen Werke, Th. 6. S. 45.)

— Die große Wahrheit, daß wir gegen Andere handeln müssen, wie wir wollen, daß sie gegen uns sich betragen, wird der Grundsatz der Gesetze und des gesellschaftlichen Vertrags. Da aber die Gesetze weder aufrecht erhalten, noch ausgeübt werden konnten, ohne daß ein Aufseher derselben sich ununter-

brochen damit beschäftigte; so war dies der Ursprung der Obrigkeit, die das Volk erwählte, und denen es sich unterwarf. Man präge es sich fest ein, daß die Erhaltung der Gesetze die einzige Ursache war, welche die Menschen vermochte, sich Oberherren zu geben; denn dies ist der wahre Ursprung der Souverainetät. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staates. — Die Fürsten, die Regenten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art von Luxus ergeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatze brüste, und mit Hohn die Einfalt der Sitten, die Armuth und das Elend niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um neben sich einen Haufen Müssiggänger zu halten, deren Nichtsthun und deren Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsformen rührt von mehrern verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle im Charakter der Regenten haben. So wird ein Fürst, der den Weibern ergeben ist, sich von Maitressen und Günstlingen regieren lassen. Diese werden die Gewalt mißbrauchen, die sie über den Geist des Fürsten haben; sie werden sich derselben bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, sittenlose Menschen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen, und sich andere Schandthaten zu Schulden kommen lassen. Wenn der Fürst aus Hang zum Nichtsthun die Regierung des Staates gedungenen Händen, ich will sagen, seinen Ministern, überläßt; so zieht der eine zur Rechten, der andere zur Linken; niemand arbeitet nach einem allgemeinen Plane; jeder Minister stürzt um, was er schon eingeführt findet, so gut es seyn mag, um etwas Neues zu schaffen, und um seine Phantasieen, oft zum Nach-

theile des allgemeinen Besten, durchzusetzen. Das Uebel erreicht aber seinen Gipfel, wenn es verkehrten Gemüthern gelingt, den Regenten zu bereden, daß sein Interesse von dem Interesse seiner Unterthanen verschieden sey. Dann wird der Fürst der Feind seines Volkes, ohne zu wissen warum; er wird aus Mißverstand hart, strenge, unmenschlich; denn da die Grundsätze, von denen er ausgeht, falsch sind, so müssen es nothwendig auch die Folgen seyn. Der Regent ist durch unauflösliche Bande mit dem Staatskörper verbunden; er fühlt also durch eine unausbleibliche Rückwirkung alle Uebel, welche seine Unterthanen treffen; und die Gesellschaft leidet ebenfalls durch jedes Unglück, welches dem Regenten zustößt. — Jeder Privatmann, der nicht nach Grundsätzen handelt, geräth mit sich selbst in Widerspruch; desto mehr ist daran gelegen, daß die Obrigkeit, die über das Wohl des Volkes wacht, in der Staatsklugheit, im Kriege, in den Finanzen, in dem Handel und in den Gesetzen nach einem beständigen Systeme verfahre. Ein sanftes Volk z. B. muß keine harten, sondern seinem Charakter angemessene, Gesetze haben. Die Grundlage dieser Systeme muß sich immer auf das höchste Wohl des Staates beziehen. —

Wenn man bis zu dem Ursprunge der Gesellschaft hinaufsteigt; so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger hat. Müßte man nicht wahnsinnig seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven seyn wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkühr zu lenken. Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden, und uns zu ver-

theidigen; übrigens fordern wir von dir Achtung für unsere Freiheit. Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung statt finden kann; und diese Toleranz ist selbst so vortheilhaft für die Gesellschaften, daß sie das Glück des Staates bereitet. —

10) von Joh. Geo. Schlosser († 1799), aus s. kleinen Schriften, Th. 3. (Basel, 1783. 8.) S. 73.)

Harmonie der Schöpfung.

Der große Grundsatz der anziehenden Kraft hat in der Körperwelt tausend und tausend Phänomene erklärt, das Band entdeckt, das Menschen und den Kiesel an die Erde, und alle Weltsysteme an ihren Mittelpunct bindet. Was Anziehen in der Materie ist; ist Liebe, ist Sympathie in den Geistern. Sie bindet den Menschen an sich, an Menschen, Thiere, Blumen, an Geister, an Gott. Anziehen, der Schlüssel der Natur; Liebe, der Schlüssel zur Moral, zur Religion, zum Heiligthume Gottes! Nehmt die anziehende Kraft der Natur; so werden Sonnen und Planeten und alle Materie und alle Elemente zusammenstürzen; nehmt die Liebe dem Geiste, welche Kraft bleibt ihm! Welche Freude bleibt ihm, welche Möglichkeit, selig zu seyn! Anziehende Kraft, Quelle aller Thätigkeit in der Natur; Liebe, Quelle aller Thätigkeit der Geister! Ewige Harmonie der Schöpfung; ich beuge mich vor dir!

Könnten Sonnen fühlen ihre Wirksamkeit; welche Seligkeit für sie! Den Geistern ists gegeben, zu fühlen, was ihre Liebe anzieht; welche Seligkeit für sie! Wäre es Sonnen gegeben, neue Weltsysteme anzuziehen und ihrer neuen Wirksamkeit sich zu freuen; welche Seligkeit

für sie! Den Geistern ists gegeben; einzige Quelle ihrer grenzlosen Seligkeit!

Anziehen und angezogen werden, einzige Ursache aller Abweichungen in der Materie; anziehen und angezogen werden, einziger Grund aller Abweichungen im Geistersysteme! Ewige Harmonie der Schöpfung, ich beuge mich vor dir!

Wer regiert die anziehenden Kräfte der Natur und lenkt sie herum aus ihrem Gange? Der Geist! Wer regiert die Thätigkeit der Liebe? Der Geist! Wirken und nicht fühlen macht die Materie zum Sklaven; wirken und fühlen macht den Geist zum Herrn. Kleine Stufe in der Schöpfung und unendlicher Unterschied der Kraft! Prediger der Liebe Christus; ich beuge mich vor dir!

Wenn sie ruht, die anziehende Kraft der Materie; so wird der Magnet ein kraftloser Stein, die Sonne vielleicht ein Chaos. Wenn sie ruht, die Liebe; so werden Engel, Teufel. Ewige Harmonie der Schöpfung; ich beuge mich vor dir!

Nicht willkührlich war das Gesetz der anziehenden Kraft; was bände sonst Millionen Theile zu Einem? Nicht willkührlich ist das Gesetz der Liebe; was bände sonst Millionen Geister zu Einem, und das Eine an Gott? — Prediger der Liebe Christus; ich beuge mich vor dir!

Wenn sie aufhört, die anziehende Kraft; so muß neue Schöpfung sie wiedergeben. Wenn sie aufhört, die Liebe; so muß Gottes Geist sie wieder einhauchen. — Prediger unsrer Verheißung Christus; ich beuge mich vor dir!

Ewige Harmonie der Schöpfung, der Moral, der Religion; ich beuge mich vor dir!

11) von Christian Garve († 1798),

Bruchstück aus s. Abhandlung: Lob der Wissenschaften, in s. vermischten Aufsätzen. Th. 1. (Bresl. 1796. 8.) S. 273.)

Die Untersuchung über die Glückseligkeit ist ein uraltes Thema der Philosophie. Aber es ist ein Thema, welches mit jedem Geschlechte der Menschen und mit jedem einzelnen Menschen immer wieder neu wird, weil jeder mit dem Verlangen nach Glückseligkeit, so wie alle seine Vorfahren, gebohren, auch von neuem darnach zu forschen genöthigt ist: was Glückseligkeit sey, und was glückselig mache.

So geht es auch mit der Untersuchung über den Werth der Wissenschaften, die zur menschlichen Glückseligkeit so viel beitragen. Jedes Zeitalter hat ein neues Lob für sie bereit, weil jedes neue Menschen aufstellt, die in dem Anbaue derselben die Süßigkeit ihres Lebens finden. Indem ferner die Wissenschaften von Zeit zu Zeit eine neue Gestalt annehmen, bekommt auch das Vergnügen, welches sie gewähren, gleichsam einen andern Geschmack. Und die, welche sich selbst über dieses Vergnügen Rechenschaft geben, entwickeln Reize oder Vortheile der Wissenschaften, die ihre ältern Lobredner nicht so deutlich erkannt haben.

Das erste, womit man immer anfangen muß, wenn man die Wissenschaften lobt, oder wenn man sie anbaut, ist, wie Friedrich der zweite sagt, die Dichtkunst und die schöne Literatur. In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen gebohren ist; dem fehlen zwei Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft groß, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann, — Einbil-

dungskraft und Empfindung. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen, und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen noch Früchte treiben.

Die Dichtkunst hat, vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung, den Vorzug, daß sie unbegrenzt ist. Sie erstreckt ihr Gebiet so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht. Sie mahlt die Gestalt der Dinge ab; sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen des menschlichen Herzens. Das geschäftige und das einsame Leben, die Körper- und die Geister-Welt, die abgegrenzten Ideen und die sinnlichsten Gefühle können, auf gleiche Weise, ihr Stoff geben, und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen.

Der Reiz in den Werken der Dichtkunst kommt theils von dem Anschaulichen der Vorstellungen, theils von dem Kunstreichen der Sprache her, in welche sie diese Vorstellungen kleidet. Man verlangt von ihr eine erhöhte Klarheit der Begriffe. Schildert sie Gegenstände der Sinne; man will sie gleichsam vor Augen sehen. Behandelt sie Gegenstände des Verstandes; man will sie mit Leichtigkeit und mit lebhafter Theilnahme fassen. Man verlangt noch mehr. Man fordert den glücklichsten und wohlklingendsten, einen genau abgemessenen und doch zugleich zwanglosen Ausdruck. — Dieses Gefühl für poetischen Wohlklang ist nicht allen Nationen, und in keiner Nation allen Menschen, — auch nicht allen Menschen von Geist und Fähigkeiten, — in gleichem Grade eigen. Es kann bei gewissen Nationen, — wie

es bei den Italienern wahrscheinlich der Fall ist, — zu stark werden, und unter den gemischten Empfindungen, welche die Dichtkunst erregen soll, ein zu großes Uebergewicht bekommen. Alsdann macht die Musik eines Gedichts mehr Eindruck, als sein Inhalt, und diese göttliche Kunst ist in Gefahr, in leeres Wortgepränge und in melodieenreiche Albernheiten auszuarten. Wenn auf der andern Seite die Harmonie der Verse bei einem Volke nicht genug beobachtet, von den Dichtern nicht mühsam genug bearbeitet, von den Lesern nicht lebhaft genug gefühlt wird; so bleibt seine Poesie immer eine verstümmelte Prosa. Aber wenn in dichterischen Werken Verstand und Ohr zugleich befriedigt werden; wenn Reichthum an Gedanken, Wahrheit und Aehnlichkeit der Schilderungen, mit dem vollkommensten und einem metrischen Ausdruck verbunden ist; dann sind sie ohne Zweifel die ersten von allen Erzeugnissen des Geistes, und am meisten fähig, einen allgemeinen und einen bleibenden Eindruck zu erwecken. So wie alle Kräfte des menschlichen Geistes daran gearbeitet haben; so werden auch alle dadurch in eine angenehme Thätigkeit gesetzt.

12) von Joh. Jac. Engel († 1802), aus s. Philosophen für die Welt. Th. 1. (Berl. 1801. 8.) S. 250.

Nicht die Grenzen unsrer Sinne sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu uns herüberschimmert. Noch viele tausend leuchten, unserm Blicke unbemerkbar, im endlosen Aether, und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Erde, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren; da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich

glücklich fühlen konnten, da walten Wesen. Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atome herab, unverbrüchliche Ordnung. Ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar diese Seligkeiten faßt ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing, sich zu erheben. Er kann sie nicht fassen nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber er kennt sie nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freude schafft nicht schon in diesem irdischen Leben die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgehet, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt voll unendlicher Schönheit!

Erinnere dich, der du in die Geheimnisse Gottes zu schauen und den Plan seiner Schöpfung zu enthüllen bemüht bist; erinnere dich, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun Alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest,

und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie es nicht, warum sähen wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu?

13.

Beschluß der Beispiele.

13) von Fr. Heinr. Jacobi († 1819), aus s. Werken, B. 4. Abth. 1. (Leipz. 1819. 8.) S. XVII.

Was heißt Wahrheit lieben und suchen? Liebt und sucht man ein Unbestimmtes, dem Menschen Fremdes, Unangenehmes, ihn und sein geistiges Daseyn Zerstörendes? Oder sucht und liebt man vielmehr die Wahrheit um ihres Inhaltes willen, weil dieser etwas Entschiedenes, Eigenstes, das geistige Daseyn des Menschen Erhebendes ist? Gesetzt nun, die Wahrheit über alle Wahrheit bestände darin, daß ich zur Einsicht gelangte, der Grund von Allem sey ein, man wisse nicht Was, von Substanz, welches sich absichtlos aus sich selbst von Ewigkeit zu Ewigkeit zu schaffen mache, und diese Substanz mit ihrer gedankenlosen Actuosität sey das Alleinseyende; aber alles Unterschiedene, Bestimmte, Denkende und Absichtsvolle sey nur Wahn: — könnte wohl irgend jemand in dem Besitze und Genusse solcher Wahrheit sich selig preisen? Eine Wahrheit, welche ihn tödtet, vernichtet, kann der Mensch weder suchen noch lieben.

Solches geschah auch ernstlich niemals auf Erden, konnte nicht geschehen. Die menschliche Seele sucht das Ewige, Unveränderliche, in sich selbst Bestehende, Abso-

lyte; sie entbehrt nicht freiwillig der Wahrheit; aber sie will dann gewahren — nicht den Schatten, sondern was den Schatten wirft. Alle Menschen nennen Etwas inwendig und im Voraus Wahrheit, in deren Besitze sie noch nicht sind, wornach sie streben, und welches sie dennoch nicht voraussetzen könnten, ohne daß es ihnen auf irgend eine Weise gegenwärtig wäre. Ein Dämmerlicht öffnet ihnen das Auge, und verkündigt auf wunderbare Weise eine noch nicht aufgegangene Sonne. Der Morgen ist angebrochen, aber der Tag noch nicht geworden. Den Sabbath feiert allein Gott; aber der Mensch soll ihn heiligen. Ist das Voraussetzen der Wahrheit eine blos subjective Täuschung vernünftiger Wesen; haben sie von derselben keine, auch nur die trübste Anschauung; so ist ihr Forschen überall eitel.

„Nicht eitel ist dieses Forschen!" — so weissagt die Andacht am Anfange. Hierauf beruht das Interesse der Wissenschaft. Wohl giebt es Wissenschaften, die blos im Sinnlichen verweilen, und Mittel zur bessern Befriedigung desselben suchen; aber der höchsten Wissenschaft Interesse ist auf das Uebersinnliche gerichtet. Ich zähle mit Kant zu den wesentlichen Gegenständen der Philosophie: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. — Gleichwie Religion den Menschen zum Menschen macht, und allein ihn über das Thier erhebt; so macht sie ihn auch zum Philosophen. So sprechen wohl auch Manche, deren Philosophie von der meinigen abweicht. Warum? Ich berufe mich auf ein unabweisbares unüberwindliches Gefühl, als ersten und unmittelbaren Grund aller Philosophie und Religion; auf ein Gefühl, welches den Menschen gewahren und inne werden läßt: er habe einen Sinn für das Uebersinnliche. Diesen Sinn nenne ich Vernunft, zum Unterschiede von den Sinnen für die sichtbare Welt. Nur wo Selbstseyn und Per-

sönlichkeit — beide Eins, auch nach Kant, — vorhanden, kann eine solche Berufung, und mit ihr Vernunft, sich kund geben. Vorgesichte des Urwahren, des Urschönen, des Urguten, siehet der Mensch im denkenden Geiste, und weiß, weil er diese Gesichte hat, daß ein Geist in ihm lebet und ein Geist über ihm. — Was hat Sokrates für die Schule gethan? was sogar Leibnitz? Mit Zungen zu reden, wem ist es verliehen? Wurzel der Philosophie muß bleiben: menschliche Erkenntniß gehet aus von Offenbahrung; die Vernunft nämlich offenbahret Freiheit, indem sie Vorsehung offenbahrt; und alle Aeste der Lehre treiben aus dieser Wurzel hervor.

Wenn die Geschichte der Menschheit eine Religionsgeschichte ist; warum nicht die innere Geschichte jedes einzelnen Menschen, die Geschichte seiner Religion? — Wo starke Persönlichkeit hervortritt; da wird in ihr und durch sie die Richtung zum Uebersinnlichen und die Ueberzeugung von Gott am entschiedensten zur Sprache gebracht. Sokrates, Christus, Fenelon, beweisen mir mit ihrer Persönlichkeit den Gott, welchen ich anbete; er ist mir als Schöpfer dieser Persönlichkeiten erhabener, denn als Urheber des Sternenhimmels nach Gesetzen innerer Nothwendigkeit. Der Gott der Bibel ist erhabner, als der Gott, welcher nur ein Absolutes ist, wie sehr man dieses auch schmücke, und mit Flitterwerk der Phantasie umgebe. Darum fragt meine Philosophie: wer ist Gott? nicht: was ist er? Alles Was gehört der Natur an. „Unter dem Begriffe von Gott versteht man nicht etwa blos eine blindwirkende Natur als die Wurzel der Dinge, sondern ein höchstes Wesen, das durch Verstand und Freiheit Urheber der Dinge seyn soll, und dieser Begriff eines lebendigen Gottes interessirt nur auch allein!“ So sagt Kant (Krit. d.

reinen Vernunft, S. 660). Anders konnte ich mir die Sache nicht denken. Es giebt keine Vernunft, als in Person; also weil Vernunft ist, so ist ein Gott, und nicht blos ein Göttliches. Die Tugend ist mit der Religion unzertrennlich Eins. Wir erfahren, daß ein Gott ist, so oft sich in uns das Gewissen — unvertilgbar die freie Persönlichkeit bezeugend — übermächtig regt; durch ein göttliches Leben wird der Mensch Gottes inne. Auch was höchstes Gut sey, oder vielmehr, was ausschließlich ein Gut genannt zu werden verdient, erhält dadurch seine unwandelbare Bestimmung. Giebt es ein solches Gut, welches nicht blos in Größenvergleichung, sondern unvergleichbar alle andere Güter übertrifft, und ist dieses kein Hirngespinst; so giebt es eine wirkliche und wahrhafte Religion. Wie ich von der Objectivität meiner Gefühle des Wahren, Schönen, Guten, und von einer die Natur beherrschenden Freiheit überzeugt bin; so bin ich von dem Daseyn Gottes überzeugt.

14) von Anselm v. Feuerbach, aus s. Flugschrift (1814): die Weltherrschaft, das Grab der Menschheit.

Es ist die Absicht der Natur, daß die Menschheit in mannigfaltigen Volksgeschlechtern blühe, und jedes Volk in seiner Eigenthümlichkeit und originellen Verschiedenheit sich zu allem dem entwickele und ausbilde, was es nach seinen ihm besondern Anlagen und Kräften werden kann, und darum auch werden soll. Nicht in einförmigem Einerlei, sondern in unergründlicher Mannigfaltigkeit, im unendlichen Reichthume der Formen und Gestalten, in der endlosen Verschiedenheit der Bildungen offenbahret sich der große Weltgeist, wie

in der leblosen, so in der lebenden Natur. Wie jedes Pflanzengeschlecht unter diesen tausendgestaltigen Kindern der Erde; so steht auch jedes einzelne Volk mit allen Besonderheiten seines Seyns und Wesens als ein Glied in dem ewigen Plan der Natur verzeichnet. Ein jedes soll, durch Entwickelung und Ausbildung der menschlichen Natur, der Menschheit Ziel erreichen; aber jedes nur auf seine Art und Weise, auf seinem eigenen Wege, mit den ihm eigenthümlich zugemessenen Mitteln und Kräften. Darum ward einem jeden sein ihm eigener Wohnplatz angewiesen; darum erhielt jedes seine besondere Gestalt, Bildung und Sprache, seine ihm eigenthümlichen Vorstellungen, Empfindungen und Leidenschaften, und mit diesem allem seinen besondern Charakter, seine besondern Sitten, Gebräuche und Gesetze. Wenn alle die Berge und Höhen zur Ebene sich niedersenkten; alle Ströme und Flüsse in gleichförmig ausgeschnittenen Betten, jedes in abgemessener Entfernung, dahinflössen; alle Pflanzengeschlechter in einer einzigen, wenn gleich die höchste Vollkommenheit und Schönheit umfassenden, Mittelgattung sich verallgemeinten; so wäre dahin alle Schönheit und alle Pracht der Erde; erstorben das mannigfaltige Leben der Natur. Wie aber dieses nach Gottes ewigen Gesetzen unmöglich ist; so steht auch im Buche der Weltordnung geschrieben: daß der Asiate nicht Europäer, der Europäer nicht Morgenländer, der Teutsche nicht Franzose, der Franzose nicht Engländer, sondern jeder nur er selbst, und dieses ganz und in der höchsten menschlichen Vollkommenheit seyn und bleiben soll. Damit aber ein jedes Volk sein ihm eigenthümliches Leben frei entwickele; damit sein ihm eigener Geist auch in einem ihm eigenen Körper wirke; damit die Volkspersönlichkeit sich durch diesen Körper in Kraft und Handlung offenbahren mö-

gen; so gehört, wie jeder Seele ihr Leib, so jedem besondern Volke auch sein besonderer Staat. Daher ist die höchstmögliche Grenze der Ausdehnung eines Staates bestimmt durch die Grenze der Volksthümlichkeit, bezeichnet durch die gemeinsame Sprache. Darum ist Selbstständigkeit der Völker, souveraine Freiheit der Staaten, in welchen sie leben, als erste Bedingung alles eigenthümlichen Seyns, das heiligste Palladium der Menschenwürde und der Persönlichkeit eines jeden Volks, welches mit den höchsten Aufopferungen nicht zu theuer erkauft werden kann; welches, mit Standhaftigkeit bis in den Tod zu vertheidigen, billig unsterblichen Ruhm gewährt; welches, in feiger Unterwürfigkeit einem Eroberer Preis zu geben, ewige Schmach und Schande bringt. Wo die Selbstständigkeit der Völker in der Einheit eines Weltreiches unterginge; da würde zuletzt Alles, was die moralische Persönlichkeit der Völker ausmacht, Sprachen, Sitten, Gesetze, Denkungsweise, in ein einförmiges flaches Einerlei aus einander fließen; aller Reichthum der Menschennatur und des Menschengeistes in dürftiger ekelhafter Allgemeinheit sich verflächen; alle tausend und tausend verschiedene Blüthen eigenthümlicher Ausbildung der Völker und Geschlechter in einer einzigen gemeinsamen Form erstarren. — Wenn übrigens derjenige Zustand der Bestimmung der Menschheit am angemessensten ist, in welchem die größte Summe menschlicher Kräfte in regsamer Uebung erhalten wird; wo alle Anlagen auf das Vielseitigste angeregt werden; wo die Kräfte des Geistes und die Tugenden des Herzens in den mannigfaltigsten Bestrebungen nach allen Seiten hin vielfach sich regen, ausbreiten und entfalten; so verdienen schon darum mehrere frei neben einander bestehende Staaten von mäßigem Umfange den entschiedensten Vorzug vor einem einzigen alles verschlingenden

Staatskolosse, wo in dem ungeheuern Ganzen jede Individualität in Unbedeutenheit versinkt; wo alle Theile unbemerkt in der großen Masse sich verlieren; alle Sterne vor dem Stralenglanze einer einzigen Weltsonne erbleichen. Mehrere Einzelstaaten sind eben so viele besondere Uebungsplätze mannigfaltiger Kräfte, welche insgesammt verschwinden, sobald jene Staaten in Einem einzigen untergehen.

15) von A. F. J. Thibaut, aus s. Schrift: über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Teutschland. (Heidelb. 1814. 8.) S. 12.

Man kann und muß an jede Gesetzgebung zwei Forderungen machen: daß sie formell und materiell vollkommen sey; also daß sie ihre Bestimmungen klar, unzweideutig und erschöpfend aufstelle, und daß sie die bürgerlichen Einrichtungen weise und zweckmäßig, ganz nach den Bedürfnissen der Unterthanen, anordne. Leider giebt es aber kein einziges teutsches Land, wo auch nur Eine dieser Forderungen halb befriedigt ist. Unsre altteutschen Gesetzbücher, deren es in vielen Ländern noch wieder ein buntes Allerlei giebt, sprechen wohl da und dort den einfachen germanischen Sinn kräftig aus; allein, daß sie häufig den Bedürfnissen unserer Zeit nicht entsprechen, überall die Spuren alter Roheit und Kurzsichtigkeit an sich tragen, und in keinem Falle als allgemeine umfassende Gesetzbücher gelten können; darüber war und ist unter den Kennern nur Eine Stimme. Unser ganzes einheimisches Recht ist so unvollständig und leer, daß von hundert Rechtsfragen immer wenigstens neunzig aus den recipirten fremden Gesetzbüchern, dem canonischen und römischen Rechte, entschieden werden müssen.

Gerade hier erreicht aber das Ungemach den höchsten Gipfel. Das canonische Recht, so weit es nicht auf die katholische Kirchenverfassung, sondern auf andere bürgerliche Einrichtungen geht, ist nicht des Nennens werth; ein Haufen dunkler, verstümmelter, unvollständiger Bestimmungen, zum Theile durch schlechte Ansichten der alten Ausleger des römischen Rechts veranlaßt, und so despotisch in Ansehung des Einflusses der geistlichen Macht auf weltliche Angelegenheiten, daß kein weiser Regent sich ganz demselben fügen kann. Die letzte und hauptsächlichste Rechtsquelle bleibt daher für uns das römische Gesetzbuch, also das Werk einer uns sehr ungleichen fremden Nation aus der Periode des tiefsten Verfalles derselben, die Spuren dieses Verfalls auf jeder Seite an sich tragend! Man muß ganz in leidenschaftlicher Einseitigkeit verfangen seyn, wenn man die Teutschen wegen der Annahme dieses mißrathnen Werkes glücklich preiset, und dessen fernere Beibehaltung im Ernste anempfiehlt. Die ganze Compilation ist zu dunkel, zu flüchtig gearbeitet, und der wahre Schlüssel dazu wird uns ewig fehlen. Denn wir besitzen nicht die römischen Volksideen, welche den Römern unendlich vieles leicht verständlich machen mußten, was uns ein Räthsel ist. Laßt uns nur offenherzig gestehen: das römische Recht wird nie zur vollen Klarheit und Gewißheit erhoben werden; denn die Erklärungsquellen fehlen uns bei jeder Gelegenheit, und der ganze Wust jämmerlich zerstückelter Fragmente führt in ein solches Labyrinth gewagter, schwankender Voraussetzungen, daß der Ausleger selten einen ganz festen Boden gewinnen kann, der nächste beste Ausleger also immer wieder angelockt wird, neue Ideen zu versuchen, und die bisherigen umzuwerfen. Was aber vor allem dem römischen Rechte entgegensteht,

ist die innere Schlechtigkeit seiner mehrsten Bestimmungen, besonders in Beziehung auf Teutschland. Denn was hilft alle Weisheit der Classiker, da ihre Ideen nicht rein auf uns gekommen sind; da die spätern kaiserlichen Constitutionen fast jede einzelne Rechtslehre mißhandelt und verbildet haben; und da nun das Ganze als ein wahrhaft gräßliches Gemisch kluger und toller, consequenter und inconsequenter Bestimmungen vor uns liegt! Dies trifft nicht blos eine zahllose Menge kleiner Rechtssätze, sondern große Rechtsmassen, welche als die Grundsteine des bürgerlichen Rechts gelten können, namentlich die Lehre von der älterlichen Gewalt, der Sicherheit des Eigenthums, dem Hypothekenwesen, dem Erbrechte, und der Verjährung.

Freilich ist es nicht zu läugnen, daß die Einführung des römischen Rechts unserm gelehrten Treiben vielfach sehr förderlich war, besonders dem Studio der Philologie und Geschichte, und daß die ganze große räthselhafte Masse dem Scharfsinne und der Combinationsgabe der Juristen immer viel Gelegenheit gab und geben wird, sich zu üben und zu verherrlichen. Allein der Bürger wird immer darauf bestehen müssen, daß er nun einmal nicht für den Juristen geschaffen ist, so wenig als für den Lehrer der Chirurgie, um an sich lebendigen Leibes anatomische Versuche anstellen zu lassen. Die Masse des Positiven und Historischen ist zu ungeheuer. Der gewöhnliche Jurist, dem doch das Glück der Bürger in der Regel überlassen bleibt, kann diese Massen nur nothdürftig mit dem Gedächtnisse festhalten, aber nie geistvoll verarbeiten. Daraus entsteht denn eine Hölzernheit und Aengstlichkeit, welche Erbarmen erregt, und am Ende liegt immer ein alter Tröster im Hintergrunde, woraus mechanisch der nöthige Rath geschöpft wird. Man vergleiche nur die Anwälde in England, wo man durch

römische Alterthümer und Varianten wenig geängstigt wird, mit unsern belobten Rechtsfreunden. Dort ist alles Leben und frische Eigenthümlichkeit, während bei uns in den mehrsten Ländern alles auf hölzerne Füße gestellt ist. Nehmen wir dies alles zusammen; so muß jedem Vaterlandsfreunde der Wunsch sich aufdrängen, daß ein einfaches Gesetzbuch, das Werk eigener Kraft und Thätigkeit, endlich unsern bürgerlichen Zustand, den Bedürfnissen des Volkes gemäß, gehörig begründen und befestigen möge.

16) von Friedrich Jacobs, in s. vermischten Schriften, Th. 1. (Gotha, 1823. 8.) S. 321.

— Die Bestrebungen der Freunde des Preßzwanges scheinen in dem Wunsche sich zu vereinigen, dem möglichen Bösen, das die Freiheit der Presse erzeugen möchte, zuvor zu kommen. Wir ehren diese Absicht; aber sie scheint uns eben so unerreichbar, als anmaßend zu seyn. Giebt es wohl ein zweischneidigeres Schwert, als die sittliche Freiheit? Dennoch hat sie Gott dem Menschen gegeben, und mit ihr Brauch und Mißbrauch nach seiner eigenen Wahl, nur die Strafe sich vorbehaltend, wenn wir frevelhaft wählten. Und wir Kurzsichtigen, wir, die so selten wissen, was heilsam oder schädlich ist, wir, die das Morgende nicht in dem Heute zu erkennen vermögen, noch in dem Samen die Frucht; wir wollen ein mögliches Böses hindern, indem wir etwas zuverlässig Unrechtes thun? Damit nicht ein bedenkliches Wort, ein Wort, das unsrer heutigen Ansicht nicht zusagt, frei durch die Welt gehe, soll der freie Gedanke überhaupt gehemmt, die Zunge soll gelähmt werden, damit sie sich nicht mit Lästerungen beflecke; die zeugende

Kraft verschnitten werden, damit sie nicht Unzucht treibe? Könnte man die Wahrheit auswägen, wie Gold; oder wäre sie, wie Gottes Gebot, mit Gottes eigenem Finger auf eherne Tafeln geschrieben; so könnte man jeden, der es lesen könnte, auf dieses ewige Gesetz verweisen, und aller Zweifel würde zu Ende seyn. Aber so hat es die ewige Weisheit nicht gewollt; und wer sich nicht über Gott setzen will, muß dem armen Geschlechte der Sterblichen schon verstatten, daß es, mit beständiger Gefahr zu irren, unablässig nach Wahrheit forschen soll. Das, was ihr Fleiß zu Tage fördert, ist nicht immer gehaltvolles Erz; aber um für das, was es ist, erkannt zu werden, muß es an das Licht kommen. Nicht alles, was ein verpflichteter Waradein der Wahrheit in seinem Unmuthe als Irrthum verwirft, ist darum auch des Unterganges werth, und mancher Stein, den die Bauleute verworfen hatten, ist zum Ecksteine geworden. Geht die Erde nicht noch heute um die Sonne, trotz des päpstlichen Anathema, und der Beschlüsse des heiligen Officiums, und Galilei's Widerruf? Sollte es denn gefährlicher seyn, an dieser oder jener Wahrheit zu zweifeln, als, aus blöder Scheu, der Lüge den Rang der Wahrheit zu lassen? Bewährt sich nicht das Gold im Feuer und die Wahrheit im Kampfe?

Aber ist es nicht besser, das Zweifelhafte und Falsche bestehen zu lassen, als die Ruhe, durch Angriffe darauf, zu stören? Wir wissen nicht, ob sich irgend ein edler Mann laut zu dieser Gesinnung bekennen möchte; aber wir wissen, daß der Satan der Vater der Lüge ist, und daß man die Tochter nicht in Schutz nehmen kann, ohne mit dem Vater in Verbindung zu kommen. Auch wir sind Freunde der Ruhe, aber erst nach vollbrachtem Geschäft. Das Grab verheißt uns Ruhe die Fülle; wer aber diesseits steht, der soll schaffen, dieweil es noch

Tag ist. Wir alle sind berufen, nicht blos um von den Früchten des Feldes zu zehren, sondern zu einem unendlichen Bau. Wehe dem, den der Bauherr müßig findet! aber wehe auch dem, der das geistige Werk hemmt, die Bauleute wegschreckt oder zum Schlafe verlockt! Giebt es ein widrigeres Bild, als das eines Volkes, das mit dem Munde auf die Krippe gebunden, wie eine Heerde verschnittener Böcke, nichts erzeugt, als sein weiches Vließ, um dieses von Zeit zu Zeit, dumpf- und dummblökend, dem darzubieten, dessen verstümmelndes Messer ihm zu seiner schmachvollen Ruhe half! Und doch ist dieses die Idee, welcher diejenigen nachstreben müßten, denen Ruhe ein so hohes Gut scheint, daß sie ihr selbst die Wahrheit unbedenklich aufopfern möchten! Mit dieser Gesinnung sind die höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft, ja Alles gefährdet, was edeln Menschen das Leben allein wünschenswerth macht. Zerstören, hemmen, fesseln ist leicht. Um die Blüthe abzubrechen, die die Kraft der Natur und der Hauch des Frühlings entfaltet hat, bedarf es nur eines Druckes der Hand; aber sie wieder herzustellen, wenn sie zerstört ist, und ihr Früchte zu entlocken, das vermag keine menschliche Kraft. Wie ein unterbundenes Glied, so erstirbt der gebundene Geist. Nichts Lebendiges wird ohne Freiheit erzeugt. Es giebt keine Tugend, keine Weisheit, keine Liebe ohne sie. Wie die Mimosa vor roher Berührung zurückflieht, und, wird es oft versucht, dahin welkt; so geht das Edelste der menschlichen Natur unfehlbar zu Grunde, wenn es die Hand der Willkühr berühret.

14.

b) Der commentirende (erläuternde) Lehrstyl.

Der commentirende Lehrstyl setzt dem systema-

tischen voraus, weil nur das eines Commentars bedarf, was, entweder wegen der Tiefe der angestellten Untersuchungen, oder wegen der Neuheit der aufgestellten Ideen, oder wegen der Gedrängtheit und Kürze der ausgesprochenen Sätze, oder wegen des nicht ohne Schwierigkeit zu erfassenden innern Zusammenhanges, oder wegen der Dunkelheit der gebrauchten Terminologie, oder auch wegen der gegen die aufgestellten Lehren erhobenen Widersprüche der Gegner, nicht von allen gehörig aufgefaßt und gewürdigt werden kann, oder bereits von mehrern einseitig und unrichtig beurtheilt worden ist. Denn allerdings verlangt das in sich abgeschlossene System einer Wissenschaft, besonders wenn durch dasselbe eine neue Wissenschaft begründet oder eine vorhandene völlig umgestaltet wird, um ganz verstanden und erfaßt zu werden, nicht nur einen für systematische Darstellung organisirten, sondern auch einen bereits vielseitig geübten und an allgemeine Uebersichten gewöhnten Geist.

Der commentirende Lehrstyl hat daher die Bestimmung, bald die Uebersicht über das System einer neuen oder umgestalteten Wissenschaft zu befördern; bald den Zusammenhang des Ganzen oder seiner einzelnen Theile zu verdeutlichen; bald die gebrauchte dunkle Terminologie zu entwickeln und nach ihrem Sinne zu erklären; bald die gemachten Einwürfe der Gegner gründlich zu beseitigen; bald das Neue in der systematischen Anordnung und Ausführung bestimmter hervorzuheben; bald gewisse Grundsätze des Systems oder aus denselben abgeleitete Lehren mit andern Systemen zu vergleichen und durch Parallelen durchzuführen; bald das unbestimmt gelassene tiefer zu begründen, und die

vorhandenen Lücken auszufüllen; bald die einzelnen Lehren, Ansichten und Meinungen durch zweckmäßige Beispiele zu versinnlichen; und überhaupt das streng Systematische für einen größern Kreis von Lesern genießbar und anwendbar zu machen.

Soll aber der commentirende Lehrstyl dieser wichtigen Bestimmung entsprechen; so muß er sich aller Weitschweifigkeit, aller Einseitigkeit und Dunkelheit, besonders der Durchwässerung des zu erläuternden systematischen Stoffes enthalten. Der Commentator sey nun entweder der Verfasser des Systems selbst, oder ein anderer; so muß er nicht nur des Stoffes völlig mächtig seyn, und mit Geist und Sachkenntniß darüber walten; er muß auch der stylistischen Form diejenige Gediegenheit und Vollendung geben, wodurch sie ein reines Wohlgefallen bewirkt. Der commentirende Lehrstyl — der so oft verfehlt und gemißbraucht worden ist — wird daher seine wichtige Stelle in der Reihe der Untertheile des Lehrstyls mit Ehren behaupten, sobald jedes Erzeugniß desselben nach seiner stylistischen Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden kann, das, abgesehen von dem commentirten Stoffe, nach den Gesetzen der logischen und ästhetischen Einheit, ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet.

15.

Beispiele des commentirenden Lehrstyls.

1) von Christian Thomasius,

aus s. kurzen Lehrsätzen von dem Laster der Zauberei (s. l. 1703. 8.), hauptsächlich gegen Carpzovs Einwürfe gerichtet (abgekürzt).

— Ich beschreibe das Laster der Zauberei, sofern ich dasselbe aus den Schriften derer, die es glauben, erkennet habe, daß es ein Verbrechen sey, da ein Mensch mit dem Satan, der entweder in einer viehischen oder menschlichen, doch sichtbaren Gestalt sich ihm sehen läßt, ein solches Bündniß eingehet, daß er, wenn der Teufel seinen Lüsten, Geiz und Hochmuth eine Genüge leisten werde, nicht nur an einem gewissen Orte, mit Hülfe des Teufels, der alle Zauberer durch die Luft zu führen vermag, erscheinen, auch daselbst mit andern seinen Consorten tanzen und schwelgen, sondern auch, durch eben des Teufels Beistand, den Menschen, Vieh und Früchten entweder durch Wettermachen, oder auf eine andere übernatürliche Weise Schaden thun, und endlich, nach Verfließung einer bestimmten Zeit, mit Leib und Seele des Satans seyn und in Ewigkeit auch bleiben wolle.

Da also die Frage ist: ob dergleichen Laster der Zauberei, wie sie jetzo beschrieben worden, sey, muß also hierbei verfahren werden. Ein jedwedes Verbrechen ist eine That. Dergleichen That aber wird von niemand präsumirt und gemuthmaßet. Muß derowegen derjenige, der es bejahet, es sey ein Laster der Zauberei, es selbst beweisen, und kann der Beweis nicht von einem, der es läugnet, gefordert werden. — Wohlan denn, es soll Carpzov dagegen auftreten. Erstlich, schreibt er, kommt diese Meinung mit dem göttlichen Rechte überein. Dieses befiehlt, es sollen Hexen und Zauberer verbrannt werden, sintemal Gott schon vorlängst dieses Urtheil wider die Zeichendeuter, Wahrsager, Zauberer und Hexen gesprochen, daß sie sollen getödtet werden. Aber wie reimet sich das hieher? Die, davon das göttliche Gesetz handelt, sind keine Zauberer, wie ich sie beschrieben habe. Diese haben keine Bündnisse mit dem Teufel gemacht, und was sie gethan, es sey nun durch einen

künstlichen Betrug, oder durch geheime Naturmittel, das ist entweder durch die natürliche, oder künstliche, denn das ist mir einerlei, nicht aber durch eine teuflische Magie. — Dieses Gesetz, so fährt Carpzov fort, daß nämlich alle Zauberer sollen mit dem Tode bestraft werden, wird ja ebenfalls Levit. 20, 26. gegeben, ist auch jederzeit in der israelitischen Kirche sorgfältig wahrgenommen worden, welches das Exempel der Wahrsagerin, die zu Endor sich aufhielt, und sich vor Saul, weil er bei Lebensstrafe alle Zauberkünste verboten hatte, furchte, klärlich erweisen kann. Hierauf dienet zur Antwort: Anfangs confundirt er allhier die abgöttische Magie der Zauberei mit der teuflischen, welche in einem Bündnisse mit dem Teufel bestehet. Hernach so scheinet Carpzov wenig oder nichts bekümmert zu seyn, zu beweisen, daß erst eine teuflische Magie sey, welches er doch vor allen Dingen hätte thun sollen, als daß er vielmehr darthun will, die Zauberei sey nothwendig mit dem Tode und mit dem Feuer zu bestrafen. Ferner so kann er auch dieses aus angeführten göttlichen Gesetzen nicht sattsam erweisen, sintemal solche Specialgesetze zwar ehemals die jüdische Republik obligirten, nicht aber heute zu Tage auch die Christen angehen. Man kann dieses zur Genüge daraus abnehmen. Das göttliche Gesetz befahl, es sollte des Hohenpriesters Tochter, wofern sie Hurerei triebe, mit Feuer verbrannt werden. So nun dieses nicht ein Particulargesetz gewesen; warum verbrennet man denn nicht jetzo unsere Herren Superintendenten Töchter, wenn sie gleiche Sünde begehen? Denn gewiß scheint eine größere Verwandtniß und Gleichheit unter den ehemaligen jüdischen Hohenpriestern und unter den heutigen Superintendenten, als zwischen den Zauberern, von welchen Mosis Gesetz redet, und denjenigen zu seyn, davon jetzo der Streit ist. — Will aber jemand hier-

bei einwenden und sagen, es habe die Wahrsagerin zu Endor entweder den Teufel selbst unter der Gestalt des Samuels, oder die Seele des Samuels, welches jedoch ohne Hülfe des Teufels nicht geschehen mögen, dem Saul repräsentirt; dem gebe zu Antwort, daß erstlich an dem Orte der Schrift, wo dieser Geschichte Erwähnung geschiehet, keines Teufels, geschweige eines Bündnisses mit demselben gedacht wird. Und hiernächst, wer will wohl so leichtgläubig seyn und sich bereden lassen, daß entweder der Teufel selbst, oder die Seele des Propheten Samuel, oder auch nur seine Gestalt von der Wahrsagerin hervorgebracht worden. Es war ja nur eine bloße Spötterei. Das Weib war eine aus der Zahl derer, die durch den Bauch reden können, und also betrog sie den ohnedem furchtsamen Saul. Saul nämlich sah nichts; er hörte aber nur eine Stimme, und blos das Weib sagte, daß sie etwas sähe, da es doch ebenfalls eine Unwahrheit war. — Nun ist noch das letzte Argument (Carpzovs) übrig, welches ich nicht vorbei gehen darf; es heißt, es ist der Hexen und Zauberer eigenes Bestes, daß sie bei Zeiten abgethan und aus dem Wege geschafft werden. Denn der Teufel hält sie so fest in seinen Schlingen, daß er sie nicht leichtlich eher losgiebt, als bis sie sterben. Ich antworte aber: Wer sollte wohl sich einbilden können, daß ein lutherischer Rechtsgelehrter auf die Absurdität gerathen und glauben sollte, daß der Scharfrichter ein ordentliches Instrument zur Bekehrung sey. Im übrigen wäre dieses auch ein schönes Argument, damit man den Todtschlag defendiren und bescheinigen (beschönigen) könnte. Wenn jemand nämlich einen unnützen Menschen, oder einen, der mit der französischen Krankheit, oder einem andern schmerzhaften Gebrechen behaftet wäre, umzubringen gedächte, dürfte er nur den Vorwand machen, es

sey ihm gut, daß ihm vom Brode geholfen werde. Ob demnach derjenige das eigentliche wahre Absehen der Lebensstrafen verstehe, der durch dergleichen ungegründeten Prätext, welchen man auch Anfängern nicht zu gute halten würde, dennoch die Lebensstrafen vertheidigen will, mögen Andere urtheilen.

2) von Immanuel Kant († 1804),

aus s. Schrift: zum ewigen Frieden (Königsb. 1795. 8.), S. 5. (abgekürzt)

Die Präliminarartikel zum ewigen Frieden unter Staaten.

1. „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalte des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden."

Denn alsdann wäre er ja ein bloßer Waffenstillstand, Aufschub der Feindseligkeiten, nicht Friede, der das Ende aller Hostilitäten bedeutet, uud dem das Beiwort ewig anzuhängen ein schon verdächtiger Pleonasmus ist. Die vorhandenen, obgleich jetzt vielleicht den Paciscirenden selbst noch nicht bekannten, Ursachen zum künftigen Kriege sind durch den Friedensschluß insgesammt vernichtet, sie mögen auch aus archivarischen Documenten mit noch so scharfsichtiger Ausspähungsgeschicklichkeit ausgeklaubt seyn. — Der Vorbehalt (reservatio mentalis) alter allererst künftig auszudenkender Prätensionen, deren kein Theil für jetzt Erwähnung thun mag, weil beide zu sehr erschöpft sind, den Krieg fortzusetzen, bei dem bösen Willen, die erste günstige Gelegenheit zu diesem Zwecke zu benutzen, gehört zur Jesuitencasuistik, und ist unter der Würde der Regenten.

2. „Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem andern

Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können."

Ein Staat ist nämlich nicht eine Haabe (patrimonium). Er ist eine Gesellschaft von Menschen, über die Niemand anders, als er selbst, zu gebieten und zu disponiren hat. Ihn aber, der selbst als Stamm seine eigene Wurzel hatte, als Pfropfreis einem andern Staate einzuverleiben, heißt seine Existenz als eine moralische Person aufheben, und aus der letztern eine Sache machen, und widerspricht also der Idee des ursprünglichen Vertrages, ohne die sich kein Recht über ein Volk denken läßt. Auch die Verdingung der Truppen eines Staates an einen andern, gegen einen nicht gemeinschaftlichen Feind, ist dahin zu zählen; denn die Unterthanen werden dabei als nach Belieben zu handhabende Sachen gebraucht und verbraucht.

3. „Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören."

Denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und, indem durch die darauf verwandten Kosten der Friede endlich noch drückender wird, als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen, um diese Last los zu werden; wozu kommt, daß zum tödten, oder getödtet zu werden, in Sold genommen zu seyn, einen Gebrauch von Menschen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines Andern (des Staates) zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen läßt. Ganz anders ist es mit der freiwilligen, periodisch vorgenommenen, Uebung der Staatsbürger in Waffen bewandt, sich und ihr Vaterland dadurch gegen Angriffe von außen zu sichern.

4. „Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden.“

Zum Behuf der Landesökonomie (der Wegebesserung, neuer Ansiedelungen, Anschaffung der Magazine für besorgliche Mißwachsjahre u. s. w.), außerhalb oder innerhalb des Staates Hülfe zu suchen, ist diese Hülfsquelle unverdächtig. Aber als entgegenwirkende Maschine der Mächte gegen einander, ist ein Creditsystem ins Unabsehliche anwachsender Schulden eine gefährliche Geldmacht, nämlich ein Schatz zum Kriegführen, der nur durch den einmal bevorstehenden Ausfall der Taxen erschöpft werden kann.

5. „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staates gewaltthätig einmischen.“

Dahin würde zwar nicht zu ziehen seyn, wenn ein Staat sich durch innere Veruneinigung in zwei Theile spaltete, deren jeder für sich einen besondern Staat vorstellt, der auf das Ganze Anspruch macht; wo, einem derselben Beistand zu leisten, einem äußern Staate nicht für Einmischung in die Verfassung des andern (denn es ist alsdann Anarchie) angerechnet werden könnte. So lange aber dieser innere Streit noch nicht entschieden ist, würde diese Einmischung äußerer Mächte Verletzung der Rechte eines nur mit seiner innern Krankheit ringenden, von keinem andern abhängigen Volkes, selbst also ein gegebenes Skandal seyn, und die Autonomie aller Staaten unsicher machen.

6. „Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Anstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Capitulation, Anstiftung des Verraths in dem bekriegten Staate u. a.“

Das sind ehrlose Stratagemen. Denn irgend ein

Vertrauen auf die Denkungsart des Feindes muß mitten im Kriege noch übrig bleiben, weil sonst kein Friede abgeschlossen werden könnte, und die Feindseligkeit in einen Ausrottungskrieg ausschlagen würde; da der Krieg doch nur das traurige Nothmittel im Naturzustande ist, (wo kein Gerichtshof vorhanden ist, der rechtskräftig urtheilen könnte,) durch Gewalt sein Recht zu behaupten; wo keiner von beiden Theilen für einen ungerechten Feind erklärt werden kann (weil das schon einen Richterausspruch voraus setzt), sondern der Ausschlag desselben (gleich als vor einem sogenannten Gottesgerichte) entscheidet, auf wessen Seite das Recht ist; zwischen Staaten aber sich kein Bestrafungskrieg denken läßt (weil zwischen ihnen kein Verhältniß eines Obern zu einem Untergebenen statt findet). Woraus denn folgt: daß ein Ausrottungskrieg den ewigen Frieden nur auf dem großen Kirchhofe der Menschengattung statt finden lassen würde.

3) von J. Gtli. Fichte († 1814), aus s. System der Sittenlehre (Jena und Leipz. 1798. 8.), S. 369.

Der Endzweck aller Handlungen des sittlich guten Menschen überhaupt, und insbesondere aller seiner Wirkungen nach außen, läßt sich in diese Formel fassen: er will, daß die Vernunft, und nur sie, in der Sinnenwelt herrsche. Alle physische Kraft soll der Vernunft untergeordnet werden. Nun aber kann die Vernunft lediglich in vernünftigen Wesen, und durch sie herrschen. Das moralische Handeln beziehet sich sonach allemal, wenn es auch etwa unmittelbar auf die vernunftlose Natur ginge, dennoch wenigstens mittelbar auf vernünftige Wesen, und hat nur sie zur Absicht.

Wie es in Beziehung auf die vernunftlose Natur keine Rechte giebt; eben so wenig giebt es in Beziehung auf sie Pflichten. Es wird Pflicht, sie zu bearbeiten, lediglich um der vernünftigen Wesen willen. Sonach — der sittlich Gute will, daß Vernunft und Sittlichkeit in der Gemeine der vernünftigen Wesen herrsche. Es ist nicht blos die Absicht, daß nur das, was gut und der Vernunft gemäß ist, geschehe, daß nur Legalität herrsche, sondern daß es mit Freiheit, zufolge des Sittengesetzes, geschehe, sonach, daß eigentlich wahre Moralität herrsche. Dies ist ein Hauptpunct, der nicht zu übersehen ist. Die Vernachlässigung desselben hat viel Schädliches und Verderbliches in die Theorie, und von ihr aus in das Leben gebracht. Moralisch aber ist keine Handlung, die nicht mit Freiheit geschieht.

4) von Friedrich Köppen,

in s. Darstellung des Wesens der Philosophie (Nürnb. 1810. 8.) S. 34.

— Von aller Wirksamkeit und Kraft erhält der Philosophirende nur Kunde durch sich selbst. Ihm enthüllt sich sein eigenes Daseyn und Wirken auf die mannigfaltigste Weise, und es giebt keine größere Gewißheit und Ueberzeugung, als die Gewißheit des eigenen Daseyns, ohne welches alle Wahrheit und Philosophie für den Philosophirenden Undinge wären. Die ganze Welt (abgesehen von allen idealischen und materialistischen Erklärungen) ist nicht gewisser vorhanden, als das Individuum, Mensch genannt, welches, als ein Theil der Welt, philosophirt. Die Regsamkeit der Kräfte im Universum, ihre Gewalt und ihr Gesetz, bewähren sich nicht deutlicher, als sich die innere Regsamkeit, Gewalt und ihr Gesetz im Menschen bewähren. Wir sagen also

nicht aus, die Realität der äußern Welt sey nur ein Schatten unsers innern Daseyns, wie die Idealisten; auch nicht, die Realität des innern Daseyns sey nur ein Schatten der äußern Welt, wie die Materialisten; sondern: die Gewißheit des Daseyns beider sey gleich, und lasse sich durch keine Berechnung auf ein Mehr oder Minder bringen. Indessen entdeckt sich bei Betrachtung der Art und Weise innerer, eigener und äußerer fremder Wirksamkeit der bedeutende Unterschied, daß wir von jener unmittelbar gewiß sind, von dieser hingegen erst mittelbar durch Vergleichung Kunde erhalten. Daß gewisse Kräfte das Weltall durchströmen, ist uns so gewiß, als unser eigenes Daseyn; aber wie dieselben sich wirksam beweisen, lernen wir erst allmählig durch Analogie, während die Art und Weise unsrer eigenen Kraftäußerung unmittelbar im Bewußtseyn sich verkündigt. — In uns ist mannigfaltige Regsamkeit, vielfacher Gebrauch der sich entwickelnden, gegenseitig mit und durch einander wirksamen Kräfte. Welches ist nun das Anfangende aller Regsamkeit und alles Gebrauches? Was bestimmt die Ordnung, das Maas jedes einzelnen Thuns? Dieses thut der freie Wille, die Selbstbestimmung, denen alle übrige Kräfte dienstbar sind. In dieser Selbstbestimmung liegt die oberste Kraft und Gewalt; ihrer werden wir uns unmittelbar bewußt, während der Gebrauch und das Bewußtseyn der andern Vermögen durch gewisse Verhältnisse bedingt und angeregt sind. Es giebt keine Macht des Affects, keine Gewalt des Eindruckes oder bestimmter Umstände, wodurch der freie Wille nothwendig besiegt werden müßte. Er verkündigt sich stets im Bewußtseyn als das Erste; jede freie That ist Anfang durch sich selbst; und darum nennen wir die Urkraft, wodurch Wirksamkeit anfängt, wodurch selbstständiges Daseyn besteht, mit dem Namen

der Freiheit. Man sage nicht, das Bewußtseyn solcher selbstständigen Kraft sey Täuschung, wir kämen uns vor als freie Wesen, würden aber uns unbewußt von derselben Gesetzmäßigkeit regiert, die sich im Universum entwickelt. Wir verstehen entweder überall nichts, oder wir verstehen, daß wir frei und selbstständig wirken.

5) von Karl Salomo Zachariä,

in s. staatswissenschaftlichen Betrachtungen über Cicero's wiedergefundenes Werk vom Staate (Heidelb. 1823. 8.) S. 21.

Es ist das Interesse der heutigen europäischen Staaten, Religionsfreiheit auf alle Weise zu schätzen und zu pflegen. Was hemmte und schwächte im Mittelalter die Regierungen so sehr, als die Macht der Priesterschaft, welche über die Gewissen fast unbeschränkt gebot? Die Reformation, deren Losung Religionsfreiheit war, hat sie nicht den europäischen Regierungen im Ganzen unendlich viel genützt? Wie ganz anders würde sich das Schicksal des teutschen Reiches entwickelt haben, wenn sich das Oberhaupt dieses Reiches anstatt gegen, für den rechtlichen Grundsatz der Reformation erklärt hätte? Man hat so oft behauptet, daß der Katholicism mehr, als der Protestantism, dem Geiste und dem Vortheile der Einherrschaft entspreche. Aber, so wohlbegründet auch diese Behauptung zu seyn schien; so hat doch, dem menschlichen Scharfsinne zum Trotze, die Erfahrung das gerade Gegentheil gelehrt. In Frankreich, einem Reiche, in welchem die katholische Kirche die herrschende war, der bei weitem größte Theil des Volkes sich zu dem Glauben dieser Kirche bekannte, brach die Revolution aus, welche, noch lange nicht am Ziele ihres Wirkens, den Zustand der europäischen Menschheit schon so we-

sentlich umgestaltet hat. In Spanien, einem Reiche, in welchem die Regierung den Katholicism recht geflissentlich zur Erweiterung und Befestigung der königlichen Gewalt benutzt hatte, bei einem Volke, welches in der katholischen Kirche auf das Erstgeburtsrecht Anspruch machte, bestand neuerlich nur noch dem Namen nach die einherrschaftliche Verfassung. Portugal, Neapel und Sardinien will ich nur beiläufig erwähnen. Das sind Thatsachen, die sich nicht wegläugnen lassen, Thatsachen, die, wenn sie auch durch eine Menge allgemeiner und besonderer Ursachen herbeigeführt wurden, dennoch dem Grundsatze der Glaubensfreiheit, was den Vortheil der heutigen europäischen Staaten betrifft, nicht weniger das Wort sprechen.

16.

c) Der compendiarische Lehrstyl.

Der compendiarische Lehrstyl steht im Allgemeinen unter denselben stylistischen Gesetzen, wie der systematische Lehrstyl; denn die compendiarische Darstellung enthält das System im verjüngten Maasstabe. Weil aber der compendiarische Lehrstyl in Hinsicht des Zweckes von dem systematischen sich wesentlich unterscheidet, und zunächst auf die, in kurzen Umrissen angedeutete und durchgeführte systematische, Behandlung einer Wissenschaft, gewöhnlich mit dem Nebenzwecke der Erläuterung und weitern Ausführung der compendiarischen Darstellung vermittelst des mündlichen Vortrages, berechnet ist; so folgt daraus von selbst, daß die Form der Sprachdarstellung im compendiarischen Lehrstyle von der Festhaltung und Verwirklichung jenes Zweckes abhängig sey. Ist daher der Zweck

und die Bestimmung des Compendiums eine gedrängte, wiewohl in sich zusammenhängende, erschöpfende und befriedigende, Uebersicht des ganzen Gebietes einer Wissenschaft aufzustellen; so ist die Eigenschaft der Kürze, doch unbeschadet der übrigen untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit der stylistischen Form, die durchgehends in der Sprachdarstellung zu berücksichtigende und festzuhaltende Eigenschaft. Diese Gedrängtheit und Kürze der Darstellung darf aber nicht von der Art seyn, daß der Ausdruck dadurch dunkel und unverständlich wird; auch darf kein in den Zusammenhang des Ganzen mit Nothwendigkeit gehörender Begriff, nur wegen Berücksichtigung der Kürze des Ausdruckes, weggelassen und übergangen werden. Blos darin unterscheidet sich der compendiarische (und epitomatorische) Lehrstyl von dem systematischen, daß er die einzelnen Gegenstände mehr nur mit kräftigen Zügen andeutet und bezeichnet, als völlig ausführt, und die weitere Entwickelung im Einzelnen entweder dem Scharfsinne des Lesers, oder der mündlichen Erläuterung überläßt.

In Hinsicht der Form verlangt daher der compendiarische Lehrstyl zunächst Bestimmtheit und Kürze des Ausdruckes, lichtvolle Uebersicht über das Ganze, logisch erschöpfende Durchführung der einzelnen Theile, und gleichmäßige Behandlung dieser Theile. Allein die Festhaltung dieses nächsten Zweckes schließt die Schönheit der Form keinesweges von sich aus, wenn gleich die höhere Ründung und Durchbildung des Periodenbaues im compendiarischen Lehrstyle nicht in dem Grade verlangt und erwartet werden kann, wie im systematischen und commentirenden Lehrstyle. Wohl

aber kann, neben der Bestimmtheit und Kürze des Ausdruckes, eine hohe Lebendigkeit und Versinnlichung des Stoffes vermittelst der Form auch im compendiarischen Lehrstyle vorherrschen, und die Schönheit der Form auf gleiche Weise, wie die Richtigkeit derselben, berücksichtigt werden. Deshalb eignet sich die mittlere Schreibart eben so gut zum compendiarischen Lehrstyle, wie die niedere; so wie das Compendium in stylistischer Hinsicht beinahe noch mehr Sorgfalt in der Wahl des Ausdruckes, in der Stellung der Perioden gegen einander, und in der Haltung des Ganzen verlangt, als das System und der Commentar, weil, wegen der Grundeigenschaft der Kürze im compendiarischen Style, jede einzelne grammatische und logische Nachlässigkeit, jede Unverständlichkeit im Baue der Sätze, und jeder Mangel am Gleichmaaße der Ausführung noch leichter erkannt werden und auffallen würde, als in den übrigen Gattungen des Lehrstyls, die eine ausführliche Behandlung der stylistischen Form verstatten.

17.

Beispiele,

1) von Chstn. Aug. Crusius († 1775), aus s. Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß (2te Aufl. Leipz. 1762. 8.), S. 157. (§. 83.)

— Bei der äußerlichen Empfindung entstehen die Ideen von gewissen Objecten, von welchen wir zu der Zeit sagen, daß wir sie empfinden. Es sind zwei Möglichkeiten, wie es hiermit zugehen kann. Entweder die Ideen liegen schon zuvor in der Seele, und werden bei den hinzukommenden Bedingungen nur erwecket, d. i.

lebhaft gemacht; oder es liegt nur der nächste Grund und die Kraft dazu in der Seele, welche Kraft dieselben, bei der hinzukommenden Bedingung und nach Beschaffenheit derselben, bildet und hervorbringet. Wir können nicht gewiß wissen, welche unter beiden die wahre sey; doch nimmt man weniger an, wenn man das letztere setzet. In beiden Fällen aber brauchet man doch keine solche vorstellende Kraft der Welt in der Seele anzunehmen, wie sie der Freiherr von Leibnitz hat behaupten wollen, daß nämlich die Ideen von allen individualen Substanzen und Begebenheiten in der Welt in der Seele wirklich vorhanden wären, obwohl nicht alle mit Deutlichkeit und Bewußtseyn. Denn es ist genug, wenn entweder die Idee von allen Arten der Dinge, welche wir durch die Empfindung erkennen sollen, oder wenigstens die Kraft und der nächste Grund darzu, der Seele von Gott anerschaffen ist. Denn daraus lässet sich der Ursprung unserer ganzen Erkenntniß hinlänglich begreifen, deren Schranken hernach um so viel weiter werden, je zu mehrern Empfindungen wir gelangen, und je fleißiger wir daraus abstrahiren und fortschließen.

2) von Karl Heinr. Heydenreich († 1801), aus s. Grundsätzen der moralischen Gotteslehre (Leipz. 1792. 8.) S. 164 (wo er von dem Verhältnisse des irdischen Lebens zur Gesammtbestimmung des Menschen handelt).

§. 1. Endliche vernünftige Wesen, ursprünglich mit Heiligkeit des Willens begabt, also unfähig zu sündigen, würden keinen moralischen Werth haben. Sollten sie diesen bekommen; so mußten sie, überlassen ihrer Freiheit, sich aus eigener Kraft, bei der Möglichkeit des Gegentheils, zum Guten und der Fertigkeit im Guten bestimmen können.

§. 2. Wenn unendlicher Fortschritt in der Annäherung zu dem Ideale eines vollkommen guten Willens die Bestimmung der endlichen vernünftigen Wesen im Ganzen ist; so muß man ihre Existenz im Ganzen als eine nie endende Fortbildung, und jede bestimmte Epoche derselben als eine Epoche dieser Fortbildung ansehen, in welcher ein gewisser möglicher höchster Grad der Vervollkommnung erreicht werden kann und soll.

§. 3. Das zeitliche Leben in dieser Naturwelt ist eine solche Epoche, und zwar die erste uns bewußte.

§. 4. Die ersten Epochen der Existenz endlicher moralischer Wesen müssen blos disciplinarische, d. h. Epochen der Verbindlichkeit zum strengen Gehorsam, ohne Belohnung, seyn. Nur durch eine Reihe solcher disciplinarischer Epochen können die vernünftigen endlichen Wesen sich dem vollständigen Endzwecke ihres Daseyns nähern.

§. 5. Unser zeitliches Daseyn in der Naturwelt ist eine solche Epoche.

§. 6. Unsre Bestimmung in diesem Leben ist moralische Vervollkommnung bis zu dem darin möglichen höchsten Grade der Vollkommenheit; keinesweges aber Erwerbung der Glückseligkeit durch oder wegen moralischer Vervollkommnung. Das zeitliche Leben ist also eine Epoche der strengsten Uebung zur reinen Sittlichkeit.

§. 7. Es ist nothwendig, daß die vernünftigen endlichen Wesen während der disciplinarischen Epochen ihres Daseyns in Zusammenhang und unter den Einfluß eines Systems von Kräften gesetzt werden, welches mit der Gesetzgebung der moralischen Vernunft nicht harmonirt; eines Systems von Kräften, in welchem sich denselben allenthalben Reize zur Sünde entgegen stellen, hingegen keine anschaulichen Aussichten zu einer Harmonie der Glückseligkeit mit der Tugend eröffnet werden.

§. 8. Die Naturwelt ist ein solches System von Kräften, und wir sind von der Gottheit in sie gesetzt, um uns in der Ausübung des Guten aus reiner Vorstellung der Pflicht zu üben, und in echter moralischer Selbstbildung fortzuschreiten.

3) von Wilh. Traug. Krug,

aus s. Handb. der Philosophie, Th. 1. (2te Aufl. Leipz. 1822. 8.) S. 73 (wo er in der Metaphysik von dem höchsten und letzten Zwecke menschlicher Thätigkeit handelt, §. 60 ff.).

§. 60. Wenn jede einzelne Thätigkeit eines vernünftigen Wesens einen Zweck hat; so muß auch die gesammte Thätigkeit desselben einen solchen haben, und dieser muß so beschaffen seyn, daß alle übrige Zwecke ihm untergeordnet oder auf ihn als Mittel bezogen werden können, damit sie einander nicht widerstreiten. Darum heißt derselbe der höchste und letzte Zweck, der Zweck der Zwecke, der Endzweck, auch der Zweck schlechthin. Da nun jeder Zweck, den wir wollen, als etwas Gutes gedacht wird; so heißt jener Zweck auch das höchste Gut. Und wenn der Mensch in Ansehung seines gesammten Seyns und Wirkens zu irgend etwas bestimmt ist; so kann er sich vernünftiger Weise nur zur Verwirklichung jenes Zweckes oder zur Erreichung dieses Gutes bestimmt denken. Darum heißt dies auch die Bestimmung des Menschen.

§. 61. Der Mensch kann sein höchstes Gut oder seine Bestimmung entweder im Sinnlichen, d. h. im Physischen, oder im Uebersinnlichen, d. h. im Moralischen suchen. Im ersten Falle strebt er nach Glückseligkeit (felicitas), d. h. nach einem von äußern und zufälligen Umständen (dem Glücke) abhän-

gigen Zustande des möglich höchsten Sinnengenusses (des extensiv, intensiv und protensiv größten Vergnügens). Im zweiten Falle strebt er nach Seligkeit (beatitas), d. h. nach einem von ihm selbst und allein (dem guten Willen) abhängigen Zustande der Seelenruhe (der durchgängigen Zufriedenheit mit sich und seinem ganzen Schicksale).

§. 62. Da die Vernunft, als practisches Vermögen, Sittengesetze aufstellt, denen der Mensch unbedingt gehorchen soll; so kann er auch vernünftiger Weise seine Bestimmung nur im Sittlichen suchen, mithin nur die Seligkeit für das höchste Gut halten. Dann muß er aber auch außer sich nach einer solchen Ordnung der Dinge streben, in welcher das Moralische unbedingt herrschend, mithin alles Physische demselben unterworfen ist, d. h. nach einer sittlichen Weltordnung. Denn nur in einer solchen Ordnung der Dinge würden alle vernünftige Wesen, mithin auch er selbst, selig seyn oder werden können. Die sittliche Weltordnung ist also dasselbe höchste Gut, objectiv gedacht, was die Seligkeit ist, subjectiv gedacht.

§. 63 Da der Mensch mit seiner endlichen Kraft von der Natur als Erzeugniß derselben abhängig ist, folglich er selbst nicht vermag, die Natur nach moralischen Ideen zu beherrschen; so würde eine sittliche Weltordnung (das höchste Gut objectiv gedacht) für ihn unmöglich seyn, wenn nicht ein höchstes Wesen mit unendlicher Kraft die Natur als sein Erzeugniß unbedingt beherrschte, mithin jener Urquell der Natur- und Sittengesetze wirklich wäre, auf welchen die menschliche Vernunft schon bei ihrer eigenen Gesetzgebung als auf ihr höchstes Richtmaas hinblicken muß. Da aber ein solches Wesen weder angeschaut und empfunden, noch vom Verstande begriffen werden kann, weil es unend-

lich, mithin Erkenntniß von ihm im eigentlichen Sinne nicht möglich ist; so ist die Ueberzeugung von dessen Seyn ein **practischer** oder **moralischer** Glaube, indem der sittlich gute Mensch stets mit der festen Zuversicht, daß ein höchstes Wesen die Welt nach moralischen Gesetzen regiere, handelt, und eben darum auch dieses Wesen als seinen obersten Gesetzgeber verehrt.

§. 64. Da ferner der Mensch in Ansehung der Dauer seines sinnlichen Daseyns höchst beschränkt und während dieses Daseyns von den Bedürfnissen der Sinnlichkeit höchst abhängig ist; so würde die Seligkeit (das höchste Gut subjectiv gedacht) für ihn unmöglich seyn, wenn nicht ein **ewiges Leben** für ihn zu hoffen wäre, so daß er wenigstens durch unendlichen Fortschritt im Guten sich seiner Bestimmung immer mehr annähern kann, wenn er auch das Ziel selbst in keinem Zeitpuncte völlig erreicht. Da aber alle unsre Erkenntniß sich auch nur auf das gegenwärtige Leben beschränkt; so ist jene Hoffnung ebenfalls ein **practischer** oder **moralischer** Glaube, indem der sittlich gute Mensch stets mit der festen Zuversicht handelt, daß er schon hier für die Ewigkeit wirksam, und eben darum sein irdisches Leben als eine bloße Vorbereitung zu einem höhern und seligen Leben zu betrachten sey.

§. 65. Ein höchstes Wesen und ein ewiges Leben, oder Gott und Unsterblichkeit, sind demnach, so viel wir davon einsehen, die einzig möglichen Bedingungen, unter welchen der Endzweck der Vernunft verwirklicht werden kann, und wir glauben an die Wirklichkeit dieser Bedingungen, weil uns eben jener Zweck von der Vernunft aufgegeben ward, um ihn zu verwirklichen, so weit wir nur können. Dieser Glaube ist die Wurzel aller **Religion**, wodurch das Sinnliche oder Endliche mit dem Uebersinnlichen oder Unendlichen auf das Innigste ver-

knüpft wird, indem die Religion in subjectiver Bedeutung nichts anders ist, als die durch Gesinnung und Handlung sich ankündigende Ueberzeugung von der Möglichkeit des höchsten Gutes, in objectiver Bedeutung aber die Lehre von eben diesem Gute selbst. Da es nun blos Ein höchstes Gut geben kann; so kann es auch nur Eine Religion geben.

18.

d) Der akademische Vortrag.

Der akademische Vortrag (der nur mit einem sehr einseitigen Nebenbegriffe Vorlesung genannt werden kann,) ist entweder ein einzelnes in sich abgeschlossenes Ganzes, oder er besteht in einer, nach Stoff und Form sorgfältig berechneten und in sich genau zusammenhängenden, Folge von Vorträgen, durch welche das Ganze einer Wissenschaft, in systematischer Ordnung und mit gleichmäßiger Behandlung der einzelnen Theile, zur vollständigen Uebersicht vermittelst der mündlichen Darstellung gebracht werden soll. Berücksichtigte man zunächst den darzustellenden Stoff; so würde der einzelne, in sich abgeschlossene, akademische Vortrag zu dem Gebiete der Abhandlung, die Vollendung einer Wissenschaft aber durch eine zusammenhängende Folge von Vorträgen zu dem Kreise des systematischen Lehrstyls gehören. Allein der akademische Vortrag hat in Beziehung auf die Form eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen. Denn, abgesehen von einzelnen wörtlich niedergeschriebenen und wirklich abgelesenen Vorträgen, welche entweder bei besondern Veranlassungen und Feierlichkeiten ein kleineres wissenschaftliches

Ganzes in dem Umfange eines einzigen Vortrages erschöpfend behandeln sollen, oder die, als niedergeschriebene Vorträge, sogleich im Voraus — außerhalb der engen Grenzen eines akademischen Hörsaals — für ein größeres Publicum berechnet werden (wie z. B. die meisten gedruckten Vorlesungen von Fichte); so ist die nächste Bestimmung der akademischen Vorträge die freie mündliche Darstellung einer Wissenschaft, die — nach dem vorhergehenden gründlichsten Durchdenken des Stoffes — im Augenblicke des Vortrages von dem gebildeten Geiste des Lehrers als freies, dem Gesetze der Form möglichst angenähertes, Erzeugniß ins Daseyn gerufen werden muß, um, vermittelst der unberechenbaren Kraft des gediegenen mündlichen Vortrages, einen bleibenden Eindruck auf den Geist der Zuhörer zu bewirken, und in dem Geiste derselben die darzustellende Wissenschaft, durch die zum Abschlusse des Systems allmählig fortschreitenden Vorträge, nicht nur zur lichtvollen Uebersicht der einzelnen Theile, sondern auch zu einem in sich völlig abgeschlossenen organischen Ganzen zu erheben, dessen der Zuhörer mit immer höher steigenden Interesse an dem Vortrage sich bemächtigt, und das, nach seiner Einheit und systematischen Vollendung, weder durch das eigene Lesen und Studieren der Systeme über diese Wissenschaft, noch durch das Nachschreiben der dictirten Sätze des Lehrers, noch durch das aufmerksame Anhören wörtlich niedergeschriebener Vorlesungen, sondern nur durch die bildende, überzeugende und alle geistige Vermögen des Zuhörers gleichmäßig bewegende Kraft des mündlichen Vortrages bewirkt werden kann. — Ob nun gleich der akademische Vortrag, — sobald er in diesem Sinne

als die sorgfältig durchdachte freie mündliche Mittheilung, und als die unmittelbar aus dem Geiste des Lehrers hervorgehende und auf den Geist des Zuhörers unaufhaltbar einwirkende Versinnlichung wissenschaftlich durchgeführter Stoffe erscheint, — bei aller Annäherung an das Gesetz der Form, doch nicht auf die vollendete Gediegenheit einer niedergeschriebenen stylistischen Form Anspruch machen kann; so wird er doch, durch die bei dem Zuhörer fortdauernd erhaltene Spannung der geistigen Kräfte, und durch die Lebendigkeit der Darstellung, welche eine nothwendige Folge der völlig eigenthümlichen Verarbeitung des frei darzustellenden Stoffes von Seiten des Lehrers ist, theils an sich auf den Geist der Zuhörer noch stärker wirken, als die wörtliche Vorlesung oder das Dictiren ausgearbeiteter Hefte, theils auch der Wissenschaft selbst, vermittelst der freien Form der Darstellung, eine lebendigere Haltung geben.

Bei den gedruckten akademischen Vorträgen muß man unterscheiden: 1) einzelne wirklich gehaltene Vorträge bei besondern Veranlassungen (z. B. Gellerts Vorlesung vor dem Churfürsten von Sachsen: daß die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe; zum erstenmale gedruckt im Anhange zu: Gellerts Briefwechsel mit Demoiselle Lucius, herausgegeb. v. Ebert. Leipz. 1823. 8. S. 609; — Schillers akademische Antrittsrede: was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? in s. kl. pros. Schriften, Leipz. 1792. 8. Th. 1, S. 54. — Krugs Vorlesung, gehalten beim Anfange eines philos. Cursus: über den Einfluß der Phi-

losophie, sowohl überhaupt, als insonderheit der kritischen, auf Sittlichkeit, Religion und Menschenwohl. Jena, 1796. 8.); — 2) Vorlesungen, nachgeschrieben während der freien Vorträge des Lehrers, und später herausgegeben, (z. B. Kants Logik, herausgegeben von Jäsche, Königsb. 1800. 8.; Kants Vorlesungen über die philosophische Religionslehre, Leipz. 1817. 8.; Dessen Vorlesungen über die Metaphysik, Erf. 1821. 8. u. a.) — 3) Vorträge, für den Druck im Voraus berechnet und niedergeschrieben (z. B. Fichte's Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, Jena und Leipz. 1794. 8. Dessen Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, dargestellt in Vorlesungen in Berlin gehalten im Jahre 1804 und 5. Berl. 1806. 8. — Dessen Anweisung zum seligen Leben, in Vorlesungen gehalten zu Berlin im Jahre 1806. Berl. 1806. 8. — Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Tüb. 1803. 8. u. a.)

Unter den Männern, welche im Ganzen dieselbe Ansicht des §. von den akademischen Vorträgen haben, mögen hier nur drei genannt werden; unter den Aeltern: Christian Thomasius, unter den Neuern: Schleiermacher und Thilo. — Thomasius, in s. Einleitung zur Vernunftlehre (5ten Aufl. Halle, 1719. 8.) sagt in der Vorrede S. 6: „Es pflegen sich wohl junge Leute gemeiniglich dadurch zu helfen, daß sie in denen Collegiis den Discurs ihrer Lehrer von Wort zu Wort nachschreiben, und dadurch ihrem Gedächtnisse durch fleißiges Ueberlesen guten Nutzen zu schaffen wissen, und will ich auch

dieses Nachschreiben überhaupt nicht tadeln. Gleichwohl habe ich durch eine langwierige Erfahrung sowohl dessen, was ich ehedessen Andern nachgeschrieben, als dessen, was mir von Andern nachgeschrieben worden, sehr viel Mißbräuche dabei angemerket, die ich bei meinen Auditoribus gern vermeiden wollte, welche mehrentheils daher zu rühren scheinen, weil der menschliche Verstand also beschaffen ist, daß er auf zwei äußerliche Dinge zugleich mit gleicher Attention nicht wohl Acht geben kann, und dannenhero, wenn er sich solches zu thun forciret, gar selten etwas Taugliches zu Wege bringt. Einer, so nachschreibet, muß nicht allein auf das, was gesagt ist, Acht haben, sondern auch auf das, was er schreibet, und also ist es gar leicht geschehen, daß er ein Wort für das andere höret, oder schreibet. Es ist mir unzähligemale mit meinen Auditoribus so ergangen, daß ich in ihrer Nachschrift Dinge gefunden, die mir die Zeit meines Lebens nicht in Sinn gekommen zu lehren. Aber hieraus entstehet sowohl einem Zuhörer, als einem Lehrer ein merklicher Schaden. Ein Zuhörer, weil er auf sein Manuscriptum, als auf dasjenige, was die Lehrer gesagt, bauet, drücket sich eine irrige Lehre ein, und muß solchergestalt nothwendig confus werden. Seinem Lehrer thut er dieserwegen Schaden, weil er bei andern Leuten ihn in Verdacht bringt, als ob er so thöricht Zeug, als dieser nachgeschrieben, dociret habe. Gesetzt aber, daß alles recht nachgeschrieben würde; so will ich nur erwähnen, daß derjenige, so nachschreibet, sich doppelte Mühe macht und beinahe des Nutzens, so viva vox in der Information hat, sich beraubet." —

Schleiermacher in s. gelegentlichen Gedanken über Universitäten in teutschem Sinne, (Berl. 1808. 8.) sagt S. 62: „Zwei Elemente sind dem Kathedervortrage unentbehrlich und bilden sein eigentliches Wesen. Das eine möchte ich das populäre nennen; die Darlegung des muthmaßlichen Zustandes, in welchem die Zuhörer sich befinden; die Kunst, sie auf das Dürftige in demselben hinzuweisen, und auf den letzten Grund alles Nichtigen im Nichtwissen. Dies ist die wahre dialektische Kunst; und je strenger dialektisch, desto populärer. Das andere möchte ich das productive nennen. Der Lehrer muß alles, was er sagt, vor den Zuhörern entstehen lassen; er muß nicht erzählen, was er weiß, sondern sein eigenes Erkennen, die That selbst, reproduciren, damit sie beständig nicht etwa nur Kenntnisse sammeln, sondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntniß unmittelbar anfachen und anschauend nachbilden. — Zwei Tugenden müssen sich im Universitätslehrer vereinigen: Lebendigkeit und Begeisterung von der einen Seite, Besonnenheit und Klarheit von der andern, um, was die Begeisterung wirket, verständlich und gedeihlich zu machen, damit nicht etwa in den Zuhörern nur dunkle Ahnungen von der Herrlichkeit des Wissens entstehen, statt des Wissens selbst. — Wunderbar genug ist die Gelehrsamkeit eines Professors zum Sprichworte geworden. Je mehr er besitzt; desto besser freilich; aber auch die größte ist unnütz ohne die Kunst des Vortrages. Ein Professor, der ein für allemal geschriebenes Heft immer wieder abliest

und nachschreiben läßt, mahnt uns sehr ungelegen an jene Zeit, wo es noch keine Druckerei gab, und es schon viel werth war, wenn ein Gelehrter seine Handschrift Vielen auf einmal dictirte, und wo der mündliche Vortrag zugleich statt der Bücher dienen mußte. Jetzt aber kann Niemand einsehen, warum der Staat einige Männer lediglich dazu besoldet, damit sie sich des Privilegiums erfreuen sollen, die Wohlthat der Druckerei ignoriren zu dürfen; oder weshalb wohl sonst ein solcher Mann die Leute zu sich bemüht, und ihnen nicht lieber seine ohnehin mit stehenbleibenden Schriften abgefaßte Weisheit auf dem gewöhnlichen Wege schwarz auf weiß verkauft." — Als Monographie über den akademischen Vortrag schrieb: Ludw. Thilo, Grundsätze des akademischen Vortrags. Frkf. a. d. Oder, 1809. 8. Da Keiner dessen Beruf es ist, akademische Vorträge zu halten, diese gediegene Schrift unberücksichtigt lassen sollte; so werden hier blos einige — die im §. ausgesprochenen Ansichten bestätigende — Sätze aufgenommen. „Alle diejenigen, welche ihre Vorträge wie ein Buch ausarbeiten, und sie dann ablesen, oder aus dem Gedächtnisse halten, verwandeln den mündlichen Vortrag, dem Wesen nach, wieder in einen schriftlichen, und berauben sich eben dadurch der Vortheile des erstern, ohne doch die des andern wirklich leisten, und noch weniger jene durch diese ersetzen zu können. S. 25." — „Wessen Geist so ganz bei dem Gegenwärtigen gegenwärtig, wessen Auge also an kein Heft — Denkmal ehemaliger Gedanken — gefesselt ist; dem steht der vollsinnliche Ausdruck seines Innern

6 *

zu Gebote. Auch kommt ihm das wirksame Zutrauen zu statten, das ein Mann seinen Zuhörern unfehlbar einflößt, wenn sie sehen, wie er so ganz seiner Kraft vertrauen darf, und wie so alles, was er ihnen sagt, unwandelbares Eigenthum seines Geistes geworden ist. Einen solchen Vortrag zu leisten; dazu gehört freilich eine völlige Gewandtheit im Denken, ein stets gegenwärtiger Besitz der Kenntnisse, und eine große Fertigkeit im Ausdrucke. Und auch so wird mancher Sprung geschehen, manche Dunkelheit sich einschleichen; nicht immer werden Irrthümer verhütet, nicht immer Fehler und Mängel der Sprache vermieden werden können. Wer wollte sich aber solche geringe Unvollkommenheiten nicht gern gefallen lassen, wenn sie ihm verrathen, aus dem Manne spreche nicht die rücksichtsvollste Abgemessenheit, sondern die natürlichste Unbefangenheit; seine Gedanken seyen nicht aufgestutztes Gemeingut, sondern das augenblicklich entstandene Product seiner eigensten Kraft.“

19.

Beispiele.

1) von Kant,

aus dem in seinen freien Vorträgen nachgeschriebenen Hefte *): Vorlesungen über die

*) Diese Vorträge wurden von Kant in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gehalten. Es ist interessant, diese damalige Ansicht Kants vom Ursprunge des Bösen, mit seiner spätern Abhandlung: über das radicale Böse zu vergleichen, die während Wöllners Curatorium geschrieben ward.

philosophische Religionslehre (Lpz. 1817. 8.) S. 136.

„Wenn Gott heilig ist, und das Böse hasset; woher kommt denn das Böse, dieser Gegenstand der Verabscheuung aller vernünftigen Wesen?"

Dieser Einwurf, woher das Böse in der Welt komme, da doch der einzige Urquell von Allem heilig ist, erlanget vornämlich dadurch seine Stärke, wenn man bedenkt, daß sich nichts ereignen kann, wozu nicht die erste Anlage selbst von dem Schöpfer gemacht worden ist. — Wie nun? Der heilige Gott soll selbst in die Natur des Menschen die Anlage des Bösen gelegt haben? Da der Mensch dieses nicht mit einander reimen kann; so ist man vor Zeiten darauf gefallen, ein besonderes böses Urwesen anzunehmen, welches dem heiligen Urquell aller Dinge gleichsam einen Theil derselben abgezwungen hat, und darin sein Wesen treibt. Allein dieser Mechanismus streitet mit der menschlichen Vernunft, die uns nur auf ein einziges Wesen aller Wesen leitet, und dasselbe sich nicht anders, als höchst heilig denken kann. Wie? Sollen wir nun auch das Böse von einem heiligen Gott ableiten? — Folgende Betrachtungen werden uns darüber Aufschluß geben. Zuvörderst muß man merken, daß der Mensch unter der Menge von Geschöpfen gerade dasjenige ist, welches seine Vollkommenheiten, und demnach auch die Gutartigkeit seines Charakters aus sich selbst hervorarbeiten sollte. Daher gab ihm Gott Talente und Fähigkeiten, stellte es aber in seine Gewalt, wie er sie anwenden wollte. Er schuf den Menschen frei; aber er gab ihm auch thierische Instincte; er gab ihm Sinne, die er überwältigen und mäßigen sollte, indem er seine Vernunft ausbildete. So geschaffen, war der Mensch zwar

seiner Natur nach in Hinsicht der Anlage vollkommen; was aber diese Ausbildung derselben anbetraf, noch roh. Diese sollte der Mensch sich selbst zu verdanken haben, sowohl die Cultur seiner Talente, als die Güte seines Willens. Ein solches Geschöpf, ausgerüstet mit großen Fähigkeiten, deren Anwendung ihm selbst überlassen blieb, ist in der That von Bedeutung. Man kann vieles von ihm erwarten; aber auch auf der andern Seite nicht weniger fürchten; es kann sich vielleicht über ein ganzes Heer von willenlosen Engeln erheben, aber vielleicht auch bis unter die unvernünftigen Thiere herabsinken. Wenn es nun den Anfang seiner Cultur machen, aus seinem rohen Zustande hervortreten, sich vom Instincte losreißen will; was wird dann sein Loos seyn? — Fehltritte und Thorheiten; und wem hat er dies alles zu verdanken, als sich selbst. Er fährt fort, sich auszubilden, macht aber bei jedem neuen Schritte auch neue Fehltritte, und rückt indessen der Idee von Vollkommenheit eines vernünftigen Menschen immer näher, die er vielleicht erst nach Millionen Jahren erreichen wird. — In der irdischen Welt ist alles nur Fortschritt. So ist auch das Gute und die Glückseligkeit hier nicht Besitz, sondern nur Weg zur Vollkommenheit und Zufriedenheit. Das Böse in der Welt kann man daher ansehen als die unvollständige Entwickelung des Keims zum Guten. Das Böse hat gar keinen besondern Keim; denn es ist bloße Negation, und bestehet nur in der Einschränkung des Guten. Es ist weiter nichts, als Unvollständigkeit in der Entwickelung des Keims zum Guten aus der Roheit. Das Gute aber hat einen Keim; denn es ist selbstständig. Diese Anlagen zum Guten, die Gott in den Menschen geleget hat, müssen aber erst von dem Menschen selbst entwickelt werden, bevor das Gute zum Vor-

schein kommen kann. Indem nun der Mensch zugleich viele Instincte, die zur Thierheit gehören, hat, und haben muß, wenn er als Mensch fortdauern soll; so verleitet ihn die Stärke der Instincte, sich ihnen zu überlassen, und so entsteht das Böse, oder vielmehr indem der Mensch anfängt, seine Vernunft zu gebrauchen, verfällt er in Thorheiten. Ein besonderer Keim zum Bösen läßt sich nicht denken, sondern die erste Entwickelung unsrer Vernunft zum Guten ist der Ursprung des Bösen. Und das Ueberbleibsel von der Roheit beim Fortgange der Cultur ist wieder Böses.

Also ist wohl das Böse unvermeidlich, und auf solche Art will Gott wohl gar das Böse? — Keinesweges, sondern Gott will die Fortschaffung des Bösen durch die allgewaltige Entwickelung der Keime zur Vollkommenheit. Er will die Wegräumung des Bösen durch den Fortschritt zum Guten. Das Böse ist auch nicht ein Mittel zum Guten, sondern entstehet als eine Nebenfolge, indem der Mensch mit seinen eigenen Schranken, mit seinen thierischen Instincten zu kämpfen hat. Das Mittel zum Guten ist in die Vernunft gelegt; dieses Mittel ist das Bestreben, sich aus der Roheit heraus zu reißen. Indem der Mensch dazu den Anfang macht; so bedient er sich zuerst seiner Vernunft zum Dienste des Instincts; endlich entwickelt er sie um ihrer selbst willen. Daher findet sich das Böse erst dann, wenn seine Vernunft sich schon so weit entwickelt hat, daß er seine Verbindlichkeit erkennet. Endlich wenn sich der Mensch ganz entwickelt hat; so hört das Böse von selbst auf. Wenn nnn der Mensch seine Verbindlichkeit zum Guten erkennet, und dennoch das Böse thut; so ist er strafwürdig, weil er ja seinen Instinct überwinden konnte. Und selbst die Instincte waren in ihm

zum Guten gelegt. Daß der Mensch sie aber übertreibet; daran ist er selbst Schuld, nicht Gott.

Hierdurch ist demnach die Heiligkeit Gottes gerechtfertigt, weil auf solche Art die ganze Species des Menschengeschlechts endlich zur Vollkommenheit gelangen soll. Wenn man aber fragt: woher denn das Böse in den Individuen der Menschheit; so ist dies, wegen der durchaus nöthigen Schranken bei den Geschöpfen, gerade eben so viel, als wenn man fragte: woher ist der Theil des Ganzen? — Das menschliche Geschlecht sollte nun einmal eine Klasse von Geschöpfen seyn, die sich von ihren Instincten, vermöge ihrer Natur, entfesseln und losreißen sollen, bei welcher Entwickelung denn auch manche Fehltritte und Laster entstehen. Alles aber sollte einst einen herrlichen Ausgang gewinnen; vielleicht auch erst nach mancherlei ausgestandenen Strafen für ihre Abweichung."

2) von Fichte,

aus s. Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten (Jena und Leipz. 1794. 8.), die er im Sommerhalbjahre 1794 zu Jena hielt. Die erste Vorlesung handelt: von der Bestimmung des Menschen an sich; die zweite (S. 21): von der Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. Aus dieser ist das nachstehende Bruchstück entlehnt.

— Es gehört unter die Grundtriebe des Menschen, vernünftige Wesen, seines Gleichen, außer sich annehmen zu dürfen; diese kann er nur unter der Bedingung annehmen, daß er mit ihnen in Gesellschaft tritt. Der gesellschaftliche Trieb gehört daher unter die Grundtriebe des Menschen. Der Mensch ist bestimmt, in

der Gesellschaft zu leben; er soll in der Gesellschaft leben; er ist kein ganzer vollendeter Mensch und widerspricht sich selbst, wenn er isolirt lebt. Wechselwirkung durch Freiheit ist der positive Charakter der Gesellschaft. Der Begriff von Menschen ist aber ein idealischer Begriff, weil der Zweck des Menschen unerreichbar ist. Jedes Individuum hat sein besonderes Ideal vom Menschen überhaupt; jeder prüft nach seinem eigenen Ideal denjenigen, den er für einen Menschen anerkennt. Jeder wünscht, den andern diesem Ideal ähnlich zu finden; er versucht, er beobachtet ihn auf alle Weise, und wenn er ihn unter demselben findet, so sucht er ihn dazu emporzuheben. In diesem Ringen der Geister mit Geistern siegt derjenige, der der höhere, bessere Mensch ist; so entsteht durch Gesellschaft Vervollkommnung der Gattung, und wir haben denn auch zugleich die Bestimmung der ganzen Gesellschaft, als solcher, gefunden. Wenn es scheint, als ob der höhere und bessere Mensch keinen Einfluß auf den niedern und ungebildeten habe; so täuscht uns hierbei theils unser Urtheil, da wir oft die Frucht auf der Stelle erwarten, ehe das Samenkorn keimen und sich entwickeln kann; theils kommt es daher, daß der bessere vielleicht um zu viele Stufen höher steht, als der ungebildete; daß sie zu wenig Berührungspuncte mit einander gemein haben; zu wenig auf einander wirken können — ein Umstand, der die Cultur auf eine unglaubliche Weise aufhält. Im Ganzen aber siegt der Bessere gewiß; ein beruhigender Trost für den Freund der Menschen und der Wahrheit, wenn er dem offenen Kriege des Lichts mit der Finsterniß zusieht. Das Licht siegt endlich gewiß — die Zeit kann man freilich nicht bestimmen; aber es ist schon ein Unterpfand des Sieges, und des nahen Sieges, wenn die Finsterniß genöthigt

ist, sich in einen öffentlichen Kampf einzulassen. Sie liebt das Dunkel; sie hat schon verloren, wenn sie gezwungen ist, an das Licht zu treten.

Die Bestimmung des Menschen für die Gesellschaft ist aber, so sehr sie auch aus dem Innersten, Reinsten des menschlichen Wesens entsprungen ist, dennoch als bloßer Trieb, dem höchsten Gesetze der steten Uebereinstimmung mit uns selbst, oder dem Sittengesetze, untergeordnet, und muß durch dasselbe weiter bestimmt und unter eine feste Regel gebracht werden, und so wie wir diese Regel auffinden, finden wir die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft.

Zuvörderst wird durch jenes Gesetz der absoluten Uebereinstimmung der gesellschaftliche Trieb negativ bestimmt; er darf sich selbst nicht widersprechen. Der Trieb geht auf Wechselwirkung, gegenseitige Einwirkung, gegenseitiges Geben und Nehmen, gegenseitiges Leiden und Thun; nicht auf bloße Thätigkeit, wogegen der Andere sich nur leidend zu verhalten hätte. Der Trieb geht darauf aus, freie vernünftige Wesen außer uns zu finden, und mit ihnen in Gemeinschaft zu treten; er geht nicht auf Subordination, wie in der Körperwelt, sondern er geht auf Coordination aus. Will man die vernünftigen Wesen außer sich nicht frei seyn lassen; so rechnet man etwa blos auf ihre theoretische Geschicklichkeit, nicht auf ihre freie practische Vernünftigkeit. Man will nicht in Gesellschaft mit ihnen treten, sondern man will sie, als geschicktere Thiere, beherrschen, und dann versetzt man seinen gesellschaftlichen Trieb mit sich selbst in Widerspruch. — Doch was sage ich: man versetzt ihn mit sich selbst in Widerspruch? man hat ihn vielmehr noch gar nicht, jenen höhern Trieb; die Menschheit hat sich dann in uns noch gar nicht so weit ausgebildet; wir

stehen selbst noch auf der niedern Stufe der halben Menschheit. Wir sind selbst noch nicht zum Gefühle unsrer Freiheit und Selbstthätigkeit gereift; (denn sonst müßten wir nothwendig um uns herum uns ähnliche, d. h. freie Wesen sehen wollen. Jeder, der sich für einen Herrn Anderer hält, ist selbst ein Sklave. Ist er es auch nicht immer wirklich; so hat er doch sicher eine Sklavenseele, und vor dem erstern Stärkern, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen. Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will, und durch einen gewissen Einfluß, dessen Ursache man nicht immer bemerkt hat, wirklich frei macht. Unter seinem Auge athmen wir freier: wir fühlen uns durch nichts gepreßt und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust, alles zu seyn und zu thun, was nicht die Achtung für uns selbst uns verbietet. Der Mensch darf vernunftlose Dinge als Mittel für seine Zwecke gebrauchen, nicht aber vernünftige Wesen; er darf dieselben nicht einmal als Mittel für ihre eigenen Zwecke brauchen; er darf nicht auf sie wirken, wie auf todte Materie oder auf das Thier, so daß er blos seinen Zweck mit ihnen durchsetze, ohne auf ihre Freiheit gerechnet zu haben.

Durch das Gesetz der völligen Uebereinstimmung mit sich selbst wird der gesellschaftliche Trieb aber auch positiv bestimmt, und so bekommen wir die eigentliche Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. Alle Individuen, die zum Menschengeschlechte gehören, sind unter sich verschieden; es ist nur Eins, worin sie völlig übereinkommen, ihr letztes Ziel, die Vollkommenheit. Könnten alle Menschen vollkommen werden; könnten sie ihr höchstes und letztes Ziel erreichen; so wären sie alle einander völlig gleich. Nun aber strebt jeder in der Gesellschaft den andern, wenigstens seinen Begriffen nach, voll-

kommner zu machen; ihn zu seinem Ideale, das er sich von dem Menschen gemacht hat, emporzuheben. Mithin ist das letzte höchste Ziel der Gesellschaft: völlige Einigkeit und Einmüthigkeit mit allen Gliedern derselben. Da aber die Erreichung dieses Ziels die Erreichung der Bestimmung des Menschen überhaupt — die Erreichung der absoluten Vollkommenheit — voraussetzt; so ist es eben so unerreichbar, als jenes, ist unerreichbar, so lange der Mensch nicht aufhören soll, Mensch zu seyn, und nicht Gott werden soll. Völlige Einigkeit mit allen Individuen ist mithin zwar das letzte Ziel, aber nicht die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft.

Aber annähern und ins Unendliche sich annähern an dieses Ziel — das kann er und das soll er. Dieses Annähern zur völligen Einigkeit und Einmüthigkeit mit allen Individuen können wir Vereinigung nennen. Also Vereinigung, die der Innigkeit nach stets fester, dem Umfange nach stets ausgebreiteter werde, ist die wahre Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. Diese Vereinigung aber ist, da nur über ihre letzte Bestimmung die Menschen einig sind und einig werden können, nur durch Vervollkommnung möglich. Wir können demnach eben so gut sagen: gemeinschaftliche Vervollkommnung; Vervollkommnung seiner selbst durch die frei benutzte Einwirkung Andrer auf uns; und Vervollkommnung Andrer durch Rückwirkung auf sie, als auf freie Wesen, ist unsre Bestimmung in der Gesellschaft. — Um diese Bestimmung zu erreichen, und sie immer mehr zu erreichen; dazu bedürfen wir einer Geschicklichkeit, die nur durch Cultur erworben und erhöht wird, und zwar einer Geschicklichkeit von zweierlei Art: einer Geschicklichkeit zu Geben, oder auf Andere, als auf freie Wesen zu wirken, und einer Empfänglichkeit zu Nehmen, oder aus den Wirkungen Andrer auf uns

den besten Vortheil zu ziehen. Selten ist jemand so vollkommen, daß er nicht fast durch jeden andern wenigstens von irgend einer, vielleicht unwichtig scheinenden, oder übersehenen Seite sollte ausgebildet werden können.

Ich kenne wenig erhabenere Ideen, M. H., als die Idee dieses allgemeinen Einwirkens des ganzen Menschengeschlechts auf sich selbst, dieses unaufhörlichen Lebens und Strebens, dieses eifrigen Wettstreites zu Geben und zu Nehmen, das Edelste, was dem Menschen zu Theil werden kann, dieses allgemeinen Eingreifens zahlloser Räder in einander, deren gemeinsame Triebfeder die Freiheit ist, und der schönen Harmonie, die daraus entsteht. Wer du auch seyst; so kann jeder sagen, du, der du nur Menschen Antlitz trägst; du bist doch ein Mitglied dieser großen Gemeine. Durch welche unzählige Mittelglieder die Wirkung auch fortgepflanzt werde; — ich wirke darum doch auf dich, und du wirkst darum doch auch auf mich. Keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, sey es auch noch so roh ausgedrückt, auf seinem Gesichte trägt, ist vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht, noch kennst du mich. — O, so gewiß wir den gemeinschaftlichen Ruf haben *), gut zu seyn, und immer besser zu werden; so gewiß, und dauere es Millionen und Billionen Jahre — was ist die Zeit? — so gewiß wird einst eine Zeit kommen, da ich auch dich in meinen Wirkungskreis mit fortreißen werde, da ich auch dir werde wohlthun, und von dir Wohlthaten empfangen können, da auch an dein Herz das meinige durch das schönste Band des gegenseitigen freien Gebens und Nehmens geknüpft seyn wird.

*) Dies ist die Th. 1. §. 67. aufgestellte Figur: Präteritio.

20.

c) Der populäre Lehrstyl.

Die populäre Darstellung eines wissenschaftlichen Stoffes beruht, im Gegensatze gegen die systematische, nicht etwa auf der oberflächlichen und seichten Behandlung desselben, sondern darauf, daß alles von derselben ausgeschlossen wird, was entweder blos für den eigentlichen Gelehrten (und namentlich in den positiven Wissenschaften nur für den Facultätsgelehrten) verständlich, oder doch zunächst nur für die in die Wissenschaft bereits Eingeweihten von Interesse ist, so daß im populären Lehrstyle die Untersuchung nicht bis auf die letzten und höchsten Grundsätze zurückgehet, sondern zunächst an das sich hält, was allgemein verständlich und allgemein anwendbar ist.

Allgemein verständlich ist aber das, was entweder ohne gelehrte Vorkenntnisse überhaupt, oder doch ohne gelehrte Vorkenntnisse in einem besondern wissenschaftlichen Gebiete, von einem Manne von Bildung gefaßt werden kann, der sich für einen wissenschaftlichen Stoff interessirt, durch welchen der Kreis seiner Einsichten erweitert, oder berichtigt und vervollkommnet wird. Allgemein anwendbar hingegen ist das, was, vermittelst der Darstellung, in eine unmittelbare Beziehung auf das wirkliche Leben gebracht, und wodurch zugleich der Werth der fortschreitenden geistigen Bildung überhaupt, nach dem Verhältnisse der einzelnen Gegenstände der Erkenntniß zu dem wirklichen Leben, entschieden wird.

Wenn, nach diesen Grundsätzen, von dem populären Lehrstyle alles ausgeschlossen werden muß, was zunächst dem Gerüste der Wissenschaft, der

Ableitung derselben aus den höchsten und letzten Gründen der menschlichen Erkenntniß, der Stellung derselben gegen andere Systeme dieser Wissenschaft, oder gegen andere verwandte Wissenschaften, so wie der jeder Wissenschaft eigenthümlichen Terminologie, Polemik und Literatur angehört; so würde es doch einen großen Irrthum verrathen, wenn man deshalb den populären Lehrstyl für etwas Leichtes hielte, das ohne Tiefe und gründliche Kenntniß von Seiten des Schriftstellers versucht werden könnte. Es muß vielmehr der echte populäre Schriftsteller, der sich seiner Wirkung bestimmt versichern will, die Wissenschaft, die er faßlich darzustellen beabsichtigt, in ihrer Tiefe ergründet und nach ihrem ganzen Umfange erforscht haben; er muß sie nach allen Fort- und Rückschritten ihres Anbaues, und nach ihren Schicksalen in den verschiedensten Zeitaltern und Schulen kennen; er muß, durch die ihm eigenthümlichen Fähigkeit, Dunkelheiten aufzuklären, Schwierigkeiten zu heben und trockene Gegenstände unter lebensvollen Formen zu vergegenwärtigen, das, was bis dahin zunächst dem Kreise der Schule angehörte, in ein Gemeingut der gebildeten Menschheit verwandeln, und von denjenigen Seiten auffassen, welche unmittelbar das wirkliche Leben berühren. Nur unter diesen Bedingungen wird es ihm gelingen, dasjenige deutlich, klar, bestimmt und allgemein verständlich darzustellen, was selbst mit Deutlichkeit und Klarheit vor seiner Seele steht. Deshalb wird auch der populären Darstellung weder die Versinnlichung des nothwendigen Zusammenhanges aller einzelnen Theile des dargestellten Stoffes, noch das innere Ebenmaas in der Behandlung dieser einzelnen Theile fehlen, wenn gleich der wissenschaftliche Stoff

des streng systematischen Gewandes entkleidet wird, und unter einer freien Form sich ankündigt, welche die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen gebildeter und bildsamer Menschen anzusprechen vermag. Für die Erreichung dieses Zweckes muß der populäre Schriftsteller über die Leichtigkeit, Gewandtheit und Lebendigkeit des Ausdruckes gebieten, wodurch es ihm gelingen wird, neben der leicht zu überschauenden logischen Anordnung und völligen grammatischen Richtigkeit des Ganzen, die einzelnen Theile der Darstellung sorgfältig zu gruppiren, das Wichtige vor dem minder Wichtigen bestimmt hervorzuheben, und durchgehends die Anwendbarkeit der Erkenntniß auf das wirkliche Leben anzudeuten.

21.

Fortsetzung.

Zu dem populären Lehrstyle gehören:

1) Schriften, unmittelbar den gebildeten Ständen bestimmt. Die gebildeten Stände müssen, im strengern Sinne des Wortes, von den untern Klassen des Volkes verschieden, und als diejenigen gedacht werden, welche, ohne einen gelehrten Jugendunterricht genossen und ihre Kraft und ihr Leben ausschließend den Wissenschaften gewidmet zu haben, dennoch so viele durch Erziehung, Schule und Umgang erworbene Bildung besitzen, daß ein ununterbrochener Fortschritt in dieser Bildung zu den Bedürfnissen ihres geistigen Lebens gehört. Dahin rechnen wir alle sorgfältig erzogene Grundbesitzer; Männer, die an der Spitze bedeutender Gewerbe stehen; Kaufleute; Krieger; Staats- und Geschäftsmänner, deren

Beruf keine unmittelbar gelehrte Vorübung erfordert, und so viele unabhängige Individuen des dritten Standes, die von dem gewöhnlichen Bürger und Landmann durch höhere geistige Bedürfnisse und durch einen nicht unbedeutenden Umfang bereits eingesammelter Kenntnisse sich unterscheiden. Solche gebildete Individuen wünschen z. B. die Philosophie nach ihren einzelnen Theilen, namentlich die Pflichten-, Rechts- und Religionslehre, näher und nach ihrem gegenwärtigen Standpuncte kennen zu lernen; sie verlangen eine in sich zusammenhängende, erschöpfende und lebendige Uebersicht über das Gebiet einer philosophischen Wissenschaft, ohne doch Interesse an den Kämpfen der verschiedenen philosophischen Systeme von Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling u. a. zu nehmen, und ohne in die nicht selten schwerfällige Terminologie der einzelnen philosophischen Schulen eingeweiht zu werden. — Oder sie wünschen die allgemeine Geschichte des menschlichen Geschlechts, nach einer gleichmäßigen Behandlung der einzelnen Zeiträume, mit Hervorhebung der wichtigsten Personen und Thatsachen, im pragmatischen Zusammenhange, und unter einer lebensvollen Form der Darstellung zu überschauen, ohne doch in die kritische Forschung der verschiedenartigsten Quellen, in die oft so von einander abweichenden Meinungen der Geschichtsschreiber über einzelne Gegenstände, und in das reiche Gebiet der geschichtlichen Literatur eingeführt zu werden. Sie verlangen reine Ergebnisse, ohne den chemischen Prozeß der denselben vorausgehenden Untersuchungen selbst machen zu wollen, und fühlen ihr Bedürfniß befriedigt, sobald der Geschichtsschreiber, nach den für den populären

Lehrstyl aufgestellten Grundsätzen, so viel leistete, als in seinen Kräften stand, und als er, nach der Masse seiner Kenntnisse und eigenen Forschungen, nach dem weitern oder engern Gesichtskreise seiner geschichtlich-politischen Ansichten, nach seiner gewonnenen Ueberzeugung von den wirklichen geschichtlichen Ergebnissen in einzelnen Zeitabschnitten und Zeiträumen, so wie nach der ihm eigenthümlichen stylistischen Fertigkeit zu leisten vermochte. — Selbst für wirkliche Gelehrte können Schriften dieser Art ein wesentliches Bedürfniß seyn, inwiefern sie wissenschaftliche Kreise umschließen, die entweder außerhalb des unmittelbaren Bereiches ihrer Facultätswissenschaft liegen, oder für welche, in ihrer frühern Bildung und geistigen Richtung, keine Veranlassung vorhanden war. So kann der Theolog eine populäre Behandlung der allgemeinen Geschichte, der Jurist eine zusammenhängende und lebensvolle Darstellung der Staatswissenschaften, der Mediciner eine faßliche Uebersicht der Staatenkunde, der Philosoph einen gedrängten Umriß der christlichen Kirchengeschichte u. s. w. wünschen, um vermittelst einer solchen, des Schulgewandes entkleideten, Behandlung der Wissenschaft den Gesammtkreis seiner geistigen Bildung gleichmäßiger auszufüllen und immer mehr zu erweitern.

2) Volksschriften. Wenn man, zum Unterschiede von den gebildeten Ständen, unter dem Volke zunächst die untern und minder gebildeten Stände des Bürgers in kleinen Städten und des Landmannes versteht; so haben eigentliche Volksschriften (z. B. das Noth- und Hülfsbüchlein, Steinbecks Feuerkatechismus u. a.) die Bestimmung, dieser zahlreichen Menschenklasse, welche gewöhnlich

aller eigentlichen Vorkenntnisse für wissenschaftliche Stoffe ermangelt, richtige, bestimmte und möglichst zusammenhängende Begriffe über Gegenstände des öffentlichen und häuslichen Lebens, über Religion, Staatsverfassung, bürgerliche Verhältnisse, geschichtliche Vorgänge, Naturerscheinungen, über nützliche Erfindungen und über Vortheile und Bequemlichkeiten des Lebens mitzutheilen, dem Aberglauben und den Vorurtheilen, die nicht selten in der Mitte dieser Stände herrschen, entgegen zu arbeiten, und überhaupt den Kreis ihrer Einsichten zu berichtigen, zu erweitern und zu vervollkommnen. — Je stärker gewöhnlich die Sinnlichkeit in diesen Ständen vorherrscht, und je weniger eine gleichmäßige Entwickelung der geistigen Vermögen bei denselben vorausgesetzt werden kann; desto mehr muß sich der populäre Lehrstyl in Volksschriften durch Anschaulichkeit, Bestimmtheit und Lebendigkeit auszeichnen.

3) Von den Jugendschriften gelten diese Bedingungen fast in gleichem Maaße und Umfange; denn sie haben die Bestimmung, die Entwickelung und Ausbildung des heranwachsenden Menschengeschlechts in geistiger, ästhetischer und sittlicher Hinsicht vorzubereiten, zu unterstützen, und in ihrem Fortschreiten zu befördern. Sie dürfen daher nichts Unverständliches und über den geistigen Gesichtskreis der Jugend hinausliegendes in sich enthalten; sie müssen in einer edlen, aber allgemein faßlichen Sprache (wie z. B. die Schriften von Weiße, Campe, Salzmann, v. Rochow, Dolz u. a.), und mit bestimmter Vergegenwärtigung eines gewissen Abschnittes des jugendlichen Alters geschrieben seyn; sie müssen endlich die Farbe der höchsten Anschaulichkeit und der möglichsten Lebendigkeit der Form

an sich tragen, wenn sie dem jugendlichen Geiste zusagen, und weder zu hoch, noch zu trocken für denselben seyn sollen. Gleichmäßig muß der Jugendschriftsteller es sich vergegenwärtigen, daß er durch seine Behandlung des Stoffes die Jugend weder zur Vielwisserei, noch zum Nachsprechen auf bloße Autorität, weder zum Absprechen über wichtige von ihr nicht völlig umschlossene Gegenstände, noch zur Halbreife oder frühzeitigen Ueberreife veranlasse. — Die Festhaltung der katechetischen oder sokratischen Form bei der Bearbeitung von Jugendschriften richtet sich theils nach der Individualität des Schriftstellers, theils nach der Bestimmung der Schrift. Das Eigenthümliche der katechetischen Form besteht in der mündlichen Mittheilung gewisser Begriffe und ganzer Reihen von Vorstellungen, welche man sodann denen wieder abfragt, welchen man sie mittheilte, um sich zu überzeugen, ob man von ihnen verstanden worden sey, und ob sie die Fähigkeit besitzen, dieselben in eine zusammenhängende Wortfolge einzukleiden. Der Charakter der sokratischen Form dagegen beruht auf derjenigen Fertigkeit des mündlichen Ausdruckes, nach welcher man die erst mitzutheilenden Begriffe dem zu Unterrichtenden so abfragt, daß es scheint, als sey dieser schon vor der Mittheilung in dem Besitze derselben gewesen, während er doch nur die Bedingung dazu in sich hatte. Aus diesem Verhältnisse beider Lehrformen ergiebt sich von selbst, daß die sokratische zunächst wohl für Stoffe aus der Philosophie, der Sittenlehre, der Religion, der Mathematik u. a., nicht aber für Stoffe aus den Erfahrungswissenschaften sich eignet, weil diese auf Erscheinungen und Thatsachen beruhen, die jedesmal mitgetheilt werden

müssen, wenn gleich die daraus abzuleitenden Ergebnisse, so wie die höhern Grundsätze, auf welche man sie zurückführt, auch vermittelst der sokratischen Methode aufgefunden werden können.

4) Sentenzen (sinnvolle Sprüche), Sprichwörter und Gemeinplätze, gehören, als kleinere stylistische Ganze, ebenfalls ins Gebiet des populären Lehrstyls. —

Eine Sentenz enthält entweder eine allgemein bekannte Wahrheit unter einer neuen Einkleidung, oder eine neue überraschende Wahrheit vermittelst einer ansprechenden Form. Reichthum der Begriffe bei Gedrängtheit, Kraft und Kürze des Ausdruckes müssen die Sinnsprüche in stylistischer Hinsicht bezeichnen, so daß sie als natürliche Ergüsse des Scharfsinnes und Witzes, mit Ausschluß alles Künstlichen und Gesuchten, erscheinen. Solche Sinnsprüche können entweder einzeln, oder im Zusammenhange eines größern stylistischen Ganzen aufgestellt werden, wo sie, im Gegensatze der vorhergehenden und darauf folgenden Begriffe, desto mehr Eindruck machen, je schärfer ihr Inhalt und Ton gegen den ruhigen Fluß der blos belehrenden Darstellung absticht. Nur dürfen in größern stylistischen Ganzen solche Sinnsprüche nicht zu sehr gehäuft werden, weil, mit ihrer öftern Wiederkehr, die Wirkung ihres Eindruckes sich vermindert, und sie, ungeachtet des Interesse, das sie erregen, doch den innern Zusammenhang des Lehrstyls einigermaßen unterbrechen.

Sprichwörter sind den eigentlichen Sinnsprüchen nahe verwandt; denn auch sie enthalten eine in gedrängter stylistischer Form ausgeprägte allgemeine und interessante Wahrheit. Nur unter-

scheiden sie sich dadurch von den Sinnsprüchen, daß sie nicht aus den Kreisen der eigentlichen Wissenschaften stammen, und selten einen höhern Scharfsinn voraussetzen, sondern gewisse Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens und anschauliche und verständliche Lehren der Lebensweisheit und Lebensklugheit in einzelnen kurzen Sätzen bezeichnen. Sie finden sich bereits in den ältesten schriftlichen Denkmälern der verschiedensten Völker des Erdbodens; auch ist ihr Gebrauch dem gewöhnlichen Leben der höhern und niedern Stände der bürgerlichen Gesellschaft nicht fremd. Bei mehrern Völkern des asiatischen Alterthums vertraten solche Gnomen die Stelle einer wissenschaftlichen Sittenlehre; so wie noch jetzt aus der häufigen Anführung einzelner derselben in den untern Ständen auf die sittlichen Grundsätze der Individuen zurückgeschlossen werden kann.

Die Gemeinplätze (loci communes) endlich bestehen in solchen einfachen und verständlichen Sätzen, bei deren Gebrauche man gewöhnlich auf eine allgemeine Bekanntschaft mit denselben, und deshalb auch auf die Zustimmung der Leser in Hinsicht der durch sie beabsichtigten Erläuterung des gegebenen Falles rechnen kann. Sie werden im populären Lehrstyle meistens Eingangsweise gebraucht, um weitere Untersuchungen und Ausführungen gewisser Begriffe und Wahrheiten, und entfernter liegende Ergebnisse an sie anzuknüpfen, weil man sie als erwiesen voraussetzt, und deshalb sogleich auf sie fortbauet, und seine Folgerungen an dieselben anreihet. Am zweckmäßigsten werden sie in Schriften gebraucht, die auf Menschen aus den untern Ständen von geringen Fassungskräften berechnet sind. In eigentlichen wissenschaftlichen Wer-

ken, so wie in Erzeugnissen der Sprache der Beredsamkeit, stellt man sie gewöhnlich nur am Eingange auf, um von einem Satze, über welchen kein Widerspruch statt findet, auszugehen, und das Besondere und Einzelne an das Allgemeine anzureihen.

22.

Beispiele,

a) von Johann Fr. Wilh. Jerusalem († 1788),

aus s. Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (Braunschw. 1774. 8.). Th. 1. S. 1. (abgekürzt).

Die erste und wichtigste von allen Wahrheiten ist diese: ist ein Gott, oder ist keiner? ist ein allerhöchstes vernünftiges Wesen, von dem die Welt mit ihrer Natur und Ordnung ihren Ursprung hat, oder sollen wir alles als Wirkungen eines ewigen Nichts, eines blinden Ungefährs, oder als ewige Folgen einer ewig todten Nothwendigkeit ansehen? Dies ist mir der nächste und wichtigste Gedanke, den sich meine Vernunft denken kann; und ich mag meine Augen, wo ich will, hinwenden; ich mag über mir den Himmel ansehen; ich mag die Geschöpfe betrachten, womit ich umgeben bin; ich mag meine Augen zuthun, und in meine eigenen Empfindungen mich versenken; so ist mir dieser Gedanke mit aller seiner Wichtigkeit gleich gegenwärtig. Ich sehe überall eine Schönheit und bei der unendlichsten Mannigfaltigkeit eine Harmonie, worin sich meine Seele mit Entzücken verliert.

Ich sehe den Himmel an. Was für eine geheime Macht, die alle die unzähligen ungeheuern Weltkörper in einer unverrückten Ordnung erhält! Was für eine un-

begreifliche Weisheit, die einen Theil derselben in der unermeßlichen Entfernung unbewegt in ihrem Stande erhält, andere aber durch das einfachste Gesetz sich um jene, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct, in einer Entfernung wälzen läßt, welche nach eines jeden innerer Natur aufs genaueste abgewogen ist. Ist kein Gott, kein vernünftiges freies Wesen, das dieses alles geordnet hat; so ist mir alles das dunkelste Räthsel, und so ist mir die Vollkommenheit, die Harmonie, die ich hier auf Erden antreffe, eben so unerklärlich.

In ihrer ersten Anlage finde ich alles ungebildet und roh; dies ist der Vorrath der Natur. Aber ich gehe nur eine Stufe hinauf; so finde ich diese rohe Materie in Metallen, Salzen, Steinen und Krystallen schon unendlich schön gebildet. Und was für ein neuer Schauplatz von Mannigfaltigkeit, Ordnung und Schönheit, wenn ich noch eine Stufe höher steige, und sehe, wie diese rohe todte Materie in unzähligen Arten von Bäumen, Kräutern und Blumen einförmig und unendlich mannigfaltig organisirt ist! Der Krystall, der Kiesel behalten unverändert ihre Gestalt, die sie vielleicht von der Schöpfung her haben; sie bleiben einzeln, wie sie sind, ohne eine sichtliche Aenderung oder Vermehrung. In diesem Reiche hingegen ist alles in beständiger Verwandlung; hier wächset, hier lebet alles, und alles in unzähligen Stufen. In einerlei Erde, von einerlei Regen befruchtet, stehet alles vermischt unter einander, und alles ist an Geruch, Farbe und Geschmack unendlich unterschieden; es wächset, es vermehret sich, es stirbt alles, und alles unverändert in seiner Natur, alles zu seiner besondern Jahreszeit, alles in der vollkommensten Harmonie mit der übrigen Natur; alles verschieden, und alles nach dem einförmigsten Grundgesetze.

Ich gehe noch eine Stufe höher, und meine Aus-

ficht wird noch unendlich wunderbarer. Auf der vorhergehenden sah ich bei einer unendlichen Mannigfaltigkeit und Schönheit den künstlichsten Mechanismus. Aber außer dem Wachsthume ist noch alles todt; es wächset und stirbt noch alles auf der Stelle, wo es gebohren wird, ohne sein Daseyn selbst zu empfinden. Aber hier sehe ich überall willkührliche Bewegungen, die feinsten Empfindungen, die künstlichsten Triebe. Die niedrigste Pflanze war noch halb Stein, das niedrigste Thier ist sichtbarlich mit der Pflanze noch verwandt; Halbthiere, die noch in Aesten fortwachsen; Thiere von Einer Art von Empfindungen; Thiere, die fünf Sinne haben; einige, die noch auf der Stelle sterben, wo sie gebohren werden, denen ihre Schale noch ihre ganze Welt ist; andere, die durch den Geruch, das Gehör, das Gesicht die entferntesten Dinge empfinden; Thiere, ungeheuer wie Berge; Thiere, denen der Raum von einem Sandkorne, ein Tropfe Wasser, ein Blatt eine Welt ist. Und alles ist in seiner Art vollkommen, alles hat seine Gliedmaßen, die nach dem übrigen Baue seines Leibes, nach seiner Bestimmung, nach seiner Nahrung, nach dem Elemente, worin es lebt, mit einer nicht zu ergründenden Weisheit eingerichtet sind; alles hat seine besondern Triebe, die mit seiner Natur harmoniren. Indessen herrscht in diesem unruhigen, willkührlichen Reiche eben die Ordnung, die ich in dem Pflanzenreiche wahrnehme. Es hat alles seine abgemessenen Stufen, alles seine angewiesene Gegend, die unveränderlichsten Gesetze. Es bleibt alles unverändert in seiner Art; es vermischt sich nichts; es verliert sich nichts; nichts wird unvollkommner; nichts kann sich über die Stufe seiner Natur erheben. Ein jedes behält sein Maas von Kräften, sein Maas von Begierden, seine bestimmte Dauer. Ich finde nirgends eine wahre Vernunft; aber ein geheimes

unerklärliches Gesetz, das schneller und gewisser als alle Vernunft ist, ersetzt diesen Mangel. —

Ich selbst bin mir noch ein unendlich grösseres Wunder. Auf der einen Seite gehöre ich noch mit zur Pflanze, der nächste Anverwandte der Thiere; auf der andern Seite habe ich in meiner Gestalt, in meinen Gliedern, in meinen Fähigkeiten, unendliche Vorzüge. Ich habe eine Vernunft, einen freien Willen. In mir vereinigt sich alles; durch mich wird alles Vernunft, alles Harmonie, alles erst wahre Schönheit. Ohne mich ist die Natur arm; ich dringe in ihre innerste Werkstätte; ich entdecke ihre geheimsten Gesetze; ich messe die Himmel, ich wäge die Planeten, ich berechne ihren Lauf, ich mache mir das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; meine Aussichten, meine Fähigkeiten, meine Triebe haben nirgends ihre Grenzen; es ist alles in mir ewig. Ich bin mein eigner Gesetzgeber, mein eigner Richter.

Allein, was sehe ich in allem diesem Reichthume, in dieser Ordnung, wenn kein Gott, kein vernünftiges freies Wesen ist, welches dies alles hervorgebracht, und diese herrliche Ordnung veranstaltet hat? Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird alles in meiner Seele, sobald der Gedanke in ihr aufgehet, daß die Welt von einem höchsten vernünftigen Wesen ihren Ursprung hat. Was die Sonne meinen Augen ist; das ist dieser erquickende Gedanke meiner Vernunft. In diesem Lichte wird alles auf einmal um mich hell. Wo ich vorher nichts als Verwirrung sah; da sehe ich jetzt nichts als entzückende Vernunft; überall die besten Absichten mit den weisesten Mitteln verbunden. Ich sehe überall den Vater der Natur, der alle ihre Glieder, der die Bewegung der leblosen Geschöpfe und die Triebe der Lebendigen zu einer allgemeinen Vollkommenheit mit seiner wohlthätigen Hand

aufs weiseste zu verbinden sucht. Dieser Schöpfer hat mir eine Vernunft, ein moralisches Gefühl vom Guten und Bösen gegeben; ein sicherer Beweis, daß es sein Wille ist, daß ich es für mein erstes Gesetz erkennen soll.

2) von Justus Möser († 1794),

aus s. Anti-Kandide, in s. vermischten Schriften (Berl. 1797. 8.). Th. 2. S. 67. (abgekürzt)

Der Gedanke einer glücklichen Unsterblichkeit gehört mit zur Wollust des Menschen, wenigstens des Mannes, oder des Alten, der zuletzt nichts mehr, als diese freudige Hoffnung genießen kann, und doch nach der Weisheit des Schöpfers noch genießen soll.

O Jüngling, du entbehrest den Gedanken von der Unsterblichkeit leicht, wenn du, in Zärtlichkeit aufgelöset, nur in den Entzückungen der Liebe dahin fließest, oder mit deiner glühenden Einbildung das dauerhaftere Verlangen zum Genusse machst, ganz genießest, und die Kräfte gespannt erhälst; du brauchst es nicht. Aber wenn einmal deine Lieben entschlafen; wenn das innerliche Feuer die Adern nicht mehr anschwellt, und die Einbildung den Dienst versagt: o dann wirst du ihn mit Dank annehmen; dann wirst du, so wie ich Alter, die Augen jenseits des Grabes wenden wollen, wenn diesseits das Unvermögen zu genießen die Blicke der Geliebten beschwerlich macht, der letzte Freund gestorben ist, die Jugend sich in unserer Gesellschaft nicht mehr gefällt, und uns unsern einsamen Betrachtungen überläßt.

Aber auch als Jüngling, wenn du edel denkest, wird der Gedanke von der Unsterblichkeit deinen Enthusiasmus anfeuern; er wird die Stunden, welche von einem Genusse des Schönen zum andern verlaufen, mächtig ausfüllen. An der Seite deiner Elise könnte dich leicht ein-

mal der Gedanke überraschen, daß so viel Schönheit einst die Speise der Würmer werden würde; oder es könnte dich der Wunsch begeistern, daß eine solche Liebe ewig währen möge. Wie sanft, wie reich wird dir dann die Vorstellung der Unsterblichkeit werden, die dich auch nach dem Grabe von allem, was du liebst, nicht trennen wird, die dir die verhüllten Tugenden der Seele deiner Geliebten in einem großen Lichte durchschauen läßt, dir einen feinern und reinern Genuß gewährt.

Und solltest du ihm, dem Gedanken an die Unsterblichkeit, nicht auch danken, wenn dich die Vorstellung des ewigen Gerichts in deinem zarten Alter von Ausschweifungen frei, und bei allen den körperlichen Kräften erhalten hat, welche dir jetzt den Genuß deiner Geliebten so süß machen, welche dir ihre ganze Erkenntlichkeit erwerben, und alles, was die erste Unschuld Neues, der erste Genuß Reizendes, und die ungeschwächte Jugend Mächtiges hat, dir jetzt gewähren!

3) von Hippel († 1796), aus s. Schrift: über die Ehe (4te Aufl. Frankf. und Leipz. 1794. 8.) S. 247. (abgekürzt)

Protagoras, als er gefragt ward, warum er seine Tochter seinem ärgsten Feinde gegeben hätte? antwortete: „weil ich ihm nichts Aergeres geben konnte;“ vielleicht hatte er aber eine böse Tochter. Demokritus nahm sich eine kleine Frau, obgleich er selbst groß war: „Ich habe, sagte er, unter deren Uebeln das kleinste gewählt.“ Salomo spricht: „Wer eine Ehefrau findet; der findet was Gutes und schöpfet Segen vom Herrn.“ — Wer hat nun Recht? Protagoras, Demokritus, oder Salomo der Weiseste? Es ist schwer, nicht zu heirathen; allein eben so schwer, in der

Ehe glücklich zu seyn. Ich glaube nicht, daß ein einziger Ehemann in der Welt es vollkommen ist. Vielleicht mag er es die meiste Zeit seyn; aber es wird gewiß ein Schalttag kommen, wo er es nicht ist. Und wo wäre eine Ehe, die völlig Tact hielte? Heirathen heißt, sich einen Grund anschaffen, und im Kaufcontracte sich verbindlich machen, nicht heraus zu ziehen, wenn gleich der Blitz die eine Hälfte niederreisse, der Sturm das Dach beschädigte, und eine Dachpfanne dir selbst den Kopf halb spaltete. Heirathen heißt, ein Schiff befrachten, ohne daß jemand die Assecuranz darauf zeichnen will. Heirathen heißt, eine Erbschaft antreten, ohne den Nachlaß überrechnet zu haben, oder gutes Geld in Scheidemünze verwandeln. Heirathen heißt, die Steine zerknicken, nachdem die Kirschen schon aufgegessen sind. Heirathen heißt, mondsüchtig seyn und nicht eher aufwachen, als bis man die Sache beim rechten Namen nennt. Heirathen heißt, aus einem freien Menschen ein glebae adscriptus werden. Das Leben eines Ehemannes ist, bis auf den Punct zu sterben, zu Ende. Man sollte sich ein Ehebett und ein Erdbegräbniß an Einem Tage bestellen; gleich am Tempel des Hymen liegt der Kirchhof der Liebe. Beinahe alle Romane und Komödien hören damit auf, weil das ewige Einerlei des Ehestandes keine Dinge abwirft, die einer Beschreibung werth wären. Man nennt an einigen Orten in Teutschland heirathen: sich verändern; und wahrlich man verändert sich. Ist die Frau höflich; so mißfällt sie. Ist sie schön; so gefällt sie Andern. Ist sie reich; so ist der Mann arm, und Armuth macht blöde. Ist sie arm; so ist sie schwer zu ernähren. Ist sie klug; so will sie regieren. Ist sie dumm; so versteht sie nicht zu gehorchen. Ist sie — sie sey, was sie wolle; sie ist eine Frau, und das ist genug. —

Der Anfang dieses Capitels wird Vielen ein Greuel gewesen seyn, und er ist es mir selbst. Da es indeß nichts in der Welt giebt, was nicht, wie Janus, zwei Gesichter hat; so muß man thun, was man nicht lassen kann. Wäre es möglich, daß die Stimmen des gesitteten Menschenalls gesammelt würden; die Pluralität würde sichtbarlich für die Ehe seyn, indem jedes abwechselnde Liebesvergnügen, jede berauschende Wollust, den Menschen zur Verachtung aller moralischen Pflichten und aller edeln Grundsätze verleitet, und jede Person, die sich diesen Ausschweifungen überläßt, sich derselben schämt. Nimmt nicht an einem wohlgewählten Ehepaare die ganze gesittete Welt Antheil? Man genießt hier jene einfachen Freuden, die nur für unverderbte Gemüther Seligkeit sind; man sieht, daß jene innige Liebe, jene Herzlichkeit, die alle Köstlichkeiten der Leidenschaften hat, ohne sich ihre Ausschweifungen zu Schulden kommen zu lassen, ein Vergnügen ohne Leidenschaft geben kann, welches man, oft ohne die Vielvermögenheit dieses Ausdruckes recht einzusehen, ein himmlisches Vergnügen nennt. Das Eheband erhebt die Seele. In der Ehe liegt ein Geheimniß. Sie scheint, mehr als man glauben sollte, die Unsterblichkeit der Seele wahrscheinlich zu machen, da sie, wie die Gottseligkeit, die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens. Freund, was dem größern Theile der Menschen Vortheil bringt, wird dir zur Pflicht: gehe ins Ehekloster! Sieh, du erfreuest deine Mutter, die dich mit Schmerzen gebohren hat, und dein Vater ist fröhlich, bald den Geburtstag seiner Großvaterschaft feiern zu können. Der Schöpfer hat dich zum Schöpfer gebildet, und dir sein Bild angehängt; bedenke, was für ein Glück es für dich seyn wird, dich Vater nennen zu lassen! Mache nach diesem Begriffe dir einen von dem Gedanken: Freude

an seinen Kindern zu haben. Wenn du lange nicht mehr bist, werden noch vernünftige Seelen seyn, die dem Himmel danken, daß du warst; und wahrlich, wer Kinder nachläßt, hört nicht auf zu seyn. Hast du mit Herz und Sinn geheirathet; so werden sich die schweren Stellen des Weges, den du betrittst, ebnen lassen; dein Weib wird beständig bei der zweiten Violine seyn, und, wenn dein Gemüth auch noch so verstimmt ist, es ausstimmen. Deine Gattin empfindet, was dein bester Freund nicht kann, deine Freude eben so, wie du, und verdoppelt sie. Deine Leiden hilft sie dir besiegen, weil du sie erstickst, um sie vor ihr zu verbergen. So oft sie aus den Wochen kommt, tragt ihr wieder ein Nest zusammen, und alles ist neu um euch her. Euer spätestes Alter ist ein schöner heller Wintertag, der seine großen Reize hat.

4) von Joh. Aug. Eberhard († 1809), aus s. Amyntor (Berl. 1782. 8.) S. 240.

— Es ist natürlich, daß dasselbe zarte Gefühl für Andere uns auch gegen unsre eignen Uebel empfindsam macht; so wie der feine und lebhafte moralische Sinn die Empfindungen und Besorgnisse des Gewissens vor jedem kleinsten Fehltritte schärft, und die körperlichen Schmerzen, die die Unterdrücker dem Gerechten zufügen, noch mit den nagenden Schmerzen des gefühlten Unrechts vermehrt. Wenn diese unsichtbaren Leiden die größten Leiden der Unschuld sind; wenn sie von der rührenden, empfindlichen Tugend am meisten gefühlt werden; wie überschwenglich groß mußten die Leiden Jesu seyn! In den Jahren des Lebens, worin die Empfindsamkeit am lebhaftesten zu seyn pflegt; mit einem Herzen, das den Eindrücken des Schmerzes und der Freude so offen

war; wie tief müssen ihn die Scenen des Jammers rühren! Wir sehen ihn in dem Laufe seines Lebens an den Freuden eines hochzeitlichen Mahles mit Heiterkeit Theil nehmen; wir sehen ihn bei dem Anblicke einer dem Untergange geweihten Stadt, bei dem Grabe eines verstorbenen Freundes Thränen der Wehmuth vergießen; wir sehen ihn in den schrecklichen Augenblicken, wo es so verzeihlich ist, wenn das gefolterte Herz sich auf sich selbst zurück ziehet und aller fremden Noth vergißt, noch für die Schwachheit und das Schicksal seiner Freunde bekümmert, für seine Verwandten besorgt, selbst noch gegen die Schwachheit der Bethörten unter seinen Verfolgern mitleidig, für die Verfolgungen und Schmach, worunter er leidet, ihnen Vergebung erflehend.

Wenn mich je für die Lehren dieses Weisesten und Gerechtesten etwas einnehmen kann: so ist es ein solches Leben. Für die Wahrheit der Erzählung dieser Thaten bürgt mir mein innigstes Gefühl. So viel ich auch von der Ausschmückung der Geschichte der Liebe und Bewunderung, die sie aufgezeichnet hat, vergönnen will; so kann ich doch keinen einzigen Zug in seinem moralischen Charakter aufgeben. Ich sehe deutlich, daß ihr Gemählde keine Geburt ihrer Einbildungskraft, daß es die genaue Abzeichnung eines Urbildes ist, dessen ganze Größe und Hoheit sie selbst nicht zu ahnen scheinen. Alle Züge des ganzen Bildes sind so zusammenpassend, und jeder, auch der größte, so sorglos, ohne Vorbereitung und Anmaßung hingestellt, ohne Ausruf der Bewunderung, ohne Aufforderung der Aufmerksamkeit, mit so viel hoher Einfalt des Herzens, als habe der Schriftsteller nichts Außerordentliches sagen wollen, als habe er selbst nicht das Außerordentliche gefühlt, was bei jedem Zuge aus seiner Feder fließt. Aus der ganzen Erzählung scheint hervor, daß der Geschichtschreiber sein ho-

hes Ideal von Tugend erst in dem Leben seines Helden gefunden habe; es also als seine Erdichtung ansehen, hieße das größte aller Wunder annehmen. Nie hätten jüdische Schriftsteller aus diesen Zeiten weder diesen Ton, noch diese Sittenlehre finden können, und das Evangelium hat so große, so auffallende, so vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß sein Erfinder viel größer seyn würde, als sein Held!

5) von Matthias Claudius († 1815), aus den sämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten Th. 3. S. 161.

Ueber das Gebet, an meinen Freund Andres.

— Daß einer beim Beten die Augen verdreht, finde ich eben nicht nöthig. Indeß muß man einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt. Doch daß einer groß und breit beim Gebete thut; das, dünkt mich, ist nicht auszustehen. Man darf Muth und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstklug seyn. Das Händefalten ist eine feine äußerliche Zucht, und steht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergiebt; aber das innerliche heimliche Hinhängen, das ist, nach meiner Meinung, beim Gebete die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts vom Beten wissen wollen.

Aber das ist eine andere Frage: was und wie wir beten sollen. Kennt jemand das Wesen dieser Welt, und trachtet er ungeheuchelt nur nach dem, was besser ist; dann hat es mit dem Gebete seine gewiesenen Wege. Aber des Menschen Herz ist eitel und thöricht vom Mutterleibe an. Wir wissen nicht, was uns gut ist, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen. Und

war; wie tief müßten ihn die Scenen des Jammers rühren! Wir sehen ihn in dem Laufe seines Lebens an den Freuden eines hochzeitlichen Mahles mit Heiterkeit Theil nehmen; wir sehen ihn bei dem Anblicke einer dem Untergange geweihten Stadt, bei dem Grabe eines verstorbenen Freundes Thränen der Wehmuth vergießen; wir sehen ihn in den schrecklichen Augenblicken, wo es so verzeihlich ist, wenn das gefolterte Herz sich auf sich selbst zurück ziehet und aller fremden Noth vergißt, noch für die Schwachheit und das Schicksal seiner Freunde bekümmert, für seine Verwandten besorgt, selbst noch gegen die Schwachheit der Bethörten unter seinen Verfolgern mitleidig, für die Verfolgungen und Schmach, worunter er leidet, ihnen Vergebung erflehend.

Wenn mich je für die Lehren dieses Weisesten und Gerechtesten etwas einnehmen kann: so ist es ein solches Leben. Für die Wahrheit der Erzählung dieser Thaten bürgt mir mein innigstes Gefühl. So viel ich auch von der Ausschmückung der Geschichte der Liebe und Bewunderung, die sie aufgezeichnet hat, vergönnen will; so kann ich doch keinen einzigen Zug in seinem moralischen Charakter aufgeben. Ich sehe deutlich, daß ihr Gemählde keine Geburt ihrer Einbildungskraft, daß es die genaue Abzeichnung eines Urbildes ist, dessen ganze Größe und Hoheit sie selbst nicht zu ahnen scheinen. Alle Züge des ganzen Bildes sind so zusammenpassend, und jeder, auch der größte, so sorglos, ohne Vorbereitung und Anmaßung hingestellt, ohne Ausruf der Bewunderung, ohne Aufforderung der Aufmerksamkeit, mit so viel hoher Einfalt des Herzens, als habe der Schriftsteller nichts Außerordentliches sagen wollen, als habe er selbst nicht das Außerordentliche gefühlt, was bei jedem Zuge aus seiner Feder fließt. Aus der ganzen Erzählung scheint hervor, daß der Geschichtsschreiber sein ho-

hes Ideal von Tugend erst in dem Leben seines Helden gefunden habe; es also als seine Erdichtung ansehen, hieße das größte aller Wunder annehmen. Nie hätten jüdische Schriftsteller aus diesen Zeiten weder diesen Ton, noch diese Sittenlehre finden können, und das Evangelium hat so große, so auffallende, so vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß sein Erfinder viel größer seyn würde, als sein Held!

5) von Matthias Claudius († 1815), aus den sämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten Th. 3. S. 161.

Ueber das Gebet, an meinen Freund Andres.

— Daß einer beim Beten die Augen verdreht, finde ich eben nicht nöthig. Indeß muß man einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt. Doch daß einer groß und breit beim Gebete thut; das, dünkt mich, ist nicht auszustehen. Man darf Muth und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstklug seyn. Das Händefalten ist eine feine äußerliche Zucht, [illegible] aus, als wenn sich einer auf Gnade und [illegible] giebt; aber das innerliche heimliche Hin[illegible] nach meiner Meinung, beim Gebete die [illegible] darum kann ich nicht begreifen, was [illegible] die nichts vom Beten wissen wollen.

Aber das ist eine andere Frage [illegible] beten sollen. Kennt jemand das [illegible] trachtet er ungeheuchelt nur [illegible] und dann hat es mit dem Gebet [illegible] würde. Aber des Menschen Herz [illegible] Mutterleibe an. Wir [illegible], und und unser liebster Wunsch [illegible] von dei

war; wie tief müssen ihn die Scenen des Jammers rühren! Wir sehen ihn in dem Laufe seines Lebens an den Freuden eines hochzeitlichen Mahles mit Heiterkeit Theil nehmen; wir sehen ihn bei dem Anblicke einer dem Untergange geweihten Stadt, bei dem Grabe eines verstorbenen Freundes Thränen der Wehmuth vergießen; wir sehen ihn in den schrecklichen Augenblicken, wo es so verzeihlich ist, wenn das gefolterte Herz sich auf sich selbst zurück ziehet und aller fremden Noth vergißt, noch für die Schwachheit und das Schicksal seiner Freunde bekümmert, für seine Verwandten besorgt, selbst noch gegen die Schwachheit der Bethörten unter seinen Verfolgern mitleidig, für die Verfolgungen und Schmach, worunter er leidet, ihnen Vergebung erflehend.

Wenn mich je für die Lehren dieses Weisesten und Gerechtesten etwas einnehmen kann: so ist es ein solches Leben. Für die Wahrheit der Erzählung dieser Thaten bürgt mir mein innigstes Gefühl. So viel ich auch von der Ausschmückung der Geschichte der Liebe und Bewunderung, die sie aufgezeichnet hat, vergönnen will; so kann ich doch keinen einzigen Zug in seinem moralischen Charakter aufgeben. Ich sehe deutlich, daß ihr Gemählde keine Geburt ihrer Einbildungskraft, daß es die genaue Abzeichnung eines Urbildes ist, dessen ganze Größe und Hoheit sie selbst nicht zu ahnen scheinen. Alle Züge des ganzen Bildes sind so zusammenpassend, und jeder, auch der größte, so sorglos, ohne Vorbereitung und Anmaßung hingestellt, ohne Ausruf der Bewunderung, ohne Aufforderung der Aufmerksamkeit, mit so viel hoher Einfalt des Herzens, als habe der Schriftsteller nichts Außerordentliches sagen wollen, als habe er selbst nicht das Außerordentliche gefühlt, was bei jedem Zuge aus seiner Feder fließt. Aus der ganzen Erzählung scheint hervor, daß der Geschichtsschreiber sein ho-

hes Ideal von Tugend erst in dem Leben seines Helden gefunden habe; es also als seine Erdichtung ansehen, hieße das größte aller Wunder annehmen. Nie hätten jüdische Schriftsteller aus diesen Zeiten weder diesen Ton, noch diese Sittenlehre finden können, und das Evangelium hat so große, so auffallende, so vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß sein Erfinder viel größer seyn würde, als sein Held!

5) von Matthias Claudius († 1815), aus den sämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten Th. 3. S. 161.

Ueber das Gebet, an meinen Freund Andres.

— Daß einer beim Beten die Augen verdreht, finde ich eben nicht nöthig. Indeß muß man einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt. Doch daß einer groß und breit beim Gebete thut; das, dünkt mich, ist nicht auszustehen. Man darf Muth und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstklug seyn. Das Händefalten ist eine feine äußerliche Zucht, und sieht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergiebt; aber das innerliche heimliche Hinhängen, das ist, nach meiner Meinung, beim Gebete die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts vom Beten wissen wollen.

Aber das ist eine andere Frage: was und wie wir beten sollen. Kennt jemand das Wesen dieser Welt, und trachtet er ungeheuchelt nur nach dem, was besser ist; dann hat es mit dem Gebete seine gewiesenen Wege. Aber des Menschen Herz ist eitel und thöricht vom Mutterleibe an. Wir wissen nicht, was uns gut ist, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen. Und

also muß man nicht auf seinem Stück stehen, sondern blöde und discret seyn, und dem lieber alles anheim stellen, der es besser weiß, als wir. Das „Vater Unser" ist ein für allemal das beste Gebet; denn du weißt, wer es gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann es so nachbeten, wie der es gemeint hat. Das schadet aber nicht, Andres, wenn wir es nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste thun, und der weiß, wie es seyn soll. Weil du es verlangst; so will ich dir aufrichtig sagen, wie ich es mit dem „Vater Unser" mache.

Sieh, wenn ichs beten will; so denke ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war, und mir so gern geben mochte. Und dann stelle ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl, und hat seine rechte Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt, und seine linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und dann fange ich an:

Vater unser, der du bist im Himmel.

Geheiliget werde dein Name.

Das verstehe ich nun schon nicht. Die Juden sollen besondere Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das lasse ich aber gut seyn, und wünsche nur, daß das Andenken an Gott und eine jede Spur, daraus wir ihn erkennen können, mir und allen Menschen über alles groß und heilig seyn möge.

Zu uns komme dein Reich.

Hierbei denke ich an mich selbst, wie es in mir hin und her treibt, und bald dies bald das regiert, und daß das alles Herzquälen ist, und ich dabei auf keinen grünen Zweig komme. Und dann denke ich, wie gut es für

mich wäre, wenn doch Gott aller Fehde ein Ende machen, und mich selbst regieren wollte.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Hierbei stelle ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden seinen Willen thun, und keine Qual rühret sie an, und sie wissen sich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten, und frohlocken Tag und Nacht; und dann denke ich: wenn es doch also auch auf Erden wäre!

Unser täglich Brod gieb uns heute.

Ein jeder weiß, was täglich Brod heißt, und daß man essen muß, so lange man in der Welt ist, und daß es auch gut schmeckt. Daran denke ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die so gerne essen mögen, und so flugs und fröhlich bei der Schüssel sind. Und dann bete ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu essen geben.

Und vergieb uns unsre Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern.

Es thut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kommt mir auch so vor, und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelio unter die Augen; und mir entfällt das Herz, und ich nehme mir es vor, daß ich meinem Mitknechte vergeben, und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Hier denke ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umständen vom Guten abgewichen und gefallen sind, und daß es mir nicht besser gehen würde.

Sondern erlöse uns von dem Uebel.

Mir sind hier die Versuchungen noch im Sinne, und daß der Mensch so leicht verführt werden und von der

ebenen Bahn abkommen kann. Zugleich denke ich aber auch an alle Mühe des Lebens, an Schwindsucht und Alter, an Kindesnoth, kalten Brand und Wahnsinn, und an das tausendfältige Elend und Herzeleid, das in der Welt ist, und die armen Menschen martert und quält, und ist Niemand, der helfen kann. Und du wirst finden, Andres, wenn die Thränen nicht vorher gekommen sind; hier kommen sie gewiß, und man kann sich so herzlich heraus sehnen, und in sich so betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hülfe wäre. Dann muß man sich aber wieder Muth machen, die Hand auf den Mund legen, und wie im Triumphe fortfahren: Denn dein ist das Reich, und die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

6) von Joh. Chstn. Dolz,

aus s. Anstandslehre für die Jugend (2te Aufl. Leipz. 1815. 8.) S. 14. (abgekürzt)

Der Ausdruck Anstand wird in unserer Sprache in sehr verschiedenen Bedeutungen genommen. In den Redensarten: Anstand nehmen, z. B. mit der Bezahlung, oder zu Jemandem zu gehen, oder: die Sache leidet keinen Anstand, ist dieses Wort gleichviel bedeutend mit: Aufschub, Verzug, Bedenken. Eben diese Bedeutung hat auch das Zeitwort: anstehen, in den Redensarten: ich stehe bei mir an; ich mußte es anstehen lassen u. s. w. In der Kunstsprache der Jäger heißt: auf den Anstand stehen oder gehen, so viel, als: dem Wilde in der Dämmerung nachstellen, auflauern. In keiner von diesen Bedeutungen wird aber das Wort hier genommen, sondern unter Anstand, wenn es mit dem fast gleichbedeutenden Worte: Wohlanständigkeit vertauscht werden kann, versteht man in engerer Be-

deutung: die Art und Weise, seinen Körper in verschiedenen Lagen so zu halten, zu tragen und zu kleiden, daß man dadurch kein Mißfallen erwecke; oder in weiterer Bedeutung: die Beobachtung des Schicklichen und Ueblichen überhaupt im Umgange mit Andern, die Art und Weise, wie man sich, den Regeln des Schicklichen und Ueblichen gemäß, gegen Andere benehmen soll. — In dem allerweitesten Sinne versteht man unter Anstand das Aeußere eines Menschen im Umgange mit Andern. In dieser Bedeutung des Wortes giebt es auch einen schlechten Anstand. — Nicht immer macht der Sprachgebrauch einen Unterschied zwischen einem anständigen und wohlanständigen Betragen. Doch zuweilen geschieht dies; und dann versteht man unter Wohlanständigkeit einen höhern Grad von Anständigkeit, oder ein Betragen, welches den Regeln des Schicklichen und Ueblichen durchaus angemessen ist, ein Betragen, bei welchem nicht nur grobe Verstöße gegen den Anstand, sondern auch selbst kleine Mißfälligkeiten vermieden werden. Oder man nimmt Anständigkeit für das Betragen, welches das Mißfallen verständiger Menschen nicht erregt, und Wohlanständigkeit für das Verhalten, welches das Wohlgefallen verständiger Menschen erregt. Sehr oft bezeichnet man auch das Anständige mit dem Namen des Schicklichen, und das Gegentheil durch unschicklich. Schicklich ist eigentlich alles das, was den vorhandenen Umständen gemäß ist. Wer gegen die gemeinsten Regeln des unläugbar Schicklichen verstößt, beträgt sich abgeschmackt. Durch Nichtbeobachtung des Schicklichen macht man sich lächerlich; durch Verletzung des Anständigen aber oft sogar verächtlich. Wer im Umgange mit Andern die Regeln der Wohlanständigkeit gehörigen Ortes und in jedem Falle so beobachtet, daß ihm diese Beobachtung keinen sicht-

baren Zwang kostet; dem schreibt man feine Lebensart zu, oder man sagt von ihm: er weiß zu leben.

Beispiele von Sentenzen.

1) von Fr. Jacobs,

aus s. Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau (Leipzig, 1823. 8.) Th. 1. S. 267.

Wie die Liebe zu den Aeltern mit dem Kinde gebohren, und durch die Erziehung zum klaren Bewußtseyn gehoben wird; so ist auch der Glaube an Gott mit unserm Daseyn gegeben, und wird durch die Entwickelung und Bildung unserer sittlichen Natur belebt.

* *

Wenn ein weiser und tugendhafter Mann Gott befragt; so empfängt er die Antwort durch sein eignes Herz.

* *

Jede Idee, deren wir uns bemächtigen, ist eine Eroberung in dem Reiche Gottes.

2) vom Generale v. Klinger,

aus s. Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur (Köln, 1803. 8.) Th. 1, S. 5.

Die wahre Regierung muß einem fruchtbaren Sommerregen gleichen, der das trockene Land befruchtet, ohne daß man ihn höre.

* *

Düstere, stolze Tapetenkönige aus der spanisch-östreichischen Zeit sind jetzt nur für das Theater gut. Wir

wollen jetzt Menschen unter der Krone sehen. Und zeigen sie sich so; wer wagte aufzustehen, und ein freches Wort zu sagen?

* *

Es gehen wirklich mehr Talente in der Welt verloren, als ausgeübt werden, und dieses beweiset, daß wir reicher an Geisteskräften sind, als das, von der politischen Gesellschaft uns zugeschnittene, Maas auszuüben verstattet.

3) von Fr. Chstph. Weisser,
aus s. satyrischen Blättern Th. 2. S. 78 (Leipz. 1813. 8.).

Eine Frau, die ihren Namen nicht schreiben kann, ist mir lieber, als eine, die sich einen Namen durch Schreiben gemacht hat.

* *

Nur zu leicht glaubt man von Frauenzimmern, die zu sehr gefallen wollen, daß sie zugleich auch fallen wollen.

* *

Die Menschen sind eine seltsame Art von Schafen, die einander selbst die Wolle abscheeren.

23.

f) Der dialektisch-kritisirende Lehrstyl.

Es muß unter den Formen des Styls nothwendig eine geben, welche die beiden, im Gesetze der Form enthaltenen, Grundbedingungen der stylistischen Gediegenheit — die Correctheit und Schönheit der Form — auf die Prüfung und Beurtheilung der gesammten stylistischen Erzeugnisse anwen-

det, und theils in materieller Hinsicht die Bearbeitung des Stoffes prüfet, theils — und dies hauptsächlich — in formeller Hinsicht das Verhältniß des Stoffes zur Form, und den innern Zusammenhang der Richtigkeit und Schönheit in der dargestellten Form, beurtheilt.

Diese selbstständige, von jeder andern verschiedene, Form des Styls gehört aber dem Lehrstyle an, weil der Maasstab für die Beurtheilung und Prüfung der gesammten stylistischen Erzeugnisse nur aus den allgemeinen Grundsätzen für wissenschaftliche Begründung, Haltung und Durchführung überhaupt, und aus der Vereinigung derselben mit den Grundbedingungen des Gesetzes der Form abgeleitet werden kann. Wir nennen diese selbstständige Form des Lehrstyls den dialektisch-kritisirenden Lehrstyl.

Der dialektisch-kritisirende Lehrstyl zerfällt von selbst in zwei Theile: in Dialektik und Kritik.

Die Dialektik zeigt sich, sowohl im mündlichen als im schriftlichen Lehrstyle, als die Fertigkeit, den Schein von der Wahrheit zu trennen; die Spitzfindigkeiten, welche sich als Wahrheit ankündigen, in ihrer Blöße darzustellen; alle Scheingründe zu vernichten und die Rechte der materiellen und formellen Wahrheit zu handhaben; und dies durch die feste Grenzscheidung zwischen Schein, Wahrscheinlichkeit und Wahrheit. Je schwerer im Ganzen die Aufgabe der Dialektik ist; desto mehr müssen in dem Dialektiker, nächst einer eigenthümlichen Naturanlage für Dialektik, Gegenwart des Geistes, Schnelle des Blickes, Scharfsinn, tiefe Kenntniß der Logik, vielseitige materielle Gelehrsamkeit mit hoher Gewandtheit sich vereinigen, um

mit sicherm Tacte sogleich die **eigentlichen** Mängel und Fehler in einem stylistisch dargestellten Stoffe zu erkennen, und unter diesen Fehlern zunächst die **Grundfehler** von den blos daraus folgenden, so wie die wesentlichen Mängel von den unwesentlichen zu unterscheiden, weil nur durch das Festhalten dieses Unterschiedes die völlige Enthüllung der aufgestellten Irrthümer, und die schlagende Widerlegung derselben möglich ist.

(Wie wichtig die Grenzscheidung zwischen **Schein**, **Wahrscheinlichkeit** und **Wahrheit** sey, wird schon aus folgenden Beispielen erhellen.

Die Sätze:

das Subjective und Objective seyen im Absoluten identisch;

oder:

Jacob Böhme sey ein Philosoph gewesen;

enthalten blos **Schein**, und weder Wahrscheinlichkeit noch Wahrheit.

Dagegen enthalten die folgenden Sätze:

daß die Seele, auch nach dem Tode, eines Organs, einer Hülle, bedürfen werde, um durch dieselbe von neuem zu wirken;

oder:

daß, nach **Oerstedts** Untersuchungen, die elektrische und magnetische Kraft eine und dieselbe sey;

Wahrscheinlichkeit, mithin mehr als Schein, obgleich noch keine volle Wahrheit.

Allein die Sätze:

daß Philadelphia in Nordamerika liege;

daß Parry eine nördliche Durchfahrt aus

dem atlantischen Oceane ins stille Weltmeer vergeblich suchte;

daß Kant die Schulmetaphysik vor ihm durch den Satz stürzte: es giebt Dinge an sich, es giebt Erscheinungen, aber das Verhältniß zwischen beiden kann nicht aufgeklärt werden;

daß unser Zusammenhang mit der übersinnlichen Welt auf den unläugbaren Thatsachen des Bewußtseyns beruhe;

tragen das Gepräge der Wahrheit, und sind mehr als bloße Wahrscheinlichkeit, geschweige daß sie blos Schein enthielten.)

Gestützt auf die Dialektik, entscheidet daher die Kritik, zuerst in Hinsicht des Stoffes, ob und in welcher Beziehung demselben Schein, Wahrscheinlichkeit oder Wahrheit zukomme, und bis wie weit, in der Behandlung des Stoffes, den Forderungen an eine logisch geordnete, systematisch gehaltene und gleichmäßig durchgeführte Darstellung desselben Genüge geschehen sey. Sodann aber hat die Kritik, in Hinsicht der Form, durch erschöpfende, aus dem Gesetze der Form selbst entlehnte, Grundsätze über die Angemessenheit oder Nichtangemessenheit jedes einzelnen stylistischen Erzeugnisses zu dem Gesetze der Form zu entscheiden. Die Kritik spricht daher mit zureichenden Gründen aus: ob die für die Darstellung des Stoffes gewählte Form eben diesem Stoffe angemessen ist, oder ob eine andere Form für denselben hätte gewählt werden sollen; ob und wie innerhalb der einzelnen Theile der Form die Grundbedingungen der Richtigkeit und Schönheit befolgt und verwirklicht worden sind, und zwar nach der wesentlichen Verschiedenheit der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsam-

keit von einander, und nach dem eigenthümlichen — innerhalb der Form festgehaltenen — Charakter der niedern, mittlern und höhern Schreibart; und endlich, ob die Form, als solche, ein in sich abgeschlossenes und vollendetes Ganzes bildet, das dem Gesetze der Form entspricht, und diejenigen untergeordneten logisch-grammatischen und ästhetischen Eigenschaften in sich vereiniget, welche eben für die Darstellung und Vollendung dieser stylistischen Form nöthig waren. Die Kritik hat daher, außer der dialektischen Prüfung des Stoffes, theils die Verdienste und die ausgezeichneten Eigenschaften der gelungenen stylistischen Erzeugnisse hervorzuheben und durch Gründe zu belegen, theils die Lücken, Mängel und Unvollkommenheiten der stylistischen Formen, mit Angabe der Gründe für ihr ausgesprochenes Urtheil, und frei von aller persönlichen Leidenschaftlichkeit, von aller Anmaßung, und von aller Rechthaberei in Beziehung auf Gegenstände aufzustellen, die nie völlig zur Entscheidung gebracht werden können.

Kaum bedarf es, nach diesen aufgestellten Erfordernissen, der Erinnerung, daß, unter allen Formen des Styls, der dialektisch-kritisirende Lehrstyl die meisten Vorkenntnisse, die tiefste wissenschaftliche Bildung, wenigstens in dem Fache, in welchem der Stylist die Dialektik und Kritik handhabt, und eine selbst erreichte hohe stylistische Gewandtheit, Sicherheit und Fertigkeit voraussetzt, wenn anders der Kritiker, in seinen ausgesprochenen Urtheilen über den Stoff und die Form in den Erzeugnissen anderer Schriftsteller, nicht Blößen geben und dadurch seine Gelehrsamkeit, so wie seine Berechtigung zur kritischen Beurtheilung Andrer verdächtig machen will.

dem atlantischen Oceane ins stille Weltmeer vergeblich suchte;

daß Kant die Schulmetaphysik vor ihm durch den Satz stürzte: es giebt Dinge an sich, es giebt Erscheinungen, aber das Verhältniß zwischen beiden kann nicht aufgeklärt werden;

daß unser Zusammenhang mit der übersinnlichen Welt auf den unläugbaren Thatsachen des Bewußtseyns beruhe;

tragen das Gepräge der Wahrheit, und sind mehr als bloße Wahrscheinlichkeit, geschweige daß sie blos Schein enthielten.)

Gestützt auf die Dialektik, entscheidet daher die Kritik, zuerst in Hinsicht des Stoffes, ob und in welcher Beziehung demselben Schein, Wahrscheinlichkeit oder Wahrheit zukomme, und bis wie weit, in der Behandlung des Stoffes, den Forderungen an eine logisch geordnete, systematisch gehaltene und gleichmäßig durchgeführte Darstellung desselben Genüge geschehen sey. Sodann aber hat die Kritik, in Hinsicht der Form, durch erschöpfende, aus dem Gesetze der Form selbst entlehnte, Grundsätze über die Angemessenheit oder Nichtangemessenheit jedes einzelnen stylistischen Erzeugnisses zu dem Gesetze der Form zu entscheiden. Die Kritik spricht daher mit zureichenden Gründen aus: ob die für die Darstellung des Stoffes gewählte Form eben diesem Stoffe angemessen ist, oder ob eine andere Form für denselben hätte gewählt werden sollen; ob und wie innerhalb der einzelnen Theile der Form die Grundbedingungen der Richtigkeit und Schönheit befolgt und verwirklicht worden sind, und zwar nach der wesentlichen Verschiedenheit der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsam-

keit von einander, und nach dem eigenthümlichen — innerhalb der Form festgehaltenen — Charakter der niedern, mittlern und höhern Schreibart; und endlich, ob die Form, als solche, ein in sich abgeschlossenes und vollendetes Ganzes bildet, das dem Gesetze der Form entspricht, und diejenigen untergeordneten logisch-grammatischen und ästhetischen Eigenschaften in sich vereiniget, welche eben für die Darstellung und Vollendung dieser stylistischen Form nöthig waren. Die Kritik hat daher, außer der dialektischen Prüfung des Stoffes, theils die Verdienste und die ausgezeichneten Eigenschaften der gelungenen stylistischen Erzeugnisse hervorzuheben und durch Gründe zu belegen, theils die Lücken, Mängel und Unvollkommenheiten der stylistischen Formen, mit Angabe der Gründe für ihr ausgesprochenes Urtheil, und frei von aller persönlichen Leidenschaftlichkeit, von aller Anmaßung, und von aller Rechthaberei in Beziehung auf Gegenstände aufzustellen, die nie völlig zur Entscheidung gebracht werden können.

Kaum bedarf es, nach diesen aufgestellten Erfordernissen, der Erinnerung, daß, unter allen Formen des Styls, der dialektisch-kritisirende Lehrstyl die meisten Vorkenntnisse, die tiefste wissenschaftliche Bildung, wenigstens in dem Fache, in welchem der Stylist die Dialektik und Kritik handhabt, und eine selbst erreichte hohe stylistische Gewandtheit, Sicherheit und Fertigkeit voraussetzt, wenn anders der Kritiker, in seinen ausgesprochenen Urtheilen über den Stoff und die Form in den Erzeugnissen anderer Schriftsteller, nicht Blößen geben und dadurch seine Gelehrsamkeit, so wie seine Berechtigung zur kritischen Beurtheilung Andrer verdächtig machen will.

Zu dem dialektisch-kritisirenden Lehrstyle gehören: die Disputation, die schriftliche Prüfung, besonders aber die Recension. —

Die Disputation besteht in der mündlichen Beurtheilung und Prüfung eines stylistischen Erzeugnisses nach Stoff und Form gegen den anwesenden Urheber desselben, der, nach dem ganzen Umfange seiner Kenntnisse und nach der erlangten Fertigkeit des mündlichen Ausdruckes, berechtigt ist, die ihm gemachten Einreden zurückzuweisen, und eben so seinen behandelten Stoff, wie die für die Darstellung desselben gewählte und durchgeführte Form der Sprache, gegen jeden gemachten Tadel zu vertheidigen. Ob nun gleich an eine solche mündliche Prüfung nicht der strenge Maasstab gelegt werden darf, welche bei der schriftlichen Beurtheilung statt finden muß; so verlangt doch auch die Disputation ein reiches Maas von Sach- und Sprachkenntnissen, Gewandtheit im mündlichen Ausdrucke, und einen natürlichen und sichern Tact, die mehr oder minder versteckten Mängel und Fehler der Prüfe- oder Preisschrift aufzufinden und zu ahnden. Soll sie nicht seichtes Wortgeschwätz werden; so muß sie überall die gemachten Ausstellungen mit Gründen und Beweisen belegen. Soll sie nicht als Ausdruck unedler Leidenschaften sich ankündigen; so muß sie sich aller Persönlichkeiten und Bitterkeiten enthalten, und nur die Sache, nicht die Person angreifen.

Die schriftliche Prüfung besteht in der gründlichen, sowohl in materieller, als in formeller Hinsicht erschöpfenden, Beurtheilung eines stylistischen Erzeugnisses, dessen Urheber dasselbe als eine Aufgabe zu behandeln hatte, nach welchem man eben so

die Summe, die Ordnung, den innern Zusammenhang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse ermessen, als seine erworbene Fertigkeit im gediegenen schriftlichen Ausdrucke beurtheilen will. Wenn gleich die für die Disputation aufgestellten Grundsätze auch größtentheils für die schriftliche Prüfung gelten; so hat doch die schriftliche Prüfung den wesentlichen Vorzug vor der Disputation, daß bei der Bearbeitung des Stoffes der Gegenstand mit mehr Umsicht betrachtet und behandelt, und bei der Aufstellung der stylistischen Form das Gesetz der Form nach seinen Forderungen bestimmter vergegenwärtigt werden kann.

Die Recension, — die selbst, als stylistisches Erzeugniß, unter dem Gesetze der Form steht, und nach denselben Grundsätzen des dialektisch-kritisirenden Lehrstyls beurtheilt werden kann und soll, die sie auf andere stylistische Erzeugnisse anwendet, — soll nicht blos darauf sich beschränken, den Inhalt eines vorliegenden Werkes genau und treu anzugeben, weil dies keine Recension, sondern eine bloße Relation wäre (die nur in einzelnen besondern Fällen, als Ausnahme von der Regel, entschuldigt werden kann); sie soll vielmehr den Geist, die Bestimmung, den wissenschaftlichen und stylistischen Charakter, und die Stellung des zu beurtheilenden Werkes gegen ähnliche schon vorhandene Schriften, so wie überhaupt seine Vorzüge, und seine Fehler und Mängel, theils im Allgemeinen, theils im Einzelnen, gründlich und wahrhaft bezeichnen, und, wo möglich, das ausgesprochene Urtheil mit Belegen aus dem Werke bestätigen. Die Gerechtigkeit der Kritik verlangt übrigens, daß jedes wissenschaftliche Werk aus sich selbst, und

nicht aus dem vorgefaßten Systeme des Recensenten, geprüft und widerlegt, dabei aber freilich der höchste (idealische) Maasstab angelegt werde, der, in Hinsicht auf das Verhältniß eines streng wissenschaftlichen Werkes zu dem bisherigen Anbaue derselben Wissenschaft, an dasselbe gelegt werden kann. — Jede Recension, die den Forderungen des dialektisch-kritisirenden Lehrstyls entsprechen soll, setzt daher bei dem Recensenten vielseitige Bekanntschaft und Uebung in dem Felde der Dialektik und Kritik voraus. Denn da der Recensent sich, durch die Beurtheilung, über den Verfasser des zu recensirenden Werkes stellt; so muß er demselben an Gelehrsamkeit in dem Fache, wohin das Werk gehört, wenigstens gleich stehen, wenn er durch seine Beurtheilung der Wissenschaft, die höher als beide steht, einen Dienst erweisen, den Schriftsteller gehörig würdigen und wirklich zurückweisen, und nicht durch sein ausgesprochenes Urtheil sich selbst in den Augen der Kenner verdächtigen will. Daher verlangt das Ehrgefühl des Recensenten, daß er kein Buch anzeige und prüfe, dem er nicht nach Stoff und Form gewachsen ist, und dessen wesentlichen Gegenstand er nicht bereits für sich, oder öffentlich in Schriften bearbeitet, denselben also vielseitig durchdacht und behandelt, und dadurch seine schiedsrichterliche Berechtigung (Competenz) über jeden Zweifel erhoben hat. Zugleich verlangt aber auch die Rechtlichkeit, daß der Recensent nicht seine Ansicht des Gegenstandes dem Verfasser unterlege; ihm nicht einen Sinn durch einseitige oder künstliche Auslegungslehre aufdringe, der diesem völlig fremd ist; den Verfasser aus sich selbst widerlege, und demselben auch dann Gerechtigkeit wiederfahren lasse, wenn er von dem eigenen

Systeme des Recensenten völlig abweicht und dieses System vielleicht mit völliger Erschütterung bedroht. Von selbst versteht es sich, daß der Recensent das anzuzeigende Werk nicht blos oberflächlich durchblättert, sondern ganz gelesen und durchgehends geprüft habe, um ein gründliches und die unbefangenen kenntnißreichen Leser kritischer Blätter befriedigendes, Urtheil darüber aussprechen, besonders aber alle Leser solcher Blätter in den Stand setzen zu können, von dem Inhalte und der Form des recensirten Werkes eine bestimmte Uebersicht zu gewinnen, und darnach ein eigenes Urtheil über dasselbe zu bilden. Endlich sollte jede Recension eines strengwissenschaftlichen Werkes das Verhältniß desselben zu dem gegenwärtigen Standpuncte und zu den bisherigen Fortschritten dieser Wissenschaft genau bestimmen, und deshalb aus dem Werke diejenigen Puncte besonders hervorheben, durch welche entweder die Wissenschaft wirklich gefördert, oder theilweise wieder zurückgebracht, und auf Seitenwege geführt worden ist. — Dabei versteht es sich von selbst, daß, bei der Masse der erscheinenden Werke, unter welchen wenigstens, nach einem allgemeinen Maasstabe, zwei Viertheile Mittelgut und ein Viertheil todter Geburten angenommen werden muß, nur dasjenige Viertheil von Schriften, durch welche wirklich entweder die Wissenschaft selbst, oder doch die weitere Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Einsichten (mithin die Bildung der Zeitgenossen entweder intensiv oder extensiv) gefördert wird, nach dem im §. aufgestellten Maasstabe für den dialektisch-kritisirenden Lehrstyle beurtheilt werden kann. Die übrigen drei Viertheile dürfen zwar auch nicht völlig in kritischen Blättern übergangen

werden (so wenig wie die Unehelichen und Todtgebohrnen in den Geburtslisten); ihrer wird aber nur in kurzen Anzeigen gedacht, weil ihr relativer Werth gewöhnlich mit wenigen Worten ausgesprochen, und ihnen ihr Platz neben den gründlichen Werken in derselben Wissenschaft bald angewiesen, oder auch ihr Schicksal, nach kurzer Zeit vergessen zu werden, und den Todesweg der Maculatur zu gehen, von den Männern vom Fache leicht vorausverkündigt werden kann.

Je schwieriger an sich das Geschäft des Recensirens ist; je leichter dabei, unter der (allerdings in vielfacher Hinsicht nöthigen) Hülle der Anonymität, Seichtigkeit, Ungründlichkeit und Leidenschaftlichkeit ihr Spiel treiben können; und je weniger selbst von der gewissenhaftesten Redaction (die nicht allwissend seyn kann), einzelne Fehlgriffe bei der Vertheilung der anzuzeigenden Werke verhütet, oder die Mängel der eingegangenen Recensionen vor dem Abdruck derselben, sämmtlich beseitigt werden können; desto nöthiger wäre es, daß ein Mann, der der großen Aufgabe theoretisch und practisch gewachsen wäre, in einer Monographie eine Theorie der Recensionen aufstellte, wozu Greiling in seiner Abhandlung: Vorläufige Gedanken zu einer Theorie der Recensionen, in Fichte's und Niethammers phil. Journal, 1797. St. 6. S. 119. nur einige Beiträge lieferte.

24.

Beispiele.

1) aus d. neuen Zeitungen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1715

(Leipzig, 1715. 8. — dem ersten Jahrgange der zu Leipzig, seit diesem Jahre, erschienenen gelehrten Blätter) S. 402.

Paris. Der Streit über den Homerum hat noch kein Ende, wiewohl man endlich anfängt, dieser Schriften überdrüßig zu werden. Es sind wieder drei neue Werke zum Vorschein gekommen, darunter sonderlich die Conjectures academiques sur l'Iliade den Preis behalten. Der Autor ist ohnstreitig der berühmte Abbé d'Aubignac, der ein gantz neu Systema auf die Bahn bringt, indem er erweisen will, daß gar kein Homerus jemahls gelebt, sondern daß seine Werke nichts anders seyn, als einzele Rhapsodien von unterschiedenen Autoren, die man hernach in eine Ordnung gebracht, so gut sichs thun lassen, daher man die Regularität in dem Wercke nicht zu suchen hat. Wie er denn eben hiermit die Warheit seiner Meinung erweisen will, und ob er wohl nicht demonstrative verfährt; so zeigt er doch dabey eine besondere Gelehrsamkeit und Ingenium. Er läufft auch das ganze Gedicht der Ilias durch, und weiset alle Absätze darinnen an, wodurch er deutlich darzuthun vermeint, daß das gantze Werck keinesweges zusammenhänge.

2) vom geh. Rathe Klotz,
in s. teutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, 1 Band. (Halle, 1768. 8.) S. 161.
(abgekürzt).

Recension von Herders Schrift: über die neue teutsche Literatur, erste, zwote und dritte Sammlung von Fragmenten. Riga, bei Hartknoch.

Der Vf. dieser Schrift ist Herr Johann Georg*)

*) muß heißen: Gottfried.

Herder, jetziger Collaborator an einer Classe zu Riga, ein junger Schriftsteller, der aus der Schule des Herrn Hamanns ausgegangen ist, und von welchem man sagen möchte: der Jünger ist grösser, denn sein Meister. — In der gegenwärtigen Schrift hat sich Herr Herder als ein Denker gezeigt, als ein Kenner der Alten, und als ein Mann, dessen feiner Geschmack immer durch Gründe der gesunden Vernunft geleitet wird. Sein tiefforschender Geist führt ihn auf eine Menge von neuen Aussichten, und überdies versteht er noch die Kunst, alte Ideen so aufzustutzen, daß sie neu scheinen durch Colorit, Ausdruck, Wendungen und Uebergänge. Seine Schreibart ist mühsam dem Leser, vielleicht auch dem Verfasser, voll von metaphorischen Redensarten, Allegorieen, Anspielungen auf alte, fremde, oft unbekannte Dinge, und verräth überall einen Autor, der so eigensinnig ist, daß er nicht von jederman will gelesen und verstanden seyn. Selbst möchte Herr Hamann immer magisch schreiben; nur unsre guten Genies sollte er nicht verderben. Wird es ihm ferner gelingen, wie es den Anschein hat, eine Secte zu machen; Himmel! wie wird unsre arme Sprache unter dem schweren, drückenden Harnische seufzen, den ihr dieser Magus aus Norden anlegt! Viel Gutes hat die Königsbergische Secte gewiß nicht im Sinne; die nordischen Völker haben schon mehr als einmal Wanderungen angestellt, und Europa mit wilden Heeren überschwemmt; vielleicht thut Hamann mit seiner Mannschaft ein Gleiches.

Herr Herder darf unterdessen nicht ganz mit diesen Leuten vermenget werden. Er denkt offener, als die übrigen, und künstelt selbst in der Sprache nicht auf eine so abenteuerliche Art, wie Hamann und wie die kleinen Hamännchen, von welchen die Schleswigischen Briefe herkommen. Wollen sie nicht verstanden seyn;

warum soll man sie lesen? Und wollen sie verstanden seyn; warum stellen sie uns ihre Ideen so in der Schnürbrust und im Reifrocke hin? Man muß den Gedanken erst lange nachlaufen; dann, wenn man ihn erhascht hat, ihn völlig auskleiden, aufschnüren, abputzen; nun sieht man ihn erst, so wie er ist, und sieht oft, daß er der Mühe nicht werth war, die wir an ihn gewendet haben. Die Ehre, Originale zu seyn, mögen diese Schriftsteller immer haben — wie die Glieder der fruchtbringenden Gesellschaft, oder wie die Scribenten aus der Zeit des abnehmenden Roms, — aber klassisch? Autoren des goldenen Alters? Immer gelesen? Muster für eine Nachwelt? Das werden sie nie seyn, können und dürfen es nicht seyn! Eine Zeitlang wird die Mode dauern, wachsen, und, wie ein Strom, alles überschwemmen und mit sich fortreißen; dann versiegen, verschwinden, vergessen werden, um einer neuen Platz zu machen.

Nun habe ich fast alles Böse von meinem Autor gesagt, vielleicht mehr, als er verdiente; aber weniger um seinetwillen, als wegen der ungebetenen Nachahmer. Er selbst gehört unter diejenigen, denen mein Lob nichts helfen, mein Tadel nichts schaden kann. — Einen Auszug der ganzen Schrift verlange man nicht! Das Buch muß von allen Lesern dieser Bibliothek studirt werden, und ist schon aus andern periodischen Schriften hinlänglich bekannt. Ich laufe es nur noch einmal flüchtig durch, bleibe da stehen, wo ich Striche am Rande finde, und streue, wenn sie mir wieder einfallen, die Anmerkungen hin, die ich dabei gemacht habe.

Die Geschichte der Sprache hat, wie sie der Vf. schildert, mehr Glänzendes als Wahres, eher das Gepräge einer feinen Erdichtung, als einer wirklichen Historie, und ich schreibe darüber: die Begebenheiten der Sprache, wie sie gebohren wurde,

wie sie lebte, und wie sie starb; ein neuer Roman, nach aller Wahrscheinlichkeit erfunden von Herder. — Der ganze Zweck des Vfs. ist, zu beweisen, daß Vollkommenheit und Schönheit bei einer Sprache entgegengesetzte Tugenden sind, von welchen nur Eine auf einmal da seyn kann, mit Ausschließung der andern; daß folglich eine Sprache so viel von Seiten der Philosophie verliert, als sie von Seiten der Poesie gewinnt, und umgekehrt. Eine Sprache ist, nach seiner Meinung, in ihrem jugendlichen Alter sinnlich schön und zur Poesie am geschicktesten. Im mittlern Alter wird sie behaglich, und fließt in eine schöne Prosa; und ihr hohes Alter ist philosophische Richtigkeit auf Unkosten der Schönheit; so wie aus einem losen, naiven Mädchen erst eine gute gesellschaftliche Frau, und endlich eine moralisirende Matrone wird. Unsre Nation, glaubt der Vf., verdient den mittlern Platz, Prosa des guten gesunden Verstandes und philosophische Poesie zu schreiben; gute vollkommen sinnliche Gedichte können wir nur dadurch erhalten, wenn wir den Alten einige ihrer Schönheiten entwenden, um sie so gut, als wir dürfen, in unsre Sprache einzuweben. — Nun gut! Wie aber, wenn man aus Begriffen und aus der Geschichte beweisen könnte, daß dieses ganze Gemälde ein philologischer Traum ist; daß eine Sprache zugleich richtig und reich, vollkommen und schön seyn kann, freilich in verschiedenen Beziehungen, aus verschiedenen Gesichtspuncten betrachtet, aber doch auf einmal? Was geht dem Dichter der Dialekt des Philosophen an? Jener sucht die feinsten sinnlichen Ideen; läßt sie so, wie sie sind; drückt sie so aus, wie er sie gedacht hat; so anschauend, so mit Empfindung, mit allen kleinen individuellen Zügen und Schattirungen. Dieser hingegen zieht den Begriff nackend aus, zerglie-

dert ihn so lange, bis er die letzten unauflöslichen Bestandtheile erblicket, trennet alles von einander, und dann erst theilt er den ganzen Reichthum seiner Gedanken unter die Worte aus, die ihm die Sprache darreicht, und bestimmt ihre Bedeutungen auf das genaueste. Was gehet nun dem Dichter der Philosoph, dem Philosophen der Dichter an? Können sie nicht zu gleicher Zeit, in Einem Alter der Sprache, beide, ein jeder in seinem Fache, ruhig fortarbeiten, ein jeder die Sprache erhöhen, der eine zur Schönheit, der andere zur Richtigkeit? Beide Tugenden können vollkommen in Einen Zeitpunct fallen, und keine ist der andern hinderlich. Gerade um die Zeit, da Plato eine vortreffliche Prosa und Aristoteles Tiefsinn schrieb, kurz vorher und noch nachher, sangen die feurigsten und zärtlichsten Dichter ihre vortrefflichsten Lieder, Sophokles, Theokrit, Bion, Moschus und andere mehr. Hier finden wir, daß fast in Einem Zeitpuncte die griechische Sprache so geschickt für den Philosophen, als für den Schäferdichter war, und daß sie durch alle Richtigkeit, die ihr Aristoteles verschaffte, nichts an Schönheit verloren hat. So die lateinische. Wenn auch in dieser, wie in der griechischen, eher Dichter, als Philosophen geschrieben haben; so folgten doch die guten Poeten erst auf die guten Prosanscribenten. Und das goldne Alter der Dichtkunst unter der Regierung des Augustus hatte die Vollkommenheit zur Vorläuferin, die Cicero seiner Sprache gegeben hatte. So die englische. Leset den Locke, den Newton und ähnliche Scribenten; bewundert die ungemeine Richtigkeit, mit welcher sie uns die tiefsinnigsten Ideen vorzeichnen! Leset den Shakespeare, Buttler, Dryden, Philipps, Pope, Gay und andere, und bewundert bald das stärkste Feuer, das je in dem Busen eines Dichters gebrannt hat, bald alle Grazien, die immer ein Werk der

Kunst verschönern können! Dort, welche Richtigkeit, welche Vollkommenheit und Genauigkeit des Ausdruckes; hier, welcher hohe Grad der sinnlichen Schönheit in dem Colorit, in den Schattirungen und Wendungen! Fast möchte ich von der teutschen Sprache ein Gleiches behaupten. Zu eben der Zeit, oder kurz darnach, als Wolf und Baumgarten, besonders der letzte, fast unsre ganze Sprache, wie Linnäus das Thierreich, classificirt und jedem Worte eine beständige Stelle angewiesen hatten; vermuthlich war nun wohl die Schönheit unsrer Sprache dahin? Da stand sie also, wie eine, die ihrer Reize beraubt ist? — Ei, wie hätten sich denn in dieses hohe Alter der Sprache die Gleime, die Utze, die Geßner verirren können? — Wir wollen also diese lieber aus der Reihe unsrer classischen Schriftsteller verjagen, wenigstens sie zu bloßen, oft unglücklichen Nachahmern der Alten herabsetzen — um nur das liebe System zu vertheidigen, dem es sonst nicht am Ueberredenden; nicht an Glanz oder Schimmer, nur aber an Wahrheit fehlt.

Nach vielen richtigen und tiefen Bemerkungen über die Idiotismen, Uebersetzungen, Inversionen, Hexameter, tritt der Vf. einige Stufen höher, um unsre teutschen Originalschriftsteller aufzurufen. Er nennt und charakterisirt folgende: Winkelmann, Hagedorn, Moser, Abbt, Zimmermann, Spalding, Moses, Lessing, und — extremum occupat scabies — Hamann. Nicht mehrere? Die Poeten hinweg gerechnet, welche der Vf. fast alle unter die Nachahmer wirft, dürfte sich doch wohl noch eine Schaar teutscher Schriftsteller finden, für die Herr H. die Pforte des Tempels zu geschwind verschließet. Wir wollen zusammenrechnen. Mosheim ist vielleicht classischer, als alle seine Nachfolger, und wird gelesen werden, wenn

die Nachwelt schon manchen vergessen hat, den wir zu frühzeitig verewigen. Jerusalem, Gieseke und Alberti dürften an seiner Seite keine üble Figur machen. Klopstock ist in seinen prosaischen Aufsätzen in dem nordischen Aufseher und anderwärts so sehr Original, daß er billig in dieser glänzenden Reihe auch eine Stelle verdient hätte. Nach ihm kann Basedow folgen. Der Ton, welchen er in die Philosophie gelegt hat, ist sonderbar, hat aber Vorzüge, die ihm eigen sind und die der glücklichste Nachahmer ihm nicht rauben wird. In einigen Bodmerischen Schriften ist ein so guter, so wenig schweizerischer und doch origineller Ausdruck, daß ich sie gern auch in diese Klasse bringen möchte. Aber Sulzern wird man doch für einen naturalisirten Teutschen, für einen unsrer besten Schriftsteller mit hingehen lassen? Ist er vielleicht zu französisch? Das dürfte Moses (Mendelssohn) wohl auch seyn; und doch soll dieser am Horizonte unsrer Originalschriftsteller glänzen, und Sulzer nicht? — Und, wenn ich bitten darf, noch einen; den Spötter, der es verdient hat, daß er nicht mehr gelesen wird, weil er mit seiner Satyre nur den Pöbel der Autoren herumjagte, der aber, so sehr er auch Swiften mag copirt haben, doch noch immer eine eigene teutsche Laune besitzt, und durch seine meisterhafte Ironie, durch seinen körnichten und festen Ausdruck wenigstens halb Original ist. Liscow war vielleicht ein größerer Satyriker, als Rabener, wenn gleich dieser ein besserer Schriftsteller ist u. s. w. Der Vf. sagt: „ich habe das Zutrauen zu denen, die sich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen, sie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über sich nicht ungern sehen.“ Eben dieses Zutrauen habe ich auch zu dem Vf., und deshalb habe ich ihm fast alles gesagt, was mir nicht gefällt. Ein so guter Schriftsteller, der clas-

sisch werden kann, verdient es doch wohl, daß man an ihm die Complimente sparet, die nur für mindere Köpfe und für Autoren von einem schlechtem Range gelten.

3) aus der allgemeinen teutschen Bibliothek (Berlin und Stettin, 1788. 8.) Band 80. S. 117.

Friedrich Schillers Ode an die Freude, in Musik gesetzt von Johann Christian Müller. Leipzig, 1786. Fol.

Was soll man über 16 Tacte mit unreinen Harfenbässen, worüber der Vf. den völlig beruhigenden Tonfluß vergessen hat, in einer Recension sagen?

4) Schillers Recension von Bürgers Gedichten. Sie erschien zuerst anonym in der allgem. (damals Jenaischen) Lit. Zeit. — dann in s. kleinern pros. Schriften, Th. 4. S. 193. (Leipz. 1802. 8.) (abgekürzt).

Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nöthig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen, und in An-

muß sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, der Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhunderte selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andere als reife und gebildete Hände fiele. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jünglinge suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichts kann kein anderer seyn, als daß es der reine gebildete Abdruck einer interessanten Gemüthslage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das,

was vom Sittlichen. Wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann; so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerke verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Aber darf wohl diesem Maasstabe auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger" ankündigt, und Popularität zu seinem höchsten Gesetze macht? Wir sind weit entfernt, Hrn. Bürger mit dem schwankenden Wort „Volk" schikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinne, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theile schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Culturunterschiede ist es noch die Convenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdrucke der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkührlich in Einen Begriff zusammenzuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein

Volksdichter für unsre Zeiten hätte also blos zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl; entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen, und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuern Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jene müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. In stillschweigendem Einverständnisse mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaften nützen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden, Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. einen reinern und geistreichern Text unterlegen. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinne zu errathen geben.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter einen sehr hohen Rang zu verdienen. Hr. Bürger sagt deshalb keinesweges zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für „das Siegel der Vollkommen-

keit" erklärt. Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte; so ist vielmehr zur Bestimmung ihres Werthes wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Theile derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder steigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verläugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeier der Venus, seine Leonore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die Göttingische Jubelfeier, Männerkeuschheit, Vorgefühl der Gesundheit u. a. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menschengesichter und ähnliche niederschrieb.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte eben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen seyn. Rec. muß gestehen, daß er unter allen Bürgerschen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am

reichlichsten aussteuerte), beinahe keins zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften, Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung, war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes, Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wortprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bei so vollem Genusse um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey; daß seinen Producten nur deshalb die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hn. B. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Parthei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talente entweder ganz unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß vieles von dem, was wir an seinen Producten tadelns-

werth fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt; so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen. Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten; so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Mahlerei; diese glühende energische Herzenssprache; dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende, Poesiestrom, der seine Producte so hervorragend unterscheidet; endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Krone der Classicität zu erringen.

5) aus der Halleschen Lit. Zeit. 1819, N. 11.

über v. Rottecks allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf unsre Zeiten. (abgekürzt)

Wenn der Apostel überhaupt Recht hat, daß der Buchstabe tödtet und nur der Geist lebendig macht; so gilt dies besonders auch von der Geschichte. Welche Buchstabenliteratur hat diese Wissenschaften, namentlich

bei den Teutschen, seit den Zeiten der Kirchenverbesserung aufzuweisen, und wie spät ist erst der Geist in dieselbe gekommen; wie fehlt er zum Theile noch immer! Doch unläugbar hat der große politische Umschwung der europäischen Menschheit seit den letzten 30 Jahren, so wie Schlözer's und Spittler's Kraft und vorleuchtendes Beispiel, auf teutschem Boden viel zur Fortbildung der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung hingewirkt. Denn beide, die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, so verlangt es der Ernst und die Würde der Wissenschaft, müssen gleichen Schrittes vorwärts gehen, wenn die Geschichte neben den übrigen, in ihrer Ausbildung fortgeschrittenen, Wissenschaften auf gleicher Linie der Vollkommenheit erscheinen soll. Allein bei keiner Wissenschaft finden sich beide Eigenschaften so selten in Einer Person vereiniget, als eben bei der Geschichte. Namentlich hat die teutsche Literatur eine nicht unbeträchtliche Anzahl Geschichtsforscher, welche eine Feder führen, als ob sie in die Dintenfässer der Mönche des Mittelalters getaucht wäre; so trocken, unbehülflich, geistleer, und oft nur nothdürftig grammatisch-richtig ist ihre stylistische Darstellung! Nichts desto weniger schauen diese Historiker von ihrem Sitze am warmen Ofen in die lebensvolle politische, ihnen völlig fremde Welt mit einem Gefühle der Selbstgenügsamkeit, und mit einem Stolze, wie weiland Gatterer seinen geistvollen Collegen Schlözer behandelte, als dieser eine Bahn brach, bei welcher das trockene Formenwerk bedroht ward, in welchem der grundgelehrte Gatterer ausschließend sich gefiel. Doch eben so wenig kann geläugnet werden, daß wieder mehrere neue Schriftsteller, ohne Quellenkenntniß und eigenthümliche Forschung, ins Gebiet der Geschichtsdarstellung sich eindrängten, blos weil sie eine gewisse

Gewandtheit der stylistischen Form sich angeeignet hatten. Allein beides getrennt reicht in unserm Zeitalter nicht mehr aus, die Forderungen der fortgeschrittenen Völker und ihrer gebildeten Stände an die Geschichte zu befriedigen; nur beides in Verbindung kann die Geschichte in den Kreis des wirklichen Lebens einführen, um im Spiegel der Vergangenheit die Gegenwart erscheinen, und, nach der Analogie des von unserm Geschlechte und mit unserm Geschlechte getriebenen wunderbaren Spieles der Willkühr und der Freiheit, die nähere und fernere Zukunft der europäischen Menschheit ahnen zu lassen.

Daß aber die Geschichte so spät zu einer freiern Form der Darstellung, und die Forschung in derselben so langsam zu einem selbstständigen Charakter sich erhob; davon lag die Ursache in den verschiedenen Schulen, welche die Geschichte seit den Zeiten der Kirchenverbesserung bei den Teutschen anbaueten. Denn in den Händen der Theologen und der Philologen, welche sie bis ungefähr vor 40 Jahren fast ausschließend auf teutschem Boden bearbeiteten, blieb sie abhängig von fremdem Schulinteresse. Während die ersten die Geschichte des Volkes Gottes und die Kirchengeschichte des N. T., wie sie es nannten, als die wichtigsten Gegenstände der Weltgeschichte behandelten, und mit wohlgefälliger Breite alle exegetische Untersuchungen über die Schöpfungs- und Fallsgeschichte, über die Sündfluth, den babylonischen Thurmbau, die arabische Wüste mit dem Manna und der Feuer- und Wolkensäule, Vierteljahre hindurch im mündlichen Vortrage vom Katheder, und Alphabetestark in den Systemen der Geschichte mittheilten — beschränkten die zweiten die Universalgeschichte zunächst auf eine Hülfswissenschaft der Philologie, betrachteten die Griechen und Römer als die einzigen

Völker des Alterthums, welche eine ausführliche Darstellung verdienten; erwähnten die unermeßliche Welt des indischen, chinesischen, ägyptischen und phönicischen Alterthums nur in einer kurzen Nomenclatur, und glaubten die Universalgeschichte nicht herrlicher ausschmücken zu können, als wenn sie in derselben alle Ausgaben alter Autoren, von der editio princeps an, ausführlich erklärten, und die Geschichte selbst zunächst in eine Uebersicht über die classische Literatur der Griechen und Römer verwandelten. So war es zwar den Männern aus Ernesti's gründlicher philologischer Schule gelungen, ihre Vorgänger mit dem seit Carion's und Sleidan's Zeiten vielbeliebten Viermonarchieensysteme stark in das Gedränge und allmählig um den Credit zu bringen; allein die Selbstständigkeit der Geschichte als Wissenschaft ward eben so wenig von den Philologen, als von den Theologen begründet; nur die Critik der Quellen der griechischen und römischen Geschichte, nicht der gesammten Quellen der alten Geschichte, hatte dadurch gewonnen, und die neuere und neueste Geschichte ward blos in wenigen Stunden als überflüssiger Anhang zur römischen Kaisergeschichte beigebracht, weil ja die Schriftsteller des Mittelalters nicht im Ernestischen Latein geschrieben hatten, und die neueste Geschichte aus Zeitungen und Taschenbüchern erlernt werden konnte!

Allein selbst nach dem Jahre 1740, mit welchem die freiere Entwickelung des teutschen Nationalcharakters und das sichere Aufstreben in den meisten Wissenschaften bei unserm Volke begann, blieb der Anbau der Geschichte verhältnißmäßig am längsten hinter den übrigen Wissenschaften zurück. Zum Theile begnügte man sich, die englische Welthistorie auf teutschen Boden zu verpflanzen, bei deren Fortsetzung allerdings die Teutschen

das Unzureichende ihrer brittischen Vorgänger und die Nothwendigkeit empfanden, an neue eigene Ausarbeitungen gehen zu müssen; zum Theile fiel der geschichtliche Fleiß auf die Special- und Staatengeschichte. Unverkennbar warf diese ein neues helles Licht auf die Universalgeschichte zurück, seit mit Mascow, Köhler und Pütter besonders der bessere Anbau der Geschichte Teutschlands, und mit Gebauer, Achenwall u. a. die sorgfältigere Pflege der Staatengeschichte anhob. Doch unverkennbar ward auch die Geschichte Teutschlands und die Staatengeschichte damals nicht um ihrer selbst willen bearbeitet; denn die erste stand im Dienste der Publicisten, und galt als eine Vorbereitungs- und Hülfswissenschaft des teutschen Staatsrechtes; die zweite aber war bis auf Spittler's Zeiten eine trockene Regentengeschichte, ohne der Völker, ohne ihrer Verfassung und ihres politischen Lebens zu gedenken.

Erst als auf den brittischen Eilanden Männer wie Robertson, Hume und Gibbon, die keiner positiven Wissenschaft angehörten, und deren politische Bildung die reife Frucht der freien Verfassung Großbritanniens war, der Geschichte die schönste Kraft ihres Geistes widmeten, mit politischem Urtheile die todten Massen der einzelnen Thatsachen belebten, und zum nothwendigen Zusammenhange vereinigten; erst da begann in Europa der höhere Sinn für die politische und pragmatische Behandlung der Geschichte. Gleichzeitig mit jenen Britten widmete Gatterer ein ganzes langes Menschenleben der neuen Gestaltung der geschichtlichen Wissenschaften. Gründlichkeit der kritischen Forschung, Sichtung und geordnete Anhäufung der geprüften Massen, umschließende Verbreitung seines Fleißes über die meisten einzelnen Zweige der geschichtlichen

Wissenschaften, und Trennung der Geschichte von theologischen Ansichten, gehören zu seinen entschiedenen Verdiensten um den Anbau der Geschichte; allein der Geist, der die Massen beleben und durchdringen sollte, ging bei ihm unter in einem Linnéismus, welcher die Welt- und Völkergeschichte rubrikenartig und gleichsam anatomisch behandelte, weil ihm der politische Blick und die philosophische Bildung abging, die weder durch Fleiß, noch durch philologische Kenntnisse ersetzt werden können. Vergeblich fragt man bei ihm nach den großen Angelegenheiten der Menschheit, nach Religion, Verfassung, Volksthümlichkeit, und nach den Ursachen des Steigens und des Sinkens der Völker und der Staaten; man muß sich mit bloßen Namen und Thatsachen begnügen.

Dieser höhere Geist waltete und wirkte aber in Schlözers Schriften. Der schärfste Gegner alles großen und kleinen Sultanismus in- und außerhalb Teutschlands, wirkten sein Briefwechsel und seine Staatsanzeigen, vielleicht noch mächtiger auf die politische Stimmung der Nation, als seine gediegenen Schriften auf die Umbildung und neue Gestaltung des geschichtlichen Studiums. Denn bald fühlte man allgemein die neue Kraft, welche von diesem Einzigen, wie ein Feuerstrahl, in den Kreis der Geschichte geworfen worden war. Die blinde Bewunderung des Alterthums legte sich allmählig und ward ein Vermächtniß für die Conrectoren der Lyceen; man fühlte, daß die neue europäische Menschheit unserm Zeitalter und seinen Bestrebungen näher stand, als die Tage des Cyrus, der Caziken von Sicyon, und der 7 römischen Könige; man nahm wahr, daß der Politiker und der Staats- und Geschäftsmann unendlich viel aus der Geschichte lernen könnte, wenn man in derselben den Charakter der Gesetz-

gebungen, der Verfassungen, der Verwaltungsformen, der Religionen, der Wissenschaften und Künste, der Sitten und Gebräuche, so wie den Nationalcharakter der verschiedenen Völker des Alterthums und der neuern Zeit mit politischem Geiste auffaßte; in dem wechselnden Strome der Begebenheiten die Ursachen des Blühens, Steigens, Veraltens und Sinkens der Völker und Reiche aufsuchte, und den nothwendigen Zusammenhang nachwiese, welchen das innere und äußere Leben der Völker und Reiche in steter Wechselwirkung, und diese Wechselwirkung als die Grundbedingung der politischen Bedeutsamkeit der Völker und Staaten vergegenwärtigt. Mit einem Worte: es war die politische Behandlung der Geschichte, welche Schlözer der bis dahin herrschenden theologischen und philologischen Schule entgegensetzte, und wodurch er die Geschichte, indem er sie von der Dienstbarkeit fremder Wissenschaften befreite, zur Selbstständigkeit erhob. Verkannt von allen geschichtlichen Formenmenschen seiner Zeit, und einige Jahrzehende hindurch wenig beachtet, bis allmählig die ältere Generation der mit ihm lebenden Historiker wirklich veraltete und abstarb, — ward doch der Geist, welchen er, als Lehrer und Schriftsteller, über die Geschichte ausbreitete, die Unterlage der großen Umbildung der geschichtlichen Forschung und Darstellung in unserm Zeitalter.

Allein so groß und einzig Schlözer im Kreise der wichtigsten geschichtlichen Wissenschaften (denn auch die Statistik und Politik verdanken ihm ihre Wiedergeburt!) dasteht; so darf doch neben ihm der Mann nicht vergessen werden, der, wenn er auch an Tiefe des Geistes und Neuheit des geschichtlichen Blickes Schlözer'n nicht erreichte, in seinen geschichtlichen Forschungen doch ruhiger und besonnener, und in seinen Darstel-

lungen stylistisch gediegener war, der hochverdiente Spittler. Kein europäisches Volk hat solche Handbücher der Kirchen- und Staatengeschichte aufzuweisen, wie Spittler hinterließ. Vom Mittelpuncte des politischen Lebens aus, von der Verfassung, entwickelt Spittler die Geschichte des politischen Lebens der europäischen Staaten, und ihm gebührt der unverwelkliche Kranz, daß er zu einer Zeit, wo blos Großbritannien eine freie bürgerliche Verfassung hatte, und wo die Kabinetspolitik und der Sultanismus auf vielen tausend europäischen Quadratmeilen an die Stelle des kräftigen Volkslebens im Mittelalter und in den unvergeßlichen Tagen der Kirchenverbesserung getreten war, — daß er da, in der Mitte dieser politisch-sumpfigen Zeit, zuerst die unermeßliche Macht der Constitutionen in Hinsicht der politischen Blüthe, Kraft und Haltung der europäischen Staaten zu würdigen wagte.

Wenden wir uns von diesen Resultaten zur Anzeige des Werkes von Rotteck. Ein edler, freier, für die wichtigsten Angelegenheiten unsers Geschlechtes erwärmter Geist waltet über dem Ganzen; der Vf. ist kein Vertheidiger des Sultanismus und Aristokratismus, wie sie sich wohl, selbst in der neuesten Zeit — denn der Teufel säet gar zu gern sein Unkraut unter den Weizen — auch in der teutschen Literatur wieder finden; er ist kein bloßer Leisetreter, der sich durch ängstliche Rücksichten auf Verhältnisse das freimüthige Wort der Wahrheit verkümmern läßt; er will und liebt das Licht; er gehört nicht zur Schule der neuesten geschichtlichen Mystiker, die lieber einen Hildebrand, und ein blindes Fatum, als eine Weltregierung in der Geschichte nachweisen; bei ihm geht das rege Leben der Menschheit in ihren Völkern und Staaten nicht in einer mikrologischen Nomenclatur von Zahlen und Namen unter; ihm ist es nicht

um wassersüchtige Anschwellung der Massen, ihm ist es um die Mittheilung und Hervorhebung des Wichtigen zu thun; er ist ergriffen von seinem Stoffe, wie er selbst denselben zu ergreifen versteht, und seine stylistische Darstellung hat Lebendigkeit und Würde, nicht selten Wärme, bisweilen Glanz. Doch eben diese stylistische Darstellung ist, bei allen guten Eigenschaften derselben im Einzelnen, nicht durchgängig rein und sich gleich; es fehlt ihr die classische Gediegenheit, welche nie zu wenig, nie zu viel giebt; es fehlt ihr nicht selten die innere Gleichmäßigkeit; die höhere Symmetrie des Periodenbaues in dem Verhältnisse der Vorder- und Nachsätze gegen einander; es fehlt nicht selten die sichere Haltung und feste Durchführung der richtig gewählten mittlern Schreibart; es fehlt auch die gedrängte Kürze, wodurch vielleicht das Ganze auf einige Bände weniger hätte berechnet werden können.

Ueber die Eintheilung der gesammten Geschichte in die alte, mittlere und neuere ist wohl unter den Historikern so wenig Zweifel, wie über die Abgrenzung dieser Zeiträume, mit dem Untergange des römischen Westreiches, und mit der Entdeckung Amerika's. Allein wenn wirklich die neuere Geschichte, wie der Vf. (Th. 1. S. 107) behauptet, zunächst die Geschichte des neuen Staatensystems enthält; so ist Rec. der, auch bereits von Mehrern durchgeführten, Ansicht, daß die neuere Geschichte, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes, mit dem Anfange der französischen Revolution im Jahre 1789 endigt, und die neueste Geschichte mit dieser Thatsache anhebt. Denn unverkennbar umschließt dann die neuere Geschichte von 1492—1789 die Darstellung des allmählig, unter dem Einflusse des herrschend werdenden practischen europäischen Völkerrechtes, sich ausbildenden, und bis zu seinem Umsturze

mit dem gänzlichen Veralten des Lehnssystems fortgeführten, Systems des politischen Gleichgewichts in Europa, während die neueste Geschichte zeigt, wie aus den Trümmern des gestürzten Lehnssystems die neue politische Ordnung der repräsentativen Staatsformen, und, mit derselben, ein neues (noch nicht völlig ausgebildetes) System des politischen Gleichgewichts hervorging. Das ist eben der große Charakter des Zeitalters, das wir verleben, der freilich, zum Nachtheile der Völker und Staaten, so oft von den Diplomaten, und, zum Nachtheile der Wissenschaft, so oft von den Historikern verkannt wird, daß dieses Zeitalter von der Welt vor 1789 durch die Veraltung und den Sturz des Lehnssystems sich wesentlich unterscheidet, während alle Hauptbegebenheiten des Mittelalters in der europäischen Menschheit aus dem Charakter des entstehenden und sich fortbildenden Lehnssystems hervorgingen, bis dasselbe, in seiner Consolidirung, seit dem Jahre 1492 mit dem ganzen europäischen Staatsleben zusammen verwuchs. Wer diesen Grundcharakter der verschiedenen Zeiträume seit dem Untergange des römischen Westreiches in der Weltgeschichte nicht bestimmt festhält, und nicht aus demselben die Hauptbegebenheiten dieser Zeiträume abzuleiten und zu erklären vermag; der wird nie politische Einheit und pragmatischen Zusammenhang in die Darstellung der Weltgeschichte bringen, so viele Massen er auch mündlich oder schriftlich in derselben anhäufen mag. Deshalb muß es auch Rec. an dem Vf. rügen, daß er das Mittelalter als das Zeitalter der Barbarei, aufstellt, und die mittlere Geschichte „das Gemählde der Barbarei" nennt, die, was die alte Cultur gebaut (hatte), verschlang, und aus welcher zum zweitenmale die Menschheit mühsam

emporstreben mußte. — Rec. ist davon entfernt, das Mittelalter als ein glückliches Zeitalter zu preisen. Allein Rom hatte sich nach seiner Verfassung und Verwaltung längst überlebt; es mußte, nach einem allgemeinen Naturgesetze, nach welchem alle veraltete und durch kein inneres Lebensprincip verjüngte, Staaten zusammenstürzen, einer neuen politischen Ordnung der Dinge Platz machen; denn welches klägliche Schauspiel eine veraltete Staatsform darbietet, lehrt die byzantinische Geschichte bis 1453. Gewinn war es daher, daß auf den Trümmern einer jämmerlich zusammengeflickten Verfassung des römischen Westreiches eine neue Welt von Staaten sich bildete, welche nur an dem allgemeinen Charakter des Lehnssystems ein gemeinsames Band besaß, in allen übrigen Staatsformen aber nach dem verschiedenartigen Charakter der einzelnen Völker und Reiche sich ausbildete. In diesem Zeitraume der Entwilderung können Spuren von Rohheit nicht fehlen; allein der Name Barbarei eignet sich nicht, als Hauptbezeichnung, für die tausend Jahre, in welchen Theoderich, Karl der Große, Alfred und die Hohenstaufen lebten und wirkten; wo vom Rheine bis zur Wolga das Land angebaut ward, und eine unermeßliche Bevölkerung allmählig in frischen Staatsformen sich verstehen lernte; wo die Araber über Südspanien herrschten; wo das zerstückelte Italien im kräftigen Städtebunde zu neuem Daseyn sich erhob; wo die Hanse sich bildete; wo das kaum zur Vollendung gebrachte System der Hierarchie durch Arnold von Brescia, Pierre Veaux, Wicliff und Huß bedroht und erschüttert, die Buchdruckerei erfunden, der Weg ums Cap, und die neue Welt im Westen entdeckt ward. Sehen wir im Mittelalter immer nur Barbaren; so sind wir undankbar gegen die ungeheuere Entwickelung der europäischen Menschheit in

dieser Zeit, die freilich nicht ohne Stürme und Gewaltthaten blieb, die aber gleichzeitig, weder in den Hochländern Mittelasiens, noch in Afrika und Amerika, ein ähnliches Schauspiel aufzuweisen hat, u. s. w.

---

2) Der geschichtliche Styl.

25.

Begriff und eigenthümlicher Charakter des geschichtlichen Styls.

Nächst der Welt der Begriffe und Ideen in unserm Innern, welche den Stoff des Lehrstyls bilden, giebt es außerhalb des Menschen einen Kreis von Erscheinungen, Gegenständen und Thatsachen, auf welchen der Stoff des geschichtlichen Styls beruht. Denn wenn es die Aufgabe des Lehrstyls ist, sowohl die einzelnen Theile, als die Gesammtheit der Erkenntniß in dem Menschen, zur Einheit der stylistischen Form zu erheben; so hat der geschichtliche Styl die Bestimmung, den Kreis der Erscheinungen und Thatsachen außerhalb des Menschen unter die Einheit der stylistischen Form zu bringen. Die Gesammtheit dieser Erscheinungen, Gegenstände, Vorgänge und Thatsachen nennen wir den Kreis der Erfahrung, und denken ihn als ein in sich abgeschlossenes Ganzes, das, in der Darstellung durch Sprache, als die Einheit des Gebietes des geschichtlichen Styls sich ankündigt.

Der Gesammtkreis der Erfahrung, und mithin auch das Gesammtgebiet des geschichtlichen Styls, zerfällt in zwei Haupttheile. Es werden nämlich alle Erscheinungen und Thatsachen des Kreises der Erfahrung, nach den beiden Grundformen der Anschauung, entweder als zugleich und neben einander im Raume, oder als nach einander in der Zeit wahrgenommen. Alle Gegenstände, die zugleich und neben einander im Raume erscheinen, bilden den Kreis der Gegenwart; alle Vorgänge und Thatsachen, die nach einander in der Zeit sich zutrugen, bilden den Kreis der Vergangenheit. Die ganze Masse des geschichtlichen Stoffes gehet in diesen beiden Kreisen auf; denn die Zukunft liegt außerhalb derselben. Das Gebiet des geschichtlichen Styls umschließt daher die Kreise der Gegenwart und der Vergangenheit. So weit diese Kreise reichen; so weit muß auch der Kreis des geschichtlichen Styls seyn. Zugleich folgt daraus, daß jede neue Erscheinung in dem Kreise der Gegenwart, und jede Erweiterung des Kreises der Vergangenheit durch neue Vorgänge und Thatsachen, nothwendig auch das Gebiet des geschichtlichen Styls, seinem Stoffe nach, erweitern und bezeichnen muß.

Allein der eigenthümliche Charakter des geschichtlichen Styls beruht nicht blos auf dem ihm eigenthümlichen Stoffe, sondern, in gleichem Verhältnisse, auf der Eigenthümlichkeit seiner stylistischen Form, weil — so bedeutend von einander verschieden auch die einzelnen Stoffe des Kreises der Gegenwart und der Vergangenheit seyn mögen — die Form des geschichtlichen Styls doch nur dann das Gepräge der Vollendung trägt, wenn die einzelnen Bestandtheile des geschichtlichen Stoffes zu

einer solchen Einheit vermittelst der Form verbunden werden, daß diese Form in völliger Angemessenheit zu dem Gesetze der Form erscheint.

26.

Verhältniß des geschichtlichen Styls zum Gesetze der Form.

Das Gesetz der Form verlangt, wie von jeder Sprachdarstellung überhaupt, so auch von jeder geschichtlichen Darstellung, die innigste Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in derselben. Ob nun gleich der geschichtliche Stoff, weil er zunächst in den Kreis der äußern Anschauung fällt, dadurch einen bedeutenden Vorzug vor dem Stoffe des Lehrstyls zu haben scheint; so wird doch zugleich dadurch die Forderung an die Richtigkeit der Form gesteigert. Denn wenn bei dem Lehrstyle das Gesetz der Richtigkeit der Form zunächst von der formellen Wahrheit — von der Uebereinstimmung der menschlichen Vorstellungen unter sich selbst — abhängt; so wird zur Richtigkeit der Form im geschichtlichen Style die materielle Wahrheit, d. h. die Uebereinstimmung der durch Sprache dargestellten Vorstellungen mit den wirklichen Erscheinungen und Gegenständen im Kreise der Gegenwart, und mit den wirklichen Vorgängen und Thatsachen in dem Kreise der Vergangenheit erfordert. Die Schilderung eines Ortes, einer Provinz, eines Staates von dem Schriftsteller in der Erd- und Staatenkunde, die Beschreibung der Schlacht bei Lützen, die Erzählung des Lebens Alexanders und der Thaten Cäsars oder Napoleons, sollen nicht blos formelle Wahrheit haben (d. h. daß sie, nach den Denk-

gesetzen, so hätten seyn können); sie sollen wirklich den Charakter der materiellen Wahrheit an sich tragen, weil nur durch diesen dem Gesetze der Form, nach seiner ersten Grundbedingung der Richtigkeit, Genüge geschieht. Allein der Charakter der materiellen Wahrheit kann in der stylistischen Form nur dadurch ausgeprägt werden, daß diese Form den nothwendigen Zusammenhang zwischen den dargestellten Erscheinungen oder Thatsachen vergegenwärtigt. Denn an sich nehmen wir alle Erscheinungen und Thatsachen nur als einzelne, individuelle Theile wahr, die blos durch die Anschauung zu Einem Ganzen verbunden werden, das jedesmal wieder der Theil eines größern Ganzen ist. Soll daher der geschichtliche Styl die materielle Wahrheit des geschichtlichen Stoffes vergegenwärtigen; so kann dies nicht anders geschehen, als daß die Erscheinungen und Thatsachen, wie sie bereits in der Anschauung zur Einheit verbunden sind, auch innerhalb der Darstellung in einem nothwendigen Zusammenhange erscheinen, und in derselben, weil ihnen eine Anschauung des äußern Sinnes zum Grunde liegt, zu einem Bilde vereiniget werden, das der innere Sinn auffaßt, in welchem er zwar die einzelnen Theile, aus welchen es erfahrungsmäßig besteht, unterscheiden, aber auch den Zusammenhang und die Verbindung dieser einzelnen Theile, vermittelst der Form der Darstellung, wahrnehmen kann. Die äußere Anschauung muß also in eine innere verwandelt werden, und neben der Vorstellung von dem angeschauten Gegenstande, welcher zunächst der Darstellung zum Grunde liegt (weil keine Darstellung ohne Vorstellung möglich ist), muß durch die Darstellung ein Bild von dem Gegen-

stande hervorgebracht werden, das mit der Vorstellung von demselben in dem genauesten Zusammenhange steht.

In Hinsicht der Schönheit der Form ergeht aber an den geschichtlichen Styl im Allgemeinen die Forderung, daß in der stylistischen Form die Mannigfaltigkeit des darzustellenden Stoffes zur Einheit verbunden, und diese Einheit in der Darstellung so vollendet werde, daß der nach grammatisch-logischen Gesetzen ausgemittelte nothwendige Zusammenhang zwischen den dargestellten Erscheinungen und Thatsachen, vermittelst der Form zugleich als ein lebensvolles, organisches Ganzes sich ankündige, welches, durch die Versinnlichung der im Stoffe enthaltenen Erscheinungen und Thatsachen, ein reines Wohlgefallen an der Form selbst bewirkt. Ob nun gleich der geschichtliche Styl, seinem Stoffe nach, unter allen Gattungen und Arten des prosaischen Styls der höchsten Versinnlichung fähig ist, weil er unmittelbar aus dem Kreise der äußern Anschauung stammt, und, selbst nach den Thatsachen der Vergangenheit, irgend einmal als äußere Erscheinung sich ankündigen mußte, bevor er, als bereits vergangen, innerhalb des Gebiets der innern Anschauung aufbewahrt werden konnte; so liegt doch gerade die Schwierigkeit der Gediegenheit und Vollendung des geschichtlichen Styls in dieser höhern Stärke der sinnlichen Auffassung des Stoffes, wobei eben so leicht Entstellungen, als theilweise Lücken möglich sind, so daß dem für die Einbildungskraft durch die Darstellung vermittelten Bilde bald die materielle Wahrheit, bald die organische Einheit fehlt. Dies erhellt schon daraus, daß, bei dem unermeßlichen Reich-

thume des geschichtlichen Stoffes und bei den seit mehrern Jahrtausenden und bei den verschiedensten Völkern geschehenen Leistungen im geschichtlichen Style, doch im Ganzen nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von geschichtlichen Werken dem Gesetze der Form völlig entspricht. Denn darein muß eben die Aufgabe für die classische Geschichtsschreibung (oder für die sogenannte historische Kunst) gesetzt werden, daß das kleinere oder größere geschichtliche Ganze, welches durch Sprache dargestellt wird, nach seinem Stoffe durchgehends das Gepräge der materiellen Wahrheit trägt, und nach seiner Form die Masse des Stoffes zur lebensvollsten Einheit und zu einer Versinnlichung erhebt, wodurch die stylistische Form für den innern Sinn ein nach Richtigkeit und Schönheit vollendetes Bild vermittelt, durch welches die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt und auch das Gefühlsvermögen mehr oder weniger bewegt und erschüttert wird. Es besteht daher die historische Kunst in der Hervorbringung eines Erzeugnisses des geschichtlichen Styls in völliger Angemessenheit zu dem Gesetze der Form.

27.

Zweck des geschichtlichen Styls.

Der erste und nächste Zweck des geschichtlichen Styls ist, wie bei jeder einzelnen Gattung des prosaischen Styls, auf Belehrung und Ueberzeugung von den Erscheinungen und Thatsachen gerichtet, die, nach ihrer materiellen Wahrheit, unter dem Gesetze der Richtigkeit der Form erscheinen. Es lassen sich daher nicht blos einzelne Erzeugnisse des

geschichtlichen Styls denken, sondern auch wirklich in der Literatur mehrerer cultivirter Völker nachweisen, welche blos dieser ersten Grundbedingung des Gesetzes der Form entsprechen. Weil aber dem Gesetze der Form, nach Richtigkeit und Schönheit zugleich, ohne alle Ausnahme und Einschränkung, Gültigkeit für jede stylistische Form zukommt, welche auf Classicität Anspruch macht; so kann auch nur diejenige geschichtliche Darstellung als classisch gelten, welche nicht blos die Forderung an die Richtigkeit der Form, sondern zugleich auch an die Schönheit derselben — und zwar in gleichem Maaße, und nach der innigsten und unauflöslichsten Verbindung beider Grundeigenschaften innerhalb der Form — erfüllt. Denn eine classische geschichtliche Form soll nicht blos eine wahre und treue Vorstellung von den dargestellten Erscheinungen im Raume und von den aufgestellten Thatsachen in der Zeit vermitteln; sie soll auch das gesammte geistige Interesse des Lesers für diese Erscheinungen und Thatsachen in Anspruch nehmen, und, nächst dem Vorstellungsvermögen, theilweise, oder sogar gleichmäßig, die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen beschäftigen, was nur durch die classische Vollendung der geschichtlichen Darstellung nach beiden Grundeigenschaften des Gesetzes der Form erreicht werden kann.

Ob nun gleich, schon wegen der ursprünglichen Beziehung und Einwirkung jedes geschichtlichen Stoffes auf die äußere Anschauung, demselben, innerhalb der Form, eine höhere Versinnlichung und ein reicherer Schmuck, als vielen andern Formen des prosaischen Styls, ertheilt werden kann; so wird doch die Anwendung dieses Schmuckes, so wie die Be-

handlung der Form in der niedern oder mittlern Schreibart, bald von dem gewählten Stoffe selbst, bald von dem Zwecke, auf welchen die Darstellung berechnet ist, bald aber, und dies am häufigsten, von der Individualität des Schriftstellers und von seinem Ergriffenseyn von dem darzustellenden Stoffe abhängen.

28.

Eintheilung des Gebietes des geschichtlichen Styls.

Der Gesammtkreis der Erfahrung mit allen Erscheinungen zugleich und neben einander im Raume, und mit allen Thatsachen nach einander in der Zeit, zerfällt (§. 25.) in die beiden Haupttheile: der Gegenwart und der Vergangenheit. Darnach gestalten sich denn auch die beiden Haupttheile des geschichtlichen Styls. Denn der Historiker beschreibt die Gegenstände und Erscheinungen der Gegenwart, und erzählt die Vorgänge und Thatsachen der Vergangenheit. Daraus gehen von selbst die beiden Haupttheile des geschichtlichen Styls hervor: die Beschreibung und die Erzählung. Die Beschreibung, als der erste Haupttheil des geschichtlichen Styls, hält sich zunächst an die Gegenwart, und stellt deshalb die Gegenstände, Erscheinungen und Veränderungen innerhalb des Raumes dar; die Erzählung, als der zweite Haupttheil des geschichtlichen Styls, umschließt den ganzen Kreis der Vergangenheit, und schildert alle zu demselben gehörende Individuen und Thatsachen. In der Beschreibung muß der nothwendige Zusammenhang zwischen den zugleich und neben

einander wahrgenommenen Gegenständen und Erscheinungen, in der Erzählung der nothwendige Zusammenhang zwischen den auf einander folgenden Thatsachen versinnlicht werden. Bei der Beschreibung kommt es zunächst darauf an, daß die gesammten einzelnen Merkmale der darzustellenden Gegenstände und Erscheinungen rein und vollständig aufgefaßt werden, weil sonst die stylistische Form weder materielle Wahrheit, noch innern Zusammenhang, noch Einheit innerhalb der Versinnlichung haben kann; bei der Erzählung hingegen beruht die Wirkung der stylistischen Form auf dem vollständigen Auffassen der erfahrungsmäßigen und nothwendigen Aufeinanderfolge der Thatsachen unter sich, weil nur durch diese die materielle Wahrheit, der nothwendige Zusammenhang und die Einheit des Ganzen im Gebiete der Vergangenheit, vermittelt werden kann.

Weil aber die beiden Kreise der Gegenwart und Vergangenheit einen fast unermeßlichen Reichthum des darzustellenden Stoffes umschließen; so müssen auch die beiden Haupttheile des geschichtlichen Styls, die Beschreibung und die Erzählung, in mehrere Untertheile zerfallen.

1) Zu dem beschreibenden geschichtlichen Style gehören:

a) die Naturbeschreibung überhaupt (die nicht selten unrichtig: Naturgeschichte genannt wird); u.

b) die Erdbeschreibung im Besondern.

Die erste ist allgemeine Naturbeschreibung, wenn sie die gesammte Natur als ein in sich abgeschlossenes sinnlich erscheinendes Ganzes darstellt, und dabei das Verhältniß unsrer Erde, als eines Theiles des

unermeßlichen Weltganzen, zu den übrigen Himmelskörpern entwickelt. Sie ist aber besondere Naturbeschreibung, wenn sie theils die unorganischen todten Massen der Materie, theils die einzelnen Gattungen, Arten und Formen der unbelebten und belebten Organisationen auf dem Erdkörper (die Erd- und Steinarten, die Pflanzengattungen, das Thierreich, und die einzelnen Menschenstämme) schildert.

Die eigentliche Erdbeschreibung enthält dagegen theils die Darstellung der natürlichen Beschaffenheit unsers Erdbodens (die sogenannte physikalische Erdkunde); theils die Darstellung des gesammten Kreises der Gegenwart in Hinsicht der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse der einzelnen, auf dem Erdboden neben einander bestehenden, Völker, Staaten und Reiche. Ihr Gebiet umschließt daher die sogenannte reine Erdkunde, die politische Erdkunde, die Völkerkunde (Ethnographie), die Staatenkunde, und die Masse der Reisebeschreibungen.

2) Zu dem erzählenden geschichtlichen Style gehören:

a) die Naturgeschichte im engern Sinne, und

b) die Menschengeschichte.

Weil nämlich der erzählende geschichtliche Styl den ganzen unermeßlichen Kreis der Vergangenheit umschließen soll; so muß er alles, was je auf dem Erdboden war und geschah, durch Sprache darstellen.

Deshalb erzählt die Naturgeschichte die Ereignisse und Veränderungen des Festlandes und der Gewässer des Erdkörpers, den ehemaligen Zu-

stand der drei Naturreiche, die Umbildungen der einzelnen Theile des Erdbodens durch mächtige Naturereignisse, die Veränderungen der Atmosphäre und des Klima, die Geschichte der Meere, der Flüsse, der Ueberschwemmungen, der Erdbeben, die Geschichte der Thierarten, so wie die Geschichte der Menschengattung nach der sinnlichen Ankündigung und Verschiedenheit derselben.

Die Menschengeschichte hingegen verbreitet sich über alle durch Ueberlieferung, Denkmäler und schriftliche Mittheilungen erhaltene Nachrichten über das menschliche Geschlecht nach seinen Individuen, Gesellschaften, Völkern und Staaten, und erzählt die Vorgänge und Thatsachen, die dasselbe betreffen, nicht blos nach dem Gesetze der Aufeinanderfolge und des innern nothwendigen Zusammenhanges, sondern zugleich auch als unmittelbare Wirkungen der menschlichen Freiheit, als des der Menschengattung eigenthümlichen letzten Grundes aller ihrer Ankündigungen in äußern Handlungen.

Von dieser Eintheilung des Gebietes des geschichtlichen Styls wird die sogenannte erdichtete Geschichte völlig ausgeschlossen, weil sie, selbst wenn sie von einzelnen, ehemals existirenden, Individuen unsers Geschlechts und von einzelnen, der wirklichen und beglaubigten Geschichte angehörenden, Vorgängen und Thatsachen ausgeht (wie z. B. Feßlers Marc-Aurel, Matthias Corvinus, Schillers Wallenstein, Göthe's Egmont u. a.), dennoch, bei der Darstellung derselben, nicht den Zusammenhang der Ereignisse aufstellt, der vermittelst der materiellen Wahrheit aufgefunden wird, sondern einen blos dichterischen Zusammenhang, welcher lediglich nach

dem Gesetze der formellen Wahrheit beurtheilt werden muß. So wenig daher dem Dichter im Epos, im Romane, in der Ballade, und in dem ganzen Umfange der dramatischen Form der Dichtkunst, das Recht verkümmert werden kann, für seine rein ästhetischen Zwecke des in der wirklichen Geschichte vorhandenen Stoffes an Individuen und Thatsachen sich zu bedienen; so wenig dürfen doch seine Erzeugnisse ins eigentliche Gebiet des geschichtlichen Styls gezogen und nach dem Maasstabe der materiellen Wahrheit beurtheilt werden. Er steht — wie in der Darstellung des Gesammtgebietes der Sprache der Dichtkunst näher entwickelt werden wird — nicht unter den Gesetzen der Geschichtsschreibung, welche auf der Reinheit und dem innern Zusammenhange der materiellen Wahrheit beruhen, sondern unter ästhetischen Gesetzen, bei welchen, in Hinsicht des Zusammenhanges des erdichteten, oder veränderten geschichtlichen Stoffes, nur die Bedingungen der formellen Wahrheit in Anschlag kommen.

29.

a) Der beschreibende geschichtliche Styl.

Wenn der erste Haupttheil des geschichtlichen Styls, die Beschreibung, die Aufgabe zu lösen hat, den Gesammtkreis der Gegenwart, nach allen ihren Gegenständen, Erscheinungen und Geschöpfen, vollständig und nach dem Gesetze des nothwendigen innern Zusammenhanges zwischen allen zugleich und neben einander im Raume wahrgenommenen Ankündigungen dieser Erscheinungen und Geschöpfe zu versinnlichen; so muß er gleichmäßig (§. 28.) die

Naturbeschreibung überhaupt, und die Erdbeschreibung insbesondere umschließen. Die Beschreibung kann aber theils tabellarisch, theils zusammenhängend seyn. Die tabellarische Beschreibung ist zunächst darauf berechnet, die einzelnen Gegenstände und Erscheinungen, abgetheilt und abgestuft (classificirt) nach ihren Gattungen, Arten, Unterarten und Individuen, zu einer lichtvollen Uebersicht zu bringen, wobei dem unmittelbaren Zwecke der zu bewirkenden Uebersicht über diese Gattungen und Arten, der sorgfältig gegliederte und geründete Periodenbau der Darstellung aufgeopfert wird. Bei der zusammenhängenden Beschreibung aber müssen alle aufgestellte Forderungen an den geschichtlichen Styl befriedigt, und die einzelnen Erzeugnisse des beschreibenden Styls dem Gesetze der Form untergeordnet werden.

Die allgemeine Naturbeschreibung umschließt das Weltall, theils als Ganzes; theils nach den einzelnen Milchstraßen- und Sonnensystemen; theils nach den einzelnen Fixsternen, Kometen, Planeten und Trabanten. Die ganze Astronomie und Uranographie liegt in ihrem Kreise. Weil aber der Mensch nur von dem Standpuncte der Erde aus, welche er bewohnt, den Blick ins unermeßliche Ganze richten kann, zu welchem er, nach dieser seiner Erde, und als ein Mitglied der vollkommensten Geschöpfart auf derselben gehört; so wird auch der größte Theil der allgemeinen Naturbeschreibung auf die Erde selbst, auf ihre Stelle in dem Sonnensysteme, dessen Theil sie ist, auf ihr Verhältniß zu ihrem Fixsterne und zu den übrigen Planeten und Trabanten desselben, so wie auf die festen und flüssigen Massen, aus welchen die Erdoberfläche

besteht, und auf die verschiedenen Naturreiche sich beziehen, unter welche die Gesammtheit aller auf dem Erdboden vorhandenen Gegenstände, Erzeugnisse und Geschöpfe gebracht werden muß.

So mannigfaltig, reich und vielseitig aber auch das Gebiet der allgemeinen Naturbeschreibung ist, woraus von selbst die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der einzelnen stylistischen Formen der allgemeinen Naturbeschreibung folgt; so ist doch das Gebiet der eigentlichen Erdbeschreibung im Ganzen noch reicher und mannigfaltiger, weil zu demselben alles gehört, was die sogenannte physikalische, die reine und die politische Erdkunde, so wie die Völker- und Staatenkunde behandelt, da alle diese einzelnen Theile der besondern Erdbeschreibung den Kreis der Gegenwart — die Gesammtheit aller auf dem Erdboden zugleich und neben einander im Raume bestehenden — Erscheinungen, Geschöpfe, Formen und deren gegenseitiger Verhältnisse bilden.

Denn wenn die physikalische Erdbeschreibung die Darstellung der Erde nach ihren einzelnen Theilen in Hinsicht auf Boden, Klima, Jahreszeiten, Naturerzeugnisse, Thiere, Menschenarten und nach den Veränderungen ihrer Oberfläche enthält; so schließt die sogenannte reine Erdbeschreibung unmittelbar an dieselbe sich an, inwiefern sie die einzelnen Theile der Erdoberfläche nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, örtlichen Verschiedenheit und physischen Abgrenzung im innern Zusammenhange darstellt, doch mit Ausschließung aller politischen Eintheilungen und Verhältnisse, weil diese beständigen Veränderungen unterworfen sind, wogegen die politische Erd-

beschreibung die gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Formen der über die Erdoberfläche vertheilten Völker, Staaten und Reiche erschöpfend und in sich zusammenhängend schildert.

Die beiden wichtigsten Wissenschaften des beschreibenden geschichtlichen Styls sind aber die Völker- und die Staatenkunde.

Die Völkerkunde, die nach ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange noch nicht bearbeitet worden ist, so reichhaltig auch die einzelnen Massen dazu vorliegen, muß von der eigentlichen Völkergeschichte eben so, wie die Staatenkunde (Statistik) von der Staatengeschichte unterschieden werden, weil die Völkerkunde die bestehenden und gegenwärtig vorhandenen, die Völkergeschichte die bereits erloschenen Völker des Erdbodens, nach ihrer physischen, geistigen und sittlichen Ankündigung, doch ohne alle Beimischung ihrer politischen Ereignisse, behandelt. Die Völkerkunde geht daher von der physischen Verschiedenheit der einzelnen Menschenstämme aus. Sie schildert die Völker nach der Verschiedenheit ihrer Farbe (weiße, braune, gelbe, rothe, schwarze Völker); nach ihrem ursprünglichen Wohnorte und nach ihrer allmähligen Verbreitung (caucasische, malayische, mongolische, äthiopische, amerikanische ꝛc. Stämme); nach der Verschiedenheit ihrer Sprachen (dies- und jenseits des Ganges, des Indus, Tigris, Euphrats, des Mittelmeeres, am Nile, in Griechenland, in Italien, in Amerika u. a.); nach ihren Sitten (im Naturzustande, im Zustande der angehenden Cultur, im Zustande der sittlichen Ausartung, des Verfalls und Sinkens); nach ihrer gesellschaftlichen Gestaltung (im Nomaden-,

stellt die Staatenkunde die gesammte Oberfläche des Staates, die gesammten Berge nach ihren Höhen, die gesammten Waldungen nach ihrer physischen und forstwissenschaftlichen Beschaffenheit, das gesammte Flußsystem und die gesammten Seen zusammen. Eben so nennt die Erdkunde bei den einzelnen Oertern die daselbst befindlichen Manufacturen, Fabriken, Handelszweige, Landesbehörden, Schulen, Stiftungen u. s. w.; dagegen vereinigt die Staatenkunde, unter den Rubriken der technischen, ästhetischen und geistigen Cultur, die Gesammtheit des im Staate bestehenden Manufactur- und Fabrikwesens, die Gesammtheit seines Handels, seiner Verwaltungsbehörden, seiner Hochschulen, seiner gelehrten und andern Schulen u. s. w. Auf gleiche Weise stellt die Staatenkunde die allgemeinen Ergebnisse über die Stammes-, kirchliche und bürgerliche Verschiedenheit der Bewohner eines Staates auf, während die Erdkunde diese Gegenstände an den Orten nachweiset, wo sie vorkommen.

30.

1) Beispiele der allgemeinen Naturbeschreibung.

a) von Kant,

aus s. Theorie des Himmels (1755 zum erstenmale *) erschienen, und wieder abgedruckt) in

*) Es darf nicht vergessen werden, daß das, was Kant im Jahre 1755 als Ergebniß der reinen Speculation in Hinsicht der Milchstraßen aufstellte, 20—30 Jahre später von Herschel auf dem Wege der Erfahrung bestätigt ward.

s. sämmtlichen kleinen Schriften (Königsb. und Leipz. 1797. 8.) Th. 1. S. 394 (abgekürzt).

Das Weltgebäude setzt durch seine unermeßliche Größe, und durch die unendliche Mannigfaltigkeit und Schönheit, welche aus ihr von allen Seiten hervorleuchtet, in ein stilles Erstaunen. Wenn die Vorstellung aller dieser Vollkommenheit nur die Einbildungskraft rührt; so nimmt den Verstand anderer Seits eine andere Art der Entzückung ein, wenn er betrachtet, wie so viel Pracht, so viel Größe, aus einer einzigen allgemeinen Regel, mit einer ewigen und richtigen Ordnung, absließet. Der planetische Weltbau, indem die Sonne aus dem Mittelpuncte aller Kreise, mit ihrer mächtigen Anziehung, die bewohnten Kugeln ihres Systems in ewigen Kreisen umlaufend macht, ist aus dem ursprünglich ausgebreiteten Grundstoffe aller Weltmaterie gebildet worden. Alle Fixsterne, die das Auge an der hohlen Tiefe des Himmels entdeckt, und die eine Art von Verschwendung anzuzeigen scheinen, sind Sonnen und Mittelpuncte von ähnlichen Systemen.

Wenn nun alle Welten und Weltordnungen dieselbe Art ihres Ursprungs erkennen; wenn die Anziehung unbeschränkt und allgemein, die Zurückstoßung der Elemente aber ebenfalls durchgehends wirksam, wenn bei dem Unendlichen das Große und Kleine beiderseits klein ist; sollten nicht alle die Weltgebäude gleichermaßen eine beziehende Verfassung und systematische Verbindnng unter einander angenommen haben, als die Himmelskörper unsrer Sonnenwelt im Kleinen, wie Saturn, Jupiter und die Erde, die für sich insonderheit Systeme sind, und dennoch unter einander als Glieder in einem noch größern zusammenhängen? Wenn man in dem uner-

weitläuftigen Raume, darin alle Sonnen der Milchstraße sich gebildet haben, einen Punct annimmt, um welchen (durch, ich weiß nicht, was vor eine Ursache,) die erste Bildung der Natur aus dem Chaos angefangen hat; so wird daselbst die größte Masse, und ein Körper von der ungemeinsten Attraction, entstanden seyn, der dadurch fähig geworden, in einer ungeheuern Sphäre um sich alle in der Bildung begriffene Systeme zu nöthigen, sich gegen ihn, als ihren Mittelpunct, zu senken, und um ihn ein gleiches System im Ganzen zu errichten, als derselbe elementarische Grundstoff, der die Planeten bildete, um die Sonne im Kleinen gemacht hat. Die Beobachtung macht diese Muthmaßung beinahe ungezweifelt. Das Heer der Gestirne macht, durch seine beziehende Stellung gegen einen gemeinschaftlichen Plan, eben sowohl ein System aus, als die Planeten unsers Sonnenbaues um die Sonne. Die Milchstraße ist der Zodiacus dieser höhern Weltordnungen, die von seiner Zone, so wenig als möglich, abweichen, und deren Streif immer von ihrem Lichte erleuchtet ist, so wie der Thierkreis der Planeten von dem Scheine dieser Kugeln, ob zwar nur in so wenig Puncten, hin und wieder schimmert. Eine jede dieser Sonnen macht mit ihren umlaufenden Planeten für sich ein besonderes System aus; allein dieses hindert nicht, Theile eines noch größern Systems zu seyn, so wie Jupiter oder Saturn, ungeachtet ihrer eigenen Begleitung, in der systematischen Verfassung eines noch größern Weltbaues beschränkt sind.

Wenn nun die Fixsterne ein System ausmachen, dessen Umfang durch die Anziehungssphäre desjenigen Körpers, der im Mittelpuncte befindlich ist, bestimmt wird; werden nicht mehr Sonnensysteme, und, so zu reden, mehr Milchstraßen entstanden seyn, die in dem

grenzenlosen Felde des Weltraumes erzeuget worden. Wir haben mit Erstaunen Figuren am Himmel erblickt, welche nichts anders, als solche auf einen gemeinschaftlichen Plan beschränkte Fixsternensysteme, solche Milchstraßen, wenn ich mich so ausdrücken darf, sind, die in verschiedenen Stellungen gegen das Auge, mit einem, ihrem unendlichen Abstande gemäß, geschwächten Schimmer, elliptische Gestalten darstellen; es sind Systeme von, so zu sagen, unendliche mal unendlich größerem Durchmesser, als der Diameter unsers Sonnenbaues ist; aber ohne Zweifel auf gleiche Art entstanden, aus gleichen Ursachen geordnet und eingerichtet, und erhalten sich durch ein gleiches Triebwerk, als dieses, in ihrer Verfassung. —

Aber, welches wird denn das Ende der systematischen Einrichtungen seyn? wo wird die Schöpfung selber aufhören? Man merkt wohl, daß, um sie in einem Verhältnisse mit der Macht des unendlichen Wesens zu denken, sie gar keine Grenzen haben müsse. Man kommt der Unendlichkeit der Schöpfungskraft Gottes nicht näher, wenn man den Raum ihrer Offenbahrung in einer Sphäre, mit dem Radius der Milchstraße beschrieben, einschließt, als wenn man ihn in eine Kugel beschränken will, die einen Zoll im Durchmesser hat. Alles, was endlich, was seine Schranken und ein bestimmtes Verhältniß zur Einheit hat, ist von dem Unendlichen gleich weit entfernt. Nun wäre es ungereimt, die Gottheit mit einem unendlich kleinen Theile ihres schöpferischen Vermögens in Wirksamkeit zu setzen, und ihre unendliche Kraft, den Schatz einer wahren Unermeßlichkeit, von Naturen und Welt unthätig, und in einem ewigen Mangel der Ausübung verschlossen, zu denken. Ist es nicht vielmehr anständiger, oder, besser zu sagen, ist es nicht nothwendig, den Inbegriff der

...lichen Raume, darin ..., als er seyn muß, um ein ...ch gebildet haben, einer Macht zu seyn, die durch keinen durch, ich weiß nicht, werden kann? Aus diesem Grunde bildung der Natur aus...nbahrung göttlicher Eigenschaften ...rd daselbst die größ... diese selber sind. Man kann dangemein gut ...tractive sehen, daß die Anordnung und ...hig ...rung des ...ltgebäudes, aus dem Vorrathe des ... in ...aren Naturstoffes, in einer Folge der Zeit, nach ...gen nach geschehe; allein die Grundmaterie selber, deren ...n ...nschaften und Kräfte allen Veränderungen zum ...ande liegen, ist eine unmittelbare Folge des göttlichen ...aseyns. Selbige muß also auf einmal so reich, so ...ständig seyn, daß die Entwickelung ihrer Zusammensetzungen in dem Abflusse der Ewigkeit sich über einen Plan ausbreiten könne, der alles in sich schließt, was seyn kann, der kein Maas annimmt, kurz, der unendlich ist.

b) von Georg Forster († 1794)

aus s. kleinen Schriften, Th. 3. S. 311 (abgekürzt).

Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die Alles in der uns bekannten Schöpfung wirket, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich große körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum, und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Zwecke. Alle Erscheinungen in der Körperwelt sind Wirkungen dieser Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieser Welt entstammen ihr, und führen wieder auf sie zurück. Vielleicht sind An-

ziehen, Fortstoßen, Wärmeumtes erzeugt machen. Wer überall nur Modificationen j am Himmel erblickt, gli- chen Kraft, wodurch sie allemf einen gemeinschaftlic er- füllt. Könnte sie vernichten eine, solche Milchstraßerde sie vermögen; allein Gott harf, sind, die in verstand- puncte der Macht nicht entäußerge, mitschaffen, ihVer- nichten sind Eigenschaften der Arkchraft. DSchimschaf- fene umgestalten, auflösen und wieder einll-vor, so weit gehen die Veränderungen, denen es unterwo Du ist.

Zwei Urkräfte sind es, welche die großen; assen des Weltalls fortwälzen, und nie aufhören zu leiten. Die Anziehungskraft, die erste dieser beiden Kräfte, ist überall gleichmäßig vertheilt; die andere, die fortstoßende Kraft, in ungleichem Maaße. Auch giebt es Fixsterne und Planeten; einsame Gestirne, und solche, die mit Trabanten begleitet sind; Lichtkörper und finstere Körper; Planeten, die in ihren verschiedenen Theilen nur nach und nach erborgtes Licht genießen; Kometen, welche sich in die dunkeln Tiefen des Raumes verlieren, und nach Jahrhunderten zurückkehren, um sich mit frischem Feuer zu schmücken; Sonnen, die zum Vorscheine kommen und verschwinden, vielleicht wechselsweise sich entflammen und verlöschen; andere, die sich nur einmal zeigen, und hernach auf immer unsichtbar werden. Der Himmel ist der Schauplatz großer Begebenheiten, die aber dem menschlichen Auge kaum bemerkbar sind. Ein verlö- schende Sonne, die den Umsturz einer Welt oder eines Weltsystems verursacht, thut auf unsre Augen keine an- dere Wirkung, als ein glänzendes und bald verschwun- denes Irrlicht. Der Mensch klebt an dem irdischen Atom, auf dem er pflanzenähnlich lebt, und sieht ihn für eine Welt an, dahingegen er Welten als Atome be- trachtet.

Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall

giebt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eigenes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigene Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöset, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe. Durch dieses sich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur selbst ihre Gestalt. Und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattungen betrifft, unwandelbar ist; so würde sie sich immer unter einerlei Gestalt zeigen, sie würde zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen dieselbe seyn, wenn sie nicht in allen einzelnen Bildungen so viel als möglich Veränderung und Abwechslung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild, dessen vornehmste Züge mit unauslöschlichen und ewig bleibenden Merkmalen eingegraben sind; aber alle hinzugekommene Pinselstriche sind verschieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es ist keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menschengattung ward das Siegel der Gottheit am sichtbarsten aufgedrückt; gleichwohl ändert sich dies Gepräge vom Weißen ins Schwarze, vom Kleinen ins Große. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, stammen zwar alle von einem Vater her, sind aber doch weit entfernt, sich als Brüder zu gleichen.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltall gleichsam für nichts zu rechnen. Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst sind die einzigen Wesen der Natur; immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche, Kräfte. Um sie richtig zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge; sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahlen und Zeit, immer lebend; betrachten; ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menschengattung ist die erste von allen diesen Einheiten; die andern, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis an den Ysop, sind in der zweiten und dritten Linie. Und wiewohl jede verschieden gestaltet und von verschiedener Beschaffenheit ist, ja selbst eine eigene Lebensart hat; so nimmt sie doch ihren Platz ein, besteht für sich, wehrt sich gegen andere, und macht zusammen mit den andern die lebende Natur aus.

Was bedeutet aber das große Gepränge immer wiederhohlter Zeugungen, dieser fast verschwenderische Aufwand, wenn gegen tausend Keime, die verunglücken, kaum Einer fortkommt und seine ganze Bestimmung erfüllt? Woher kommen diese Abwechselungen von Tod und Leben, diese Gesetze des Wachsthums und Ersterbens; alle diese Veränderungen in einzelnen Dingen? Ich antworte: Alles dieses gehört zum Wesen der Natur, und hängt von der ersten Einrichtung der Weltmaschine ab. Das Ganze dieser Maschine ist fest; alle ihre Theile sind beweglich.

c) von Alex. v. Humboldt,
aus s. Ansichten der Natur (Tübing. 1810. 12.)
S. 202.

— In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerm Grün, mit größern und glänzendern Blättern geziert, als in den nördlichern Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch, als unsre Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll, wie unsere Lilien, sind. An den schattigten Ufern des Madalenenflusses in Südamerika wächset eine rankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht blos einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüschen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen; Cypressen, Tannen und Eichen, Berberitssträucher und Erlen (nahe mit den unsrigen verwandt,) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexiko, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimath zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen; wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Pal-

men und Pisanggewächse, baumartige Gräser und gefiederte Mimosen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die rankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unsrer Sprachen, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Mahler, ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsre Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide, kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich, wie dieser, ist.

31.

Beispiele aus der Erdbeschreibung.

a) von Anton Fr. Büsching (dem Begründer der systematischen Erdbeschreibung in Teutschland),

aus s. Erdbeschreibung (8te Aufl. Hamb. 1787. 8.) — aus der Einleitung zum ersten Theile, S. 9, wo er die Grundsätze einer richtigen und systematischen Erdbeschreibung aufstellt. (abgekürzt)

Durch die Erdbeschreibung verstehen wir eine gründliche Nachricht von der natürlichen und bürgerlichen Beschaffenheit des bekannten Erdbodens. Diese Erklärung enthält zwei Hauptmerkmale derselben. Das erste Merkmal betrifft den Vorwurf der Erdbeschreibung, welcher die natürliche und bürgerliche Beschaffenheit des bekannten Erdbodens ist. Weil unser Erdboden nur ein Theil der Welt ist; so ist auch die Erdbeschreibung nur ein

Theil der Weltbeschreibung, mit welcher sie in genauer Verbindung steht, und viele Erläuterungen aus derselben bekommt. Sie handelt von dem ganzen Erdboden, so weit er uns nämlich bekannt ist; denn es giebt nach dem Nord- und Südpole zu noch einige unbekannte Länder, von denen man nicht viel mehr weiß, als daß sie sind. Der bekannte Erdboden aber muß sowohl nach seiner natürlichen als bürgerlichen Beschaffenheit betrachtet werden. Zu seiner natürlichen Beschaffenheit rechnen wir theils die mathematischen Betrachtungen desselben, die ihn als einen Weltkörper ansehen, und seine Gestalt, Größe, Lage, Verhältniß gegen die andern Weltkörper, und dergleichen, erwägen; theils die Kenntniß dessen, was über und unter der Fläche des Erdbodens beweglich und unbeweglich ist, welches man die eigentliche physikalische Erdbeschreibung nennen kann. Bei Betrachtung der bürgerlichen Beschaffenheit des Erdbodens siehet man auf die vielen und mancherlei Staaten, und handelt nicht nur ihre Verfassung überhaupt ab, damit man von ihrer Größe, Stärke, Einrichtung, Regierungsart, Einwohnern rc. einen richtigen Begriff bekomme, sondern man beschreibt auch die besondere Verfassungs- und Regierungsart, nebst dem kirchlichen Zustande derselben, ingleichen die Städte, Festungen, Schlösser, Flecken und andere merkwürdige Oerter und Stiftungen.

Das zweite Merkmal der Erklärung der Erdbeschreibung ist, daß sie von allen Dingen eine gründliche Nachricht ertheilet. Solche Nachricht ist, nach dem verschiedenen Zweck der Verfasser, bald kürzer, bald weitläuftiger, überall aber muß das Unnütze und Unerhebliche abgesondert werden, damit nicht die Bücher dieser Art zu einer ungemeinen und beschwerlichen Größe anwachsen, oder aber durch nichtswürdige Kleinigkeiten,

leere Worte, unanständige Possen, Spöttereien, Anzüglichkeiten und Ketzermachereien, nützliche und beträchtliche Nachrichten verdrängt werden. Je fruchtbarer, nachdrücklicher, ernsthafter und ungekünstelter also die Schreibart ist, und, der Deutlichkeit und Annehmlichkeit unbeschadet, eingerichtet werden kann; je besser und brauchbarer ist das Buch der Erdbeschreibung. Diese Bemühung, kurz und fruchtbar zu schreiben, muß aber der Hinlänglichkeit der Nachrichten nicht nachtheilig seyn, weil eine Erdbeschreibung mehr liefern soll, als die Landcharten, und folglich nicht bloße Namenverzeichnisse enthalten muß. Die Gründlichkeit der Nachrichten erfordert auch eine gute Ordnung, als welche nicht willkührlich und unbedachtsam eigenmächtig, sondern der Verfassung der Länder und der Lage ihrer einzelnen Theile und Oerter gemäß seyn, und dem Leser ihre Kenntniß erleichtern muß. Das Hauptstück der Gründlichkeit aber besteht darin, daß der Erdbeschreiber nichts vorsätzlich erdichte, auch nichts leichtgläubig annehme, sondern sowohl in der Wahl der Quellen seiner Nachrichten, als im Gebrauche derselben, vorsichtig und nachdenkend verfahre, damit die Erdbeschreibung richtig und zuverlässig werde. Seine Quellen müssen nicht andere Erdbeschreibungen seyn, sondern gute Beschreibungen einzelner Länder und Oerter und eigene sorgfältige Untersuchungen. Unter den Land- und Ortbeschreibungen haben den Vorzug, und sind eigentlich zu gebrauchen nur diejenigen, welche in den Ländern und an den Oertern selbst von geschickten, erfahrnen und unpartheiischen Personen mit gehörigem Fleiße verfertigt, und entweder in Druck gegeben, oder schriftlich mitgetheilt worden. Unter denselben sind die neuern brauchbarer, als die alten, die letztern aber weder zu verachten, noch ungebraucht zu lassen.

b) von E. A. W. v. Zimmermann,

aus s. Werke: die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen (Leipz. 1810. 8.) Th. 1. S. 30.

Afrika.

Schon den Alten war dieser Welttheil das Reich des Wunderbaren; und jeder Schritt, den die Neuern darin vorwärts thun, bestärkt jenen Ausdruck.

Welch ein Land muß Afrika seyn! Binnen drittehalb Jahrhunderten entzieht man ihm über 40 Millionen gesunder Menschen; dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein paar Jahren werden darin 20,000 Elephanten erlegt; ganze Haufen reißender Thiere verfolgen unzählbare Heerden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Welttheil zehnfach so reich an Quadrupeden, als unser Europa. Die unförmlichsten Kolossen des Thier- und Pflanzenreiches gedeihen nur hier, und die Heftigkeit des Triebes der Vegetation in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien, und der schönsten Färbehölzer; zugleich erzeugen die Eingeweide seiner Gebirge centnerschwere Massen des reinsten Goldes!

Welch ein Land muß Afrika seyn! Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerschaften finden sich in ihm vereinigt. Alle Nüancen der Schwarzen und ihre Ausartung: die Albinos; Neger mit Tigerzähnen; zwergartige Elephantenjäger; Menschen- und Heuschrecken-Fresser; Heere streitender Weiber; ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Scepter regiert, neben kleinen Republiken, ja neben patriarchali-

schen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch verkäuflicher Sklav!

Welch ein Land muß endlich Afrika seyn! Es war die Wiege des Handels, der Künste und der Wissenschaften; ja noch jetzt, nach mehrern Jahrtausenden trotzen in beiden Hemisphären riesenmäßige Monumente seiner Kunst der alles zernagenden Zeit!

Und dieser Welttheil von mehr als fünfmal hundert tausend Quadratmeilen, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmanns nicht minder spornen, als die Wißbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres; fast sein ganzer Umriß ist beschiffbar; der Europäer hat darauf zahlreiche Besitzungen, ja in ältern Zeiten war ihm sein Inneres sehr weit bekannt; dennoch ist dieses Wunderland jetzt für uns gleichsam eine unbekannte Welt!

Die Lage, das Klima, die sonderbare Bildung des Innern, da gerade unter diesem glühenden Himmel Sandwüsten von viel tausend Quadratmeilen dem benachbarten Europäer das reiche Land gleichsam versperren, und endlich die Eifersucht und Bosheit der Mauren, wiesen bis dahin unsern Forschungsgeist zurück, oder sie lohnten ihn nur spärlich.

Ja wäre Heinrich der Nautiker, der wißbegierige Portugiesen-Fürst, nicht (1414) aufgetreten; hätte er nicht sein ganzes Leben rastlos der Entdeckung von Afrika gewidmet; wäre nicht durch ihn Porto Santo und Madera entdeckt und sogar angebauet (1418), wäre nicht das sonst gefürchtete Cap non (plus ultra) umsegelt, das grüne Vorgebirge, der Senegal, ja selbst noch in seinem Todesjahre die Küste von Guinea (1460) bis Cap Mesurada hervorgegangen; hätte er nicht seiner Nation diesen edlen Geist des Entdeckens und kühnen Forschens eingeimpft, wodurch bald darauf die südlichste

Spitze von Afrika und die östliche Küste, also fast der ganze Umriß des großen Welttheils ans Licht trat; was wüßten wir sodann wohl von dem nahen Wunderlande? Man überlaufe nur die Charte von Afrika; kaum ist ein Vorgebirge, ein Fluß, eine Küste, welche nicht den Ursprung seiner Entdeckung durch ihren portugiesischen Namen ausspricht.

32.

3) Beispiele aus der Staatenkunde (Statistik),

b) von Sebast. Münster,

aus s. Cosmographey d. i. Beschreibung aller Länder, Herrschafften vnd fürnemesten Stetten des gantzen Erdbodens, sampt jhren Gelegenheiten, Eygenschafften, Religion, Gebräuchen, Geschichten vnd Handtierungen rc. Erste Ausgabe, Straßb. 1550. Fol. N. A. Straßb. 1598. Fol.

Aus dem Abschnitte: von dem teutschen Lande.

— Es haben die Teutschen viel vnderscheid vnnd manigfaltige Grad oder Stand vnder ihnen. Den ersten Stand haben die Geystlichen. Den andern die Edlen, vnd der hat viel Grad. Dann es sind Fürsten, Graffen, Freyherren, vnd andere Edlen. In Dennmarck vnd Engellandt hat man diese Grad nicht, oder gar wenig. Die Fürsten vbertreffen die andern nicht allein in der wirdigkeit vnd hohem Geschlecht, sondern auch in der Gewalt; dann sie haben weite Länder vnnd Herrschafften. Aber die Graffen, Freyherren, vnd andere Edlen sitzen hin vnd her hinder den Landtesfürsten, besunder die schlechten Edelleut. Hie ist gar ein seltzamer Brauch vnder den Edlen. Dann wann die Keyser

des Keyserthumbs halb noht angeht, vnd er vermanet seine Fürsten, Graffen vnd Edlen, so sprechen sie, daß sie gefreyet sind, vnd niemand dienen, dann der jhnen Sold gibt, darzu lassen sie auch jhre Vnderthanen nicht dienen, vnnd sagen doch, daß der Keyser jhr Oberherr sey. Diese Leut meynen, daß jr Adel nicht wenig geschwecht wurd, wann sie solten Kauffmanschafft treiben, oder ein Handwerck führen, oder so einer eine Vnedle Haußfrawen neme, oder solt einer wohnen wie ein ander Burger in einer frembden Statt. Die Fürsten und Edlen hangen an gemeinlich dem Jagen, vnd meynen, es gehör jhnen allein zu auß langwierigem Brauch, vnd gegebner Freyheit, aber den andern verbieten sie zu fahen Hirschen, Reh, Hinnen vnd Hasen, bey verlierung der Augen, ja an ettlichen örtern ist es verbotten bey Kopff abhawen. Doch was schädliche Thiere sind, mag jederman fahen. Es essen auch die Edlen gar lustbarlich, vnnd kleiden sich köstlich, zieren sich mit Gold, Sylber vnd Seyden, sunderlichen die Weyber, im Hauß vnd außerhalb dem Hauß. Vnnd wann sie außgehn, volgt jhnen nach ein Hauffen Gesinds, gehen so langsam vnnd sitlich, vnnd machen so wol bedachte Schritt in jhrem Gang, daß das gemein Volck sie eins wegs an jhren Geberden erkennt. So aber ein ferrer Weg vorhanden ist, gehen sie nicht zu Fuß; dann sie meynen, es were jhnen vnehrlich, vnd ein vrkund der dürfftigkeit, aber Rauben, wann sie noht angeht, schemen sich jhren ein theil nicht. Wann jhnen ein schmach von jemand begegnet, tragen sie es selten mit dem Recht auß, sondern sie versammeln jhre Reysigen gespanen, vnd rechen sich mit dem Schwert, Fewr und Raub, vnnd zwingen also die jhnen widerdruß haben gethan zu der gnugthuung.

Der dritte Stand ist der Burger, die in den Stetten

wohnen, deren ein theil dem Keyser, die andern den Fürsten oder Geystlichen Prelaten vnderworffen sind. Die dem Keyser gehorsam sind, haben viel Freyheiten, Bräuch vnnd Satzungen, deren sie sich in gemein gebrauchen. Alle jar machen sie auß den Burgern ein Stett oder Burgermeister, an dem der höchst Gewalt steht. In den Malefitzen oder Vbelthaten vrtheilen sie nach vernunfft vnd gewohnheit, daß sie sonst auch pflegten zu thun in andern Bürgerlichen hendlen vnd Zencken, doch mag man zu dem Keyser appellieren. Es sind Junckern, vnnd von den grossen Geschlechten geboren, die andern sind schlechte Bürger. Die schlechten Bürger treiben Kauffmanschatz, oder bekümmern sich mit Handtwercken, aber die andern, die man Patricios nennt, vnnd von den alten Geschlechten herkommen sind, betragen sich mit jhrem Vätterlichen Erb von Zinß vnd Gülten, Vnd wann einer auß den gemeinen Bürgern zu grosser Reichthumb kompt, vnd will sich zu jhnen schlahen, oder gemeinschafft mit jhnen machen, nemmen sie jhn nicht in jhr Gemein. Doch was der Statt Regiment antrifft, wird da vnder den Bürgern kein vnderscheid gemachet, sondern werden beyde zu den Emptern genommen, besonder die Einheimischen.

Der vierdte Stand ist der Menschen auff dem Feld, sitzen in den Dörffern, Höfen vnd Weylern, vnnd werden genennt Bawren, darumb daß sie das Feld bawen, vnnd zu der Frucht bereiten. Die führen gar ein schlecht vnd nidertrechtig Leben. Es ist ein jeder von dem andern abgescheiden, vnnd lebt für sich selbs mit seinem Gesind vnnd Viech. Jhre Häuser sind schlechte Häuser von Kot vnd Holtz gemacht, auff das Erdtrich gesetzt, vnnd mit Stro gedeckt. Jhre Speiß ist schwartz Rocken Brot, Haberbrey, oder gekocht Erbsen vnnd Linsen. Wasser vnd Molcken ist vast jhr Tranck. Diese Leut

haben nimmer ruh, frů vnnd spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nechsten Stett zu verkauffen, was sie nutzung vberkommen, auff dem Feld vnd von dem Viech, vnd kauffen eyn dargegen, was sie bedörffen. Ihren Herren můssen sie offt durch das Jar dienen, das Feld bawen, seen, die Frucht abschneyden, vnd in die Schewren führen, Holtz hawen, vnd Gräben machen. Da ist nichts, daß das arm Volck nicht thun muß, vnd ohne verlust nicht auffschieben darff. Was solche herte dienstbarkeit in dem armen Volck gegen ihren obern bringe, ist man in kurtzen verruckten jaren wohl innen worden *). Es ist kein Stahel Bogen so gut, wann man ihn zu hoch spannen will, so bricht er.

b) von Georg Hassel,

„über die Staatsform des nordamerikanischen Staatenbundes,"

aus s. vollst. und neuesten Erdbeschreibung der vereinigten Staaten von Nordamerika (auch Th. 17 des Handb. d. neuesten Erdbeschr. Weimar, 1823. 8.) S. 144.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika bilden einen Staatenbund, welcher aus mehrern Demokratieen besteht, die für sich zwar unabhängig sind, aber durch das Band eines allgemeinen Congresses zusammengehalten werden. Dieser Congreß ist die höchste Gewalt in der Union; er besorgt alles, was zu der allgemeinen Vertheidigung und zu den auswärtigen Angelegenheiten gehört; er ordnet die Auflagen an, und führt die Auf-

*) Münster gedachte dabei des nicht lange vorher eingetretenen Bauernkrieges.

sicht über das Heer und das Finanzwesen der Gesammtheit. Die gesetzgebende Gewalt des Congresses wird durch die beiden Häuser, den Senat und die Repräsentantenkammer, ausgeübt; die vollziehende Gewalt ist einem Präsidenten überlassen, der aber ebenfalls aus dem Schooße der ganzen Nation gewählt wird. Zu Hause regiert sich jeder Staat und regulirt seine Gemeinde- und bürgerlichen Angelegenheiten, wie er es gut findet. Die Zahl der Staaten ist unbestimmt, und kann sich von Jahr zu Jahr vergrößern; jede Provinz, jedes Gebiet kann in die Union eintreten, sobald es die bestimmte Anzahl von Staatsbürgern nachweisen kann. — Der Senat ist zusammengesetzt aus zwei Senatoren, die jeder in die Union aufgenommene Staat zu demselben sendet, mithin gegenwärtig aus 48 Senatoren. Jeder wird von der gesetzgebenden Gewalt des Staates, der ihn sendet, auf sechs Jahre gewählt; jeder führt in dem Senate nur Eine Stimme. Der jedesmalige Vicepräsident des Congresses ist Präsident des Senats, hat aber keine Stimme. Nur wenn die Stimmen getheilt sind, giebt die seinige den Ausschlag. — Zu dem Hause der Repräsentanten kann jeder Staat von 40,000 Einwohnern einen Repräsentanten senden, der auf zwei Jahre gewählt wird. An der Spitze steht ein, aus der Mitte des Hauses gewählter, Sprecher. — Aus diesen beiden Häusern besteht die oberste gesetzgebende und richterische Gewalt. Sie haben das Recht des Krieges und des Friedens, der Bündnisse, die Einrichtung des Handels, die Regulirung der Auflagen für die Kosten des Bundes, die Anordnung und Festsetzung der Münzen, die Regulirung der Handelsverhältnisse mit fremden Nationen, die Anordnung der Posten, die oberste Aufsicht über die bewaffnete Macht, die Organisation der Miliz und der Seemacht. Keine Geldbill darf in einem an-

dern Hause, als dem Hause der Repräsentanten, angebracht werden. Alle Bills ohne Unterschied, welche in dem Hause der Repräsentanten und in dem Senate durchgegangen sind, müssen dem Präsidenten vorgelegt werden, durch dessen Unterschrift eine Bill erst Gesetzeskraft erhält. Verweigert er diese; so geht die Bill in das Haus zurück, in welchem sie zuerst aufgenommen ward, und wird mit den Einwürfen, die von dem Präsidenten dagegen gemacht sind, nochmals reiflich berathen. Finden dann Zweidrittheile beider Häuser solche annehmbar; so wird sie Gesetz, wenn schon die Unterschrift des Präsidenten fehlt. — Der Präsident soll in der Verfassung der Union das darstellen, was der König der brittischen Reiche in der brittischen; aber abgesehen davon, daß er nur vier Jahre lang seine Stelle bekleidet, und dann in den Stand eines gemeinen Bürgers zurücktritt, ist er fast ohne wirkliche Gewalt und auf allen Seiten beschränkt.

c) von Traugt. Gthi. Voigtel,

aus s. Statistik des preußischen Staates (Halle, 1819. 8.) S. 146.

Ueber die Orden und Ehrenzeichen der preußischen Monarchie.

Die Orden und Ehrenzeichen des Staates zerfallen, nach der Erweiterungsurkunde für [illegible]ischen Orden und Ehrenzeichen vom 18 Jan. [illegible] Hauptabtheilungen, von welchen die [illegible]zeichnete Verdienst um den Staat im Allgemeinen, die zweite insbesondere das im Kampfe gegen den Feind erworbene Verdienst belohnen soll.

Zur ersten Abtheilung gehören: 1) der Orden des schwarzen Adlers, welcher die höhern Militairehren

hat; 2) der des rothen Adlerordens, erster, zweiter und dritter Klasse, von welcher nur die erste die Militairehren hat. Die Ritter des schwarzen Adlerordens sind zugleich Inhaber der ersten Klasse dieses Ordens; 3) die allgemeine, am 18 Jan. 1810 gestiftete, Verdienstmedaille (oder Ehrenzeichen) erster und zweiter Klasse, wovon jene in einer goldenen, diese in einer silbernen Medaille besteht, statt jener aber, seit der Kabinetsordre vom 30 Sept. 1814, ein silbernes Kreuz ausgegeben worden ist; 4) der unter dem 3 Aug. 1814 gestiftete Luisenorden, für das um die Pflege der verwundeten und kranken Krieger verdiente weibliche Geschlecht, an welchen sich die goldene Medaille des allgemeinen Ehrenzeichens erster Klasse am Luisenordensbande, gleichsam als eine zweite Klasse dieses Ordens, anschließt.

Zur zweiten Abtheilung gehören: 1) der Orden pour le mérite, welcher ursprünglich für das Verdienst überhaupt, aber durch die Erweiterungsurkunde für die königl. preuß. Orden vom 18 Jan. 1810 auf das Verdienst im Kriege beschränkt ward; 2) das eiserne Kreuz, gestiftet für Verdienst im Befreiungskriege durch die Urkunde vom 10 März 1813, welches drei Abstufungen hat, das Großkreuz, die erste und zweite Klasse. Verdienst, welches im Befreiungskriege, jedoch nicht im Kampfe vor dem Feinde erworben ist, wird mit demselben Kreuze an einem weißen Bande belohnt; 3) das Militairehrenzeichen erster und zweiter Klasse, gestiftet durch die Kabinetsordre vom 30 Sept. 1806, welches in einer goldenen und silbernen Medaille bestand, wovon statt der ersten, seit der Kabinetsordre vom 30 Septbr. 1814, ein silbernes Kreuz ausgegeben wird; 4) die Denkmünze für die Jahre 1813, 14 und 15, für jeden, der, nach der Stiftungsurkunde vom 24 Dec. 1813, im Felde, oder vor einer Festung wirklich mitgefochten, und

sich keines Excesses schuldig gemacht hat; 5) die durch die Kabinetsordre vom 14 Dec. 1814 für Nichtcombattanten bestimmte Denkmünze. — An diese Orden und Ehrenzeichen der beiden Hauptabtheilungen schließt sich, statt der (1811) aufgehobenen Ballei Brandenburg des Johanniterordens, der am 23 Mai 1812 errichtete preußische Johanniterorden an, dessen Protector der König ist.

33.

4) Beispiele aus der Reisebeschreibung,

a) von Hans Tucher, aus s. Reise in das gelobte Land (Nürnb. 1483. 2te Aufl.). — Der Vf. war Mitglied des kleinen Rathes zu Nürnberg. —

— Den tag vmb mittag, als wir auf die linken handt bey dreyen welisch meylen an das rot mere hetten, rieten wir pilgram von dem weg an das rot mere, vnnd badeten vns darinnen. das rot mere hat gut vnn groß fische vnn sein Wasser ist nit rot. Aber das erdtrich vnd der Grund ist rot, vnn wer darauff ist, den bedunckt, das wasser sey gantz rot. aber von verren (fern) scheind es wie ein ander wasser. Es sicht von des grundes wegen als es sein rot sey. Man vindet auch an dem gestat weyß vnd rot korallen vnd viel hubsches dings, des wir do aufflasen eylentz. wann wir nit lang daran dersten beleiben. wir hetten wol vil seltzams dings do funden. Das rot mere ist in dem land arabia gelegen. wann das gancz land ist rot. Es seind auch in dem roten mere inseln, darinnen rot holcz wechst. vnd in besunderheyt Bresilig holtz. Item do entgegen vber ein arm des roten meres ligt ein gepirg vnd insel. daran ligt ein stat Elchoseyr genant. mer

dabey ein groß gepirg vnd insel Sues genant. Dabey hat kunig pharao moysen vnd dy kinder von israhel voruolgen wollen. die vor im geflohen vnd truckens fueß aldo durch das rot mere gegangen seindt. aber er mit seinem here darinnen ertruncken. Als man das in der Bibel geschriben vindt. Vnd des tags begegneten vns ob sechßhundert kamelen oder kemeltyer.

b) von Chstn. Aug. Fischer,

aus s. Reise von Amsterdam nach Genua (Berl. 1799. 8.) S. 46. (abgekürzt)

Bayonne, May 1797.

So bin ich denn am Fuße der Pyrenäen; und nur zwei Meilen von der spanischen Grenze. Wir hatten einen Theil der Pyrenäen schon seit zwei Tagen gesehen, und ihre schneebedeckten Gipfel sehr deutlich unterscheiden können; aber drei Lieues von Bayonne erkannten wir sie in ihrer ganzen Pracht.

Der Anbau der Landschaft wurde nun besser, der Weg erhob sich allmählig über buschigte Anhöhen, und Landhäuser und Gärten vermehrten sich, als wir auf einmal, von der Spitze eines Hügels, Bayonne tief unter uns am Fuße der Gebirge erblickten, deren blaue Felsenmassen kaum eine Stunde entfernt schienen. Die Ansicht der Dörfer und Pflanzungen, der Anblick der Stadt und des Stromes, der zum Theil mit Schiffen bedeckt war, kurz der Eindruck des Ganzen war überraschend schön.

Jetzt gesellte sich ein artiges Landmädchen zu uns, welches mit grünen Waaren aus einem Garten kam. Sie trug den niedlichen Kopfputz, welcher über Paris zu uns nach Teutschland gekommen ist, und auch unsern Damen so gut stehet. Es ist ein feines weißes Tuch,

dessen zwei Zipfel hinten über einander herunter hängen, da die beiden andern auf der Stirne in eine Rose geknüpft werden. Die wohlgebildeten „Basquaises“ wissen so viele Mannigfaltigkeit in die Formen dieses Tuches zu bringen, und ihre leichten bebänderten Strohhüte passen so artig darauf, daß ich diesen einfachen Putz allen zusammengesetzten Kopfzeugen vorziehen würde.

Der Weg ging nun immer abwärts, und wir traten bald in die Vorstadt Saint Esprit, die von Bayonne durch den Fluß Adour getrennt wird. Alle Gegenstände schienen nunmehr ein spanisches Ansehn zu haben. Die Häuser waren mit Balkonen versehen, über welche man Leinewand gespannt hatte, und in den offenen Läden arbeiteten singende Handwerker. Ueberall sah man Weiber auf Eseln reitend, oder mit Körben auf den Köpfen, beladene Maulthiere, oder Schleifen mit Ochsen bespannt; selbst die ungewohnten Töne der baskischen Sprache und die summenden Tambourins, nach welchen kleine Mädchen tanzten, trugen zur Neuheit dieses Eindruckes bei.

Einige Reisende haben von der Schönheit dieser Stadt gesprochen; aber vielleicht liegt es an meinem Gefühle, wenn ich ihnen nicht beipflichten kann. Bayonne scheint mir nach allem eine kleine unansehnliche, eben nicht reinliche Stadt zu seyn, die aber einige gute Straßen, mehrere ansehnliche Häuser, und einen ziemlich großen Platz hat. Indessen wird letzterer durch ein verfallendes Schauspielhaus und eine alte Hauptwache eben nicht verschönert. Bayonne liegt eine Lieue vom Meere am Zusammenflusse zweier Flüsse. Der eine „la Nive“ theilt die Stadt in zwei Theile, welche durch eben so viele Brücken verbunden werden. Man passirt die eine, sobald man durch die „porte de France“ gekommen

ist, und sieht unterhalb derselben die Nive in den Adour stürzen. Der letzte Fluß trennt die Stadt von der Vorstadt „saint Esprit“ und bildet, nach seiner Vereigung mit der Nive, einen sehr sichern Hafen, an welchem die schöne Quai zum Spaziergange dient.

Eine vierfache Reihe hoher schattigter Ulmen erhält hier eine immerwährende Kühle. Rechts über dem Strome erblickt man Anfangs die obere Landschaft, durch welche sich der Adour windet, dann einen Theil der Vorstadt, die hohe Citadelle auf einem terassenähnlich bebaueten Berge, die Schiffswerfte und einige Pflanzungen. Links eröffnet sich durch die schattigten Alleen des Glacis die reiche innere Landschaft, von den Pyrenäen bekränzt. Würde die Aussicht gerade aus nicht durch einen großen hervorragenden Sandhügel aufgehalten; so würde man an der Spitze des Quais das Meer in seiner ganzen Pracht erblicken können. Das rege Getümmel des Hafens, die balsamischen Düfte, welche von den nahen Wiesen herüberwehen, und die reine erfrischende Seeluft machen diesen Spaziergang zu allen Tageszeiten sehr angenehm, obgleich der Abend neue Reize hinzufüget.

34.

b) Der erzählende geschichtliche Styl.

Wenn der beschreibende geschichtliche Styl (§. 28.) aus dem Gesammtkreise der Erfahrung zunächst den Kreis der Gegenwart darstellt, und über alle Gegenstände und Erscheinungen sich verbreitet, die zugleich und neben einander im Raume wahrgenommen werden; so ist es die Aufgabe an den erzählenden geschichtlichen Styl, den zweiten Hauptbestandtheil des Gesammtkreises der Erfahrung, den Kreis der Vergangenheit, so weit er in be-

glaubigten Thatsachen vorliegt, in einer vollendeten Form durch Sprache darzustellen. Er umschließt die Naturgeschichte und die Menschengeschichte; denn er soll theils die Gesammtheit der Ereignisse erzählen, aus welchen die gegenwärtige physische Gestalt und Einrichtung des Erdbodens, so wie aller auf ihm vorhandenen Pflanzen-, Thier- und Menschengeschlechter, hervorging, theils die Gesammtheit der Wirkungen der menschlichen Freiheit verzeichnen, so weit dieselben in beglaubigten Denkmälern und Nachrichten sich erhalten haben. Natur und Menschheit erscheinen also im erzählenden geschichtlichen Style als zwei gleiche Größen; nur daß die wichtigen Veränderungen in der ersten ebenfalls blos von dem Menschen in Beziehung auf sich aufgefaßt, und in zuverlässigen Ueberlieferungen erhalten werden können; so wie die durchgreifenden, und das Schicksal der ganzen Menschengattung bestimmenden, Thatsachen in der zweiten, im Allgemeinen, für den Menschen noch ein größeres Interesse haben müssen, als die Ereignisse der ersten.

Daher gelten denn auch die (§. 26. und 27.) an den geschichtlichen Styl überhaupt gemachten Forderungen von dem erzählenden Style ohne alle Einschränkung; wenn gleich die schwächere oder stärkere Farbengebung im Einzelnen der Sprachdarstellung theils von dem ursprünglichen Charakter des darzustellenden Stoffes, theils von dem Zwecke, auf welchen die Darstellung berechnet ist, theils und hauptsächlich von der Individualität des Schriftstellers abhängt. Abgesehen aber von diesem höhern und frischern Leben in der Ankündigung der stylistischen Form, beruht die Hauptwirkung des erzählenden

Styls auf der bestimmten Versinnlichung des nothwendigen Zusammenhanges zwischen den dargestellten Thatsachen. Denn so wie in der Naturwelt keine Wirkung ohne vorhergegangene Ursache angetroffen wird, und keine Wirkung ohne weitgreifende Folgen bleibt; so steht auch in der Welt der Freiheit alles in ursachlicher Verbindung. Es soll daher die Versinnlichung aller dieser Vorgänge vermittelst der stylistischen Form, selbst wenn sie aus der in der Naturwelt herrschenden unvermeidlichen Nothwendigkeit hervorgingen, zunächst auf die Vergegenwärtigung des innern Zusammenhanges eben so berechnet seyn, wie bei den Thatsachen in der Menschenwelt, die einzig nach dem Gesetze der Freiheit erfolgen, wo also das Princip des Zusammenhanges dieser Thatsachen kein äußeres, sondern ein inneres ist.

In stylistischer Hinsicht muß man im Einzelnen zwischen der Erzählung und der Schilderung unterscheiden. Denn wie der stylistische Charakter der Erzählung zunächst darauf beruht, daß sie die geschichtlichen Thatsachen treu, wahr, einfach, zusammenhängend, und in Angemessenheit zu dem Gesetze der Form, — doch ohne höhern Schmuck, und ohne wesentlich verstärkte Versinnlichung des Ausdruckes — darstellt; so ist, in der Schilderung, die Darstellung der Individuen und Ereignisse zunächst auf eine lebensvollere Zeichnung, auf eine die Einbildungskraft und das Gefühl gleichmäßig ansprechende Versinnlichung, so wie auf die Vollendung der stylistischen Form zu einem vollständigen Bilde berechnet, das in der Anschauung um seiner selbst willen gefällt.

35.

α) Der erzählende Styl in der Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte, nach ihrer sorgfältigen Abgrenzung von der Naturbeschreibung, mit welcher sie sehr oft verwechselt wird, beschäftigt sich nicht mit der gegenwärtigen Gestalt des Erdbodens und aller seiner Gegenstände und Geschöpfe, sondern mit der Vergangenheit desselben. Sie entwickelt daher, im innern nothwendigen Zusammenhange, diejenigen Ereignisse und Thatsachen, welche — bis auf gestern — den gegenwärtigen Zustand der Erde herbeigeführt haben. Deshalb gehören in den Umkreis der Naturgeschichte alle Vorgänge, und die aus denselben abgeleiteten Ergebnisse, über die allmählige Ausbildung unsers Erdkörpers; über die Veränderungen, welche dessen Oberfläche, sowohl des Festlandes, als des Meeres, im Ablaufe der Jahrtausende erfuhr; über den ehemaligen Zustand der drei Naturreiche, — so wie im Einzelnen, die Ergebnisse über das muthmaßliche Alter der Erde; über Vulcanismus und Neptunismus; über Versteinerungen; über den Untergang ganzer Inseln und Theile des festen Landes; über den Durchbruch der Meere und die Entstehung der Meerengen; über Erdbeben und ungewöhnliche Sturmfluthen; über erloschene oder antidiluvianische Thierarten (z. B. über den Mammuth); über die Spielarten, Abarten und Ausartungen der einzelnen Organisationen und Geschlechter; über die vormaligen Verhältnisse der vorhandenen Menschenracen gegen einander; über die physischen Unterschiede der beiden Geschlechter; über Fortpflanzung und Verbreitung der lebenden Wesen über den Erdboden, u. s. w.

36.

Beispiele aus dem naturgeschichtlichen Style.

a) von Kant,

über das Erdbeben vom 1 Nov. 1755; aus seinen sämmtl. kleinen Schriften (Königsb. und Leipz. 1797. 8.) Th. 2. S. 11.

Der Augenblick, in dem dieser Schlag geschah, scheint am richtigsten auf 9 Uhr 50 Minuten Vormittags zu Lissabon bestimmt zu seyn. Diese Zeit stimmt genau mit derjenigen, in welcher es in Madrid wahrgenommen worden, nämlich 10 Uhr 17 bis 18 Minuten überein, wenn man den Unterschied der Länge beider Städte in den Unterschied der Zeit verwandelt. Zu derselben Zeit wurden die Gewässer in einem erstaunlichen Umfange, sowohl diejenigen, die mit dem Weltmeere eine sichtbare Gemeinschaft haben, als auch andere, welche darin auf eine verborgene Art stehen mögen, in Erschütterung gesetzt. Von Abo in Finnland an bis in den Archipelagus von Westindien sind wenig oder gar keine Küsten davon frei geblieben. Sie hat eine Strecke von 1500 Meilen fast in eben derselben Zeit beherrscht. Wenn man versichert wäre, daß die Zeit, darin sie zu Glückstadt an der Elbe verspürt worden, nach den öffentlichen Nachrichten ganz genau auf 11 Uhr 30 Minuten zu setzen wäre; so würde man daraus schließen, daß die Wasserbewegung 15 Minuten zugebracht habe, von Lissabon bis an die holsteinischen Küsten zu gelangen. In eben dieser Zeit wurde sie auch an allen Küsten des mittelländischen Meeres verspürt.

Die Gewässer, die auf dem festen Lande von aller Gemeinschaft mit dem Meere abgeschnitten zu seyn schei-

nen, die Brunnquellen, die Seen, wurden in vielen weit von einander entlegenen Ländern zu gleicher Zeit in außerordentliche Regung versetzt. Die meisten Seen in der Schweiz, der See bei Templin in der Mark, einige Seen in Norwegen und Schweden, geriethen in eine wallende Bewegung, die weit ungestümer und unordentlicher war, als bei einem Sturme, und die Luft war zugleich stille. Der See bei Neufchatel, wenn man sich auf die Nachrichten verlassen darf, verlief sich in verborgene Klüfte, und der bei Meiningen that dieses gleichfalls, kam aber bald wieder zurück. In eben diesen Minuten blieb das mineralische Wasser zu Töplitz plötzlich aus, und kam blutroth wieder. Die Gewalt, womit das Wasser hindurch getrieben war, hatte seine alten Gänge erweitert, und es bekam dadurch einen stärkern Zufluß. Die Einwohner dieser Stadt hatten gut: Te Deum laudamus zu singen, indessen die zu Lissabon ganz andere Töne anstimmten. Im Königreiche Fez in Afrika spaltete eine unterirdische Gewalt einen Berg und goß blutrothe Ströme aus seinem Schlunde. Bei Angouleme in Frankreich hörte man ein unterirdisches Getöse; es öffnete sich eine tiefe Gruft auf der Ebene, und hielt unergründliches Wasser in sich. Alles dieses geschah in denselben Minuten, da das Erdbeben die Küsten von Portugal verheerte. Es wurden auch in eben diesem kurzen Zeitpuncte einige Erderschütterungen in weit entlegenen Ländern wahrgenommen. Allein sie geschahen fast alle dicht an der Seeküste. Zu Kork in Irland, ingleichen zu Glückstadt und an einigen andern Orten, die am Meere lagen, geschahen leichte Bebungen. Mailand ist vielleicht derjenige Ort, der noch in der weitesten Entfernung von dem Seeufer an eben demselben Tag erschüttert ward. Eben diesen Vormittag um acht Uhr tobte der Vesuv

bei Neapel, und ward still gegen die Zeit, da die Erschütterung in Portugal geschah.

b) von Chstn. Wilh. Hufeland,
aus s. Schrift: über die Gleichzahl beider Geschlechter im Menschengeschlechte (Berl. 1820. 8.), S. 41.

So wie es eine Nemesis in der moralischen Welt giebt; so giebt es auch ein geheimes Gesetz des Gleichgewichts in der physischen. Es giebt eine höhere Ordnung der Dinge auch in der Natur. Hinter der sichtbaren lebt eine unsichtbare Welt, die sich durch jene offenbahret. Allerdings können wir in dieser Erdensphäre die Natur nur ergreifen, aber nie begreifen. Nur das, was von ihr in die Erscheinung tritt, sorgfältig auffassen, die Gesetze ihres Wirkens auffinden, daraus neue Combinationen, und daraus wieder neue Resultate und Schlüsse hervorbringen, die uns in der Erkenntniß und der Vollkommenheit des Lebens weiter bringen.

Die Natur ist eine fortdauernde Schöpfung. Das Werden der Dinge, oder, welches eben das heißt, das Hervortreten derselben aus der unsichtbaren Welt in die Sichtbarkeit, geschieht in zwei Grundformen, durch die sich die Natur selbst in zwei Welten theilt. In der einen geschieht es durch das Zusammenwirken der allgemeinen Naturkräfte; wir nennen sie die unorganische Welt. In der andern durch das Individuum und eine aus ihm geschehende Entwickelung. Wir nennen sie die organische Welt. Wir könnten sie eben so gut die individuelle nennen. Denn das Wesentliche derselben besteht darin, daß der Grund ihres Daseyns und ihrer Gestaltung nicht Product des allgemeinen Naturlebens, sondern das Werk eines ihr eige-

nen, selbstständigen, selbstthätigen, und eigenthümlich gestalteten Lebens (des Individuums) ist. Folglich der erste Schritt zur Freiheit.

Nun aber zeigen sich uns mehrere, und immer höher führende Stufen der Freiheit, welche eben so viele Hauptformen der organischen Wesen bilden. Die niedrigste, noch festgewurzelt am Boden, (sey er fest oder flüssig,) ohne willkührliche Bewegung; die Geschlechter noch in einem Individuum vereint (die Pflanzen). Die zweite, höhere Stufe, Losgetrenntheit vom Boden, Freiheit der Ortsbewegung, willkührliche Bestimmung, Und hier die beiden Geschlechter getrennt in zwei Individuen, der Gegensatz höher gesteigert, mit der individuellen Willkühr verbunden; aber der Zeugungsact noch untergeordnet dem Gesetze des Instincts, selbst der Zeit, und an gewisse Zeiten gebunden (die Thiere). — Die dritte, höchste Stufe: geistige Freiheit des Ichs, der Selbstbestimmung, Losgetrenntheit nicht blos von der allgemeinen Naturnothwendigkeit, vom Boden, sondern auch von der individuellen organischen Natur, vom thierischen Triebe und Instincte; Uebertritt in eine höhere geistige Welt, der die Natur selbst untergeordnet ist. Hier also auch völlige Willkühr und Freiheit in Absicht des Zeugungsprozesses, Unterordnung desselben unter höher liegende Gesetze. Mit dem Menschen fängt demnach ein ganz neuer Abschnitt in der Schöpfung an. Die höhere geistige Freiheit tritt in die Natur ein; somit auch ein ganz neues Verhältniß seiner Natur selbst, eine ganz andere Ordnung der Dinge. Selbst die Thierheit im Menschen ist nicht mehr wahre Thierheit; selbst seine Organisation ist auf jene höhere Welt des Geistes und der Freiheit berechnet, in die sich hinein zu leben seine eigentliche Bestimmung ist. Der Mensch ist gött-

lichen Geschlechts, und auch sein Physisches trägt diesen Charakter.

37.

β) Der erzählende Styl in der Menschengeschichte.

Wenn die Naturgeschichte als ihren Stoff alle Ereignisse und Vorgänge behandelt, welche auf der Oberfläche der Erde und in den drei Naturreichen, in Angemessenheit zu dem in der ganzen Naturwelt herrschenden Gesetze der Nothwendigkeit, sich zugetragen haben; so bilden die Thatsachen, welche unmittelbar als Wirkungen der menschlichen Freiheit erscheinen, den Stoff der Menschengeschichte, deren Kreis in der That unermeßlich ist. Denn alles gehört zu diesem Kreise, was, seit dem Beginn des menschlichen Geschlechts auf dem Erdboden, als Wirkung der menschlichen Freiheit im Leben des Individuums, in dem Vereine einzelner Familien und größeren Gesellschaften, in dem Zusammentreten zum Bürgerthume und Staatsleben, in den Veränderungen und Schicksalen der bereits erloschenen und der noch bestehenden Staaten und Reiche des Erdbodens, so wie in allen einzelnen Theilen der menschlichen Cultur wahrgenommen ward.

Die Menschengeschichte zerfällt aber, nach der allgemeinsten Eintheilung derselben:

a) in die Geschichte der Individuen;

b) in die besondere (Special-) Geschichte, und

c) in die allgemeine Geschichte.

Die individuelle Geschichte umschließt die Biographie und Charakteristik; als Anhang gehört zu

ihr die Anekdote; — die **besondere** Geschichte umschließt die Geschichte der Familien, Gesellschaften, Geschlechter und Stände, die Geschichte der einzelnen Völker, Staaten und Reiche, so wie den großen Kreis der Culturgeschichte, nach allen einzelnen Ankündigungen und nach den vielfachen Verzweigungen der Cultur in den Sprachen, Wissenschaften und Künsten; — die **allgemeine** Geschichte (oder: Weltgeschichte) endlich umschließt die Gesammtheit aller Thatsachen und Vorgänge der Menschengeschichte, in welcher Völker, Staaten und Reiche nur als Individuen erscheinen, die, nach ihrer Gesammtheit im Ablaufe der Jahrtausende, das durch die sittliche Freiheit in sich abgeschlossene Ganze des menschlichen Geschlechts (der Menschheit) bilden.

Soll der erzählende Styl in der Menschengeschichte seiner hohen Aufgabe gnügen; so muß der darzustellende **Stoff** hervorgehen aus der gründlichsten, tiefsten und unbefangensten Erforschung der vorhandenen Quellen; so muß die **Masse** dieses Stoffes gleichmäßig verarbeitet und zum innern Zusammenhange gebracht werden; so dürfen in der **Gestaltung** dieses Stoffes weder Lücken, noch Wiederhohlungen, noch kleinliche Ausführungen des Einzelnen sich finden; so muß durchgehends das Wichtige, Durchgreifende und Entscheidende in dem Leben der Individuen, der Gesellschaften, so wie der Völker und Reiche, von dem Minderwichtigen mit richtigem Tacte unterschieden, und, in einer sorgfältig berechneten Schattirung, nach den verschiedenen Graden und Abstufungen seiner Bedeutsamkeit hervorgehoben werden; so muß endlich überall die **menschliche Freiheit** als die einzige Unterlage aller von Menschen vollbrachten Handlungen hervor-

leuchten, inwiefern nur in ihr das Princip alles Fort- oder Rückwärtsschreitens der Individuen, Völker und Staaten eben so im politischen Leben, wie in den Kreisen der Wissenschaften und Künste, und zugleich nur in ihr der letzte Grund der höhern Blüthe und Reife, oder des Veraltens, Untergehens und Erlöschens der Individuen, der Völker und Staaten, der Wissenschaften und Künste enthalten ist.

Nächst dieser allgemeinen Gestaltung des Stoffes der Menschengeschichte zur Einheit in der erzählenden stylistischen Form, gehört zur Gediegenheit und Vollendung dieser Form auch die ästhetische Einheit derselben, so daß nicht blos der dargestellte Stoff, sondern gleichmäßig auch die Form der geschichtlichen Darstellung um ihrer selbst willen gefällt, und daß durch die unauflösliche Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der Form dem höchsten Gesetze der Form selbst völlige Genüge geschieht.

38.

1) Die Biographie und Charakeristik.

Die erste Untergattung des erzählenden Styls in der Menschengeschichte bildet die Darstellung des individuellen Lebens. Dies geschieht in der Biographie und Charakteristik.

Die Biographie enthält die Darstellung des Lebens eines Individuums unter einer vollendeten stylistischen Form. So wichtig das Einzelne für das Besondere, und das Besondere für das Allgemeine ist; so wichtig ist auch die Biographie für die Specialgeschichte und diese für die allgemeine Geschichte. Die Biographie hat die Bestimmung, das

ganze Leben eines Menschen, nach allen seinen einzelnen Theilen, nach der Folge der Begebenheiten, und nach den Gründen dieser Folge, mithin nach dem innern nothwendigen (ursächlichen) Zusammenhange aller Thatsachen, welche zu dem Leben eines Individuums gehören, darzustellen, so daß dadurch über das Individuum selbst, über dessen Verhältnisse, und über den innern und äußern Gang seines Lebens eine Uebersicht vermittelt wird, nach welcher man ein richtiges Urtheil über das dargestellte Individuum fällen kann. Soll die Biographie diesem Zwecke entsprechen; so darf sie weder ein bloßer Lebenslauf, noch ein Panegyricus, noch eine Schmähschrift auf das dargestellte Individuum seyn. Die Biographie würde aber zur Armseligkeit eines bloßen Lebenslaufes herabsinken, wenn sie sich mit der trockenen Aufzählung der Geburt, der Erziehung, der Berufsart, der Familienumstände und ähnlicher äußerer Verhältnisse des Individuums begnügte, ohne den innern Zusammenhang aller dieser Ereignisse in der Eigenthümlichkeit des dargestellten Individuums nachzuweisen, und wieder diese Eigenthümlichkeit aus dem ganzen Gange seiner Bildung, aus dem Einflusse äußerer Verhältnisse auf die Entwickelung seiner persönlichen, häuslichen und bürgerlichen Schicksale, und aus der nothwendigen Wechselwirkung des innern Lebens auf das äußere, und des äußern Lebens auf das innere zu erklären. Die Biographie wird aber zum Panegyricus, wenn entweder blos die Lichtseiten in dem Leben des dargestellten Individuums hervorgehoben und die Schattenseiten desselben ganz verschwiegen, oder sogar seine Verirrungen und Fehler als gute Eigenschaften gedeutelt und angepriesen werden. Eben so

wenig soll der Biograph in den entgegengesetzten Fehler fallen, und als der entschiedene Gegner des dargestellten Individuums (wie Meier in Basedows Leben. 2 Th. Hamb. 1791. 8.) sich ankündigen, der blos die Schattenseiten desselben hervorhebt, und selbst die Lichtseiten, so wie die guten Eigenschaften des Geschilderten, durch gesuchte und künstliche Deutung, in Schwächen, Verirrungen und Fehler verwandelt. Der Biograph muß durchaus gerecht, und, in Beziehung auf das dargestellte Individuum, neutral seyn; d. h. er muß, mit gleicher Wahrheit, Unbefangenheit und Freimüthigkeit, die Licht- und die Schattenseiten des Individuums aufstellen, und zwar, so weit es möglich ist, nach den Ursachen, welche diese Erscheinungen in dem Leben des Individuums hervorbrachten, und nach den Erfolgen und Ergebnissen, die sie auf die Art seiner öffentlichen Ankündigung und auf den Gang seiner Schicksale behaupteten.

Die Biographie soll daher die Gesammtheit aller Thatsachen in dem Leben eines Individuums, nach dem nothwendigen Zusammenhange zwischen denselben, zu einem Ganzen vereinigen, welches von der Einbildungskraft als ein vollendetes Bild von dem Individuum aufgefaßt, und woran für die Zukunft die Erinnerung an die gesammte öffentliche Ankündigung dieses Individuums, so wie die Stellung desselben in dem Kreise der Specialgeschichte angeknüpft werden kann. Soll daher die Biographie den Zusammenhang zwischen dem innern und dem äußern Leben des Individuums, und die Wechselwirkung beider auf einander versinnlichen; so muß sie von den natürlichen Anlagen und Talenten des Individuums ausgehen, über die Entwickelung

derselben durch Erziehung und über die selbstthätige Richtung sich verbreiten, welche das Individuum bei seiner geistigen Bildung nahm, und damit eine unbefangene Würdigung seiner sittlichen Ankündigung verbinden. Nachweisen muß dabei der Biograph, wie die bürgerlichen Verhältnisse, die äußern Umgebungen, und günstige oder widrige Schicksale auf diese Entwickelung wohlthätig oder hemmend einwirkten, und wie zugleich diese Entwickelung in geistiger und sittlicher Hinsicht die Unterlage der ganzen öffentlichen Ankündigung des Individuums ward. — Nur eine solche psychologische Darstellung ertheilt der Biographie Fruchtbarkeit und hohes Interesse; denn sie giebt Aufschluß darüber, wie der Mensch das ward, was er war; wie viel er durch sich, wie viel er durch Andere, wie viel er durch äußere Verhältnisse und Schicksale ward; wie seine Fehler mit seinen guten Eigenschaften zusammenhängen und die Schatten- und die Lichtseiten in seinem ganzen Wesen nahe an einander grenzen; ob seine geistige und sittliche Bildung im Einklange, oder im Mißverhältnisse stehen; wie seine Handlungen und seine bürgerlichen Verbindungen zu seinem Charakter und zu seiner ganzen Individualität sich verhalten, und wie sein Leben, von der Geburt an bis zum Tode, ein in sich nothwendig zusammenhängendes Ganzes bildet.

Wenn daraus für den Biographen die Pflicht hervorgehet, bei seiner Schilderung den Griffel der Wahrheit zu führen; so muß er seine Einbildungskraft zügeln, um nicht — bei dem besten Willen, Wahrheit zu sagen — einen Zusammenhang zwischen Thatsachen zu erkünsteln, welcher dem wirklichen Leben des Individuums fremd ist. Er darf,

bei der Lebendigkeit der Farben, womit er schildert, weder verschönern, noch entstellen. Er muß alles, was nicht zur Individualität des Geschilderten, sondern nur zum Beiwerke der Darstellung gehört (es bestehe nun in Personen, oder in Verhältnissen und Ereignissen), nach der Beziehung behandeln, in welcher dasselbe zur Hauptaufgabe der Biographie steht. Deshalb schließt die vollendete Form der Biographie alle Kleinigkeitskrämerei, alles Haschen nach halbwahren Anekdoten, wodurch man nur den unreifen Geschmack unterhalten und befriedigen will, alle Späße und Witzeleien, alle unnöthige Episoden, und alle fremdartige Betrachtungen und Untersuchungen von sich aus. Wie im Epos und im Drama alles um den aufgestellten Helden sich bewegt, der im Mittelpuncte der Darstellung steht, und alles seinetwegen und in Beziehung auf ihn da ist; so auch — nur mit Beseitigung aller dichterischen Einkleidung, Haltung und Durchführung — in der Biographie. Denn wie in einem vollendeten Gemählde nichts überflüssig ist, aber auch nichts vermißt wird, und in demselben weder Ueberladung noch Lücken statt finden; so muß auch jede Biographie ein in sich abgeschlossenes, geründetes und stylistisch vollendetes Ganzes seyn.

Die Selbstbiographieen stehen im Allgemeinen unter demselben Gesetze der materiellen Wahrheit in Hinsicht des Stoffes, und unter demselben höchsten Gesetze der Form, wie jede andere Biographie. Sie haben vor den letzten das Interesse voraus, daß sie, als Selbstbekenntnisse, der reinste Ausdruck der Individualität in psychologischer Beziehung seyn können, und daß der bessere Mensch sich genauer kennen und sein eignes Wesen

tiefer erforschen soll, als dies von andern denkbar ist. Allein die meisten derselben drückt der Verdacht, daß sie nicht alles der Wahrheit gemäß darstellen; daß die Eigenliebe nicht ohne Einfluß auf die Ausmittelung des innern Zusammenhanges zwischen den einzelnen Thatsachen geblieben, daß manches verschwiegen und übergangen, manches in eine andere Verbindung gebracht, und manches in ein milderes Licht gestellt worden sey, als die wirkliche Geschichte des individuellen Lebens mit sich bringt. Dies alles abgerechnet, was von selbst auf die besondere strengere Prüfung und Würdigung der Selbstbiographieen hinführt, sollte doch jeder in bürgerlicher oder literärischer Hinsicht bedeutende Mann wenigstens die allgemeinsten Materialien, namentlich aus seiner Kindheit- und Jugendzeit, zu seiner Biographie sammeln und zusammenstellen, um seinem künftigen Biographen vermittelst dieser aufbewahrten beglaubigten Thatsachen zweckmäßig vorzuarbeiten.

39.

Fortsetzung.

Unterscheidet man, im strengern Sinne, zwischen Biographie und Charakteristik; so bestehet das Eigenthümliche der letzten darin, daß in derselben eine leitende Idee zum Grunde liegt, für welche das dargestellte Leben des Individuums zum Beweise und zur Versinnlichung dient. Zwar darf die Charakteristik die Handlungen und die ganze Eigenthümlichkeit des darzustellenden Individuums nicht nach jener Idee gestalten, und wegen der Durchführung derselben psychologisch deuten; wohl aber soll sie das Individuum im Lichte jener Idee

erscheinen lassen, und durch die öffentliche Ankündigung desselben, so wie durch seine Stellung in der Mitte wichtiger, durch ihn bewirkter, Ereignisse im politischen oder wissenschaftlichen Leben, die Verwirklichung jener Idee im Kreise eines Volkes, oder in der Mitte eines größern Theiles der Menschheit selbst, versinnlichen. Daraus erhellt, daß nur solche Individuen zur Charakteristik sich eignen, die durch die ihnen einwohnende Kraft entweder einem Volke und Staate eine neue politische Haltung, oder einem ganzen Zeitalter eine besondere Richtung, oder auch einer Wissenschaft und Kunst eine völlig neue Gestalt gaben, mit einem Worte: Individuen, die sich weit über die größere Masse der übrigen, selbst der reich begabten und ausgezeichneten, Menschen ihrer Zeit erhoben, die für eine von ihnen aufgefaßte große Idee lebten und wirkten, bisweilen aber auch litten und starben. Bei solchen Charakteristiken treten denn die einzelnen Lebensumstände und Verhältnisse des Individuums gleichsam in den Hintergrund, weil die Gesammtankündigung derselben zunächst nach dem Maasstabe der Idee beurtheilt wird, die sie sich zur Verwirklichung vorhielten, und für welche ihr Leben den befriedigenden Commentar enthält. — So dankbar nun auch an sich der Stoff zur Charakteristik ist, der an Reichhaltigkeit, an innerm und äußerm Gehalte den Stoff der bloßen Biographie weit überwiegt; so darf doch der, welcher eine Charakteristik in stylistischer Hinsicht zur Vollendung der Form erheben will, weder das dargestellte Individuum der leitenden Idee zwangvoll unterordnen, noch das Individuum selbst idealisiren, und, in Beziehung auf jene Idee, über seine geschichtlich bewiesene Thätig-

keit hinaus verschönernd schildern, was nur zu leicht möglich ist, wenn der Schriftsteller von der Größe seines Helden zu sehr sich ergriffen und angezogen fühlt. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß von jedem Individuum, das in den Mittelpunct einer Charakteristik gestellt wird, auch eine bloße Biographie (nach den §. 38. aufgestellten Grundsätzen) denkbar bleibt, sobald das Individuum nicht nach dem Maasstabe einer leitenden Idee geschildert wird.

So eignen sich zur Charakteristik: Moses, Alexander, Cäsar, Karl der Große, Mahomed, Gregor 7, Wicliff, Huß, Colombo, Luther, Friedrich 2, Washington, Napoleon, Galilei, Newton, Franklin, Leibnitz, Kant u. a., inwiefern bei der Charakteristik des Moses die Idee der neuen politisch-religiösen Gestaltung des Volkes der Hebräer, — bei der Charakteristik Alexanders die Idee der durch ihn bewirkten Verbreitung der griechischen Sprache, Religion, Verfassung und Sitte über Asien, — bei der Charakteristik Cäsars die Idee der Einherrschaft über die ganze damals gesittete Welt, — bei der Charakteristik Gregors 7 die Idee der Begründung der geistlichen Hierarchie, — bei der Charakteristik Wicliffs, Hussens, und besonders Luthers, die Idee der Erschütterung und Vernichtung dieses Systems der geistlichen Hierarchie, — bei der Charakteristik Friedrichs 2 die Idee, den preußischen Staat nach seinem innern Leben und nach seiner äußern Ankündigung zu einer Macht des ersten politischen Ranges zu erheben, u. s. w. vorherrscht.

40.

Beispiele aus dem biographischen Style überhaupt.

a) Pitt (der ältere — Lord Chatam), von Helfrich Pet. Sturz, in s. Schriften (Leipz. 1779. 8.) Th. 1. S. 120. (abgekürzt)

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Flut der neuern Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Geister, herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt, Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet, oder bewogen. Er riß ein, und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volke hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Armes, der die bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah ins Grenzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blicke. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf immer gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Klassen der feilen Race zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besitzt er die Verdienste eines guten, freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die sanftern Freuden des häuslichen Glückes, sah er unverwandt auf Britanniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied's.

Seine Beredsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strome des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er umstrahlte den Gegenstand, und traf sicher den Punct, durch den Blitz seines Geistes, den man, wie den Blitz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konnte nach Willkühr umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherrschen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Kriege (1755). Und wer konnte widerstehen, als er in der Toga stand, und für die Kolonieen gegen die Stempelacte sprach: „Eure Herrschaft über Amerika ist unbeschränkt, wenn es auf Regierung, auf Gesetzgebung ankommt; aber ihr seyd nicht befugt, Steuern von den Kolonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England; sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht, Steuern aufzulegen, weder ein Theil der regierenden, noch der gesetzgebenden

Macht; Steuern sind ein freies Geschenk der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor; darum geben und bewilligen wir, was wir geben können, unser Eigenthum. Aber wenn wir dem Könige Steuern von Amerika bewilligen; so bewilligen Sr. Maj. Gemeinen von Großbritannien — unser Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majestät Gemeinen in Amerika. Einige sagen, die Kolonisten werden virtualiter durch dieses Haus repräsentirt. Ich frage, durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Districts, irgend einer Stadt? Wo sind sie? Ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tasche eurer Brüder plündern? Steuern sie nicht mittelbar beschwerlicher, als wir, durch eure Monopolien? Müssen sie nicht alles von euch, so theuer, als ihr wünschet, kaufen? alles an euch, so wohlfeil, als ihr's wollt, verkaufen? Dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde, auf diesem Markte neben euch zu stehen. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute, — ich freue mich, daß es widersteht. Drei Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge seyn, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Wenn Amerika fällt; so wird es die Pfeiler des Staates ergreifen, und hinstürzen auf die Trümmer unsrer Verfassung. — Ist dies euer gerühmter Friede? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, sondern in die Eingeweide eurer Brüder stecken." —

b) William Pitt (der jüngere), von Fr. Aug. Chstn. Hasse, in den Zeitgenos-

sen (Leipz. und Alt. 1816. 8.) Th. 1. S. 134. (abgekürzt)

William Pitt, der dritte Sohn des Grafen Chatham, gebohren den 28 Mai 1759 zu Angers auf einer Reise seiner Aeltern, starb zu London in seinem 47sten Jahre an den Folgen einer zurückgetretenen Gicht am 23 Jan. 1806.

Pitt stand 17 Jahre und 3 Monate ununterbrochen, von 1784 bis 1801, an der Spitze des Staates. Drei Jahre, vom 14 März 1801 bis zum 10 Mai 1804, war er Privatmann; hierauf bis an seinen Tod, zwanzig Monate lang, wiederum brittischer Staatsminister; und fünf und zwanzig Jahre einer der ersten Redner seiner Nation im Parlament. Was er war; das war er ganz. In dieser scharf begrenzten, rein vollendeten Individualität des berühmten Mannes liegt sein Verdienst und seine Größe. Der öffentliche Dank nannte ihn den Polarstern Englands. Hieß Fox der Mann des Volkes; so war Pitt der Mann der Nation. Durch Geist und Charakter stand er an ihrer Spitze. Man darf ihn nicht als Weltbürger beurtheilen. Freie Genialität, die seine großen Zeitgenossen, Burke und Fox, hervorhob, wenn man die Fülle einer mit Seherkraft begabten Phantasie, oder eines überströmenden Gefühls so nennen will, war nicht Pitts Diadem. Klarheit und Schärfe des Verstandes, mehr als hinreichte, um den „good sense" seiner Nation zu überzeugen und zu bestimmen; tiefe Einsicht in das politische Leben, und unverändert, wie auch das Zufällige erscheinen möchte; so viel Gemüth, als sein altbrittisches Herz erwärmen und begeistern konnte; eine Umsicht, die noch heller und umfassender war, als die Höhe seines Standortes im Staate sie einem North, der vor ihm, oder

einem Perceval, der nach ihm dem Nationalwillen vorstand, an sich schon gewährte; eine Erfahrung und Geschäftsübung, wie wenige Staatsmänner von gleichen Talenten zu seiner Zeit besaßen; eine Thätigkeit, die Alles in nothwendige Einheit zusammendrängend umfaßte; eine Sachkenntniß, zumal in den Hauptelementen des brittischen Staatswohls und der brittischen Staatskunst, in der Nationalökonomie und im Finanzwesen, wie keiner vor ihm hatte, und mit der er bewunderns-würdig folgerecht und genau das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpfte; ein Wille, dessen Kraft und Festigkeit den Grundzug des brittischen Nationalcharakters, Beharrlichkeit in großen, schwierigen Unternehmungen, in ihm vollendet darstellte; ein Edelmuth endlich und eine Rechtlichkeit, die seine ministerielle Gewalt von jedem Vorwurfe des Eigennutzes, der Selbstsucht und der engherzigen Willkühr rein erhielt: dieser seltene Verein hervorragender Kräfte in einen Brennpunct planmäßiger Thätigkeit versetzt, zu einer großen, gefahrvollen Zeit zugleich von dem Schicksale Großbritanniens und Europa's in vollen Anspruch genommen, und durch unglückliche Erfolge mit tragischer Würde umgeben; diese Kraft und diese Wirksamkeit machen Pitt unsterblich. Nach seinem Tode hat er gesiegt; er starb zu früh für sein Glück und seinen Triumph, aber nicht zu früh für sein Werk. Dieses hatte er so weit geführt, daß selbst Grenville nnd Fox, auch bei längerem Leben, die Idee desselben aufzugeben nicht vermocht haben würden, und daß seine Nachfolger nur in dem folgerechten Fortgehen nach Pitts Planen einen glücklichen Ausgang, oder ein ruhmvolles Unterliegen, in jeder Entfernung von denselben aber nichts als dunkle Ungewißheit, Vorwurf und Schmach vor Augen sahen.

Pitt war Minister im vollen Sinne dieses Wortes,

der Diener des Staates, und, als solcher, der Diener des Königs; er übte im Geiste der brittischen Constitution die volle Gewalt seiner Stelle aus; denn er war verantwortlich, der König aber in den letzten Jahren seiner Verwaltung von einem stillen Wahnsinne befallen. Ein Minister, der verantwortlich ist und die öffentliche Meinung über sich sieht, wird nur dann, wenn er im vollen Umfange der Gesetzlichkeit, frei und kräftig, ohne Selbstsucht, seiner besten Ueberzeugung redlich folgt, auch wenn er irrt, auch wenn er unglücklich ist, die Achtung der Nation behalten, selbst dann, wenn sie seinem Verwaltungssysteme ihre Billigung entzieht. Pitt hat beides, die Achtung und die Dankbarkeit der Nachwelt, sich gerettet. Er war nicht Weltbürger, so wenig als die großen Staatsmänner des Alterthums in Griechenland und Rom; er war Britte; aber schon als solcher gehörte er zu einer Nation, in der man mehr practischen Weltbürgersinn anerkennt, als unter den handeltreibenden Völkern des Festlandes einzelne Prediger in der Wüste verkündigen. Darum war Pitt als Minister der Abschaffung des Sklavenhandels seit 1787, wo zuerst Wilberforce diese Angelegenheit im Parlamente zur Sprache brachte, stets förderlich; darum achtete auch er die französische Freiheit, so lange sie achtungswerth war. Die Pillnitzer Convention blieb ihm fremd. Er griff das Recht der Neutralen zur See an, weil eben England in einen See- und Handelskrieg verwickelt, er selbst aber ein Britte und überdies brittischer Minister war. Mehrere militärische Entwürfe Pitts mißlangen, weil er kein Feldherr, und der brittische Kriegsminister seiner Stelle nicht gewachsen war. Pitt führte den Krieg blos als Staatsmann, und der Staatsmann steht, der Natur der Sache nach, über dem Feldherrn. In Ostindien endlich fallen große Vergehungen den Britten

zur Last; aber noch bestand dort die Regierungsgewalt der Compagnie, und Pitt konnte nichts thun, als sie der Aufsicht des Staates unterwerfen, und Männer hinsenden, wie Wellesley und Cornwallis, welche die öffentliche Achtung verdienten und dem brittischen Namen Ehre machten. Die Katholiken erlangten unter Pitts Verwaltung so wenig ihre Emancipation, als nachher; aber diese Forderung griff tief in die Verfassung ein; der Eid des Königs stand ihr entgegen; und was die allgemeine Duldung als ein Recht in Anspruch nimmt, verpflichtet nicht den Minister, die Verfassung abzuändern, sondern die öffentliche Meinung; und dieser hat Pitt so wenig entgegen gewirkt, als sie selbst im Parlamente obzusiegen stark genug war. Vielmehr erkannte er jenes Recht als Minister an; allein er mußte zurücktreten, weil er dem Gewissen des Königs nicht widerstreben wollte.

Nach dieser allgemeinen Würdigung seines öffentlichen Lebens, wornach Pitt nichts ohne die Nation, die Nation aber alles durch ihn vermochte, läßt sich das, was Pitt that, und wie er es that, lichtvoller ordnen und darstellen.

c) August Ludwig v. Schlözer,

von Arn. Herrm. Ludw. Heeren, in s. biograph. und lit. Schriften (Gött. 1823. 8.) S. 498. (abgekürzt)

Unter den teutschen Historikern ist keiner, der auf sein Zeitalter so stark eingewirkt hätte, als Schlözer. Das Einwirken andrer beschränkte sich auf die Literatur; das seinige griff tief ins thätige Leben ein. Daher darf man ihn nicht mit demselben Maasstabe messen, mit

dem sonst die Kritik das blos schriftstellerische Verdienst zu messen pflegt.

Das Eigenthümliche der Studien von Schlözer lag darin, daß sie — (nur die über die Quellen der nordischen Geschichte ausgenommen) — eine practische Richtung hatten. Was Staaten sind und seyn sollen, nicht blos im Allgemeinen, sondern in ihren einzelnen Verhältnissen und Beziehungen; dies waren die Untersuchungen, welche ihn den größten Theil seines Lebens beschäftigten. Und wie wichtig auch in seinen Augen die Fragen über die Verfassung der Staaten waren; so erschienen ihm doch die, welche sich auf ihre Verwaltung bezogen, noch einladender und wichtiger. Diese Tendenz zu dem unmittelbar Practischen war es, welche seinen Schriften den Eingang bei den Geschäftsmännern verschaffte, und dadurch ihn über die gewöhnliche Sphäre der Schriftstellerwelt weit erhob. Der Wunsch, zu reisen, ungeachtet dieser niemals, so wie er es gehofft hatte, in Erfüllung gegangen ist, hätte in den Jünglingsjahren seinen Studien ihre Richtung gegeben. Sein eigentliches Ziel war der, damals noch von Wenigen besuchte, Orient. Erlernung der Sprachen desselben, aber auch andrer, besonders naturhistorischer und medicinischer, Kenntnisse schienen ihm dazu unentbehrlich; und so vereinigten sich in ihm Studien, wie sie nicht leicht in einer solchen Verbindung vereinigt erscheinen. Als jungen Mann führten ihn seine Schicksale nach Petersburg; und daß sein Aufenthalt in Rußland seinem politischen und literarischen Charakter seine Bildung gab, wird Niemand, der ihn gekannt hat, bezweifeln. Er, in dessen Brust der tiefste Haß gegen Willkühr lag, kam hier auf den Schauplatz der willkührlichen Gewalt, und gerieth in Verhältnisse verschiedener Art, wo er persönlich dies fühlte. Dadurch wurde bei ihm der Geist

des Widerspruchs geweckt; er blieb fortdauernd die Muse, die ihn begeisterte.

So bildete Schlözer die Opposition in der historisch-politischen Literatur seiner Zeit. Eine solche ist sehr heilsam; sie bewahrt die Literatur vor Einseitigkeit. Es liegt dagegen aber auch fast nothwendig in ihrem Charakter, daß derjenige, der sie bildet, selbst einseitig wird. Von großer Wichtigkeit ist es daher, aus welcher Quelle diese Opposition fließt; ob aus bloßer Eitelkeit und dem Streben, sich geltend zu machen, oder aus edlern Quellen.

Man kann es Schlözern nicht absprechen, daß bei ihm glücklicher Weise das letztere der Fall war. Sinn für Wahrheit und Sinn für Recht waren diese Quellen. Daß deshalb immer dasjenige wahr oder recht war, was Er dafür hielt, wird damit nicht behauptet. Auch das soll nicht damit geläugnet seyn, daß zuweilen das Streben, sich geltend zu machen, und der Wille, Recht zu behalten, darauf Einfluß hatten.

Seine ganze Natur bestimmte ihn zur Opposition. Nichts zu glauben, was Andre glaubten, so lange es nicht erwiesen war, war Maxime bei ihm. Unrecht zu behalten, grenzte in seinen Augen nahe an Schwäche; und Schwäche war ihm verächtlich. Seine äußern Formen waren rauh; seine Sprache derb, zuweilen mehr als derb; und er, der erklärte Feind alles Despotismus, galt doch selber für despotisch in seinen nächsten Umgebungen.

Die Grundlage seiner Politik war und blieb der Haß gegen willkührliche Gewalt. Das Eigenthümliche derselben aber lag darin, daß er diese noch weit mehr in Republiken, als in monarchischen Staaten haßte; vielleicht weil die erstern durch den Schein der Freiheit hintergehen. Daher sein bitterer Haß gegen die Republiken, in denen er Despotismus wahrzunehmen glaubte, der ihn nicht nur zur Einseitigkeit, sondern selbst zur größten

Ungerechtigkeit verleitete. Die Aristokratie in Bern war ihm ein Gräuel; und mit welchem Ingrimme ihn Waser's Hinrichtung gegen Zürich erfüllte, ist gewiß noch Manchem erinnerlich. In der französischen Staatsumwälzung glaubte er zuerst den Anfang einer bessern Zeit zu sehen; desto größer war seine Erbitterung, als diese Hoffnung so furchtbar getäuscht ward. Er wollte Herrschaft der Gesetze; aber er bedachte zu wenig, daß die Gesetze nicht herrschen können, wenn die Menschen sich von ihnen nicht wollen beherrschen lassen. Das Gehässigste von Allem war ihm Pöbelherrschaft; und ungeachtet er der laute Vertheidiger der gesetzmäßigen Freiheit war, ist er in den Zeiten der politischen Partheiung doch nie für einen Demokraten gehalten worden. Er liebte aufrichtig den Staat, in dem er lebte, weil er darin diejenige Freiheit genoß, die er verlangte oder bedurfte. Der Despotismus des neuesten Weltherrschers erfüllte ihn aber mit desto stärkerem Ingrimm, da er persönlich darunter litt.

In die Statistik hat er Publicität gebracht. Es ist fast unglaublich, welche erbärmliche Geheimnißkrämerei vor ihm, besonders in Teutschland, in der Statistik herrschte. Die gleichgültigsten Dinge wurden als Staatsgeheimnisse betrachtet. Man war also unfähig, den Zustand des Staates zu beurtheilen, und die Statistik mußte ein Gewebe von Irrthümern und Unwahrheiten bleiben. — Diese Geheimnißkrämerei hat Schlözer siegreich bekämpft, und dadurch die Wissenschaft erst zu ihrer Würde erhoben. Dies hat er gethan als Journalist, und dadurch am gewaltigsten auf sein Zeitalter gewirkt. Im Jahre 1776 begann sein Briefwechsel, welcher seit 1783 unter dem Titel Staatsanzeigen, ohne Veränderung seiner Einrichtung, bis zum Jahre 1793 fortgesetzt ward. Als Schlözer als Journalist auf-

trat, gab es zwar in Teutschland vielgelesene Zeitungen, aber keine politische Zeitschrift, welche erwähnt zu werden verdiente. Er stand also lange Zeit allein und ohne Nebenbuhler; und schon dies war ein großer Vortheil. Aber das Zeitalter war auch, von andern Seiten betrachtet, seinem Unternehmen höchst günstig. Es war das Zeitalter von Friedrich und Joseph, wo eine Preßfreiheit im teutschen Reiche herrschte, die wir jetzt nur noch — dem Namen nach kennen. Es war zugleich das Zeitalter des tiefen Friedens, wo der Blick mehr auf das Innere, als auf das Auswärtige gerichtet war. Es hieß noch kein Vergehen, die Fehler der Verwaltung in einem auswärtigen Staate zu rügen; und ward ja eine Klage laut, so war Schlözer des Schutzes seiner eignen Regierung gewiß, so lange er sich nur in den Grenzen des Anstandes und der Mäßigung hielt. Sobald ein neues Heft erschien, verbreiteten sich mehrere Tausende von Exemplaren durch ganz Teutschland; und selbst in dem Kabinete von Maria Theresia wurde oft gefragt: ob denn noch kein „neuer Schlözer" heraus sey! So hatte noch kein politischer Schriftsteller in Teutschland gewirkt! In Wahrheit mochte man damals wohl von Schlözer in Beziehung auf Teutschland sagen, was man von Voltaire in Beziehung auf Europa gesagt hat: „Er sey auch eine Macht!"

41.

Beispiele aus der Selbstbiographie.

a) Aus Chstn. Gtlo. Heyne's eigner Nachricht von seiner Jugendgeschichte. (Er war zu Chemnitz 1729 gebohren; sein Vater war Leineweber.)

[Heeren schrieb: Christian Gottlob Heyne, bio-

[illegible]

Ich [illegible] erzogen. [illegible] Mangel [illegible] meiner [illegible]. Wie [illegible] die Hände [illegible] strenge Fleiß [illegible] gefertigt hatten [illegible] fer geschmelzt zu [illegible] such durch [illegible] ich mußte [illegible] manne geben, [illegible] giebt in diesen [illegible] gentlich [illegible] mern die [illegible] abkaufen, [illegible] sen suchen. [illegible] oft einen [illegible] ihm [illegible] zurück geben, oder eine [illegible] keit vom [illegible] Die Noth zwang den Armen, ein paar [illegible] weniger seines Schweiss zu verkaufen, und die [illegible] durch Darben wieder zu ersetzen. Diese Art von Anblick war dasjenige, was den ersten Funken von Empfindlichkeit in meinem kindischen Herzen rege machen [illegible] von dem Schimmer der Wohlhabenheit dieser Menschen, die sich von gedarbten Brosamen so vieler Hunderte nährten

mich zur Furcht oder Scheu blenden zu lassen, war ich mit Grimm gegen sie erfüllt. Das erstemal, das ich in der Schule vom Tyrannenmorde hörte, ward die Vorstellung lebhaft in mir, ein Brutus an allen den Unterdrückern der Armen zu werden, die die Meinigen so oft im Mangel hatten schmachten lassen.

Meine guten Aeltern thaten, was sie konnten, und ließen mich in eine Kinderschule in der Vorstadt gehen. Ich erhielt das Lob, daß ich Alles geschwind begriffe, und viel Lust zum Lernen hätte. Schon im zehnten Jahre hatte ich, um das Schulgeld aufzutreiben, einem Kinde meines Nachbars Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben. Da mich der gemeine Schulunterricht nicht weiter führen konnte; so kam es auf eine Privatstunde an, in welcher ich zum Latein angeführt werden sollte. Aber hierzu ward wöchentlich Ein guter Groschen erfordert; den konnten mir meine Aeltern nicht geben. Lange trug ich diesen Kummer mit mir herum. Ich hatte einen Pathen, der ein wohlhabender Bäcker war, ein Halbbruder meiner Mutter. An einem Sonnabende ward ich zu diesem geschickt, um ein Brod zu hohlen. Mit nassen Augen trat ich in das Haus, und fand meinen Pathen von ungefähr da stehen. Befragt, warum ich geweint hätte, wollte ich antworten. Ein ganzer Strom von Thränen brach los; kaum konnte ich die Ursache meines Schmerzes verständlich machen. Mein großmüthiger Pathe erbot sich, wöchentlich den Groschen zu bezahlen. Zur Bedingung ward mir auferlegt, ich sollte alle Sonntage kommen, und das auswendig gelernte Evangelium hersagen. Dieses hatte die gute Folge für mich, ich übte mein Gedächtniß, und lernte etwas mit Dreistigkeit vortragen. So gingen ein paar Jahre hin. Jetzt war der Zeitpunct, daß ich die Schule verlassen, und zur Lebensart meiner Väter übergehen sollte.

Ich hingegen wünschte sehnlich, die lateinische Stadtschule besuchen zu können. Allein hierzu fehlten durchaus die Mittel. Wo sollte ein Gulden Quartalgeld, die Bücher, und ein blauer Mantel herkommen? Wie sehnlich hing oft mein Blick an den Wänden der Schule, wenn ich vorbeiging!

Ein Geistlicher, Pastor in der Vorstadt, war mein zweiter Pathe. Mein Schulmeister, der zugleich an seiner Kirche stand, hatte ihm von mir gesagt. Ich ward zu ihm beschieden, und nach einem kleinen Examen erhielt ich die Zusicherung, ich solle in die Stadtschule gehen, er wolle die Kosten tragen. Wer kann mein Glück fassen, wie ich es damals empfand! Ich ward zum ersten Lehrer geschickt, examinirt, und erhielt mit Beifall einen Platz in der zweiten Klasse. In der Schule war ganz der ehemalige Schlendrian; lateinische Vocabeln, Exponiren, Exercitien; alles ohne Geist und ohne Sinn. Ich wäre auf diesem Wege endlich zur völligen Stupidität fortgegangen, wenn nicht durch einen besondern Zufall ein Anagramm mich aus der Lethargie gezogen hätte.

Es ward ein sogenanntes Schulexamen gehalten, bei welchem der Superintendent als erster Scholarch zugegen war. Dieser Mann, D. Theodor Krüger, für seine Zeiten ein gelehrter Theolog, unterbrach auf einmal den Rector, der vom Katheder lehrte, und that die Frage: wer wohl unter den Scholaren sagen könnte, was per anagramma aus Austria herauskäme? Der Einfall war veranlaßt, weil eben damals der erste schlesische Krieg ausgebrochen, und in irgend einer Zeitung ein schönes Anagramm erschienen war. Keiner von Allen wußte, was ein Anagramm sey; selbst der Rector sah ganz verstört aus. Da Niemand antwortete, fing der Rector an, eine Beschreibung vom Anagramm zu machen. Da

sprang ich mit dem gefundenen Vastari auf. Dieses war etwas anderes, als in den Zeitungen gestanden hatte; desto größer war die Verwunderung des Superintendenten; noch mehr, als er einen kleinen Knaben auf der untersten Schulbank in Secunda vor sich sah. Er nuschelte mir nun seinen Beifall laut zu; aber zugleich hetzte er mir alle meine Mitschüler auf den Hals, da er sie weidlich ausschimpfte, daß sie sich von einem Infimus hätten übertreffen lassen.

Genug, dieses pedantische Abenteuer gab den ersten Stoff zur Entwickelung meiner Kräfte.

b) von Reinhard, († 1812)

aus s. Geständnissen, in Briefen an einen Freund (Sulzb. 1810. 8.) S. 11. (abgekürzt)

— Meine ganze früheste Bildung verdanke ich meinem Vater; er ist bis in mein sechszehntes Jahr mein Lehrer gewesen. Johann Stephan Matthias Reinhard, ein Mann, dessen Andenken mir heilig seyn würde, wenn er auch nicht mein Vater gewesen wäre, war Pfarrer zu Bohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthume Sulzbach. Unter die besondern Eigenschaften seiner Predigten gehörte eine strenge, alles genau bestimmende Disposition. Wie natürlich diese war, und wie unverhohlen sie sich ankündigte, können Sie daraus sehen, daß ich als Knabe von zehn bis eilf Jahren sie beim Anhören der Predigt vollständig mit dem Gedächtnisse fassen, und, wenn ich nach Hause kam, zu Papiere bringen konnte. Die Vorstellung einer streng geordneten, in ihren Haupttheilen leicht behältlichen, Predigt kam also, wie Sie sehen, sehr früh, und zwar mit allen Reizen des väterlichen Beispiels umgeben, in meine

Seele, und setzte sich so fest in derselben, daß sie nie wieder hat verdrängt werden können. Nicht minder wichtig und folgenreich war der Unterricht, den mir mein Vater in den alten Sprachen gab. Er war ein guter Humanist, und las die Alten mit Gefühl und Begeisterung. Dieses Gefühl, diese Begeisterung suchte er mir nicht sowohl dann mitzutheilen, wenn wir einen alten Schriftsteller mit einander lasen; da war fast alles auf die philologische Erklärung des Autors und auf die Vermehrung meiner Sprachkenntniß berechnet; aber die meisten Stunden, welche er von acht Uhr Abends bis um zehn Uhr unter seinen Kindern zubrachte, fing er an, fast ausschließend mir zu widmen, und sich über Gegenstände, die meinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessen waren, mit mir zu unterreden. Hier war es, wo er jene Vorliebe für die alten griechischen und römischen Schriftsteller in mir weckte, die in der Folge immer zugenommen, und nie wieder aufgehört hat. Am öftersten waren die Stellen aus den beiden Classikern entlehnt, die er am meisten bewunderte und mit mir zu lesen angefangen hatte, aus dem Cicero und Virgil. Von Sprachbemerkungen war hier die Rede nicht; aber worin das Schöne, das Treffende, das Witzige, das Große, das Erhabene der Stelle liege, das wurde da mit einer Theilnehmung, mit einem Feuer entwickelt, die sich nothwendig mittheilten, und die Ueberzeugung sehr früh in mir hervorbrachten, die alten Classiker seyen die wahren Meister in der Beredsamkeit und Dichtkunst, von ihnen müsse man lernen, nach ihnen müsse man sich bilden.

Aber dabei war ich, was meine Muttersprache betraf, sehr verlassen. Schon in meinem neunten Jahre regte sich ein Hang zum Dichten in mir, der sich sehr verstärkt haben würde, wenn ihm nicht alle Nahrung

gefehlt hätte. Kaum war ich nämlich fähig geworden, einen teutschen Dichter mit Empfindung zu lesen; so verlor mein Vater durch eine unglückliche Feuersbrunst seine ganze, nach den dortigen Umständen sehr ansehnliche, Bibliothek; nicht ein Blatt derselben konnte gerettet werden. Ich, der ich immer mehr nach teutschen Dichtern zu lechzen anfing, war nun auf das Sulzbachische, damals sehr elende Gesangbuch, auf die Gedichte des Herrn von Canitz, und auf Brockes metrische Uebersetzung von Pope's Essay on man eingeschränkt, mit welchen letzten beiden Schriften ein Freund meinen seiner Bücher beraubten Vater beschenkt hatte. — Allein nun nähere ich mich einem an sich zwar kleinen, aber für meine Bildung höchst wichtigen und folgenreichen Ereignisse. Ich hatte mein dreizehntes Jahr erreicht, als sich meine älteste Schwester mit einem jungen Geistlichen, Namens Schätzler, verheirathete. Dieser beschenkte mich bei einem Besuche, weil er meinen Hang zur Dichtkunst und meine bedauernswürdige Armuth an guten Mustern bemerkt hatte, mit den Gedichten des Herrn von Haller. Ich strebe vergeblich, Ihnen die Freude und das Entzücken auszudrücken, mit welchen ich diesen Dichter las und verschlang. Nun wurde es auf einmal hell in meiner Seele; nun glaubte ich gefunden zu haben, was ich bei meinem Brockes und Canitz vergeblich gesucht hatte. Es währte nicht lange; so wußte ich meinen Haller auswendig. Daß ich nachähmte, war natürlich; und da ich an meinem bewunderten Muster alles schön fand, so gefielen mir auch die damals noch häufig in seinen Versen vorkommenden Provinzialismen; ich brachte sie auch in meinen Versen an, und schrieb mitten in der Oberpfalz, als ob ich in Bern gebohren wäre.

Doch was war diese kleine Verirrung gegen den un-

ermeßlichen Vortheil, den ich Hallern zu verdanken habe! Der gedankenreiche, sinnvolle, jedes Wort sorgfältig wägende Dichter hatte sich meiner ganzen Seele bemächtigt. Von nun an war mir alles Weitschweifige, Wortreiche und Tautologische auf immer verleidet. So viel Geschmack die Jugend auch sonst an einer gewissen Fülle, an einer gewissen Ueppigkeit des Ausdrucks, an einem Spiele mit lieblichen Bildern und wohlklingenden Phrasen findet; mir war dies alles zuwider. Haller machte mich im Ausdrucke so vorsichtig, ich möchte sagen, so arm, daß ich noch immer, wenn kein neuer, von dem vorhergehenden verschiedener, oder doch den vorhergehenden näher bestimmender Gedanke zu sagen ist, auch schlechterdings kein Wort mehr habe. Und so bin ich denn, wenn ich den Einfluß bedenke, welchen Haller durch seine Gedichte auf mich gehabt hat, überzeugt, der Charakter meiner Schreibart sey vorzüglich durch diese Gedichte bestimmt worden. Daß sie dadurch eine gewisse Trockenheit erhalten habe, will ich nicht in Abrede seyn. Haller hat natürlich weit mehr auf meine Vernunft, als auf meine Phantasie gewirkt, und diese vielleicht nur allzusehr gezügelt.

42.
Beispiele aus der Charakteristik.

a) von Karl Ludw. v. Woltmann († 1817) aus s. Gesch. der Reformation in Teutschland (2te Aufl. Altona, 1817. 8.) Th. 3. S. 245.

Parallele zwischen Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Teutschlands laut über den jungen

Moritz von Sachsen redeten, gedachte man eben so häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zusammen. Die Lust des Friedens und des Krieges Ungemach ertrugen sie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwischen ihnen gemeinschaftlich; bei Zechgelagen, selbst auf den Gängen der Wollust fand sich selten der eine, ohne den andern; auf Einem Lager haben sie oft zusammen geschlafen. Von seinen reichern Einkünften zahlte Moritz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß sein Freund von seinen ungeheuern Schulden gedrückt würde. Gern äußerte er seinen Glauben, daß der Markgraf ihm stets eine feste Mauer wider seine Feinde seyn werde. Vereint fochten sie für Oestreich und stürzten den schmalkaldischen Bund. Als Moritz wider den Kaiser losschlug, um Retter der teutschen Fürstenfreiheit zu werden, stürmte Albrecht wider Oestreich mit ähnlicher Gesinnung.

Die Freundschaft der beiden Fürsten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weise das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch besondere Stärke fiel die Gestalt des sächsischen Fürsten auf; aber kräftig fügten sich seine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaaße, und nur über seiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen, wie er mit gedrängter Kraft jeden Moment ein Ziel zu ergreifen schien. Seine Stimme tönte nicht laut, aber bestimmt und gemessen. Besonnene Kraft, die, stets zusammengehalten, rasch zur Ausführung ging, und nie zurück zu schreiten brauchte, war durch sein Aeußeres angekündigt, und war durchaus sein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Posten wieder aufgeben müssen. Tief verbarg er die umfassendsten Plane,

und ließ er sie blicken; so war die glückliche Ausführung derselben sicher. Seiner Ueberzeugung, seines Entschlusses gewiß, verstand er die Kunst, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erschöpfend waren seine Antworten; seine Frage der Art, daß auch der Schwankende bestimmt ihr entgegnen mußte.

Wenn Moritz das Bild einer besonnenen zusammengehaltenen Heldenkraft darbot; so erblickte man in Albrecht eine schwelgende, die sich laut ankündigte und im Rausche verzehrte. An Gestalt war er nicht größer, als der Sachsenfürst; aber ungewöhnlich war die Stärke seiner Muskeln und die Breite seiner Brust. Gewaltig hallte seine Stimme die kriegerischen Reihen hinab. Sein Haupthaar ließ er gern lang wachsen, damit es rückwärts wehend sein stürmendes Ansehn vermehrte. Mit einem gewissen Wahnsinne stürzte er sich in Schwelgerei der Liebe und des Weins und der Schlacht Gefahren. Den Tod scheute er nicht, und achtete es dennoch keine Schmach, im Kampfe zu weichen. Gerechtigkeit im menschlichen Geschlechte war ihm ein Nichts, und er spottete der Lehre vom Himmel. Es fehlte ihm nicht an wissenschaftlicher Bildung, von welcher Moritz durch seine Erziehung nicht den leisesten Anschein gewann; aber Gelehrte und ihre Pflanzschulen, welche dieser hegte, hielt jener gering. Auch besaß Albrecht die feinsten Sitten eines Ritters, und ward deshalb an Kaiser Karls Hofe von allen Nationen bewundert; doch auch sie opferte er dem Verkehre mit dem teutschen Adel. Das ganze Leben verlor endlich früh für ihn die Bedeutung, und in den Augenblicken, wo er dies selbst tief empfand, wurde ihm jede Zukunft gleichgültig. „Ich will meine Seele, pflegte er dann zu sagen, zu einem Wettstreite zwischen Gott und dem Teufel legen, und

wer von beiden der stärkste ist, sie an sich zu reißen, mag mit ihr nach Willkühr schalten."

Die jugendlichen Neigungen, wodurch zwei so verschiedene Naturen, wie Moritz und Albrecht, an einander gefesselt wurden, verloren von ihrer Kraft, als beide Helden in das männliche Alter traten. Sie wurden nun erst gewahr, wie weit sie ursprünglich von einander entfernt waren. Eben so wurde die Macht zerrissen, mit welcher ihr Streben nach Einem Ziele sie verband, als der sächsische Fürst glaubte, dasselbe durch den Passauer Vertrag erreicht zu haben.

b) von Johannes v. Müller, († 1809) aus s. sämmtlichen Werken (Tüb. 1820. 8.) Th. 8. S. 101.

über die Geschichte Friedrichs 2 (abgekürzt)

Nichts ist in der Geschichte seltener, als die Darstellung eines erhabenen Geistes nach voller Wahrheit seiner Natur und seines Wirkens, so, daß sein Bild, ganz echt in seinem Licht und Schatten, an dem Platze, wo es der Nachwelt ewig in die Augen fallen soll, eingefügt erscheine. Viele Fulgurationen der großen Seelen erhielt Plutarch, mit Verstand und mit Biedersinn; aber weil nicht seine Zeit in solcher Art fruchtbar war, aus unvollkommener Ueberlieferung; und — wunderbar! den größten Griechen, den Sieger bei Leuktra, und die beiden größten Männer des freien Roms, die Sieger bei Zama und über Numantia, ließ er unberührt.

Der große Mann ist nie ein andrer, als Er selbst, wie er in seiner Zeit und Lage zu seyn hat; ohne Andrer Nachtheil allerdings der Einzige, insofern er in Benutzung seiner Anlagen, Zeiten und Umgebungen einzig war. Unbeneidet bleibe dem Macedonier der

Rhythm rastloser Schnelligkeit in seinem grossen planmäßigen Laufe; es mindere nichts den Glanz der Hoheit und Leichtigkeit, der unerreichten Lebensfülle und blitzschnellen Thatkraft, mit welcher von den Mündungen des Rheins bis in den hintersten Pontus Cäsar die Welt und Herzen unterwarf; es leuchte in eigenthümlicher Würde die goldene Zeit, wo der edelste der Kaiser, Trajan, sein unermüdeter Nachfolger (Hadrian), und beide Antonine redliche Tugend im Felde, in der Verwaltung und Gesetzgebung das kaum je so lang und so weit erhaltene Gleichgewicht aller militärischen und bürgerlichen Vollkommenheit behaupteten: Friedrichs Geschichtschreiber braucht niemand herunter zu setzen, niemand zu beneiden. Der mit wenigen Hülfsmitteln gegen gute große Heere und zum Theile sehr geschickte Feldherren durch Geist und Beharrlichkeit ausgehaltene Kampf, die heilende Verwaltung, die im Alter ungeschwächte Oberherrschaft persönlichen Ansehens, die Einwirkung der Denkungsart auf ein, vor allen abgewichenen, ideenreiches Jahrhundert erinnern an Verhältnisse, worin dem Könige gegeben ward, einzig zu seyn. Nicht Cäsar war er, nicht Alexander, und nicht Marc Aurel; er ist der Preußen Friedrich, an dem die Natur zeigen wollte, daß, solche Männer hervorzubringen, sie jetzt nicht minder gewaltig ist, als je im hohen Alterthume.

Bei aller scheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes Ein Hauptlebensplan, Eine vorherrschende Idee, welche, als Commentar und Schlüssel all seines Thuns, aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte, sich denken läßt.

Das ist der Könige Sache, die allgemeine Uebersicht; das ihre Größe, die Richtigkeit des umfassenden Blickes, und das von ihnen aus überall neu verbreitete Leben.

Wie edel der Zweck, einen Staat zu haben, zur Selbsterhaltung stark genug; durch Treue und Wahrheit so weit hin herrschend, als gemeinschaftliches Interesse verstanden wird; weniger zählend auf erschöpfbare Schätze, auf sterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung seines Volkes und seiner Freunde, daß die Sache seiner Erhaltung die Sache eines jeden ist, der etwas fühlt für Freiheit und Licht. Diese größten Angelegenheiten der Humanität wußte Friedrich mit seinem Staate in unauflöslichen Zusammenhang zu bringen.

Die Freiheit, welche nicht in der oder dieser Verfassungsform, eher in der Coexistenz aller einem jeden Staate angemessenen Formen, welche nicht in Gesetzlosigkeit, sondern in der Sicherheit eines jeden bei seinem Rechte, und nicht im Niederreißen, sondern in genußreicher Entwickelung besteht, war, nebst ihrer Schwester, der wahren Aufklärung, vor etwa sechzig Jahren in wenigen monarchischen und republikanischen Staaten vorhanden. Nachdem Europens aufkeimende Cultur durch Religionscontroversen auf ziemlich lange unterbrochen worden, hatte sich in der protestantischen, wie in der römischen Kirche, ein geistloses Formularwesen gebildet, welches, in Verbindung mit dem spanischen Zuschnitte eines Theiles der großen Welt, viele das Leben trübende Vorurtheile in ausschließlicher Herrschaft erhielt. Aber die Mark Brandenburg, an welcher der Mensch hat erproben sollen, wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermögen, war schon oft ein Zufluchtsort der Denkfreiheit. Friedrich fürchtete

nichts von einem Wege, auf dem er voranging. Das war seine Sache: nicht zu lehren, was Wahrheit sey, aber den Untersuchungstrieb zu erregen, und durch vollkommen freien Spielraum zu begünstigen. Bande, welche ihm Fesseln schienen, sprengte sein kühner Sinn; überhaupt in Allem kam Licht und Geist von oben herab. — Das war die Grundfeste, das der Zweck: dem Staate einen solchen Charakter unauslöschlich einzuprägen, daß er durch inneres Leben, daß die Nation durch ein frohes, hohes Gefühl ihrer selbst und ihres Ruhmes stark und unüberwindlich würde für eigene und ihrer Freunde Unabhängigkeit und Recht. Das größte an ihm ist, durch sein Beispiel so viel in den Geist gelegt zu haben. Denn alles Mechanische ist der Veralterung unterworfen; alles Physische muß der Uebermacht weichen; aber Männer von reger Lebendigkeit und unerschütterlicher Fassung sind einer Exaltation fähig, die sich einen unerschöpflichen Reichthum von Hülfsmitteln gegenwärtig macht.

Wenn die Geschichte abgelebter Staaten, als Resultat vollendeter Erfahrung, höchst merkwürdig ist; wenn der Geschichte bestehender Staaten die Erinnerung an den ursprünglichen Geist ihrer Ordnungen das vornehmste Interesse giebt; wie viel wichtiger die Geschichte einer Regierung, wo nicht so viel auf künstlich festgesetzte Theorieen, als auf Beharrlichkeit im Wesen, auf eine fortgehende Geistesarbeit, zu achten ist, um in keiner Art von Vervollkommnung zurück, uud im edlen Selbstgefühle immer voran zu stehen! Die alte venetianische Republik oder die schweizerische Eidgenossenschaft, Staaten, die geglaubt haben, sich isoliren zu können, durften bleiben, wie sie waren. Aber in dem regen Leben des immer neuen Weltschauspiels ist Stillstehen und Zurückbleiben einerlei. Die Britten haben ihre Meere, Frank-

reich den herrlichen Boden; unerschöpflich ist Oestreich, Rußland unermeßlich; was haben wir, wenn nicht Geist und Muth! Das Leben eines Staates ist, wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich. Wenn der Strom steht; so wird er Eis oder Sumpf. Wo Licht und Wärme; da ist Leben!

Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und, statt einer lehrreichen Beschreibung, ein unfruchtbares Ideal darstellen. Dadurch, daß ein großer Mann auch Mensch gewesen, faßt man Muth, seine Größe für erreichbar zu halten. Es ist nützlich, hohe Gemüther zu erinnern, daß sie die Forderungen an das Glück und an die Sterblichen nicht übertreiben. Gemeinen Menschen, die durch Nachahmung der Fehler einem großen Manne sich zu nähern glauben, muß man zeigen, welche Haltung des ganzen Lebens erforderlich ist, auf daß Einiges übersehen werde. Selbstständige Größe erträgt freie Wahrheit. Der Glanz der triumphirenden Imperatoren litt keine Verdunkelung durch die satyrischen Soldatenlieder; und, der Flecken ungeachtet, ergießt die Sonne in alle Welt Freude und Leben.

43.

Die Anekdote und der Lapidarstyl.

Die Anekdote enthält die Darstellung einer einzigen Begebenheit, oder einer einzigen Aeußerung eines Individuums, welche sich entweder durch ihre Neuheit und Eigenthümlichkeit, oder durch ihren Zusammenhang mit andern Ereignissen und geistreichen Aussprüchen so auszeichnen, daß sie vereinzelt (gleichsam epigrammatisch) in einer kleinen, aber in sich vollendeten Form durchgeführt zu werden verdienen, und vermittelst dieser Form ein reines Wohl-

gefallen in der Anschauung bewirken. — Der Stoff der Anekdote ist aber entweder eine einzelne That, oder ein einzelner Ausspruch, welche das Gepräge der Neuheit, oder der individuellen Kraft, oder der Gegenwart des Geistes, oder des Naiven, oder irgend eines bedeutenden Zuges des menschlichen Herzens so an sich tragen, daß, durch die besondere Behandlung desselben in der geschichtlich-stylistischen Form der Anekdote, entweder über das Individuum selbst nach seiner Bildung und Ankündigung, ein bestimmtes Urtheil vermittelt, oder doch durch die Darstellung ein augenblickliches und unmittelbares Wohlgefallen bewirkt werden kann. Vermittelst des Individuums, von welchem die Anekdote erzählt wird, gehört sie entweder zur Biographie, oder zur besondern Geschichte, oder selbst zur allgemeinen Geschichte, und erläutert nicht selten gewisse Erscheinungen und Vorgänge, durch welche auf die Eigenheiten, auf den Charakter und auf die ganze Individualität der handelnden Person ein helles Licht fällt. — Der Form nach muß die Anekdote kurz und kräftig gehalten werden, und der eigentliche Treffpunct (die sogenannte Pointe) bestimmt hervortreten. — Da aber die Anekdoten im Ganzen mehr nur als Einschiebsel und Zugaben, und nicht als wesentliche Bestandtheile der Geschichte behandelt werden können; so verräth es einen unreifen Geschmack, wenn man dieselben in der zusammenhängenden Geschichte zu oft einlegt, und gleichsam mit denselben aus Kleinlichkeitskrämerei tändelt. Sobald die Anekdote den innern Zusammenhang und die Einheit einer größern geschichtlichen Darstellung unterbrechen würde; sobald muß sie hinweggelassen, und dem höhern

Zwecke der in sich abgeschlossenen geschichtlichen Einheit aufgeopfert werden. —

Der lapidarische Styl besteht zunächst in Inschriften, welche auf öffentlichen Denkmälern das Andenken an gewisse Personen oder Begebenheiten erhalten sollen, die sich durch irgend etwas Merkwürdiges Anspruch auf diese Auszeichnung erworben haben. Man findet ihn auf Ehrensäulen, Grabmälern, Münzen u. s. w. Einzelne, mit Kraft und Kürze hingeworfene Worte, bringen im Lapidarstyl die meiste Wirkung hervor; alles Gesuchte, alles Weitschweifige stört den Eindruck. — Die römische Sprache enthält bis jetzt weit mehr zweckmäßige Belege des Lapidarstyls, als die teutsche.

44.

Beispiele aus beiden.

a) aus der Anekdote:

1) Zu Philipp Melanthon kam ein Student, und begehrte, daß er ihn zum Magistro artium wollte promoviren. Weil aber Melanthon wohl bewußt, daß er ein Bruder der Unwissenheit, und den Titel ohne die That sollte haben, schlug er es ihm ein, zwei, dreimal ab. Endlich fällt der Gernmagister vor Melanthon nieder, und bittet ihn per misericordiam Dei, daß er ihn doch wollte Magistrum artium machen. Melanthon, um sich sein zu entschütten, sagt: Willst du es ja seyn; so sey dann Magister misericordiae, — welcher Name ihm hernach verblieben. (Aus dem vierten Theil der teutschen Nation Apophthegmatum, von Joh. Leonh. Weidner. Amst. 1655. 12. S. 121.)

2) Ein Candidat, der zum erstenmale predigte, blieb

im Exordio stecken. Der witzige Schulmeister fing als Kanzellied den Vers an:

Reiche deinem schwachen Kinde,
Das auf matten Füßen steht,
Deine Gnadenhand geschwinde,
Bis die Angst vorüber geht.

3) Der Parlamentspräsident Harley fragte einen Advocaten, was aus seinem Sohne werden sollte. „Wenn der Knabe sich gut anläßt, antwortete dieser, soll er Advocat werden, wenn nicht — Parlamentspräsident."

4) Ein Dichter las seinem Freunde, einem Kammergerichtsrathe zu Wetzlar, ein neues Schauspiel vor, und fragte ihn beim dritten Acte um seine Meinung. — „Es ist so viel Verwirrung darin, erwiederte der Rath, daß ich nicht einsehe, wie sie in den beiden folgenden Acten noch steigen kann." — Seyn Sie unbesorgt, erwiederte der Dichter, im vierten Acte kommt ein Prozeß beim Kammergerichte vor.

5) Es ward in einer Gesellschaft viel von glücklichen Verheirathungen gesprochen. Ein Mann, der viel gereiset war, fiel ein, und sagte: ich an meinem Theile habe noch keine glücklichere Ehe gesehen, als die Vermählung des Doge von Venedig mit dem adriatischen Meere.

6) Der Professor D. Berg in Würzburg hielt eine treffliche Leichenrede auf den Tod des unvergeßlichen Fürstbischoffs Franz Ludwig Erthal. Würzburgs Pharisäer und Herodes-Diener waren darüber höchst indignirt. Sie suchten viele Stellen in jener Rede zu verdrehen, und falsche Ansichten und Absichten beizufügen, und überreichten das Manuscript dem Nachfolger Karl Friedrich zur Verdammung. Die anstößigen und verfänglichen Stellen hatten sie im Manuscripte (um dem Ver-

urtheiler die kostbare Zeit zu ersparen) eingebogen und eingeschlagen. Karl Friedrich gab nach einigen Tagen aus seinem Kabinet die Handschrift mit der lakonischen Sentenz zurück: er habe in dem von der Censur eingereichten Manuscripte des D. Berg nichts Anstößiges gefunden, als — — eine Menge Eselsohren!

(Aus dem: Merkur, 1824. N. 113.)

b) aus dem Lapidarstyle.

1) Inschrift des Denkmals auf den Prinzen Leopold von Braunschweig bei Frankfurt am Ufer der Oder, in der er, bei der Rettung der Verunglückten, ertrank.

Auf der einen Seite:

Leopold von Braunschweig lebte vom 18 Oct. 1752 bis zum 27 Apr. 1785.

Auf der zweiten Seite:

Menschenliebe,
Standhaftigkeit,
Bescheidenheit,
drei himmlische Geschwister,
tragen Deinen Aschenkrug
Unvergessen lang.
Und klagen mit der Göttin der Stadt,
Deren Bürger Du zu retten eiltest;
Und klagen mit dem Odergotte,
In dessen Wellen Du untergingst,
Daß die Erde
Ihr Kleinod verloren hat.

2) Inschrift (von K. Aug. Böttiger) der Metalltafel auf dem Sarge Franz Volkmar Reinhards:

D. Franz Volkmar Reinhard, was sterblich an ihm war!

3) Die neuerbaute Kirche zu Neutitschein in Mähren hat die Inschrift:

Dem Heiligsten zu unsrer Heiligung.

45.

2) Die besondere (Special=) Geschichte.

Es ist die Aufgabe der besondern Geschichte, die freien Handlungen und die Ereignisse und Schicksale einer Mehrzahl menschlicher Individuen unter einer stylistischen Form darzustellen, die den Forderungen des Gesetzes der Form völlig entspricht.

Der Stoff der besondern Geschichte umschließt daher eben so den engen Kreis des Familienlebens, wie die Begebenheiten ganzer Gesellschaften, Corporationen, Stände, Geschlechter, Orden und Zünfte; eben so die Geschichte der einzelnen Völker, Staaten und Reiche, wie die Geschichte der menschlichen Cultur in den besondern Kreisen der einzelnen Sprachen, Wissenschaften und Künste. Die besondere Geschichte unterscheidet sich dadurch wesentlich von der allgemeinen, daß sie die Massen des geschichtlichen Stoffes in den besondern Kreisen des menschlichen Wirkens zum innern nothwendigen Zusammenhange bringt und zur äußern Einheit der stylistischen Form erhebt, so daß die einzelne Gesellschaft, der einzelne Staat, die einzelne Wissenschaft oder Kunst, in der Specialgeschichte als ein in sich, nach Stoff und Form abgeschlossenes, Ganzes erscheint, während die einzelnen Gesellschaften, Staaten, Wissenschaften und Künste, in der allgemeinen Geschichte, nur als Individuen sich ankündigen, und nach ihrer Stellung als einzelne Theile gegen das Ganze

dargestellt werden. Weil aber keine allgemeine Geschichte ohne den gründlichen und erschöpfenden Anbau der besondern Geschichte gedacht werden kann, und die Vollendung jener von der gediegenen Bearbeitung dieser abhängig ist; so folgt, **theils** daß, in Hinsicht der Quellen, die geschichtliche Kritik zunächst und hauptsächlich der besondern Geschichte angehört, **theils** daß, in Beziehung auf die Verarbeitung der einzelnen kritisch geprüften und zweckmäßig geordneten Massen, die große Aufgabe an die besondere Geschichte nur mit großer Umsicht, mit seltener geistiger Kraft und mit hoher stylistischer Gewandtheit und Sicherheit gelöset werden kann, wenn in der geschichtlichen Form **beides**, der nothwendige innere Zusammenhang des **Stoffes** und die lebensvollste zur Einheit verbundene Darstellung der **Form**, sich ankündigen soll.

Der Bearbeiter der besondern Geschichte muß daher zuerst die Massen seines Stoffes aus den Quellen erforschen, nach den Forderungen der Kritik sichten, nach den Gesetzen der Denklehre ordnen und vertheilen, und nach dem Gesetze der Form stylistisch gestalten. Er darf, nach diesen Grundsätzen, nur das geschichtlich Beglaubigte verarbeiten; er muß dasselbe nach einem richtigen Ebenmaaße unter sich verbinden; er darf weder durch zu weit getriebene
Kürze In dessen [illegible]lich, noch durch weitschweifige Be-
han[illegible] Daß die unbehülflich werden; er soll nicht
[illegible] Ihr Kleinod [illegible]tur von Namen und Zahlen,
[illegible] [illegible]r sich unverbundenen, Ereignis-
se 2) Inschrift [illegible]atomische Gerippe, sondern leben-
di[illegible] Metalltafel [illegible] in sich zusammenhängende Darstel-
lung Einhards: [illegible]anges der Begebenheiten mittheilen;
beson[illegible] Franz V [illegible] er, bei Anhäufung der Massen, das

Wichtige, Durchgreifende und Entscheidende in dem Leben und in der Ankündigung der einzelnen Völker und Staaten, so wie der einzelnen Wissenschaften und Künste, mit sicherm Tacte hervorheben, ein Tact, der nur durch tiefes Eindringen in das innere gegenseitige Verhältniß der einzelnen Massen des geschichtlichen Stoffes gewonnen werden kann. Zur Verwirklichung dieser Bedingungen muß aber noch die stete Rücksicht auf die eigentlichen Interessen der Menschheit selbst hinzukommen; d. h. der Bearbeiter der besondern Geschichte muß dieselbe — und geschähe es nur stillschweigend — aus dem Standpuncte einer Idee fassen, die unmittelbar aus dem Begriffe der Menschheit selbst, als einer Gattung von freien Wesen, hervorgehet, die durch das mächtige Spiel ihrer Freiheit ihr eigenes Schicksal, und dessen Verwickelungen und Entwickelungen herbeiführt. Das echt Menschliche, nach allen durch die Freiheit des Willens bewirkten Fort- oder Rückschritten, Licht- oder Schattenseiten, Veredlungen oder Verirrungen der Individuen, der Familien, der Corporationen, der Völker, der Staaten, der Wissenschaften und der Künste, wird daher bei der Darstellung der speciellen Geschichte zunächst den Ausschlag geben; denn der gebildete Mensch wird — sobald er die Vergangenheit seine Geseelengattung, nach ihrer Tiefe, nach ihr Wissenschaft [illegible] und nach dem ganzen Zusammeals ein in sich, nacht und Folgen erforschen will — [illegible] Ganzes erscheint, wenn ihm jede einzelne Thatsache[illegible] Staaten, Wiss[illegible] menschlicher Freiheit erscheint, und [illegible]einen Geschicht[illegible] Uebersicht über das abgeschlossene Ge[illegible], und [illegible]n sich zusammenhängenden Reihe von Begeben[illegible] das [illegible]gleich

dargestellt werden. Weil aber keine allgemeine Geschichte ohne den gründlichen und erschöpfenden Anbau der besondern Geschichte gedacht werden kann, und die Vollendung jener von der gediegenen Bearbeitung dieser abhängig ist; so folgt, theils daß, in Hinsicht der Quellen, die geschichtliche Kritik zunächst und hauptsächlich der besondern Geschichte angehört, theils daß, in Beziehung auf die Verarbeitung der einzelnen kritisch geprüften und zweckmäßig geordneten Massen, die große Aufgabe an die besondere Geschichte nur mit großer Umsicht, mit seltener geistiger Kraft und mit hoher stylistischer Gewandtheit und Sicherheit gelöset werden kann, wenn in der geschichtlichen Form beides, der nothwendige innere Zusammenhang des Stoffes und die lebensvollste zur Einheit verbundene Darstellung der Form, sich ankündigen soll.

Der Bearbeiter der besondern Geschichte muß daher zuerst die Massen seines Stoffes aus den Quellen erforschen, nach den Forderungen der Kritik sichten, nach den Gesetzen der Denklehre ordnen und vertheilen, und nach dem Gesetze der Form stylistisch gestalten. Er darf, nach diesen Grundsätzen, nur das geschichtlich Beglaubigte verarbeiten; er muß dasselbe nach einem richtigen Ebenmaaße unter sich verbinden; er darf weder durch zu weit getriebene Kürze [illegible]lich, noch durch weitschweifige Behan[illegible] unbehülflich werden; er soll nicht [illegible]tur von Namen und Zahlen, [illegible]r sich unverbundenen, Ereignisse[illegible]atomische Gerippe, sondern lebendi[illegible] in sich zusammenhängende Darstellung[illegible]ganges der Begebenheiten mittheilen; beson[illegible]er, bei Anhäufung der Massen, das

In dessen
Daß die
Ihr Kleinod
2) Inschrift
Metalltafel
[illegible]einhards:
Franz

Wichtige, Durchgreifende und Entscheidende in dem Leben und in der Ankündigung der einzelnen Völker und Staaten, so wie der einzelnen Wissenschaften und Künste, mit sicherm Tacte hervorheben, ein Tact, der nur durch tiefes Eindringen in das innere gegenseitige Verhältniß der einzelnen Massen des geschichtlichen Stoffes gewonnen werden kann. Zur Verwirklichung dieser Bedingungen muß aber noch die stete Rücksicht auf die eigentlichen Interessen der Menschheit selbst hinzukommen; d. h. der Bearbeiter der besondern Geschichte muß dieselbe — und geschähe es nur stillschweigend — aus dem Standpuncte einer Idee fassen, die unmittelbar aus dem Begriffe der Menschheit selbst, als einer Gattung von freien Wesen, hervorgehet, die durch das mächtige Spiel ihrer Freiheit ihr eigenes Schicksal, und dessen Verwickelungen und Entwickelungen herbeiführt. Das echt Menschliche, nach allen durch die Freiheit des Willens bewirkten Fort- oder Rückschritten, Licht- oder Schattenseiten, Veredlungen oder Verirrungen der Individuen, der Familien, der Corporationen, der Völker, der Staaten, der Wissenschaften und der Künste, wird daher bei der Darstellung der speciellen Geschichte zunächst den Ausschlag geben; denn der gebildete Mensch wird — sobald er die Vergangenheit seine Geseelengattung, nach ihrer Tiefe, nach ihr Wissenschaft Breit und nach dem ganzen Zusammeals ein in sich, nacht und Folgen erforschen will — n Ganzes erscheint, wenn ihm jede einzelne Thatsache, Staaten, Wissg menschlicher Freiheit erscheint, und neinen Geschichet Uebersicht über das abgeschlossene Gewin, und n sich zusammenhängenden Reihe von Begeben das Gleich

einzelnen, auf dem Erdboden zugleich und neben einander bestehenden, Völker im Kreise der Gegenwart darstellt; so schildert die Völkergeschichte die bereits erloschenen, oder die noch bestehenden Völker im Kreise der Vergangenheit, und zwar — abgesehen von ihrem bürgerlichen Vereine in Staaten und Reichen — zunächst in Angemessenheit zu ihrer Eigenthümlichkeit in physischer, örtlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht.

47.

Fortsetzung.

Staatengeschichte. Culturgeschichte.

Im Gegensatze der Völkergeschichte, hat die Staatengeschichte die Bestimmung, die Veränderungen und Schicksale jedes einzelnen, erloschenen, oder noch bestehenden Staates, nach allen Ankündigungen seines innern und äußern Lebens, und nach der Wechselwirkung beider auf einander, so darzustellen, daß der einzelne Staat, vermittelst der Form der Darstellung, als ein in sich abgeschlossenes organisches Ganzes erscheint. Sie muß auf den Zeitpunct zurückgehen, in welchem der Staat aus der Verbindung einzelner Völkerstämme entstand; sie muß die verschiedenen Zeiträume seiner Entwickelung und Fortbildung, seiner gesteigerten Bevölkerung und Macht, so wie, bei sinkenden oder erloschenen Staaten, die Ursachen ihres Sinkens und Unterganges näher bezeichnen; hauptsächlich aber muß sie die Gestaltung seines innern Lebens und die Ankündigung seines äußern Lebens, so wie die Wechselwirkung des innern und äußern Staatslebens auf

einander, nachweisen. Ob nun gleich das innere Staatsleben nach seiner Gestaltung und eigenthümlichen Ankündigung, so wie nach seinem Steigen und Sinken, auf der Cultur des Volkes beruht, das in dem Staate zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden ist; so wird doch die wirkliche Ankündigung des innern Staatslebens an den drei Hauptgegenständen: der Verfassung, der Regierung und der Verwaltung erkannt. Nur wo diese drei Gegenstände in sich nothwendig zusammenhängen und einander gegenseitig bedingen, kann auch der Staat, nach seiner lebensvollen Erscheinung, ein in sich nothwendig zusammenhängendes und unauflösliches Ganzes bilden. Die Verfassung des Staates bildet aber den eigentlichen Mittelpunct seines Lebens, d. h. den letzten Grund seiner Fort- oder Rückschritte, seiner Kraft oder Schwäche, seiner Begebenheiten und Schicksale; denn nur aus ihr läßt sich die Ausbildung der verschiedenen Stände im Staate, so wie ihre Stellung gegen einander in den einzelnen Zeiträumen seines Daseyns erklären; mit ihr steht die geschichtliche Ankündigung des Verhältnisses zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in unmittelbarer Verbindung; und aus ihr ergiebt sich das festere oder schlaffere Band zwischen allen einzelnen Theilen und Provinzen des Staates. Nächst der Verfassung, muß die Staatengeschichte die Form der Regierung in jedem einzelnen Staate berücksichtigen, und nicht blos den Charakter derselben, als unbeschränkte oder beschränkte Monarchie, als Aristokratie oder Demokratie, als Theokratie, als Bundesstaat oder Staatenbund, sondern auch die Veränderungen der Regierungsform in dem Ablaufe der verschiedenen Zeiträume und

dargestellt werden. Weil aber keine allgemeine Geschichte ohne den gründlichen und erschöpfenden Anbau der besondern Geschichte gedacht werden kann, und die Vollendung jener von der gediegenen Bearbeitung dieser abhängig ist; so folgt, theils daß, in Hinsicht der Quellen, die geschichtliche Kritik zunächst und hauptsächlich der besondern Geschichte angehört, theils daß, in Beziehung auf die Verarbeitung der einzelnen kritisch geprüften und zweckmäßig geordneten Massen, die große Aufgabe an die besondere Geschichte nur mit großer Umsicht, mit seltener geistiger Kraft und mit hoher stylistischer Gewandtheit und Sicherheit gelöset werden kann, wenn in der geschichtlichen Form beides, der nothwendige innere Zusammenhang des Stoffes und die lebensvollste zur Einheit verbundene Darstellung der Form, sich ankündigen soll.

Der Bearbeiter der besondern Geschichte muß daher zuerst die Massen seines Stoffes aus den Quellen erforschen, nach den Forderungen der Kritik sichten, nach den Gesetzen der Denklehre ordnen und vertheilen, und nach dem Gesetze der Form stylistisch gestalten. Er darf, nach diesen Grundsätzen, nur das geschichtlich Beglaubigte verarbeiten; er muß dasselbe nach einem richtigen Ebenmaaße unter sich verbinden; er darf weder durch zu weit getriebene Kürze [illegible]lich, noch durch weitschweifige Behand[illegible] unbehülflich werden; er soll nicht [illegible]tur von Namen und Zahlen, [illegible]r sich unverbundenen, Ereignisse [illegible]atomische Gerippe, sondern lebendig [illegible] in sich zusammenhängende Darstellung [illegible]anges der Begebenheiten mittheilen; beson[illegible] er, bei Anhäufung der Massen, das

In dessen
Daß die
Ihr Kleinod
2) Inschrift
Metalltafel
Einhards:
Franz I

Wichtige, Durchgreifende und Entschei- dende in dem Leben und in der Ankündigung der einzelnen Völker und Staaten, so wie der einzelnen Wissenschaften und Künste, mit sicherm Tacte her- vorheben, ein Tact, der nur durch tiefes Eindrin- gen in das innere gegenseitige Verhältniß der ein- zelnen Massen des geschichtlichen Stoffes gewonnen werden kann. Zur Verwirklichung dieser Bedin- gungen muß aber noch die stete Rücksicht auf die eigentlichen Interessen der Menschheit selbst hinzu- kommen; d. h. der Bearbeiter der besondern Ge- schichte muß dieselbe — und geschähe es nur still- schweigend — aus dem Standpuncte einer Idee fassen, die unmittelbar aus dem Begriffe der Menschheit selbst, als einer Gattung von freien Wesen, hervorgehet, die durch das mächtige Spiel ihrer Freiheit ihr eigenes Schicksal, und dessen Ver- wickelungen und Entwickelungen herbeiführt. Das echt Menschliche, nach allen durch die Freiheit des Willens bewirkten Fort- oder Rückschritten, Licht- oder Schattenseiten, Veredlungen oder Ver- irrungen der Individuen, der Familien, der Cor- porationen, der Völker, der Staaten, der Wissen- schaften und der Künste, wird daher bei der Dar- stellung der speciellen Geschichte zunächst den Aus- schlag geben; denn der gebildete Mensch wird — sobald er die Vergangenheit seine Gesetzengat- tung, nach ihrer Tiefe, nach ihr Wissenschaft Weit und nach dem ganzen Zusammeals ein in sich, nach und Folgen erforschen will — n Ganzes erscheint, wenn ihm jede einzelne Thatsache, Staaten, Wiss menschlicher Freiheit erscheint, und einen Geschichte Uebersicht über das abgeschlossene Ge, und n sich zusammenhängenden Reihe von Begeben das Gleich

einzelnen, auf dem Erdboden zugleich und neben einander bestehenden, Völker im Kreise der Gegenwart darstellt; so schildert die Völkergeschichte die bereits erloschenen, oder die noch bestehenden Völker im Kreise der Vergangenheit, und zwar — abgesehen von ihrem bürgerlichen Vereine in Staaten und Reichen — zunächst in Angemessenheit zu ihrer Eigenthümlichkeit in physischer, örtlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht.

47.

Fortsetzung.

Staatengeschichte. Culturgeschichte.

Im Gegensatze der Völkergeschichte, hat die Staatengeschichte die Bestimmung, die Veränderungen und Schicksale jedes einzelnen, erloschenen, oder noch bestehenden Staates, nach allen Ankündigungen seines innern und äußern Lebens, und nach der Wechselwirkung beider auf einander, so darzustellen, daß der einzelne Staat, vermittelst der Form der Darstellung, als ein in sich abgeschlossenes organisches Ganzes erscheint. Sie muß auf den Zeitpunct zurückgehen, in welchem der Staat aus der Verbindung einzelner Völkerstämme entstand; sie muß die verschiedenen Zeiträume seiner Entwickelung und Fortbildung, seiner gesteigerten Bevölkerung und Macht, so wie, bei sinkenden oder erloschenen Staaten, die Ursachen ihres Sinkens und Unterganges näher bezeichnen; hauptsächlich aber muß sie die Gestaltung seines innern Lebens und die Ankündigung seines äußern Lebens, so wie die Wechselwirkung des innern und äußern Staatslebens auf

einander, nachweisen. Ob nun gleich das innere Staatsleben nach seiner Gestaltung und eigenthümlichen Ankündigung, so wie nach seinem Steigen und Sinken, auf der *Cultur* des *Volkes* *beruht*, das in dem Staate zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden ist; so wird doch die wirkliche Ankündigung des innern Staatslebens an den drei Hauptgegenständen: der *Verfassung*, der *Regierung* und der *Verwaltung* erkannt. Nur wo diese drei Gegenstände in sich nothwendig zusammenhängen und einander gegenseitig bedingen, kann auch der Staat, nach seiner lebensvollen Erscheinung, ein in sich nothwendig zusammenhängendes und unauflösliches Ganzes bilden. Die *Verfassung* des Staates bildet aber den eigentlichen *Mittelpunct* seines Lebens, d. h. den letzten Grund seiner Fort- oder Rückschritte, seiner Kraft oder Schwäche, seiner Begebenheiten und Schicksale; denn nur aus ihr läßt sich die Ausbildung der verschiedenen Stände im Staate, so wie ihre Stellung gegen einander in den einzelnen Zeiträumen seines Daseyns erklären; mit ihr steht die geschichtliche Ankündigung des Verhältnisses zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in unmittelbarer Verbindung; und aus ihr ergiebt sich das festere oder schlaffere Band zwischen allen einzelnen Theilen und Provinzen des Staates. Nächst der Verfassung, muß die Staatengeschichte die Form der *Regierung* in jedem einzelnen Staate berücksichtigen, und nicht blos den Charakter derselben, als unbeschränkte oder beschränkte Monarchie, als Aristokratie oder Demokratie, als Theokratie, als Bundesstaat oder Staatenbund, sondern auch die Veränderungen der Regierungsform in dem Ablaufe der verschiedenen Zeiträume und

einzelnen, auf dem Erdboden zugleich und neben einander bestehenden, Völker im Kreise der Gegenwart darstellt; so schildert die Völkergeschichte die bereits erloschenen, oder die noch bestehenden Völker im Kreise der Vergangenheit, und zwar — abgesehen von ihrem bürgerlichen Vereine in Staaten und Reichen — zunächst in Angemessenheit zu ihrer Eigenthümlichkeit in physischer, örtlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht.

47.

Fortsetzung.

Staatengeschichte. Culturgeschichte.

Im Gegensatze der Völkergeschichte, hat die Staatengeschichte die Bestimmung, die Veränderungen und Schicksale jedes einzelnen, erloschenen, oder noch bestehenden Staates, nach allen Ankündigungen seines innern und äußern Lebens, und nach der Wechselwirkung beider auf einander, so darzustellen, daß der einzelne Staat, vermittelst der Form der Darstellung, als ein in sich abgeschlossenes organisches Ganzes erscheint. Sie muß auf den Zeitpunct zurückgehen, in welchem der Staat aus der Verbindung einzelner Völkerstämme entstand; sie muß die verschiedenen Zeiträume seiner Entwickelung und Fortbildung, seiner gesteigerten Bevölkerung und Macht, so wie, bei sinkenden oder erloschenen Staaten, die Ursachen ihres Sinkens und Unterganges näher bezeichnen; hauptsächlich aber muß sie die Gestaltung seines innern Lebens und die Ankündigung seines äußern Lebens, so wie die Wechselwirkung des innern und äußern Staatslebens auf

einander, nachweisen. Ob nun gleich das innere Staatsleben nach seiner Gestaltung und eigenthümlichen Ankündigung, so wie nach seinem Steigen und Sinken, auf der Cultur des Volkes beruht, das in dem Staate zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden ist; so wird doch die wirkliche Ankündigung des innern Staatslebens an den drei Hauptgegenständen: der Verfassung, der Regierung und der Verwaltung erkannt. Nur wo diese drei Gegenstände in sich nothwendig zusammenhängen und einander gegenseitig bedingen, kann auch der Staat, nach seiner lebensvollen Erscheinung, ein in sich nothwendig zusammenhängendes und unauflösliches Ganzes bilden. Die Verfassung des Staates bildet aber den eigentlichen Mittelpunct seines Lebens, d. h. den letzten Grund seiner Fort- oder Rückschritte, seiner Kraft oder Schwäche, seiner Begebenheiten und Schicksale; denn nur aus ihr läßt sich die Ausbildung der verschiedenen Stände im Staate, so wie ihre Stellung gegen einander in den einzelnen Zeiträumen seines Daseyns erklären; mit ihr steht die geschichtliche Ankündigung des Verhältnisses zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in unmittelbarer Verbindung; und aus ihr ergiebt sich das festere oder schlaffere Band zwischen allen einzelnen Theilen und Provinzen des Staates. Nächst der Verfassung, muß die Staatengeschichte die Form der Regierung in jedem einzelnen Staate berücksichtigen, und nicht blos den Charakter derselben, als unbeschränkte oder beschränkte Monarchie, als Aristokratie oder Demokratie, als Theokratie, als Bundesstaat oder Staatenbund, sondern auch die Veränderungen der Regierungsform in dem Ablaufe der verschiedenen Zeiträume und

lichen Geistes, nach der Gesammtheit der ihm einwohnenden Vermögen und nach der unendlichen Mannigfaltigkeit in der Ankündigung dieser Vermögen, die Unterlage der eigentlichen Culturgeschichte, und zwar gleichmäßig der allgemeinen Culturgeschichte, wie der besondern, nach der selbstständigen Behandlung und Durchführung der einzelnen Theile und Zweige der menschlichen Cultur.

Bei dieser Behandlung der Culturgeschichte steht daher kein einzelnes Volk und kein Staat an der Spitze der Darstellung, sondern — in der allgemeinen Culturgeschichte — der Begriff der Cultur überhaupt, unmittelbar abstammend aus der ursprünglichen Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Wesens und der menschlichen Gattung, und — in der besondern Culturgeschichte — der Begriff der Cultur in Beziehung auf die Ankündigungen der menschlichen Cultur im Einzelnen, die, vermittelst der stylistischen Form, zu einer gemeinsamen Anschauung gebracht werden.

Die Cultur des menschlichen Geistes zerfällt aber, nach den drei verschiedenen Vermögen desselben, dem Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen, in die einzelnen Zweige der intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur.

Die Geschichte der intellectuellen Cultur umschließt, nach ihren verschiedenen Ankündigungen, als Untertheile: die Geschichte der einzelnen Sprachen sowohl der erloschenen, als der lebenden, — und die Geschichte der einzelnen Wissenschaften (der philosophischen, geschichtlichen, mathematisch-physikalischen, der Theologie, der Rechtskunde, der Heilkunde u. s. w.).

Die Geschichte der ästhetischen Cultur zerfällt in die Geschichte der einzelnen Künste; der Dichtkunst, der Beredsamkeit, der Tonkunst, der Mahlerei, der Plastik, der Baukunst, der Gartenkunst, der Tanzkunst, der Mimik und der Schauspielkunst.

Die Geschichte der sittlichen Cultur endlich muß, nach den mannigfaltigen Schattirungen und Verzweigungen des sittlichen Lebens, dargestellt werden: als Geschichte der Sitten überhaupt; als Geschichte der Religionen; als Geschichte der verschiedenen bürgerlichen Verfassungen, mit Einschluß der Geschichte der Gesetzgebungen, des Handels, der Kriege, der Verträge u. s. w. als einzelner Gegenstände in der Ankündigung des öffentlichen Staatslebens.

Weil aber innerhalb des Kreises der intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur das Gesammtgebiet der geistigen Cultur des Menschen erschöpft wird; so würde die allgemeine Culturgeschichte alle diese einzelnen Gattungen, Zweige und Theile der menschlichen Cultur zu Einer, nach Stoff und Form vollendeten, Uebersicht vereinigen müssen, und, ausgestattet mit diesem Gepräge der Gediegenheit und Vollendung, in der That den Wiederschein des gesammten geistigen Lebens unsers Geschlechts in einem gedrängten und in sich zur Einheit gebrachten Bilde enthalten. Am Eingange dieser allgemeinen Culturgeschichte, als selbstständiger Wissenschaft, stände der Begriff der Cultur selbst, der Begriff der von der Ankündigung der menschlichen Freiheit ausgehenden und abhängenden Entwickelung und Ausbildung aller in der menschlichen Natur enthaltenen Anlagen, Vermögen

lichen Geistes, nach der Gesammtheit der ihm einwohnenden Vermögen und nach der unendlichen Mannigfaltigkeit in der Ankündigung dieser Vermögen, die Unterlage der eigentlichen Culturgeschichte, und zwar gleichmäßig der allgemeinen Culturgeschichte, wie der besondern, nach der selbstständigen Behandlung und Durchführung der einzelnen Theile und Zweige der menschlichen Cultur.

Bei dieser Behandlung der Culturgeschichte steht daher kein einzelnes Volk und kein Staat an der Spitze der Darstellung, sondern — in der allgemeinen Culturgeschichte — der Begriff der Cultur überhaupt, unmittelbar abstammend aus der ursprünglichen Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Wesens und der menschlichen Gattung, und — in der besondern Culturgeschichte — der Begriff der Cultur in Beziehung auf die Ankündigungen der menschlichen Cultur im Einzelnen, die, vermittelst der stylistischen Form, zu einer gemeinsamen Anschauung gebracht werden.

Die Cultur des menschlichen Geistes zerfällt aber, nach den drei verschiedenen Vermögen desselben, dem Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen, in die einzelnen Zweige der intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur.

Die Geschichte der intellectuellen Cultur umschließt, nach ihren verschiedenen Ankündigungen, als Untertheile: die Geschichte der einzelnen Sprachen sowohl der erloschenen, als der lebenden, — und die Geschichte der einzelnen Wissenschaften (der philosophischen, geschichtlichen, mathematisch-physikalischen, der Theologie, der Rechtskunde, der Heilkunde u. s. w.).

Die Geschichte der ästhetischen Cultur zerfällt in die Geschichte der einzelnen Künste; der Dichtkunst, der Beredsamkeit, der Tonkunst, der Mahlerei, der Plastik, der Baukunst, der Gartenkunst, der Tanzkunst, der Mimik und der Schauspielkunst.

Die Geschichte der sittlichen Cultur endlich muß, nach den mannigfaltigen Schattirungen und Verzweigungen des sittlichen Lebens, dargestellt werden: als Geschichte der Sitten überhaupt; als Geschichte der Religionen; als Geschichte der verschiedenen bürgerlichen Verfassungen, mit Einschluß der Geschichte der Gesetzgebungen, des Handels, der Kriege, der Verträge u. s. w. als einzelner Gegenstände in der Ankündigung des öffentlichen Staatslebens.

Weil aber innerhalb des Kreises der intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur das Gesammtgebiet der geistigen Cultur des Menschen erschöpft wird; so würde die allgemeine Culturgeschichte alle diese einzelnen Gattungen, Zweige und Theile der menschlichen Cultur zu Einer, nach Stoff und Form vollendeten, Uebersicht vereinigen müssen, und, ausgestattet mit diesem Gepräge der Gediegenheit und Vollendung, in der That den Wiederschein des gesammten geistigen Lebens unsers Geschlechts in einem gedrängten und in sich zur Einheit gebrachten Bilde enthalten. Am Eingange dieser allgemeinen Culturgeschichte, als selbstständiger Wissenschaft, stände der Begriff der Cultur selbst, der Begriff der von der Ankündigung der menschlichen Freiheit ausgehenden und abhängenden Entwickelung und Ausbildung aller in der menschlichen Natur enthaltenen Anlagen, Vermögen

und Kräfte, mit E[illegible] der Gesammthe[illegible] heit abhängenden [illegible]gen und nach der unendlichen dem Ziele ihres [illegible] der Ankündigung dieser Vermö-

Wahr, [illegible]ge der eigentlichen Culturge-

Herder. [illegible] zwar gleichmäßig der allgemeinen von [illegible]ichte, wie der besondern, nach der turgesch[illegible]igen Behandlung und Durchführung der setzt un[illegible] Theile und Zweige der menschlichen Cultur. unendli[illegible] dieser Behandlung der Culturgeschichte steht ist in ihr g[illegible]zelnes Volk und kein Staat an der manches bew[illegible]stellung, sondern — in der allge- blühten; wo [illegible]rgeschichte [illegible] der Begriff der Garten! Sie pflanzen sich fort; sie [illegible] sich mit einander; auch jener blühende Dorn, auch jene stehende prächtige Distel. Und dort und da, wie ungeheuere Wüsteneien, auf die kein Regen fällt, die kein Thautropfen bethauet!"

48.

Beispiele aus der Geschichte der Corporationen rc.

von Pet. Phil. Wolf,

aus s. allg. Gesch. der Jesuiten (2te Aufl. Leipz. 1803. 8.) Th. 3 S. 423. (abgekürzt)

Die Aufhebung des Ordens der Jesuiten.

Es war kein gleichgültiges Unternehmen, einen so mächtigen und ausgebreiteten Orden aufzuheben. [illegible] Jesuiten haben auch nicht so ganz Unrecht, [illegible] reden- vorgeben, daß es das Interesse des römischen Hofes [illegible]- thig gemacht hätte, ihren Orden zu erhalten. Die herr- schenden Grundsätze der weltlichen Ministerien zweckten durchgehends dahin, die Macht, den Glanz und den

Geschichte der ästhetisch man konnte voraus
fällt in die Geschichte der einzelhebung dieser Gesell-
Dichtkunst, der Beredsamkeit, dentblößte, das ein-
Mahlerei, der Plastik, der Baukunzu retten. Der
kunst, der Tanzkunst, der Mimik und und der un-
spielkunst. ten Män-
Die Geschichte der sittlichen Culter waren,
muß, nach den mannigfaltigen Schattirichste Verle-
Verzweigungen des sittlichen Lebens, dargewendigkeit,
den: als Geschichte der Sitten ellschaft aufopfern
Geschichte der Religionen, als noch im Stande
verschiedenen hierarchischen Wer Aufklärung zu ver-
Einschhen, und alle Bemühungen ...voller Minister
und Regenten gleich in ihrem Entstehen zu vereiteln.

Schon der Umstand, daß, mit der Vertreibung der Jesuiten aus Portugal, Frankreich und Spanien, das Bestreben nach Einsichten allgemeiner, und das Verlangen, sich von Rom unabhängiger zu machen, dringender ward, mußte dieses bestürzen; und man hätte eben nicht nöthig, ein Römer zu seyn, um voraus sehen zu können, daß mit der gänzlichen Ausrottung der Jesuiten die Wissenschaften einen ganz neuen, für das alte System des päpstlichen Stuhls verderblichen Schwung nehmen würden. Es ist unmöglich, daß Clemens 14 die Folgen des Schrittes, den er vor hatte, nicht auch von dieser Seite betrachtet haben sollte, und es gehörte eine große Seele dazu, nicht abgeschreckt zu werden. Indessen betrugen sich die Jesuiten auf eine Art, welche sie in so kritischen Umständen keinesweges empfehlen konnte. Wie sie vorhin den Monarchen und ihren Ministern mit verachtendem Stolze begegneten, und den vorhergehenden Papst als den größten und heiligsten Mann in den Himmel erhoben; so tief erniedrigten sie nun den jetzigen, ohne dabei die weltlichen Häupter zu

füllte das Zimmer mit einem unausstehlichen Gestanke. Während man dem Leichnam die Kleider abzog, schälte sich ein großer Theil der äußern Haut mit ab. Dem Leichname fielen die Haare aus, wovon ein großer Theil auf dem Bettkissen lag, auf welchem das Haupt geruht hatte. Endlich mußte man, ob man gleich neue Balsamirungen vornahm, den Leichnam in einen Sarg legen, um zu verhindern, daß sich nicht alle Glieder von einander losmachen und wegfielen.

Vergleicht man alle diese Umstände; so bleibt kein Zweifel, daß Clemens 14 vergiftet ward. Ueber die eigentlichen Urheber aber wird wahrscheinlich die Welt nie aufgeklärt werden, weil man in Rom auf alle Weise die Untersuchungen verhinderte.

49.

Beispiele aus der Staatengeschichte.

a) von Pantaleon († 1595), aus s. Werke: Teutscher Nation Heldenbuch (Basel, 1573. Fol.) S. 382.

Rholand, der Francken Feldherr.

Rholandus ist auß Bertha deß Grossen Carles schwester geboren, vnd allso König Pipini enckel gewesen. Wie er nun von den Teutschen Francken aufferzogen, hat er bald durch seine tugendt angefangen verrümpt zu werden. Dann er war mit wunderbarer stercke an leib vnd gemüt begabet, hatt auch einen grossen eyfer, den Christenlichen Glauben zu fürderen. Deßhalben als Hildtgardt deß Caroli Haußfrauw das kloster Kempten gestiftet, soll Rholandus auß andacht den ersten stein daran gelegt haben vmb das 773 jar. Nach diesem ist er mit seinem vetteren Carle in alle krieg gezogen, vnd hat durch

sein mannheit im vnd seinem volcke groß lob vnd ehr erworben. Auß dieser vrsach warde er letstlich von Carolo bey den Britannischen grentzen zu einem Marggrafen erkoren. Wie aber Carle inn Hispanien mitt der Christen feinden gestritten, tratte ein grausamer vnd grosser Riß (Riese) herfür, so Fernautun geheissen, welcher den Christen einen besonderen kampff angebotten. Als er nun viel überwunden, vnd im niemand mehr bestehen dörffen, kame Rholandus vnuerzagt allein herfür, kempffet zwen tag mitt im, vnd fellet zuletst den Risen zuboden, wie vorhin David gethan. Wie auch dieser Heyd yetz angefangen zu sterben, warde Rholandus auß einem feind sein freund, zeiget im Christum, vnd eroffnete im der Heyden irthumm, biß er in hoffnung deß ewigen lebens auß dieser zeit verscheidet. Wie man diesen sig erlanget, warde Rholand über der Christen gezeug zu einem Oberssten verordnet. es hatt auch der sighäffte Fürst an allen orten mit grossem lob seine feind erlegt.

Als er aber die hispanier überwunden, vnd über das Pyreneisch gebirg, so Runtzeual genennet, wider wöllen inn das vatterland ziehen, warde er durch heimlichen auffsatz von den Gasconieren, so sich versteckt, mit sampt Anshelmo einem Pfaltzgrafen, vnd Edrardo deß Königs Hofmeister, als sie vor arbeit vnd durst gar ermüdet, erschlagen, in dem 42 jar seines alters, da man zalt 780 jar. Es hat König Carle disen todtschlag sehr für übel gehabt, dieweil er Rholandem für andere auß durch seine tugendt sehr geliebet. Deßhalben als er sich an den feinden wol gerochen, hatt er diesen spruch offt in seinem mund gehabt, vnd durch ein klaglich dessen todt beweinet.

Jetz farest in das vaterland,
Last vns hie trauvig allesandt.

In Gottes saal bistu yetz rein,
Im Jammerthal sein wir allein.
Von erden du genommen bist
In himmels thron zu diser frist.

Nach diesem warde Rholandt mitt grosser ehr begraben, vnd sein gut schwert Durenda zu den haupten, auch sein groß horn zu den füssen gehencket. Es ist sein gedechtnuß, von wegen seiner mannheit, noch auff heuttigen tag bey den Francken vorhanden, so sicht man auch allenthalben in den Sachsischen stetten deß Rholanden seul vnd bildtnussen.

b) von Mathesius († 1565),

aus s. Historien von des ehrwürdigen in Gott seligen thewren Manns Gottes, Doctoris Martini Luthers, anfang, lehr, leben vnnd sterben. (Nürnb. 1568. 4.) Blatt 10. S. 2.

Als er (Luther) nun newe vnnd feste principia vnnd gründe vnsers Christlichen glaubens auß Gottes Wort geleget, vnd öffentlich daruon bezeuget, daß die heylig Schrifft allein vns den weg zum Himmel weyse, Tregt sichs eben zu, daß der Ablaßführer, Johann Tetzel, sein Ablaßkram zu Gütterbach (Jüterbog) außleget, vier Meyl von Wittenberg gelegen, vnnd dieser tauben Römischen Bergatt das Wort mit grossem geplerr redet, Nemlich, daß sein Rottes Creutz mit deß Bapsts Wappen were eben so krefftig, als das Creutz Jhesu Christi. Item, er wolte im himmel mit S. Peter nicht beuten, denn er hette mit seinem Ablaß mehr Seelen erlöset, denn S. Peter mit seinem Euangelio. Item, die Ablaßgnade were eben die gnade, dardurch der Mensch mit Gott versöhnet würde. Item, es were ohne noth, rew,

reu oder busse für die Sünde zu haben, wenn einer sein und deß Bapsts, gnade vnd sicherbrieffe kauffte. Denn so bald der Pfenning im Kasten klinge, so führe die Seele auß dem fegfewer gen Himmel. Solche grosse gnade vnd gewalt were jm zu Rom aufgetragen. Da einer sich auch an Marien der Mutter Gottes vergriffen hette, köndte ers neben künfftigen sünden vergeben, wenn derselb in Kasten leget, was sich gebüret.

Wie Tetzel also sein Römisch getetzlich vnnd triegerey vermeßlich herauß streicht, liessen viel Leut zu diesem Ablaß Jarmarckt, vnd wolten gnad lösen, vnd ewiges Leben mit jrem gelde erkauffen. Allda fehet Doctor Luther an, in seinem Kloster seine Zuhörer zu warnen, vor diesem gelt Ablaß, vnd lehret im Anfang fein bescheydenlich, es were besser armen Leuthen ein allmosen geben, nach Christi befehl, denn solche vngewisse gnade vmb gelt kauffen. Wer Busse thue sein lebelang, vnnd bekehre sich zu Gott von gantzem Hertzen, der bekomme die genedige vnd himmelische Gnad vnnd vergebung aller Sünden, die vns der Herre Christ durch sein eynig Opffer vnd Blut erworben, vnd ohne gelt auß lauter gnaden anbiete, vnd vmbsonst verkauffe, wie klar im Esaia geschrieben stehe. Darneben fehet er auch an in seinem Kloster vnnd Vniversitet, von diesen sachen zu fragen vnnd disputiren, vnnd weil er ein Doctor der h. Schrifft war, gründet er allezeit sein sach auff der Propheten vnnd der Apostel wort.

Wie solches für den Ablaßpartiter kommet, der Römisch Brieff, Wachß vnnd Bley an gute Schreckenberger, Spitzgröschel vnd Goltgülden stach, fehet Tetzel an zu fluchen, schelten, vnd D. Luther für ein Ertzketzer zuuerdammen. Also bringet dieser Ablaßführer, mit seinen vermessenen reden vnd grewlichen schandtworten D. Luther in seinen Geistlichen Harnisch, daß er Davids

Schläuder, vnnd das Geistlich Schwert, welches ist ein brünstigs Gebet, vnnd das lauter wort Gottes zum schutz nimmet, vnd auff sein Doctor ampt vnd Eyd, Tetzel vnnd sein Römischen Ablaß, im namen Gottes angreifft, vnd lehret getrost, daß solcher Ablaß ein gefehrlicher betrug sey. Also hebt sich der hader an zwischen D. Luther vnd Tetzel vber dem bäpstlichen Ablaß, den zwar im Anfang D. Luther nicht eygentlich anfacht, sondern suchet nur, daß man bescheydener von diesem handel reden solte, damit der grosse nam der Bäpstlich Heyligkeyt, darunter man solche Ablaß außwug, nicht hierinn gelestert würde. Denn dißmals war es dem frommen Münch noch vmb deß Römischen Hauptes reputation vnd hoheyt zu thun, daß die erhalten würde. Da aber Tetzel vnd sein anhang mit Römischer vnnd Bischöfflicher gewalt vnd mit der Kirchen Schlüssel jr Tandt werck vertheydigen wolten, wirt D. Luther auff sein Eyd vnd Doctorat gedrungen, positiones vnnd Gründe wider Johann Tetzels, vnd all die mit jhm vnder der Decken lagen, zu stellen, vnd an die Schloßkirch zu Wittenberg an jrem Kirchmeßtag anzuschlagen, vnnd in Druck ausgehen zu lassen, welches geschach am letzten Octobris im 1517 Jar.

c) von Johann Bugenhagen († 1558), aus seiner 1547 zu Wittenberg erschienenen Flugschrift von 6½ Bogen in 4. (deren Original sich in der Wittenb. Universitätsbibliothek befand, woraus das nachstehende Bruchstück genommen ist): wie es vns zu Wittemberg in der Stadt gegangen ist in diesem vergangnen Krieg ꝛc. [Bugenhagen, in Pommern geboren (daher sein Beiname Pomeranus), war in Wittenberg Professor und Pfarrer an der Stadt-

kirche zur Zeit des schmalkaldischen Krieges und nach der Schlacht bei Mühlberg. Er erzählt, daß der Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige, nach dem Anfange des Krieges, Besatzung in die Stadt legte.]

Sie (diese Kriegsknechte) wurden zu rechter zeit wohlbezalet mit jrem solde, da werden sie nicht vber klagen, vnd bezaleten auch redlich, was sie verzereten, da haben vnser Bürger auch nicht vber zu klagen. Sie ehreten uns die meisten, vnd schier alle giengen mit vns, wenn sie kondten, zur Predigt und Nachtmal vnsers Herrn. Sie thaten niemand gewalt. Wenn sich etliche verbrachen, so thaten sie es alleine wider jre Gesellen, besondern wenn sie zu zeiten zu uiel gesoffen hatten. Von denen wurden drey oder vier das gantze jar vber mit dem Schwert gericht. Man hielt mit den Knechten ziemlich gut Regiment. Ich schalte sie zuzeiten von der Cantzel, bat, vermanet, leret sie, Gedencket nicht also, Ich bin ein Krieger, darumb mus ich jmer sauffen vnd fressen, voll vnd toll sein, wie eine Saw, Item trotzen, fluchen, schweren, hawen vnd stechen, das kein frommer Mensch gerne bey mir sey, Sondern jr könnet wol Krieger sein, vnd gleichwol auch Christen vnd kinder Gottes, lasset euch genügen an ewrem solde. — Vnsere predigten in beiden Kirchen gingen starck wider den Teuffel, das war vnser geistlicher krieg. Der Teuffel aber brachte herein ein erschrecklich gerücht, vnd verschaffet, das mir böse brieff wurden zugeschrieben, auch andern fromen Leuten, die ich muste lesen, das man diese Stadt würde schleiffen, vnd Doctorem Pomeranum zerhacken, das man sich mit den stücken werfen möchte. Ich sprach aber, Nein Teuffel, mit der weise bringestu mich nicht weg, vnd ermanete von der Cantzel, das sie sich nicht

solten bekümmern vmb solche zeitung. Der Teuffel (sprach ich) hat sich beschlssen. — Von Bitterfelt ward hierein gefüret ein Wunderthier, von einer Kuhe geborn, welches Lucas Maler hat abcontrofehet, das machet jederman grewlich bedencken.

In der wochen nach Misericordiä Domini kompt Keiserliche Maiestät mit dem Römischen König für vnser Stad, lagert sich ins Dorff, Pysteritz genandt, vnd daselbst vmbher. Am tage des Herrn Christi Himmelfahrt liess vnser gefangen Churfürst zu sich aus Wittenberg holen seiner gnaden Bruder vnd einen Son. Des freytags darnach ward den vnsern öffentlich verkündigt, das mein gnedigster Herr, der gefangen Churfürst, diese Stad wolte Keiserlichen Maiestät auffgeben, K. M. wolten uns friede geben, vnd sein vnser allergenadigster Keiser, wir solten bleiben bey vnser Religion nach der Augsspurgischen Confession, wie wir bisher gewest weren. Wer nicht zu Wittemberg wolte bleiben, derselbe möchte frey hinausziehen, vnd nemen alles mit sich was sein ist, oder holens hinach zu gelegener zeit. Wer aber da bliebe, der solte von K. M. geschützt und beschirmet werden, das jnen nichts genommen solte werden. Das machet viel Disputation vnd bedenckens, nicht allein bey vnserm kriegsuolck, sondern auch bei vnsern Burgern. Der Churfürst riete trewlich vnsern Bürgern, das man die Stadt solte auffgeben, was K. M. vns zusaget, da hielts seine gnade für, das S. M. würde trewlich halten. Da supplicirten wir an K. M., das S. M. nicht wolte in vnsre Stadt legen die frembden Nationes, als Spanier vnd andere. K. M. machet kein bedencken, vnd saget vns bald solches zu, das S. M. allein Deutsche wolte hierein legen. Vnd wenn andere wollen in ewer Stadt (sprach S. M.), die wir mit vnserm offentlichen befehl nicht hinein senden, so seid jr Wit-

temberger wol so starck, wehret jnen mit stechen vnd schiessen, das sie müssen wider zurucke gehen. Solches hat vns K. M. keiserlich gehalten. — Also hatte K. M. diese Stadt inne vierzehn Tage lang, durch S. K. M. Stathalter, Madrusca genandt, einen Welschen Herrn, der kondte wol Deutsch, vnd hielte sich seer gnedig gegen vns vnd diese Stadt. Vnterdeß begunten vns (mit erlaub) die hosen zu stincken, das man sagete, der Keiser würde diese Stadt nicht geben Hertzog Moritzen, sondern andern Herrn. Wir hätten vnsern lieben Herrn Churfürsten gerne behalten, deß sind wir nicht zu uerdencken. Aber in dieser fahr wündscheten vnd baten wir, das wir nur Hertzog Moritzen möchten kriegen. Da gab Gott diese gnade. —

Am mitwochen für Pfingsten vmb seygers eylff uhr, kam Ferdinandus Römischer König, mit S. M. Son, mit dem Marggrauen vnd Churfürsten zu Brandenburg, vnd mit Hertzog Moritzen in diese Stadt Wittemberg, alleine zu besehn diese Stadt, Schloß und Feste, Riten balde darnach wider hinaus. Auff den nachmittag, vmb seygers vier vhr, kam K. M. zu vns eingeritten, mit etlichen frembten Herren. S. M. kam vber den Kirchoff, für meiner thür vber. Als S. M. ein Crucifix gemalet sahe an der Kirchen, blösset S. M. sein heubt, vnd die andern Herren auch. S. M. ließ fragen nach den Schlüsseln, hette gerne in vnser Kirchen gewest, aber vnser Chuster war nicht fürhanden. Da besahe S. M. diese Stadt vnd Feste. Auf dem Schlosse tröstet S. M. meine gnedigste Frawe gnediglich vnd freundlich jres Herrn halber. Da, obs mein gnedige Frawe klagete K. M., oder obs S. M. sonst zu wissen krieg, das im vorigem vnd dem tage, nach dem die Kaiserischen das Schloß hetten eingenommen, in der Schloßkirche weder gesungen noch geprediget were worden, sprach K. M.

Wer dichtet uns das an? geschieht solchs in unserm namen, so thut man uns kein gefallen daran. Haben wir doch nichts gewandelt in der Religion in den hochdeutschen Landen, warum solten wirs denn hie thun?

d) von Hiob Ludolff († 1704),

aus s. allgemeinen Schaubühne der Welt ꝛc. (Frkf. am M. 1699. Fol. 2te Aufl. 1716). Th. I. S. 169.

In Engelland gab es gegen Ende dieses Jahres (1605) eine verteuffelte Verrätherey, welche die Pulver-Verrätherey genennet zu werden pflegt. Etliche Römisch-Catholische Leute unterfiengen sich, auß einem grimmigen Religions-Haß, einer abscheulichen That, den König und das gantze Parlament mit Pulver in die Lufft zu schicken, zu welchem Ende sie 36 Tonnen Pulver unter das Parlaments-Hauß zu Westmünster in einen Keller gebracht, und mit vielem Holtz und Buschwellen bedeckt, solches zu der Zeit, wenn das Parlament beyder Häuser neben dem König versammelt seyn würde, anzustecken, und also über tausend Menschen der vornehmsten Herren und Geschlechter des gantzen Reichs auff einmal neben dem Könige in die Lufft zu schicken. Gott aber hat Gnade gegeben, daß diese Mine, und damit die Conspiration zeitig entdeckt worden, indem einer der Conspiranten seinen guten Freund den Baron von Montegli durch einen unbekanten Brieff gewarnet, auff den bestimmten Tag nicht ins Parlament zu gehen, welches ihm Gedancken macht, daß er es dem Königl. Secretario Salisbury und dieser ferner dem Könige angezeigt, wordurch die böse Sache untersucht und außgemacht worden.

Die Verräther mit ihren Gesellen waren nach War-

wich, und ferner nach Worcester entflohen, allwo sie sich verzweiffelter Massen wider die nachgeschickten Gerichts-Personen gewehret. Die beyden Rädelsführer Catesby und Percy blieben im Gefechte todt, die übrigen wurden gefangen, und nach London geschickt, allwo sie ihren verdienten Lohn als Verräther und Königs-Mörder empfangen. Drey Jesuiten und viel Catholische Herren wurden mit gefangen genommen, durch deren Bekenntniß an Tag kommen, daß dieses grausamen Vorhabens vornehmster Anstiffter Guy Fauckes gewest, welcher in der peinlichen Frage bekannt, daß er das Sacrament darauff genommen. Gebeichtet aber hätte er es nicht, weil er es eben so wenig für eine Sünde gehalten, so wenig, als wenn man zu Ostende die Ketzer durch Minen in die Lufft schickte, und zwar auß Ursachen: weil Jacobus mit dem Pabst nicht versöhnet, und deßwegen für keinen rechtmässigen König zu halten sey. Die Parlaments-Herren aber als Ketzer in der Römischen Kirchen Bann wären. Ist fast eben die Antwort, welche König Heinrichs Meuchel-Mörder Jean Chastel von sich gegeben. Etliche Geschicht-Schreiber melden, die Verräther hätten ihr Vorhaben den Jesuiten offenbahrt. P. Garnet aber, ihr Provincialis und Superior, hat es beständig geläugnet.

d) von Ludw. Tim. v. Spittler († 1807), aus s. Geschichte Wirtembergs (Gött. 1783. 8.) S. 87. (abgekürzt)

Regierungszeit Herzogs Eberhard 2.

Wirtemberg befand sich bei Eberhards 2 Regierungsantritte (1496) in dem kritischen Zeitpuncte, der wenigstens einmal in der Geschichte eines jeden Staates vorkommt, und immer voll der brausendsten Gährungen

ist, wenn nicht die weise Aufmerksamkeit eines beliebten Regenten den gegen einander stoßenden Kräften der verschiedenen Stände im Staate eine glückliche Richtung giebt, oder ein entschlossener Despot mit seiner, jeden Freiheitsdrang tödtlich schwächenden, Arglist alles auf ewig ruhig macht. Eberhard 2 hatte weder Verstand genug zum erstern, noch zum letztern genug kühnen Ehrgeiz; ein Prinz, in seinem funfzigsten Jahre noch nicht klug, und oft so albern ausschweifend, daß man nicht wußte, ob er recht bei Sinnen sey. Am Hofe König Ludwigs 11 von Frankreich, wo er ehemals erzogen worden war, hätte er sehr leicht Regierungskünste lernen können, welche dem Gedeihen landständischer Freiheiten nicht förderlich gewesen wären; aber er kam noch in seinem funfzigsten Jahre zu keinem reifen Gedanken, und ein lustiger Bruder, ein entlaufener Augustinermönch, D. Holzinger, der die Nonnen eben so gut kannte, als der Herzog, war sein neuernannter Kanzler, dem des alten Eberhards Freund, der theure D. Ludwig Vergenhans, Platz machen mußte. Schon ein Beispiel dieser Art wäre hinreichend gewesen, die alten Räthe aufzubringen. Noch folgte aber ein zweites und drittes Beispiel, und sogar den Schlaftrunk und die Morgensuppen seiner Kanzleiräthe suchte der Herzog einzuschränken, nicht aus Sparsamkeit, wie die alten Räthe wohl zu merken glaubten, sondern um größere Summen für seine eigenen Freuden, für seine Fastnachtsspiele und andere lustige Schwänke zu haben. Seine Ehegemahlin, die sich doch mit steter Freundlichkeit und Demuth gegen ihn betrug, wollte er von sich schicken; die Kanzlei sollte verlegt werden. Die Achtung vor dem neuen Herzoge war schon verloren, da er die Regierung antrat, und nun unwiederbringlich verloren, da er sich auch als Herzog so gleich blieb. Man drang darauf, daß er einen Landtag halten

sollte, den allgemeinen Klagen zu helfen; und weder Eberhard, noch seine neuen lustigen Räthe waren verständig genug, zu argwohnen, was für Folgen es haben könne, wenn die Klagenden alle versammelt seyn würden, wenn ihnen der Anblick ihrer Menge Muth einflößen, das Anhören ihrer wechselsweisen Beschwerden größere Erbitterung erregen werde. Der Herzog scheint geglaubt zu haben, außer aller Gefahr von Unannehmlichkeiten zu bleiben, wenn er nur nicht persönlich gegenwärtig sey, und selbst die ersten frechen Schritte, welche die versammelten Stände wagten, brachten ihn noch nicht zu einem muthigen Entschlusse. Er war einer der schwachen Menschen, die nie wissen, was sie thun sollen, und noch weniger, wie sie es thun sollen. Seine zwei Lieblinge, den Augustinermönch Holzinger und einen gewissen Hanns von Stetten, nahm man gefangen; letzterer wurde sogar auf die Folter gespannt, ohne daß man eigentlich wußte, was man von ihm gestanden wünschte. Unter jeder neuen Regierung macht es immer einen kleinen Sturm, bis die alten im Schatten der vorigen Regierung groß gewordenen Familien den Neulingen weichen, die der neue Regent zu seinen Vertrauten ersehen; aber da Eberhard für die Beharrlichkeit in seinem Entwurfe zu schwach war, und unter dem dritten Stande noch der ganze Freiheitsenthusiasmus brauste, womit von jeher seine erste Theilnehmung an den Geschäften verbunden schien; so wurde dem neuen Herzog, noch ehe der Landtag vierzehn Tage beisammen war, der Gehorsam feierlich aufgekündet, und die Herren, welche den Landtag dirigirten, hatten am kaiserlichen Hofe ihre Verbindungen, durch welche sie sich der Gutheißung ihres gewagten Schrittes versichern konnten. Denn noch ehe der Kaiser (Maximilian) den Herzog gehört, billigte er das ganze Verfahren des Landtags. Dem Kaiser lag an Vollzie-

hung dieser Revolution fast eben so viel, als jenen Aristokraten, die ihre Herrschaft ewig dauernd machen wollten; er suchte Stücke von Wirtemberg an sich zu bringen.

e) von Friedr. v. Raumer,

aus s. Geschichte der Hohenstaufen Th. 4. (Leipzig, 1824. 8.) S. 613.

Die Verurtheilung und Hinrichtung Konradins.

— Auf unpartheiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es, müsse über das Schicksal der Gefangenen entschieden werden; deshalb ließ der König (Karl von Anjou) Richter und Rechtsgelehrte aus mehrern Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffe er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sey ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig."

Als die Richter diese Anklage hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen; und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht." — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte

König Karl — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido unerschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?" — Alle Richter, bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech, jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangene aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiele erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen, und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sey dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und

rechts bekränzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, hausete.

Am 29 October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen anstehlichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Teutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten, und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor allen Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem

Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient; hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre; wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht blos versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste herab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf, und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oestreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll; so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „o Mutter, welches Leiden bereite

ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oestreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel. Nach diesen mordete man noch mehrere. Im Allgemeinen findet sich bezeuget, daß über tausend allmählig auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

f) von Heinr. Zschokke, aus des Schweizerlandes Geschichten für das Schweizervolk (Aarau, 1822. 8) S. 40. (abgekürzt)

Wilhelm Tell und Geßler.

— Es geschah, weil kein Gericht und Recht mehr im (Schweizer-) Lande zu finden war, daß jeder sich selbst half und viel Unheils ward. Die Voigte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weise, also, daß sie nicht nur des Volkes von Kaisern und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menschen, wie sein unveräußerliches Gut, verliehen hat.

Da ging schweigend Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See, und fuhr über das Wasser nach Uri zum Walther Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimme des Landenberg über das Gebirg entwichen war. Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Voigte, die ihnen der König, zuwider ihren

angestammten Rechten und Freiheiten, gesandt habe. Darum beschlossen sie, jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sey, und was es für seine Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle?

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heimlichen Orte am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer schmalen umbüschten Wiese am Fuß von den Felsen des Seelisberges, gegen über dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn, vom ausgereuteten Gesträpp, das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botschaft mit; allem Volke sey viel leichter der Tod, als das schmähliche Joch.

Dem Voigt Herrmann Geßler ward nicht wohl; denn er hatte böses Gewissen. Es dünkte ihm, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aufsähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oestreich erhöhen auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, soll demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oestreich sey.

Und Wilhelm Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber; aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Voigt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze; so strafe dich deine eigene Kunst. Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins; den schieße herab und fehle nicht!" Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel, und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da schwirrte die Bogensehne. Da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?" Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht

den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!"

Deß erschrack der Voigt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, schien, wegen des Volkes, nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Voigt Zusammenlauf des Volkes, und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Fönwind ungestüm blies. Der See ging hohl, und die Wellen schlugen schäumend über, daß Allen bange ward und die Schiffsleute verzagten. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abthun, damit derselbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke.

Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung; der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in den See.

Nun kletterte der Erlösete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorne des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit; so hat er in der Heimath mein Weib und mein Kind zum Pfand. Soll eins von beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder Voigt Geßler du; so falle du und Freiheit steige wieder!

So dachte der Tell und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht, und harrte in der hohlen Gasse bei dem Orte. Da kam der Voigt; da schwirrte die Bogensehne; da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erschrack freudig, als es den Tod

seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tell verlieh höhern Muth.

50.

Beispiele aus der Culturgeschichte.

a) von v. Herder († 1803),

aus s. Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschheit, Th. 4. (Riga und Leipz. 1792. 8.) S. 61.

Siebenzig Jahre vor dem Untergange des jüdischen Staates ward in ihm ein Mann gebohren, der sowohl in dem Gedankenreiche der Menschen, als in ihren Sitten und Verfassungen eine unerwartete Revolution bewirkt hat, Jesus. Arm gebohren, ob er wohl vom alten Königshause seines Volkes abstammte, und im rohesten Theile seines Landes, fern von der gelehrten Weisheit seiner äußerst verfallenen Nation erzogen, lebte er die größte Zeit seines kurzen Lebens unbemerkt, bis er, durch eine himmlische Erscheinung am Jordan eingeweiht, zwölf Menschen seines Standes als Schüler zu sich zog, mit ihnen einen Theil Judäa's durchreisete, und sie bald darauf selbst als Boten eines herannahenden neuen Reiches umher sandte. Das Reich, das er ankündigte, nannte er das Reich Gottes, ein himmlisches Reich, zu welchem nur auserwählte Männer gelangen könnten, zu welchem er also auch nicht mit Auflegung äußerlicher Pflichten und Gebräuche, desto mehr aber mit einer Aufforderung zu reinen Geistes- und Gemüthstugenden einlud. Die ächteste Humanität ist in den wenigen Reden enthalten, die wir von ihm haben. Humanität ists, was er im Leben bewies, und durch seinen Tod bekräftigte; wie er sich denn selbst mit einem

Lieblingsnamen den Menschensohn nannte. Daß er in seiner Nation, insonderheit unter den Armen und Gedrückten viele Anhänger fand, aber auch von denen, die das Volk scheinheilig drückten, bald aus dem Wege geräumt ward, so daß wir die Zeit, in welcher er sich öffentlich zeigte, kaum bestimmt angeben können; beides war die natürliche Folge der Situation, in welcher er lebte.

Was war nun dies Reich der Himmel, dessen Ankunft Jesus verkündigte, zu wünschen empfahl, und selbst zu bewirken strebte? Daß es keine weltliche Hoheit gewesen, zeigt jede seiner Reden und Thaten, bis zu dem letzten klaren Bekenntnisse, das er vor seinem Richter ablegte. Als ein geistiger Erretter seines Geschlechts, wollte er Menschen Gottes bilden, die, unter welchen Gesetzen es auch wäre, aus reinen Grundsätzen Andrer Wohl beförderten, und, selbst duldend, im Reiche der Wahrheit und Güte als Könige herrschten. Daß eine Absicht dieser Art der einzige Zweck der Vorsehung mit unserm Geschlechte seyn könne, zu welchem auch, je reiner sie denken und streben, alle Weise und Gute der Erde mitwirken müssen und mitwirken werden; dieses ist durch sich selbst klar. Denn was hätte der Mensch für ein anderes Ideal seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit auf Erden, wenn es nicht diese allgemein wirkende reine Humanität wäre?

Verehrend beuge ich mich vor deiner edlen Gestalt, du Haupt und Stifter eines Reiches von so großen Zwecken, von so dauerndem Umfange, von so einfachen, lebendigen Grundsätzen, von so wirksamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieses Erdenlebens selbst zu enge schien. Nirgends finde ich in der Geschichte eine Revolution, die in kurzer Zeit so stille veranlaßt, durch schwache Werkzeuge auf eine so sonderbare Art, zu einer

noch unabsehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt, und in Gutem und Bösen behauet worden ist, als die sich unter dem Namen nicht deiner Religion, d. i. deines lebendigen Entwurfes zum Wohle der Menschen, sondern größtentheils einer Religion an dich, d. i. einer gedankenlosen Anbetung deiner Person und deines Kreuzes den Völkern mitgetheilt hat. Dein heller Geist sah dies selbst voraus; und es wäre Entweihung deines Namens, wenn man ihn bei jedem trüben Abflusse deiner reinen Quelle zu nennen wagte. Wir wollen ihn, so weit es seyn kann, nicht nennen; vor der ganzen Geschichte, die von dir abstammt, stehe deine stille Gestalt allein!

b) von Johann Winckelmann († 1768); die Bildsäule des vatikanischen Apollo.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Er übertrifft alle andere Bilder desselben, so weit Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter mahlen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommner Jahre, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Geh mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche, ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Bildern, die sich über die Materie erheben, zu erfüllen. Denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern und Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist,

der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er erst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabner Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen wünschen. Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt. Es scheint gesalbet mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden.

Ich vergesse alle andere über den Anblick dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheinet sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich im Geiste weggerückt nach Delos, und in die Lycischen Haine; Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte. Denn mein Bild scheinet Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit; wie ist es möglich, es zu mahlen und zu beschreiben? Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, welche das Haupt der Gottheiten, die sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

c) von Geo. Forster († 1794),

aus s. Ansichten vom Niederrhein (Berl. 1791. 8.) Th. 1. S. 231. (abgekürzt)

Johannes in der Wüste, in der (ehemaligen) Düsseldorfer Gallerie.

— Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen; gegeben — eine Wahrheit des Colorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunklern Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hingestreckt, des Körpers andere Stütze; so sitzt Johannes ruhend da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten hält er das andere Emblem des Täufers: die aus dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schale. — Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelösete Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruht, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner innern Gedankenwelt, und seine Hand bleibt, ihm unbewußt, schweben. Schön sind die Lippen, von unentweihter Reinheit. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahneten Größe drückt die Augenlieder. Unter ihrer großen schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraunen, steht ein Göttergesicht vor der innern Sehe, wogegen

ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirne entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblicke so rege sind! Vom runden festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in hervorstralender, erhabener Seelenstärke!

Wir kennen diesen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schicksals einer verderbten Welt lag aus einander gerollt vor seinen Augen. Durch Enthaltsamkeit und Verläugnung geschärft und geläutert, ergründete sein reiner Sinn die Zukunft. In einsamen Wüsteneien denkt er dem großen Bedürfnisse des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für sein gesunkenes Volk, hatte er sich von ihm abgesondert, hatte es gestraft durch das Beispiel seiner strengen Lebensordnung und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernste Sittenrichter, daß diese Mittel nichts fruchten. Da wagt er es, im Geiste das Ideal eines Menschen zu entwerfen, der Aufopferung, Langmuth, Liebe im höchsten Grade besitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieses Bild sey nicht ein bloßes Werk der Phantasie; ja er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdbewohner beschlossen liegt! Dieses Bewußtseyns frohe Schauer sind es, die der gesenkte Blick, im innern Anschauen verloren, uns verkündet. Wer ahnet den Feuerstrom der Rede, der sonst von diesen Lippen floß, allen Widerstand bändigte, und die zagenden Herzen ergriff? Diese überwundenen, gerührten Lippen sinken in die Ruhe der großen, freudigen Zuversicht. Das ist der Täufer Johannes!

Ich begreife es nun, daß selbst der Apollo einem

Menschen so viel nicht seyn kann, als dieser Johannes. Die Gleichartigkeit seines Wesens mit dem unsrigen zieht uns zu ihm hin; er ist in aller seiner Vollkommenheit noch unser Bruder; in ihm fühlen wir uns ergänzt; von ihm wollen wir lernen, weil wir ihn verstehen, weil er erkennt und denkt, wie wir. Der Apoll hingegen ist, was er seyn soll: ein Gott. Von seiner Erkenntnißart haben wir keinen Begriff; sie ist ganz Intuition, ganz reiner Sinn, wie wir es dunkel ahnen in seiner Gestalt. Ihn fassen wir nicht; von ihm können wir nichts lernen.

d) von Manso,

aus s. Geschichte der griechischen Poesie (in d. Nachträgen zu Sulzers Theorie der schönen Künste, 1 B. 2 St. S. 263. — Leipz. 1792. 8.).

Die Griechen waren von Alters her ein musikalisches Volk. Denn die Wunder, welche die älteste Geschichte von den Wirkungen der Tonkunst erzählt, und die Thaten eines Amphion und Orpheus sind nicht so ganz Fabel, daß ihnen nicht eine gewisse Wahrheit zum Grunde läge. Aber freilich würde es sehr unphilosophisch seyn, einer übergroßen Vollkommenheit der Kunst dasjenige zuzuschreiben, was nur die Wirkung größerer Reizbarkeit und Empfänglichkeit für den Zauber selbst einer mittelmäßigen Musik gewesen seyn kann. Denn diese Wunder verschwanden in den Zeiten der höhern Cultur, und die geschicktesten Tonkünstler der spätern Zeit waren umsonst bemüht, die Wunder der orphischen Kunst zu erneuern. Was einmal verschwunden war, kam nicht mehr zurück. Nur in der Epoche der Barbarei, nur in der Zeit, wo eine unverfeinerte Sinnlichkeit die Gemüther beherrscht, kann die festliche Musik ein ganzes Volk be-

geistern und zu Thaten entflammen. Wo aber diese Musik noch überdem, wie in Griechenland, mit Worten und lebhaften Bewegungen verbunden war; da ist es um desto begreiflicher, wie ein Gefühl der Gegenwart der Götter die Zuhörer ergreifen, und wie ihnen der begeisterte Dichter ein Liebling der Unsterblichen und ein Ausleger ihres Willens scheinen mußte.

So unvollkommen wir uns aber auch immer die Musik der ältesten Dichter denken mögen; so war sie es doch, die der Sprache, welche gleichen Schritt mit ihr hielt, den Wohllaut und die Bestimmtheit ihrer Sylben gab, so wie der Tact des Tanzes den Rhythmus des Verses hervorbringen mußte. Indem nun also die Griechen verbanden, was anderwärts getrennt war; so sind sie unter allen dichtenden Nationen die einzige geworden, welche, bei ihrem ersten Auftritte in die Geschichte der Literatur, mit einer höchst bestimmten Prosodie und regelmäßig geformten Versen erscheint. Welch ein Wunder der Kunst ist der Rhythmus des Hexameters, in welchem Homers Gedichte einhertreten! Wie ist er in allen seinen kleinsten Theilen bestimmt und vollendet! Wie schmiegen sich in ihm Gedanken und Worte an, und wie dürftig erscheint dagegen der armselige Parallelismus der morgenländischen Poesie!

An diesem Faden lief die Bildung der poetischen Sprache fort. Nie, bis in die Zeiten der höchsten Cultur hinauf, vergaß die Dichtkunst der Griechen ihren ersten Ursprung, den sie den Festen der Götter, den Versammlungen frommer und fröhlicher Menschen dankte. Bei allen Festen, feierlichen Zusammenkünften und Spielen klang die Leier der Dichter von den Thaten der Götter und Halbgötter, von dem Preise der Tugend und dem Hohne des Lasters. Immer blieb die Dichtkunst lebendige Darstellung durch tönende Worte, denen Tanz

und Musik zu Hülfe kam. In dem Trauerspiele war nicht blos der lyrische Theil mit Gesang verbunden; der Dialog selbst war dem Recitative gleich. Dasselbe war es mit dem epischen Gedichte, der Hymne und andern. Nicht für das Auge, sondern ganz eigentlich für das Ohr war und blieb ihre Dichtkunst bestimmt. Und als dieses aufhörte; als der feierliche Gesang verstummte, und die Musen sich aus dem Gedränge des Volkes in die Studierstuben zurück zogen; da war es um die Blüthe der Dichtkunst gethan. Noch immer zwar blieben ihr jene reizenden Formen, welche sie in einem poetischen Zeitalter empfangen hatte; aber der Geist, der sie beseelen sollte, und die genialische Kraft war dahin. Die Kunst konnte nicht ersetzen, was der Natur vordem gleichsam von selbst und ohne Mühe entquollen war.

e) von Joh. Gtfr. Eichhorn,
aus s. allgemeinen Geschichte der Cultur und Literatur des neuern Europa (Gött. 1796. 8.). Th. 1. S. 213. (abgekürzt)

Die Ritterpoesie in Teutschland.

Die teutsche Nation liebte Lieder und Gesang von den frühesten Zeiten her, und lief sogar ihren germanischen Brüdern in den übrigen Reichen von Europa in der ersten Bildung ihrer Sprache und der bessern Dichtkunst vor, ob sie gleich in vielen andern Stücken erst nach ihnen reifte. Diesen Vorzug verdankt sie ihren Königen und Kaisern nicht. Zwar Karl der Große, aufmerksam auf alles, was seine Nation zu einer bessern Bildung hätte führen mögen, that auch für die teutsche Sprache, was er konnte; der schöne Anfang aber, den er machte, ward nicht fortgesetzt: die Wirkungen seines großen Beispiels und der von ihm getroffenen Verfü-

gungen blieben allenthalben aus. Seine Liebe für Gesang und Sprache seines Vaterlandes erbte nicht einmal auf seinen Sohn, den andächtigen Ludwig, fort, der vielmehr alle teutsche Sänger von seinem Hofe wies; und eben so wenig that ein andrer teutscher König vor der Zeit der Hohenstaufen etwas für Veredlung und Besserung der teutschen Sprache.

Bis auf die Hohenstaufen (1136) brauchte man in Teutschland zur Schrift- und Büchersprache die oberteutschen Dialecte, und unter diesen wieder den fränkischen am häufigsten, weil er die übrigen an Bildung übertraf, und die Sprache seiner meisten Beherrscher bis dahin gewesen war. Aber durch das schwäbische Kaiserhaus (1136—1254) schwang sich unter den oberteutschen Dialecten der schwäbische oder alemannische empor, und erhielt das Uebergewicht über alle teutsche Mundarten, weil er die Sprache des kaiserlichen Hofes und seiner Dichter ward.

Teutschland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus; die Moräste waren abgezapft, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freiern Spielraum; Klima, Lebensart und Einwohner hatten sich gebessert. Selbst in seinen innern Theilen wechselten blühende Städte mit Dörfern und Flecken ab; Handel, Künste und Gewerbe beschäftigten bereits einen beträchtlichen Theil seiner Einwohner; mehrere Fürstenthümer hatten einen großen Länderumfang und ihre Fürsten liebten Pracht. Der fortgesetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa, bei den vielen Römer- und Ritterzügen; die fremden Sitten, die man hatte kennen lernen; die bessern Muster, die man häufig vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatte eine heilsame Revolution der Teutschen in ihrem innern und äußern Wesen,

angefangen. Lebensart und Sitten wurden verfeinert, Kenntnisse und Begriffe erweitert, die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart vergeistigt; und da die Sprache immer der Verbesserung und Verfeinerung der Denkart folgt, so war der edlere Theil von Teutschland allmählig zum Besitze von allem dem gelangt, was zum Anfange einer Nationalliteratur gehörte.

Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Alemannien, das ist, in Schwaben mit Inbegriff eines großen Theiles der Schweiz. Von da verbreitete sie ihre Stralen in nicht gar langer Zeit über die übrigen Provinzen Teutschlands in dem Maaße, in welchem jede ihres Lichtes empfänglich war. Auch in Teutschland ward, wie in dem übrigen Europa, Ritterpoesie der Vorbote besserer Kenntnisse; und, worüber man sich wundern möchte, sie zeichnet sich sogleich von ihrem ersten Anfange an durch harmonische Gesänge aus.

Soll diese Harmonie und Lieblichkeit der Sprache kein unlösbares Räthsel seyn; so muß nothwendig Alemannien, schon vor der Periode seines uns bekannten Minnegesanges, Lieder und Gesang geliebt, und seinen Dialect durch Reimen ausgebildet haben. Denn eine Sprache von so vieler Lieblichkeit und Milde, von dem Wohllaute und dem feinen Tone, von der Einfalt, Kühnheit, Kraft und Regelmäßigkeit, als die alemannische in den Minnesängern zeigt, kann nicht mit einem Male entstehen; ihr gebildetes und feines Lebensalter setzt ein ungebildetes und plumperes, und einen stufenweisen Uebergang aus einem in das andere voraus. Und reimten nicht in andern teutschen Dialecten, im fränkischen und niedersächsischen, von jeher Dichter? Und der Alemannier auf seinem fruchtbaren Boden und von einer strichweis reizenden und romantischen Natur umgeben, die nicht ohne Einfluß auf den Geist des

Menschen bleiben kann, sollte nicht in einfach roher Poesie, wie seine teutschen Brüder, die auf rauhern Strichen wohnten, seinen frohen Sinn geäußert, und nicht durch andre geistige Versuche sich und seine Sprache fortgebildet haben, weil das Schicksal es nicht wollte, daß ein Bruchstück seiner schriftlichen und poetischen Uebungen auf unsre Zeiten kommen sollte?

f) von Ludwig Wachler,
aus s. Handbuche der Geschichte der Literatur, Th. 3. (Frankf. am M. 1824. 8.) S. 16.

Uebersicht des sechszehnten Jahrhunderts.

Im sechszehnten Jahrhunderte wird die Umschaffung und Ueberlegenheit Europa's entschieden; Europa ist im Alleinbesitze der Literatur, welche nur in kleinern Gaben auf andere Welttheile übergehet; ihm werden neue Kenntnisse und neue Bedürfnisse zu Theil, neue Sitten, neue Reichthümer, neue Erwerbsmittel, große Hoffnungen und Ansprüche, kleinliche Besorgnisse und Vorsichtsmaasregeln, Entwürfe der Menschlichkeit, der Gewalt und der Arglist, Gewissensfreiheit und Inquisitionsgerichte, Volksschulen und Versorgungsanstalten für Hülflose, stehende Heere und Jesuiten. Ritterlicher Hochsinn und großartige Tapferkeit beurkundeten sich in den teutschen Sickingen und Berlichingen und im französischen Bayard, wie in den spanischen Unterdrückern der neu entdeckten Welt, und bei Portugiesen in Ostindien, oder bei Britten und Niederländern auf den Meeren; in gleicher Weise bei den Wortführern für Schönheit, Wahrheit und Recht, im Kampfe gegen scholastischen und hierarchischen Obscurantismus, und bei allen Machthabern des eindringlichen Wortes und der die Einbildungskraft beherrschenden Künste. Das große Heldenzeitalter der

neuern Zeit wird aufgethan in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in den Anstrengungen des Krieges und Friedens. Während Mich. Angelo, Leon. da Vinci, Raphael, Correggio, Tiziano unerreichbare Kunstwerke hinzauberten, und Dürer, Cranach und Holbein die Wahrheit der Natur in Bildern versinnlichten, Ariosto die Wunder der Feenwelt erneute, Camoëns die Heldenthaten seines Vaterlandes feierte, und Hans Sachs die letzten Laute des bürgerlichen Meistergesanges vernehmen ließ; während in Italien der üppigsten Lüsternheit in Liedern und Novellen gehuldigt, Thorheit und Schwäche mit zügelloser Laune gegeiselt und seltsame Mannigfaltigkeit in Ergießung spöttischen Muthwillens ausgesonnen wurde, und Macchiavelli's Meisterhand die Grundzüge des modernen Despotismus nach dem Leben zeichnete; griffen Zwingli und Luther, unter freudiger Beistimmung von Millionen, die römische Zwingherrschaft und die sittlichen Gebrechen der Kirche und des öffentlichen Lebens mit Feuermuth an, gestalteten Melanthon, J. Camerarius und J. Sturm das gelehrte Schulwesen, drängten geistvolle Humanisten die ausgelebte Scholastik in ihre klösterlichen Schlupfwinkel zurück, entstanden Volksschulen und Universitäten, bestimmte Copernicus die Bewegung der Erde um die Sonne, umschiffte Magellan die Welt, stellten C. Gesner und G. Agricola das Studium der Naturgeschichte her, und Theologie, Medicin und Jurisprudenz wurden gereiniget und vervollkommnet. — Auf so reiches, fast blendendes Licht mußten nächtliche Schatten folgen; allerlei Selbstsucht und trotzige Willkühr sannen auf Wiederherstellung ihrer alten guten Zeit, und ließen sich die Ueberwältigung des sittlich-religiösen und bürgerlichen Freiheitssinnes mit bitter-strengem Ernste angelegen seyn; Gewalt wurde den Gewissen angethan, das selbstständige

Aufstreben der Geister gezügelt, die Eigenthümlichkeit der Ansichten als frevelhafte Widerspenstigkeit verfolgt; die sultanische Alleinmacht geistlicher und weltlicher Triebe gewann wieder Boden und Wurzeln; die gebildetesten Staaten wurden durch Religions- und Bürgerkriege verheert; Servet büßte auf dem Scheiterhaufen für mißfällige Religionsmeinungen; Alba's Blutgerichte und die Pariser Bluthochzeit sind gräßliche Wahrzeichen der teuflischen Verbindung zwischen angeblicher Rechtgläubigkeit und menschenfeindlicher Regierungswillkühr.

51.

3) Die allgemeine Geschichte.

Die allgemeine Geschichte — die häufig, wiewohl unrichtig, als Weltgeschichte bezeichnet wird — umschließt den gesammten Kreis der Vergangenheit, nach allen Individuen des menschlichen Geschlechts, die je auf dem Erdboden gelebt haben, oder noch leben, so wie nach allen ihren freien Handlungen, und nach ihren Schicksalen, vom Entstehen des menschlichen Geschlechts bis auf den gestrigen Tag. Man tritt schaudernd vor dem Umfange dieses Gebietes zurück, dessen Stoff in unzähligen Massen von Individuen und Thatsachen besteht, wenn man damit die Kräfte eines einzigen menschlichen Geistes zusammenhält, der nicht nur dieses unermeßlichen Stoffes sich bemächtigen, sondern auch denselben nach seiner Beglaubigung und Wahrheit kritisch ausmitteln, nach seiner größern oder geringern Wichtigkeit und Merkwürdigkeit anordnen und eintheilen, und, nach dem Gesetze der Form, zur Einheit verbinden und zu einer lebensvollen Gestalt erheben soll, in

welcher man die Menschheit selbst, nach allen ihren einzelnen Zügen und Schattirungen, wieder erkennt. Denn zu dem unermeßlichen Kreise dieses Stoffes gehört an sich alles, was in allen Zeitaltern, bei allen Völkern, und unter allen Umständen und Verhältnissen auf Erden geschehen und vollbracht worden ist. Für die allgemeine Geschichte ist nichts verloren, als was sich weder durch Sage und Ueberlieferung, noch durch irgend ein Denkmal, noch durch Schrift hat erhalten können. Allein je größer die Massen dieses Stoffes sind; desto nöthiger ist die Prüfung, die Auswahl, die Vertheilung und die Zusammenstellung desselben nach den Gesetzen des ursachlichen Zusammenhanges. Mag daher immer, in Hinsicht auf die Erforschung der Quellen und auf die kritische Prüfung und Sichtung der einzelnen Nachrichten, die Biographie und die besondere Geschichte der allgemeinen Geschichte vorarbeiten; so bleibt doch die Aufgabe der allgemeinen Geschichte höchst wichtig und schwierig. Denn alle Individuen unsers Geschlechts und alle Thatsachen, welche den Stoff der allgemeinen Geschichte bilden, erhalten in derselben ihre eigenthümliche Stellung, ihre größere oder geringere Wichtigkeit, und ihre gegenseitigen Beziehungen auf einander, nur durch ihr Verhältniß zu dem Ganzen, als dessen einzelne losgerissene Theile sie ursprünglich erscheinen. So wie die einflußreichsten Individuen unserer Gattung, so auch die kräftigsten Völker und die mächtigsten Staaten und Reiche, die auf dem Erdboden geblüht haben, oder noch blühen, sind nur einzelne Glieder einer unendlichen Kette, und einzelne Theile eines unermeßlichen, in sich abgeschlossenen Ganzen, der Menschheit selbst.

Wenn übrigens nur der Mensch, und zwar inwiefern in seiner Freiheit der letzte Grund seiner äußern Ankündigung enthalten ist, und er durch diese Freiheit seinen äußern gesellschaftlichen Zustand bildet und verändert, der einzig würdige Gegenstand der allgemeinen Geschichte ist; so folgt, daß alles, was aus dem Gebiete der Naturgeschichte und aus den Veränderungen der Oberfläche des Erdkörpers in den Kreis der allgemeinen Geschichte gezogen werden soll, in unmittelbarer Beziehung auf das Handeln und auf die Schicksale des menschlichen Geschlechts stehen muß, weil es außerdem dem in sich gleichfalls abgeschlossenen Gebiete der Naturgeschichte angehört. Denn nur daran wird erkannt, ob ein Individuum, eine freie Handlung, eine Thatsache im Kreise der Außenwelt als Stoff zur allgemeinen Geschichte gehört, daß dadurch der gesellschaftliche Zustand des menschlichen Geschlechts auf irgend eine entscheidende Weise gebildet oder verändert worden ist. Auf gleiche Weise wird die größere oder geringere Wichtigkeit der Individuen und Thatsachen darnach bestimmt, je nachdem ihr Einfluß auf die Bildung oder Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes bleibend oder vorübergehend, mächtig aufregend und erschütternd oder nur theilweise eingreifend, auf einzelne Völker und Staaten, oder auf ganze Erdtheile, ja vielleicht auf die Menschheit selbst von unermeßlichen Folgen war. Nach diesem, in dem Zusammenhange der Weltbegebenheiten unverkennbar sich ankündigenden, Gewichte der einzelnen Thatsachen erscheint das Weltreich Alexanders weitwirkender als das von Cyrus gestiftete Perserreich, die Stiftung des Christenthums nach einer ungleich höhern Bedeutung als

die Stiftung des Bramaismus, der Untergang des römischen Westreichs weit folgenreicher als der Untergang Karthago's, die Entdeckung Amerika's ungleich bedeutender als der Gang und das Ergebniß der Kreuzzüge, die Erfindung der Buchdruckerkunst folgenreicher als die Vernichtung des Tempelherrenordens, die Verbreitung der Kirchenverbesserung wichtiger als die gleichzeitige Bezwingung von Meriko und Peru, die Regierungszeit Friedrichs 2 folgenreicher als die Regierung Ludwigs 14, und die Auflösung des teutschen Reiches entscheidender für das ganze europäische Staatensystem als die Auflösung von Venedig und Genua, und selbst von Polen. Die Merkwürdigkeit, oder das politische Gewicht eines menschlichen Individuums und einer geschichtlichen Thatsache, wird daher durch die Größe des Einflusses bestimmt, welchen sie auf die Bildung und Veränderung des äußern gesellschaftlichen Zustandes des menschlichen Geschlechts behaupten.

Soll aber die allgemeine Geschichte die beglaubigten und merkwürdigen Thatsachen, welche ihren Stoff bilden, darstellen nach dem zwischen denselben statt findenden nothwendigen Zusammenhange; so muß sie die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorging und die Ursache späterer Ereignisse ward, sorgfältig erforschen, und diesen ursachlichen Zusammenhang der Weltbegebenheiten vermittelst der Darstellung hervorheben und versinnlichen. Denn so wie von diesem nothwendigen Zusammenhange der Weltbegebenheiten unter sich die Stellung jeder einzelnen Thatsache im Gesammtkreise der Vergangenheit abhängt; so muß auch dieser Zusammen-

hang durch die stylistische Darstellung so versinnlicht werden, daß von demselben ein vollständiges Bild für die Anschauung bewirkt wird.

Für die gleichmäßige Vertheilung des unermeßlichen Stoffes zur allgemeinen Geschichte wird aber die Aufstellung gewisser Hauptzeiträume erfordert, deren Anfangspunct ein Ereigniß bezeichnet, das für den jedesmal wichtigsten und cultivirtesten Theil der Erde den Grund einer neuen politischen Gestaltung unmittelbar enthält, und das, nach seinen allmählig über das ganze menschliche Geschlecht sich verbreitenden Folgen, die Ursache unzähliger Hauptveränderungen und Umbildungen in dem Systeme der bestehenden Staaten und Reiche ward. Dabei muß zwischen Zeitraum (Periode) und Zeitabschnitt (Epoche) genau unterschieden werden, inwiefern die wichtigsten Begebenheiten im Umfange eines Zeitraumes wieder die Grenzscheiden und Anfangspuncte der einzelnen Zeitabschnitte bilden. Ob nun gleich weder die individuellen Ansichten der Geschichtsschreiber in der politischen Wichtigkeit gewisser Ereignisse völlig zusammentreffen, noch gleiche Zwecke von ihnen bei ihren Darstellungen, und folglich auch bei ihrer Eintheilung der Weltbegebenheiten, festgehalten werden; so giebt es doch, als allgemeinste Eintheilung der Gesammtheit des Kreises der Vergangenheit, vier Hauptzeiträume: 1) die Zeit des Alterthums, welche mit dem Entstehen der ersten gesellschaftlichen Verbindungen auf dem Erdboden beginnt und herabreicht bis zur Auflösung des römischen Westreiches im Jahre 476 nach Christus; 2) das Mittelalter, von der Auflösung des römischen Westreiches bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils

476—1492); 3) die neuere Zeit, von der Ent-
eckung des vierten Erdtheils bis zur französischen
Revolution (1492—1789); und 4) die neueste
Zeit, seit der französischen Revolution bis auf den
gestrigen Tag.

Was die Behandlung des Stoffes in
er allgemeinen Geschichte betrifft; so kann man —
e nachdem der Geschichtsschreiber dabei die Verwirk-
ichung eines gewissen Zweckes vorherrschend be-
bsichtigt — zwischen dem geographischen, chro-
ologischen (oder annalistischen), ethnogra-
hischen, synchronistischen, pragmatischen
nd politischen Standpuncte unterscheiden. Man
ält nämlich den geographischen Standpunct fest,
obald man entweder von der ehemaligen, oder von
er gegenwärtigen politischen Eintheilung der Erde
n Staaten und Reiche ausgehet, und daran die
Darstellung der Thatsachen anknüpft, durch welche
er Zusammenhang derselben in der Vergangenheit
ebildet ward. Man folgt dem chronologischen
Standpuncte, wenn die unmittelbare Folge der
Jahre und Jahrhunderte, nach einer durch die ge-
chichtliche Kritik ausgemittelten Zeitrechnung, als
eitender Maasstab für die Darstellung der Bege-
enheiten der einzelnen Völker und Reiche angenom-
nen wird. Man verfährt ethnographisch, wenn
nan, nach Aufstellung der einzelnen Zeiträume der
llgemeinen Geschichte, in diesen einzelnen Zeiträu-
nen jedes Volk und jeden Staat selbstständig nach
em Gange seiner besondern Geschichte, und mög-
ich unabhängig von den gleichzeitigen Völkern dar-
tellt, so daß, nach dieser Methode, ein Volk auf
as andere folgt. Man wählt den synchronisti-
chen Standpunct, wenn man das Gleichzeitige

sowohl in den einzelnen Zeiträumen der Geschichte, als auch überhaupt in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, chronologisch geordnet, zusammenstellt, um dadurch die Uebersicht über das zu bewirken, was zu Einer Zeit in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern geschah. Man verfährt zunächst pragmatisch, wenn man hauptsächlich den innern und nothwendigen Zusammenhang der Begebenheiten, nach welchem sie sich gegenseitig als Ursache und Wirkung verhalten, festhält und versinnlicht, und zugleich, nach diesem Maasstabe, die Folge der Begebenheiten so anordnet, daß, durch die Form der Darstellung, das Bild eines zusammenhängenden Ganzen für die Anschauung vermittelt wird. Man verfolgt endlich den politischen Standpunct, wenn man, in Verbindung mit der pragmatischen Behandlung der Geschichte, hauptsächlich die Ankündigung des innern und äußern Lebens der erloschenen oder noch bestehenden Staaten, so wie die Wechselwirkung des innern und äußern Lebens auf einander, hervorhebt, inwiefern nämlich das innere Leben der Völker und Staaten zunächst von der erreichten Stufe der Cultur und von der dadurch bedingten Gestaltung der Verfassung, Regierung und Verwaltung abhängt, das äußere Leben derselben aber auf ihrer Verbindung und Wechselwirkung mit andern gleichzeitigen Völkern und Staaten, so wie auf der jedem einzelnen Staate und Reiche eigenthümlichen, kraftvollen oder schwachen, Stellung in der Mitte eines abgeschlossenen Staatensystems (wie namentlich seit den letzten drei Jahrhunderten im europäischen, und in neuester Zeit auch im amerikanischen Staatensysteme) beruht.

52.

Fortsetzung.

Geschichte der Menschheit.

So wie in dem Gebiete der besondern Geschichte, die Culturgeschichte, nach ihrem eigenthümlichen Charakter und nach der Durchführung ihrer einzelnen Haupttheile, genau von der Staaten- (oder politischen) Geschichte unterschieden werden muß; so auch in dem Gebiete der allgemeinen Geschichte die eigentliche Geschichte der Menschheit von der allgemeinen politischen Geschichte. Wie aber die besondere politische Geschichte, nach den Quellen, aus welchen sie hervorgehet, und nach den Massen des Stoffes, die sie verarbeitet und wissenschaftlich gestaltet, als Unterlage zur allgemeinen politischen Geschichte sich verhält; so auch die Culturgeschichte, nach den einzelnen Gegenständen, Theilen und Verzweigungen der menschlichen Cultur, zur Geschichte der Menschheit. So wie endlich die allgemeine politische Geschichte von dem Begriffe des gesellschaftlichen und politischen Lebens ausgeht; so die Geschichte der Menschheit von der Idee der Menschheit selbst, als der selbstständigen Gattung vernünftig-sinnlicher Wesen.

Wenn nun aber auch diese Idee der Menschheit an die Spitze der Geschichte der Menschheit gestellt wird; so soll doch diese Geschichte der Menschheit keinesweges eine Wissenschaft aus bloßen Begriffen, sie soll vielmehr eine rein geschichtliche Wissenschaft seyn, die nichts aufstellt, was nicht auf beglaubigten und merkwürdigen Thatsachen beruht. Sie soll im Voraus weder den grenzenlosen Fortschritt des menschlichen Geschlechts, noch

die Kreisbewegung und das häufige Rückwärtsschreiten desselben, nach seinen einzelnen Individuen, Völkern und Staaten in den verschiedenen Zeitaltern der allgemeinen Geschichte, als das Schlußergebniß, oder gar als den leitenden Grundsatz ihrer Untersuchungen und Darstellungen ankündigen, obgleich, in philosophischer Hinsicht, die Bestimmung der Menschheit zu einem grenzenlosen Fortschritte im Wahren, Schönen und Sittlichguten nicht abgeläugnet werden kann. Vielmehr soll die Geschichte der Menschheit, aus den Massen des zu ihr gehörenden Stoffes von Thatsachen, diejenigen ausheben, gleichmäßig vertheilen und zum innern ursachlichen Zusammenhange verbinden, welche unmittelbar darauf sich beziehen, zu zeigen, was die Menschheit, als Gattung, nach der ihr einwohnenden Freiheit, und nach der unermeßlichen Vervollkommnungsfähigkeit ihrer Anlagen, Vermögen und Kräfte, als ein sich, durch sich selbst fortbildendes, Ganzes in den einzelnen von ihr durchlebten Zeiträumen geworden, wie und wodurch sie dies geworden, und überhaupt ob und wie sie vorwärts oder rückwärts geschritten ist. Denn ein eigentlicher Stillstand kann in der Welt der Freiheit eben so wenig angenommen werden, als eine blosse Kreisbewegung, die nur in der Naturwelt nach den Gesetzen der Naturnothwendigkeit angetroffen wird, weil im Reiche freier Wesen entweder blos Fortschritt, oder blos Rückschritt, sowohl für Individuen, als für Völker, Staaten und Reiche denkbar ist. Ausgehend daher von der Freiheit vernünftig-sinnlicher Wesen, — und weder von dem philosophischen Ideale eines grenzenlosen und ununterbrochenen Fortschrittes, noch von

dem häufig aus der Geschichte der Individuen und Völker nachzuweisenden empirischen Ergebnisse des Rückwärtsschreitens, des Sinkens und des Verfalls in geistiger und sittlicher Hinsicht, — ist die Geschichte der Menschheit, in ihrer wissenschaftlichen selbstständigen Form, weder die Darstellung eines ununterbrochenen Fortschreitens, noch die Darstellung einer bloßen Kreisbewegung, noch eines entschiedenen Rückwärtsschreitens unsers Geschlechts, sondern die zusammenhängende Darstellung der Wirkungen der menschlichen Freiheit im Großen und im Ganzen, in allen gleichmäßig durchgeführten Kreisen des bürgerlichen, politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, und religiös-sittlichen Lebens. Als Ergebniß der, auf diese Weise zu Einem abgeschlossenen Ganzen geordneten, Thatsachen der Geschichte der Menschheit würde sich ankündigen: daß die Wirkungen der menschlichen Freiheit zuletzt, im Guten und im Bösen, sich so aufwiegen, daß nie ganz das Gute über das Böse, aber auch nie das Böse völlig das Uebergewicht über das Gute behauptet; daß also weder der geistige und sittliche Fortschritt, noch auch das Reactionssystem, auf Erden einen entscheidenden Sieg feiern wird; daß aber, nach dem sechstausendjährigen Zeugnisse der Geschichte, die Menschheit selbst im Ganzen — abgesehen von ihren einzelnen erloschenen oder noch bestehenden Völkern und Staaten, als individuellen Theilen jenes Ganzen — unter mächtigen Anstrengungen und Kämpfen vorwärts geschritten ist in allen einzelnen Arten, Formen und Verzweigungen der physischen, wissenschaftlichen, bürgerlich-politischen und religiösen Cultur, — Um dieses große und trostreiche Ergebniß aus-

zunächst und geschichtlich aus unwiderlegbaren Thatsachen nachzuweisen, verdient wohl die Geschichte der Menschheit als selbstständige Wissenschaft durchgebildet zu werden, für welche bis jetzt nur einzelne, zum Theile einseitige, Versuche geschehen sind. Denn sie verlangt die sorgfältigste Verbindung der Geschichtsforschung mit einem durch Philosophie gebildeten Geiste, dessen Thätigkeit weder blos durch abgezogene Ideen bestimmt, noch durch die vereinzelten Massen der geschichtlichen Thatsachen zerstreut wird, der aber gleichmäßig der abgezogenen Idee, wie der erfahrungsmäßigen Thatsachen der Geschichte mächtig ist. —

53.

Schluß.

Daß für die stylistische Darstellung der allgemeinen Geschichte überhaupt, und der Geschichte der Menschheit insbesondere, das Gesetz der Form, nach der unauflöslichen Verbindung der Richtigkeit und Schönheit innerhalb der Form, als höchster Maasstab gelte, versteht sich von selbst. Allein die Anwendung dieses Gesetzes auf die großen Massen des Stoffes in der allgemeinen Geschichte und in der Geschichte der Menschheit, hat von der einen Seite eben so große Schwierigkeiten, wie sie von der andern Seite, im Gegensatze der individuellen und besondern Geschichte, leichter zu seyn scheint. Denn allerdings ist, im Allgemeinen genommen, der Stoff bei der allgemeinen Geschichte dankbarer, als bei der individuellen und besondern, wo die häufige Rücksicht auf kleinliche und minder bedeutende Gegenstände nicht zu vermeiden ist, während die allge-

meine Geschichte zunächst bei Individuen und Thatsachen verweilt, welche in dem Gange der Weltbegebenheiten den Ausschlag geben. Dagegen verlangt aber auch die Größe des Stoffes eine großartige, sich möglichst gleichbleibende, Behandlung in der Form der Darstellung. Es soll, neben der Gediegenheit und Vollendung der Form, zugleich das politische Gewicht des Stoffes innerhalb der Form versinnlicht werden, so daß in gleichem Grade mit dem Interesse an dem dargestellten Stoffe auch das reine Wohlgefallen an der Form der Darstellung erhöht und gesteigert wird. So viel daher immer bei der Hervorbringung der stylistischen Form auf die Individualität des Geschichtsschreibers kommen mag; so gilt doch die unnachlaßliche Forderung an alle Darstellungsformen in der allgemeinen Geschichte, so wie in der Geschichte der Menschheit, daß der zwischen den dargestellten Thatsachen bestehende nothwendige Zusammenhang zur ästhetischen Einheit der Form gebracht und, durch die lebensvollste Versinnlichung, zu einem vollendeten Bilde für die Anschauung erhoben werde, das, — auch abgesehen von der materiellen Wahrheit und von dem politischen Gewichte des dargestellten Stoffes — um seiner selbst willen gefällt.

54.

Beispiele aus der allgemeinen Geschichte.

a) von Sebast. Frank († 1545),

aus s. Chronica, Zeitbuch vnnd Geschichtbibel von anbegyn biß in diß gegenwertig 1531 Jar ꝛc. Straßb. 1531. Fol. N. Aufl. (fortgeführt bis 1550) 1551. Fol. (Aus

dieser Ausgabe Blatt 181, weil blos die Blätter, nicht die Seiten, paginirt sind.)

Carolus Magnus

Anno achthundert vnnd eyn ward zu Rhom vom Bapst Leone dem dritten zum Rhöm. Keyser gesalbet deß nidergangs (Abendlandes), dann er hett nitt alleyn Galliam, Teutschlandt ann der Thonaw vnnd Reyn biß anß mör, vnnd Saxe den fluß an sich bracht, sunder auch Aquitaniam, Italiam, Wasconiam, Hispaniam, Saxoniam, beyde Pannoniam, yenseythalb der Thonaw Daciam, Histriam, daß gantz Liburnisch Künigreich, vnd alle Barbarische völcker inn Teutschlandt zwischen dem Mör, der Thonaw, vnnd dem Reyn gelegen, eins teyls mit waffen, eins theyls mit gutthat, mit disen nammen schier die gantz welt auskriegt. Dann sein schreck, vnnd bey vilen seyn liebe, gieng durch die gantze welt auß. Also nach dem Constantinus der groß Rom verließ, inn den auffgang gen Constantinopel zohe, feiret das Rhömisch Keyserthumb im nidergang nach Augusto 330 jar. Das hat dieser Carolus mit seiner tugent vnd krafft wider in nidergang bracht, vnd den namen deß keysers mit willen vnd frolockung deß Rhömischen volcks empfangen, Florentz, von den Gotthis zerrüttet, wider in den vorigen stand gesetzt, vnd den zerstrewten Adel, der sich in den nahen stätlin, märckten vnnd schlössern enthielt, wider inn die stat gefürt. Dieser Carolus war nach Gallischen sitten zu jagen das wildtpret geflissen, vermeynende jhm solchs zu gesundtheyt seyns leibs dienstlich zu seyn. Er sucht auch vil ergetzlichheyt in warmen baden und wassern; zu Ach (en) war der stul seines reichs. Er war ein wolberedt, guter kunst vnd richtmann, er het bei vil weibern schöne kinder, besunder bei Hildegardt seym gemahel. Pipinum

vnd Ludouicum die Sün befalch er Hochgelerten Leuten. Und allhie ist der Bapst vber den keyser gestigen. Dann als die keyser in Orient dem Bapst in vil Dingen nit wolten gehorchen, vnd nit allein für jren Herren nit erkennen, sunder stracks das gegenteil theten, jm vil mandat zuschickten, wie wir ein wenig darvon von Leone dem keyser der Bilder halb gehört haben. Darzu das Röm. reich im nidergang gar vertrucket, in seim grössen vndergang stund, vnd Carolus magnus allenthalb so sighafft ward. Da gedacht der Bapst, mit disem sich zu zu kauffen, vnnd hinder das reich zu helffen, wie dann mit seltzamen practicken geschah, weil jm doch ein solcher übergebung vil vorbehalten, vnd jn nit anders dann ein knecht vnd beschirmer der Röm. Kirchen auffnemmen vnd krönen, das dann Carolus alles mit schmeichlerei vberredt, eingieng, damit er nun hinder das Keyserthumb mit hilff vnd beistand deß Bapsts mit weniger müh kem. Also ist dieser Carolus der erst Bapstsknecht vnd nach jm folgende. Da hört man erst von der krönung vnd bestetigung deß Bapsts vor gar nichs, da sie dannocht keyser warden, on seyn segen, kron, erwölung, vnd bestetigung. Ja die Bäpst mußten sich vor den keisern schmucken vnnd gehorsam leysten, biß auff disen bezauberten Bapstglaubigen Carolum, der sunst ein gutter sighaffter Fürst war, vnd sein kind nit auf pracht vnd hoffart, sunder auf arbeyt gewehnet.

b) von Aug. Ludw. v. Schlözer († 1809), aus s. **Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zusammenhange** (2te Aufl. Gött. 1792. 8.) Th. 1. S. 1. (abgekürzt)

Universalhistorie war weiland nichts, als ein Gemengsel von einigen historischen Datis, die der Theolog

zum Verständnisse der Bibel, und der Philolog zur Erklärung der alten griechischen und römischen Schriftsteller und Denkmäler nöthig hatte; war nichts, als eine Hülfswissenschaft der biblischen und sogenannten classischen Philologie. Daher handelte sie nur von wenigen alten bekannten Völkern; daher ging sie nur bis auf die Völkerwanderung; daher nahm sie so viel geringfügige Facta auf, die zu weiter nichts taugten, als etwa ein Beiwort in einem Dichter zu erklären. Daher sprach sie von Salomo's Tempel, wie von der Peterskirche; von griechischen Dörfern, wie von Königreichen; und schwieg dagegen ganz von Aegypten, Phönicien und Ostindien. Noch hatte sie ein anderes, wo möglich noch größeres, Gebrechen. Die Sammler dieser alten Universalhistorie sammelten nicht blos, sondern urtheilten mit unter; sie erzählten nicht blos Begebenheiten, sondern erklärten sie auch; aber sie urtheilten und erklärten ohne alle Kenntniß des Weltlaufs, oft ohne Menschenverstand. August und Mäcen wurden durch sie Ehrennamen; das Raubnest Sparta war in ihren Augen ein musterhafter Staat, und der Janhagel in Athen ein hochaufgeklärtes Volk. Sie wurde endlich ganz unbrauchbar und verächtlich, als sie in die Schulen kam, und unwissende oder faule Lehrer sie zu einer bloßen Memoriensache, zu einem marternden Zahlen- und Namenregister umschufen.

Weltgeschichte ist eine systematische Sammlung von Thatsachen, vermittelst deren sich der gegenwärtige, so sehr verschiedene Zustand der Erde und des Menschengeschlechts aus Gründen verstehen läßt. Vorausgesetzt nämlich, daß Erde und Menschen auch in unsern Tagen sich sehr unähnlich sind, und Italien z. B. ein ganz anderes Land wie Canada, der Samojede ein ganz anderer Mensch wie der Britte ist; und daß auch oft

ein und eben derselbe Theil der Erde und des Menschengeschlechts jetzt ganz anders aussieht, als wie vor 100, vor 1000, oder gar vor 3000 Jahren, und das heutige milde Teutschland, z. B. nicht mehr das sibirische Teutschland des Tacitus, der heutige wilde Aegyptier nicht mehr der Weichling unter den Ptolemäern ist, wünscht man, die allgemeinen Ursachen dieser gleichzeitigen und successiven Verschiedenheiten zu erfahren. Diese Ursachen liegen in vorhergegangenen Veränderungen, die theils Werke der Natur, theils Handlungen der Menschen waren. Diese Veränderungen haben ihren Grund wieder in andern, und so verfolgt man solche, wo möglich, bis zum Anfange aller Nachrichten hinauf: und so entstand eine lange zusammenhängende Reihe von Begebenheiten, genannt Weltgeschichte.

Diese, von der Universalhistorie in Zweck, Materie und Form wesentlich verschiedene, Weltgeschichte breitet sich über alle bekannte Zeiten, Länder und für sie zweckmäßige Begebenheiten aus. Nach dieser Behandlung und Erweiterung wird sie eine wahre Geschichte der Menschheit, deren Entstehung, Fortgang, Veredlung und Ausartung sie in Beispielen lehrt, und dadurch der Psychologie, der Staatswissenschaft, der Naturkunde und andern Wissenschaften lichtvolle Erläuterungen und Beispiele liefert. Natürlich hört sie auf, ein ödes Gedächtnißwerk zu seyn, das Namen an Namen und Zahlen reihet; sondern sie wird Philosophie, die immer Wirkungen an Ursachen kettet; sie wird Unterhaltung für jeden denkenden Kopf. Das Vergnügen, das jede einzelne Geschichte dem betrachtenden Geiste im Kleinen gewähret, verschafft sie im Großen, als in einem viel weitern Raume. Sie erzählet, wenigstens vom vierten Jahrtausende an, nur große Begebenheiten und ungeheuere Wirkungen, wiewohl oft nur aus anscheinend

kleinen Ursachen. Sie wandelt unter den merkwürdigsten Sterblichen aller Zeiten und Länder herum; Jahrtausende liegen vor ihr ausgebreitet; sie siehet Völker keimen, blühen, welken und verschwinden; und Revolutionen, die den Erdkreis erschüttern, durchläuft ihr schneller Blick, von ihrem ersten Anlasse, bis zu ihren, oft späten, oft vereitelten, Folgen hin. Indem sie nun alle diese Vorgänge mit einander vergleicht, so findet sie zwar einer Seits bei allen Auftritten eine belustigende Verschiedenheit, und immer neue Scenen im Einzelnen; andrer Seits aber, wenn sie die handelnden Personen vom Zufälligen entkleidet, und in das Wesentliche ihrer Handlungen eindringt, entdeckt sie überall eine auffallende Uebereinstimmung und Aehnlichkeit. Sie findet, daß Menschen unter allen Graden Menschen, gleich gute und böse Menschen, sind, und unter einerlei Umständen immer auf einerlei Art handeln; sie findet, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, und sie endigt mit dem hohen nil admirari.

c) von Chstn. Dan. Beck,
aus s. Anleit. zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeschichte, Th. 4. (Leipz. 1807. 8.) S. 883.

Allgemeine Anmerkungen über den Zeitraum bis zur Entdeckung von Amerika.

Aus Erdtheilen, in denen ehemals die Cultur der Wissenschaften, Künste und Gewerbe geblühet und sich erhalten hatte, während daß Barbarei unsern Erdtheil drückte, wurde sie nun immer mehr verdrängt, und zog sich nach Europa zurück, um hier erweitert und veredelt von Europa den andern Erdtheilen wieder gegeben zu werden. Daß sie aus Europa nicht einst wieder, wenig-

stens nicht durch Einfälle barbarischer Horden, vertrieben werden könne; dagegen sicherten Europa schon am Ende dieses Zeitraumes, außer andern Schutzwehren, die stärkere innere Kraft und der größere äußere Zusammenhang der Nationen und Reiche. Keine äußere Gewalt kann das Gute hindern, was der gereifte Zeitgeist wirkt; sie darf es nur wagen, wenn man der Zeit zuvorgeeilt ist; das Böse kann und soll sie aufhalten und unterdrücken, aber durch moralische Kraft. Selbst ungünstig scheinende Ereignisse müssen zuletzt der Fortbildung der Menschen vortheilhaft werden, und sogar aus einem hohen Grade der Verdorbenheit entwickelt sich die Wiederherstellung besserer Sitten. So tief und fest ist die Achtung und Liebe des Guten in der menschlichen Natur gegründet; möchte ihr Hervortreten nur nicht zu oft durch eine glänzende sinnliche Cultur zurückgehalten worden seyn! Manche Verfassungen und Anstalten, nicht nur die, welche gleich in ihrer Entstehung scheinbar verderblich sind, sondern auch die, welche Anfangs sichtbar nützlich, ihre Zeit verlebt haben, lösen sich selbst, wohl gar durch die Anstrengungen ihrer interessirten Vorsteher oder Vertheidiger für die Erhaltung derselben, auf, und indem man Reformationen verschmäht, werden Revolutionen vorbereitet oder herbeigeführt. Der Kampf um bürgerliche und geistige Freiheit und Unterwürfigkeit, so verschieden sein Ausgang in einzelnen Ländern auch seyn mochte, brachte dem Ganzen doch großen Gewinn; die ehedem nicht gekannten oder nicht geachteten Stände der Bürger und Bauern erhoben sich zum Mittelpuncte der allgemeinsten und rein menschlichen Cultur; und der thätig gewordene Entdeckungs- und Forschungsgeist eröffnete noch schönere Erwartungen für die Zukunft, als man am Ende des vorigen Zeitabschnitts fassen konnte.

d) von Ernst Ludwig Posselt, († 1804) aus s. Taschenbuche für die neueste Geschichte (Nürnb. 1794. 12.) 1 Jahrg. S. 31. (abgekürzt)

Unter allen Revolutionen, wovon die Geschichte weiß, ist vielleicht nur Eine, die in ihrem ganzen Umfange wohlthätig für die Menschheit war, und mit Recht alle Stimmen des aufgeklärten Theils der Nachwelt für sich vereinigt — und diese Revolution bewirkten Barbaren.

Rom, erst ein Zusammenbau von Räuberbaraken und dann die Tyrannin der Welt, vertrieb seine Könige; aber es hatte so wenig vor dieser That die Schrecken der Despotie gefühlt, als es nach derselben zum vollen Genusse der Freiheit kam. Seine Könige waren, wie die von Sparta, mehr Oberfeldherren eines kriegerischen Volkes, als Monarchen gewesen, und nach Verjagung der Tarquinier ward in dem römischen Staatsrechte das Capitel von dem Königsthume nicht vertilgt, sondern nur unter andere Benennungen vermummt. Es sollte, um den möglichen Mißbrauch zu erschweren, künftig nicht mehr blos Einer, sondern zwei an der Spitze des Staates stehen; diese zwei sollten nicht für ihre ganze Lebenszeit, sondern nur auf Ein Jahr gewählt werden; sie sollten nicht den stolzen Namen Lenker (reges), sondern nur Rathgeber (consules) des Staates führen. Aber ihre Macht war ganz der weiland königlichen gleich. Die Revolution hatte also im Grunde nur einen verhaßten Namen und ein verhaßtes Geschlecht betroffen; Rom blieb das wunderbarste Chaos von Staatsform, aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischt; nur die ewigen Kriege nach außen hinderten, daß es nicht weit früher aus einander fiel. Aber

sobald es die ganze damals bekannte Erde, so viel sie der Eroberung werth war, unterjocht hatte; sobald, nach einer Lieblingsphrase der römischen Dichter, Jupiter Olympius, wenn er von seiner Sternenburg herab sah, nichts als römisches Gebiet mehr sah; da konnte die ungeheuere, allzuseltsam gemischte Masse nicht länger so fortdauern. Ohnehin waren die Römer schon zu tief in Ueppigkeit versunken; die Reichthümer, die Beute einer besiegten Welt, waren zu ungleich vertheilt. Das Vaterland der Catone und Paul Aemile und Deciusse ward, nachdem der größte Mann, den die Geschichte kennt — Julius Cäsar — durch Thaten ohne Gleichen, es zuerst wieder Einem gehorchen gelehrt, und ein feiger, aber schlauer Despot (Octavian), unter Beibehaltung antiker Formen ohne die Sachen, im Gepränge der schönen Künste, der Tochter der Sinnlichkeit, die Römer vollends in den Schlaf der Knechtschaft eingewiegt hatte, einer Reihe von Ungeheuern preis gegeben, deren Laster gigantisch waren, wie die Welt, die unter ihren Befehlen seufzte. Diese Welt glich damals einem ungeheuern Zuchthause. Der große Tyrann in Rom, der sich unsern Herrn Gott nennen ließ (Sueton. in vita Domitiani, cap. 13), hatte einige hundert Untertyrannen, die von den Küsten des atlantischen Meeres bis über die Ufer des Euphrats hinaus, und von der Themse bis zum Nil die Völker wie Negersklaven, und die ganze Welt wie eine unermeßlich große Plantage behandelten. So war der Römer (das gewöhnliche Schicksal in Republiken) in keiner Periode seiner Geschichte in der That frei für sich, aber immer unterdrückend für die übrige Welt.

Endlich, nachdem über 400 Jahre Rom und die Welt abwechselnd von Ungeheuern oder von Schwächlingen in Ketten gehalten worden war, änderte sich urplötz-

20 *

lich die ganze Gestalt der Erde durch eine Revolution, wovon wir nur den stürmischen, einem ausgetretenen Meere gleichen Ausbruch kennen. Nordische Völkerstämme, meist aus Teutschland, von den Ufern der Ostsee her, starke unverzagte Männer, frei und gesund an Leib und Seele, ohne künstliche Ausbildung der Begriffe, aber von Natur voll geraden Sinnes, verließen, wie im Sturme aufgejagt, ihre alten Wohnsitze und überflutheten unwiderstehbar die mildern Länder im Süden. Schon viele Jahrhunderte früher hatten die Gallier, und, nach ihnen, die Cimbern und Teutonen einen Einfall in Italien versucht; aber bei all ihrer Tapferkeit waren sie zur unrechten Zeit gekommen. Sie fanden damals Römer. Aber jetzt fanden die Gothen, Vandalen, Burgundianen und die andern Völker des Nords nur noch Römlinge. Ohne Schwierigkeit entrissen sie ihnen ein Reich nach dem andern; ja Italien und Rom selbst, das Größte, was so viele Jahrhunderte hindurch alle die Völker gekannt hatten, ward von ihnen überwältigt. Der ganze unermeßliche Weltstaat der Römer fiel aus einander; aus jeder Trümmer desselben stifteten sie ein eigenes Reich; die ganze Gestalt der Erde änderte sich. Die Völker des Nords brachten ihren Geist von Freiheit auch in die südliche Welt. Die Universalmonarchie, worin das kleine Italien allein herrschend und alle andere Völker nur Sklaven gewesen waren, lösete sich in unser heutiges, für die Menschheit so wohlthätiges Staatensystem von Europa auf, welches schon damals den Keim zur hohen Vervollkommnung des europäischen Menschengeschlechts und zu dem schönsten Gedanken der neuern Politik, dem Gleichgewicht der Mächte, in sich trug.

Diese Revolution, durch Barbaren aus dem Norden

in den Völkerzügen bewirkt, war 1) allgemein, weil sie sich beinahe über ganz Europa, ja selbst bis nach Afrika hinüber erstreckte; 2) dauernd, weil sie schon damals sehr kennbar die Grundzüge unsers jetzigen Staatensystems in sich trug; 3) wohlthätig für die ganze europäische Menschheit, weil sie dieselbe auf immer von dem verheerenden Uebel der Universalmonarchieen befreite, und in das damals ganz entnervte sklavische Europa die Kraft und den Freiheitssinn der Natursöhne des rauhen Nords brachte.

e) von Heinr. Luden,

aus s. allgem. Gesch. der Völker und Staaten, (2te Aufl. Jena, 1824. 8.) Th. 2 S. 8. (abgekürzt)

Ueber das Mittelalter heget und vertheidigt man unter uns ganz verschiedene, ja vollkommen widersprechende Meinungen. Viele sehen das Mittelalter an als die Zeit der tiefsten Erniedrigung der Menschheit, in welcher die ärgste Rohheit und scheußlichste Barbarei geherrscht haben. Im Staate, — in der Grundlage und Bedingung aller Bildung, — sehen sie nichts, als eine lockere, gestaltlose Menschenmasse, bestehend aus einem übermüthigen verwilderten Herrenthume, und einer jammervollen Knechtschaft, ohne Ordnung, ohne Recht, und keine andere Sicherheit gewährend, als durch die Faust, oder durch das Priesterkleid. Die Religion, ihrer Einfachheit und Reinheit beraubet, war — nach ihnen — zur Dienerin der Kirche hinabgewürdiget. Die Kirche war eine, in arglistiges Pfaffenthum entartete, Priesterschaft, welche mit dem sinnlosesten Aberglauben die Geister umfing, und mit zeitlichen und ewigen Strafen die Seelen ängstigte, auf daß Keiner es wagen sollte, sich gegen ihren Stolz aufzulehnen, und ihre Laster zu ent-

larven; und die Klöster waren eine schmutzige und jammervolle Zugabe dieser Kirche. Die Wissenschaften lagen in einem tiefen Schlafe; die schönen Künste waren in grober Geschmacklosigkeit untergegangen; die Gewerbe vermochten die Regsamkeit und Feinheit der alten Zeit nicht zu gewinnen; der Ackerbau konnte die wenigen Menschen selten nähren, welche in den verödeten Ländern Europa's erzeuget wurden; das gesellige Leben endlich war ein widerliches Gemisch von roher Pracht und schmutziger Armuth, von arger Völlerei, die für Genuß galt, und von ängstlicher Zucht, die man für Tugend hielt!

Andere hingegen betrachten das Mittelalter als eine Zeit gesunder Kräfte und wahrhaftig menschlicher Bestrebungen, in welcher alle Verhältnisse naturgemäß, in freiester Entfaltung, gestaltet waren. Im Staate galt — meinen sie — ein Jeder nach seinem Werthe; der Mann erhielt den Preis seiner Thaten, und folgte seinem eigenen Willen. Die Verschiedenheit der Stände ging aus der naturgemäßen Entwickelung hervor, brachte Mannigfaltigkeit in das Leben und in die Bildung, und gab der Gesellschaft eine gegliederte Gestalt; der Stolz der Stände zeugte von dem Gefühle ihres Werthes, und trieb sie gegen einander und vorwärts in der Uebung ihrer Kräfte; Unterdrückung kam nur über den, der sie verdiente durch Geistlosigkeit, Trägheit oder Schwäche. Das Christenthum feierte seinen Sieg, erfüllte die Seelen der Menschen mit himmlischer Seligkeit, und machte sie zu Helden und zu Duldern, fähig zu jeglicher That und zu jeder Ertragung. Die wissenschaftlichen Bestrebungen, noch nicht losgerissen von dem Glauben, den man bekannte, waren auf das Höchste und Heiligste gerichtet, und erhielten dadurch eine eigenthümliche Würde. In den Werken der Kunst wurde das Kühnste und Gewaltigste mit dem Weichsten und Zartesten wunderbar

verschlungen, und durch die Religion, welche allen künstlerischen Versuchen zum Grunde lag, ward überall das Unendliche fühlbar mit dem Endlichen verknüpfet. Alles städtische Gewerbe war in raschem Schwunge, und wurde durch sehr wichtige Erfindungen erstaunenswerth gefördert. Das ganze gesellige Leben endlich, in gesunder, kräftiger Fülle sich bewegend, wurde gezieret durch ritterlichen Sinn und adeliche Sitte, durch zarte Liebe, holde Schaam, Keuschheit, Sittsamkeit, Gastfreundlichkeit, und durch jede menschliche und bürgerliche Tugend.

Wohl mag dieser Widerspruch auffallen; aber schon der Umstand, daß die Vertheidiger dieser entgegengesetzten Meinungen für jede derselben Gründe aus der Geschichte anzuführen wissen, beweiset auf das Klarste, daß beide durchaus einseitig, und mithin gleich irrig sind; auch können beide sehr verderblich werden. Die erste ist aus der Feindschaft hervorgegangen, welche der Kampf für die Glaubensfreiheit gegen das Papstthum, und mittelbar gegen das ganze Mittelalter erzeugt hatte. Und zwei Umstände verstärkten noch dieselbe. Das römische Recht, das sich überall eingedrungen und das vaterländische Recht erstickt hatte, erfüllte seine Pfleger mit einem einseitigen Dünkel, der sie abstumpfte für alle andere Erscheinungen des Lebens; und die alte Literatur, durch ihre Schönheit verblendend, zog um so gewaltiger vom Vaterlande und von der Geschichte des Vaterlandes hinweg, da schon der Knabe mit ihr angefüllt ward, ehe sein Geist stark genug war, zu verwerfen und zu erwählen. Diejenigen aber, welche jenes Vorurtheil einmal an sich trugen, konnten sich nicht entschließen, durch alle Erscheinungen des Mittelalters hindurch zu dem Geiste derselben vorzudringen. Die andere Meinung ist entstanden unter den Unfällen vieler Völker und besonders des teutschen Volkes in neuerer Zeit. Unter diesen

Unfällen schmachteten viele tiefempfindende Gemüther nach einiger Labung, und suchten dieselbe in der Vergangenheit, weil ihnen die Gegenwart nur Kummer gewährte. Das Christenthum, das scheinbar seinem Verfall entgegen ging, regte manche fromme Seele auf, und erfüllte sie mit einem heißen Verlangen; und das Feudalwesen, dessen Reste eben so leidenschaftlich vertheidiget, als bekämpft werden, mag auch viele Menschen, die Etwas in demselben zu retten hatten, oder Etwas wieder zu erhalten hofften, angezogen haben. Aber zu läugnen ist nicht: es giebt zwei Klassen von Vertheidigern dieser Meinung, redliche und unredliche. Die redlichen Vertheidiger derselben, die man nur beklagen kann wegen ihrer Verirrung, blicken lediglich nach den Höhen des Lebens, welchen sie nicht selten in freier Dichtung zuerst den Glanz geliehen haben, den sie alsdann mit unendlicher Bewunderung anstaunen. Vor dem Hochaltare knieend, in Andacht versunken und im Anschauen schöner Bilder, denken sie nicht an die scheußlichen Gräuel, durch welche so oft das Heiligste entwürdigt ward. In den hohen Hallen des Bergschlosses angekommen, vergessen sie vor der Treuherzigkeit des gewaltigen Ritters, vor der Freundlichkeit seiner Hausfrau, und vor der minnigen Sittsamkeit der Burgfräulein, zurück zu blicken in das Thal, und den unendlichen Jammer und das schaudervolle Elend desselben zu beachten, durch welche die bewunderten Herrlichkeiten allein möglich wurden. Diese lockende Meinung scheint nur zu einem albernen Dienste alberner Götzen zu verführen, um, wenn es möglich wäre, das Unsinnigste und Gottloseste zu bewirken, — die Rückkehr ins Mittelalter. Deswegen ist diese Meinung vielleicht noch verderblicher, als die erste!

---

3) Der Briefstyl.

55.

Begriff und eigenthümlicher Charakter des Briefstyls.

Es ist die Bestimmung des Briefes, zwischen uns und abwesenden Personen die Stelle der mündlichen Unterhaltung zu ersetzen, und entweder eine bestehende Verbindung mit abwesenden Personen fortzuführen, oder eine neue Verbindung anzuknüpfen. Der Brief ist daher schriftliche Anrede an eine, oder an mehrere abwesende Personen, und muß, weil er die Stelle der mündlichen Unterhaltung vertreten soll, den Verhältnissen ganz entsprechen, in welchen wir zu den abwesenden Personen stehen. Zwar spricht in dem Briefe nur Einer; aber er spricht mit dem deutlichen Bewußtseyn aller der Beziehungen, in welchen er mit der abwesenden Person steht, und mit der Vergegenwärtigung alles dessen, was diese ihm erwidern könnte auf das, was er vorträgt. Von allem also, was der persönliche Umgang und das gegenseitige Verhältniß, in welchem wir zu der abwesenden Person stehen, bei ihrer Anwesenheit, nach den Gesetzen des Wohlstandes von uns verlangen würde, soll der Brief den reinen Ausdruck enthalten. Er soll daher in dem Abwesenden ein sinnliches Bild von unsrer gegenseitigen Verbindung und von dem gegenwärtigen Standpuncte derselben vermitteln, und in dieser Beziehung alles be-

rücksichtigen, was die gegenseitige Stellung beider im häuslichen, oder im freundschaftlichen, oder im bürgerlichen Leben erfordert. Es versteht sich dabei von selbst, daß der vorherrschende Ton im Briefe, so wie die Haltung und Schattirung dieses Tones, davon abhängt, ob der Brief, nach den aufzustellenden Gattungen und Arten des Briefstyls, zu dem vertraulichen, oder zu dem Höflichkeitsbriefe, oder zum belehrenden Briefe gehört. Denn so mannigfaltig die Verhältnisse der Verbindung, des Verkehrs und der Wechselwirkung zwischen Wesen unserer Gattung, nach den verschiedenen Formen des häuslichen, des freundschaftlichen und vertraulichen, so wie des bürgerlichen und politischen Lebens, seyn können; so verschieden können sich auch die Stoffe des Briefstyls gestalten.

Wenn nun gleich als allgemeiner Maasstab gilt, daß der Brief den Ton der veredelten mündlichen Unterhaltung an sich tragen, und dieser nachgebildet seyn muß; so darf doch die mündliche Unterhaltung eher einige Nachlässigkeiten in der Wahl und Bestimmtheit des Ausdruckes sich erlauben, als der Brief. (Mit Recht sagt Baco, de augm. scient. libr. 2. c. 12: Plus habent epistolae nativi sensus quam orationes; plus etiam maturitatis, quam colloquia subita.) Denn das, was die mündliche Unterhaltung nicht selten mit einiger Ausführlichkeit und selbst Breite ausspinnt, drängt der Brief in wenige Sätze zusammen. Das, was die mündliche Unterhaltung bisweilen zufällig oder absichtlich in die Nähe oder Ferne verstreut, stellt der Brief, nach den Gesetzen einer natürlichen Ordnung und Folge der Begriffe, näher zusammen. Der Faden, der in der mündlichen Unterhaltung,

oft ohne in einem Mittelpuncte zu enden, willkührlich fortläuft, wird im Briefe aus der Mitte eines Hauptbegriffes oder eines Gegenstandes ausgesponnen, dessen Mittheilung die nächste Veranlassung zum Briefe gab. Das Festhalten dieses Begriffes oder Gegenstandes, und die erschöpfende Darstellung desselben für die abwesende Person nach allen Schattirungen der zwischen beiden bestehenden Verhältnisse, ist daher das Eigenthümliche, der unterscheidende Charakter des Briefstyls von jeder andern Gattung schriftlicher Aufsätze.

Ob nun gleich die Anrede am Anfange, die fortdauernde persönliche Beziehung in der Mitte, und diese am Schlusse des Briefes wiederkehrende und erneuerte Beziehung unentbehrliche Bedingungen desselben sind; so gestaltet sich doch der ganze Charakter des Briefes, sowohl nach seiner Einkleidung, als nach seinem Tone, nach seiner Durchführung, und folglich auch nach seiner Länge oder Kürze, hauptsächlich durch die Aufstellung des Hauptbegriffes, oder des Hauptgegenstandes, der im Briefe nach seiner ganzen Umgebung behandelt werden soll. Denn anders wird sich die Farbe und der Ton eines Briefes ankündigen, in welchem der Liebende der Geliebten die Glut seines Herzens schildert, als in dem Briefe, den ein Gelehrter über einen wissenschaftlichen Gegenstand an seinen abwesenden Freund schreibt, oder in dem Briefe, wo die Gattin dem abwesenden Gatten die Krankheit eines geliebten Kindes berichtet u. s. w.

Abgesehen aber von dieser großen Verschiedenheit in der Farbengebung der einzelnen Briefe, wobei noch überdies die Individualität des Schreibenden den Ausschlag giebt, kann man im Allgemei-

nen von jedem gut geschriebenen Briefe verlangen, daß man den Gegenstand des Briefes vorher genau durchdenke, bis der Brief gleichsam im Voraus als ein vollendetes Ganzes vor der Seele stehet; daß man, wo möglich, den Brief in Einem Flusse vollende, damit er durch die gleichmäßige Farbe und Haltung des Tones seine innere Einheit gewinne; daß man, so weit dies möglich ist, die Stimmung sich vergegenwärtige, in welcher unser Brief die abwesende Person antreffen, oder welche er in derselben veranlassen kann; und daß man im Briefe seine Individualität (das Ich) so wenig als möglich hervorschimmern und durchgehends die Beziehung auf die abwesende Person (das Du) vorherrschen lasse, um die Ueberzeugung derselben zu bewirken, daß der Brief zunächst ihretwegen geschrieben ward, selbst in den Fällen, wo wir, in eigenen Angelegenheiten, an dieselbe uns mit Vertrauen und mit dem Wunsche nach Belehrung und Berathung wenden.

Die beantwortenden Briefe haben zwar von der einen Seite den Vortheil, daß der Stoff zu denselben in den meisten Fällen genau bestimmt ist; von der andern aber verlangen sie deshalb eine hohe Sorgfalt, weil sie nichts vernachlässigen dürfen, was in dem Briefe angedeutet ist, der beantwortet werden soll. Ein beantwortender Brief muß daher über den ganzen Inhalt des empfangenen sich verbreiten; er muß über die einzelnen Gegenstände desselben mit Genauigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit sich erklären, so daß die Erwartung des Empfängers dadurch befriedigt wird; er muß, wo möglich, in demselben Tone gehalten seyn, wie der empfangene; auch darf seine Absendung nicht aufgeschoben werden, besonders wenn die Angelegen-

heit, die er betrifft, für die abwesende, oder auch für eine dritte dabei interessirte Person von dringender Wichtigkeit ist. — Sollte der Ton des empfangenen Briefes unbestimmt, ja selbst unverständlich seyn; so muß man der Antwort so viel Bestimmtheit und Deutlichkeit zu geben suchen, als, ohne Mißverständnisse zu veranlassen, nach den Aeußerungen des empfangenen Briefes geschehen kann. Sollte aber der Ton des empfangenen Briefes sogar bitter und beleidigend seyn; so verlangen es Sittlichkeit und Rechtlichkeit, eines ähnlichen Tones in der Erwiederung sich möglichst zu enthalten, weil die Nothwendigkeit einer gleichstarken Entgegnung nur als Ausnahme von der Regel gelten kann. Zugleich erfordert es die Klugheit, die Beantwortung eines empfindlichen und beleidigenden Briefes so lange aufzuschieben, bis man diesen Brief noch einmal mit Ruhe lesen, und mit Fassung beantworten kann. In mehrern Fällen dieser Art ist Stillschweigen die beste Antwort.

Ohne Grund unterscheiden Einige zwischen Briefen und Sendschreiben, indem sie unter den letztern gewöhnlich längere Briefe verstehen; allein die Länge oder Kürze des Briefes — abgesehen von der Weitschweifigkeit und Breite der Darstellung, die ihren Grund in der Individualität des Briefschreibers hat, — richtet sich nach den in demselben zu behandelnden, oder zu beantwortenden Gegenständen. — Eben so wenig findet an sich ein Unterschied statt zwischen dem Briefe und der Epistel; doch ist es herrschende Sitte, daß der dichterische Brief, der in die Reihe der einzelnen Formen der Dichtkunst gehört, vorzugsweise Epistel genannt wird. — Allein sorgfältiger muß man das

Billet von dem eigentlichen Briefe unterscheiden, weil es an sich ein Brief in verjüngtem Maasstabe, gewissermaßen ein unvollendeter Brief ist, zu welchem gewöhnlich ein Gegenstand von augenblicklichem Interesse die Veranlassung giebt. Denn das Billet wird gebraucht bei augenblicklich dringenden Anfragen; bei schnell verlangten und erwarteten Antworten; oder auch bei gewissen minder wichtigen Gegenständen des häuslichen Lebens, welche keinen hinlänglichen Stoff zu einem vollständigen Briefe darbieten (z. B. Einladung zu einem Spaziergange; Bitte um ein Buch; schnelle Meldung eines eingetretenen häuslichen oder politischen Ereignisses u. s. w.). Das Billet enthält sich ganz des conventionellen Einganges und Schlusses, und fängt sogleich mit dem Gegenstande selbst an, den es kurz und faßlich darstellt, ohne ihn weiter auszuführen. Am Schlusse ist die bloße Unterzeichnung des Namens hinreichend.

(Die besondern Förmlichkeiten beim Briefschreiben in Hinsicht der zu wählenden Titulatur bei Briefen der Convenienz, in Hinsicht des Bruches am Rande, des Couverts, des Versiegelns, der Aufschrift u. s. w. gehören in die sogenannten Briefsteller, nicht aber in eine Uebersicht über das Gesammtgebiet der teutschen Sprache.)

56.

Verhältniß des Briefstyls zum Gesetze der Form.

Darf gleich der Briefstyl, weil er zunächst die Stelle der mündlichen Unterhaltung vertritt und überhaupt nur zum Lesen für eine einzige Per-

son berechnet ist, in mehreren Beziehungen nicht mit der ganzen Strenge der Forderungen an den Lehrstyl und an den geschichtlichen Styl gemessen werden, deren Formen — mit wenigen Ausnahmen — zur öffentlichen Mittheilung bestimmt sind; so steht doch auch er ohne Widerrede unter dem Gesetze der Form. Die Form jedes Briefes soll Richtigkeit haben, d. h. der Brief soll den logisch-grammatischen Bedingungen an den Styl überhaupt entsprechen. Dazu gehört theils, daß die logische Aufeinanderfolge und der innere Zusammenhang der im Briefe aufgestellten Begriffe beim Lesen desselben sogleich wahrgenommen werden könne, daß das, was der Schreibende will, nicht unordentlich, verworren und zerstreut in den einzelnen Theilen des Briefes liege, sondern zur Einheit verbunden werde; theils daß die ganze stylistische Form den Gesetzen der allgemeinen Sprachlehre, so wie den Gesetzen der besondern Sprache angemessen sey, in welcher der Brief geschrieben wird. Die Form jedes Briefes soll aber auch Schönheit haben; d. h. es sollen alle einzelne Theile des Briefes aufs innigste untereinander verschmolzen, und gleichmäßig gehalten und durchgeführt seyn. Die ganze Darstellung des Briefes soll den Charakter des Einfachen und Natürlichen an sich tragen; der Hauptgegenstand des Briefes soll zwar unter der größten Versinnlichung, deren er bedarf und fähig ist, und der Brief selbst als ein nach ästhetischen Gesetzen vollendetes Ganzes erscheinen, doch ohne alle Ueberladung mit ästhetischem Schmucke und Glanze, weil nur in sehr seltenen Fällen der Stoff eines Briefes die höhere ästhetische Farbengebung und die reichere Anwendung der untergeordneten Eigenschaften der Schönheit verträgt.

Dies gilt eben so von dem vertraulichen, wie von dem belehrenden, dem witzigen Briefe, und von dem Briefe der Convenienz; denn überall waltet zunächst das Verhältniß nur zwischen zweien Personen vor; nirgends ist die Darstellung des Briefes und die Wirkung dieser Darstellung auf eine Mehrzahl von Personen, oder auf das ganze große Publicum, als eine gleichsam unbekannte Größe, wie bei dem geschichtlichen und Lehrstyle berechnet, wo, eben aus diesem Grunde, ein größerer Reichthum in Hinsicht der ästhetischen Ausstattung nicht blos zweckmäßig, sondern in einzelnen Fällen sogar nothwendig ist.

Allein, wenn auch, in Beziehung auf die Mehrheit der einzelnen untergeordneten Eigenschaften der Schönheit, die Forderungen an die Schönheit der Form des Briefstyls überhaupt nicht so weit reichen, wie an den geschichtlichen und den Lehrstyl; so gilt doch als unnachlaßlicher Grundsatz: daß in der stylistischen Form des Briefes die Mannigfaltigkeit des darzustellenden Stoffes zur Einheit verbunden, und diese Einheit in der Darstellung so vollendet werde, daß der nach logisch-grammatischen Gesetzen vermittelte nothwendige Zusammenhang zwischen den dargestellten Stoffen des Briefstyls durch die Form zugleich als ein lebensvolles organisches Ganzes sich ankündige, welches, wegen der freien Versinnlichung der im Stoffe enthaltenen Begriffe, Thatsachen oder Gefühle, ein reines Wohlgefallen an der Form bewirkt. Ob nun also gleich jeder einzelne Brief, als eine selbstständige Form der Darstellung durch Sprache, unter das Gesetz der Form gehört, und, nach diesem Gesetze, der größern oder geringern Versinnlichung des dargestellten Stoffes, jedesmal aber der innigen

Verbindung des Stoffes zur ästhetischen Einheit bedarf; so wird doch der vertrauliche Brief, und der Brief des Witzes und der Laune, im Allgemeinen, einer höhern Versinnlichung fähig seyn, als der belehrende Brief und der Brief der Convenienz. Findet daher überhaupt eine stylistische Kunst im Briefe statt; so kann sie nur in der Sicherheit und Gewandtheit sich ankündigen, mit welcher theils der dargestellte Hauptgegenstand im Briefe festgehalten, theils in der Umgebung desselben jeder einzelne Theil und jedes einzelne Glied des Ganzen behandelt worden ist, um, gleichmäßig mit der technischen Einheit des Stoffes in Hinsicht auf den nothwendigen Zusammenhang zwischen den dargestellten Begriffen, auch die ästhetische Einheit der Form so zu vollenden, daß sie durch ihre Natürlichkeit, Leichtigkeit und Gediegenheit in der Anschauung ein reines Wohlgefallen an derselben, und eine freie Bewegung der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens bewirkt.

57.

Eintheilung des Briefstyls.

Wie der Brief überhaupt (§. 55.) die Bestimmung hat, zwischen Abwesenden die Stelle der mündlichen Unterhaltung zu vertreten; so müssen auch die einzelnen Gattungen und Arten des Briefstyls alle diejenigen Verhältnisse umschließen, die zwischen abwesenden Personen eintreten können. Es werden sich daher folgende Gattungen des Briefstyls ergeben:

1) der vertrauliche Brief, welcher zwischen Personen statt findet, die in den genauesten

Verbindungen des häuslichen Lebens oder der innigsten Freundschaft zu einander stehen;

2) der Brief der Convenienz (oder der Wohlanständigkeit), welcher zwischen Individuen eintritt, die nicht in dem Verhältnisse der Vertraulichkeit und der bürgerlichen Gleichheit gegen einander stehen, in welchem aber doch zunächst das persönliche — und nicht das bürgerliche — Verhältniß zwischen beiden vorwalten soll;

3) der Brief des Witzes und der Laune, welcher, wie der vertrauliche Brief, nur zwischen genau mit einander bekannten Personen und unter der Bedingung statt finden kann, daß beide Individuen schon längst in der gegenseitigen mündlichen und schriftlichen Unterhaltung den Ton der Heiterkeit, des Witzes und der Laune festhielten;

4) der belehrende Brief, welcher ein wirklich abwesendes, oder blos von dem Briefsteller angenommenes Individuum über gewisse wissenschaftliche Gegenstände vermittelst der Briefform belehren will, weil in derselben der Ernst und die Trockenheit der wissenschaftlichen Betrachtung durch die ansprechende Form des Briefstyls gemildert werden kann.

(Der förmliche Geschäftsbrief, welcher mit dem Briefstyle nichts weiter, als die zufällige äußere Einkleidung gemein hat, und sich nach Stoff und Form wesentlich von demselben unterscheidet, muß der Theorie des Geschäftsstyls zugetheilt werden.)

58.

1) Der vertrauliche Brief.

Der vertrauliche Brief — von den ältern Theo-

Neuern auch der Empfindungsbrief genannt — hat die Bestimmung, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung mit abwesenden Personen zu treten, mit welchen wir entweder durch die Bande der Natur, oder durch die sittlichen Verhältnisse der Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit aufs innigste verbunden sind. Es sind daher Aeltern, Gatten, Geschwister, Kinder, Verwandte, Freunde, Geliebte, Erzieher und Wohlthäter, welche Anspruch auf unsre Gefühle haben, und welchen wir abwesend die Fortdauer unserer Liebe, unserer innigen Anhänglichkeit, unserer Treue, Achtung und Dankbarkeit, so wie unsers Vertrauens und unsers herzlichen Dahingebens an ihre Theilnahme bei unserm Schicksale bezeugen wollen. Der Unterschied der Lebensjahre und selbst der bürgerlichen Verhältnisse wird bei Personen, die uns durch die Natur oder durch gleiche Gesinnungen, Gefühle und Bestrebungen verwandt sind, wenig bemerkbar, und hindert uns nicht, im Ganzen — freilich mit gewissen nie ganz zu vernachlässigenden Abstufungen und Schattirungen — ein gewisses Verhältniß der Gleichheit im Tone des vertraulichen Briefes festzuhalten. In den meisten Fällen läßt dieses Verhältniß mannigfaltiger, unverstellter und unumwundener schriftlich sich bezeichnen, als es mündlich geschehen kann; denn bei den gebildeten Menschen spricht schon an sich das Gefühl im schriftlichen Ausdrucke stärker, als im mündlichen, und namentlich dann, wann durch die Abwesenheit der geliebten Person die Sehnsucht nach derselben bedeutend gesteigert wird. Das volle Herz entladet sich dann mit seinen innigsten Gefühlen im vertraulichen Briefe, und findet in diesen Ergüssen einen theilweisen Ersatz für die persönliche Trennung. —

Zum Niederschreiben des vertraulichen Briefes kann an sich keine Anweisung gegeben, wohl aber kann der vorliegende vertrauliche Brief unter das Gesetz der Form gebracht, und, nach demselben, in Beziehung auf seine stylistische Gediegenheit beurtheilt werden. Unter allen Gattungen und Arten des Briefstyls hat der vertrauliche Brief, dem Stoffe nach, bei der Mannigfaltigkeit und Unermeßlichkeit der menschlichen Gefühle, den größten Umfang. In seinen Kreis gehören alle Verhältnisse des häuslichen Lebens mit seinen Freuden und Leiden; alle wohlwollende Mittheilungen über fortdauernde oder veränderte Verhältnisse unserer Lieben; alle Kümmernisse und alle Freuden älterlicher Sorgfalt; alle Besorgnisse und Hoffnungen des gewissenhaften Erziehers; alle Eröffnungen der Geschwisterliebe; alle wohlgemeinte Ausgleichungen eingetretener Mißverständnisse zwischen uns und geachteten und geliebten Personen; alle Ergießungen kindlicher Zärtlichkeit gegen abwesende Aeltern; alle wohlgemeinte Erinnerungen und Warnungen, alle durchdachte Rathschläge für Individuen, die uns theuer sind und an deren Schicksale wir den innigsten Antheil nehmen; alle Tröstungen und Beruhigungen bei verschuldeten oder unverschuldeten Leiden; alle Aufrichtungen zu Muth, Beharrlichkeit und Entschlossenheit bei der Annäherung oder in der Mitte häuslicher und öffentlicher Gefahren; alle Theilnehmungen an den unerwarteten frohen Veränderungen des Schicksals geliebter Personen; alle erquickende Aussichten und Erwartungen für die Zukunft; alle offene Winke und Mittheilungen über das, was Andere in Beziehung auf uns theure Personen beabsichtigen; alle schonende Zurechtweisungen bei ihren Fehlern;

alle gerechte Anerkennungen ihrer Fortschritte in geistiger und sittlicher Verbesserung und Vervollkommnung; alle, selbst nach der Auflösung früherer Verhältnisse, fortgesetzte Verbindungen mit ehemaligen Lehrern, Erziehern und Führern; überhaupt alle die unzähligen Abstufungen und Schattirungen der menschlichen Gefühle in Hinsicht auf Personen, welche Natur, Schicksal oder eigene Wahl, nach gewonnener Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit ihrer Gesinnung und von dem hohen Grade ihrer Bildung, mit uns in den verschiedenen Abschnitten unsers Lebens aufs innigste verband.

Solche Briefe mit einer gewissen Vollkommenheit zu schreiben, bedarf es, außer einer frühzeitig angeeigneten Fertigkeit im schriftlichen Ausdrucke, zunächst eines hellen Verstandes und eines wahren innigen Gefühls. Denn der vertraute Brief soll zwar die geläuterte Empfindsamkeit eines tieffühlenden Herzens ausdrücken, nicht aber empfindelnd seyn, der entweder ein dem Herzen fremdes Gefühl erkünstelt, oder sich in einer verfehlten süßelnden Sprache gefällt. Nur das wahre Gefühl kann einen bleibenden Eindruck bewirken, und sein geläuterter Ausdruck durch Worte wird das Gepräge der Gediegenheit an sich tragen. Daher wird dem der vertrauliche Brief nicht gelingen, der, so erfahren und geübt er auch übrigens in den Formen und Künsten der Convenienz seyn mag, der ursprünglichen Kälte seines Herzens die Wärme inniger Theilnahme leihen will. Wer aber noch nicht durch die Gewalt der Verhältnisse die natürliche Geradheit, Einfachheit und Theilnahme eines warmen und wohlwollenden Herzens verloren hat; dem wird es nicht blos Bedürfniß seyn, sondern sogar wohlthun, in vertraulichen Briefen gegen

die, welche ihm theuer und lieb sind, sich zu eröffnen; der wird die zur Glückseligkeit seines Lebens gehörende Verbindung mit den Abwesenden gern durch den vertraulichen Brief fortsetzen und unterhalten; der wird jeden wichtigen Vorgang seines Lebens, jede bevorstehende einflußreiche Veränderung, selbst jede ihn vorzüglich beschäftigende Hoffnung und Erwartung dem geliebten Abwesenden mittheilen, und in dieser Mittheilung Trost und Beruhigung für die ihm versagte mündliche Eröffnung finden. Sogar wenn man von den Abwesenden sich verkannt sehen sollte, darf nicht so leicht Mißtrauen oder Bitterkeit in den Ton des vertraulichen Briefes sich mischen; wohl aber darf der Wunsch der völligen Beseitigung des eingetretenen Mißverständnisses sich offen ankündigen. Besonders darf, ohne andere zureichende Gründe, nicht aus der im empfangenen Briefe vermißten höhern Wärme des Gefühls auf die Verminderung der Freundschaft und Liebe der abwesenden Personen geschlossen werden, weil theils nicht alle Individuen gleich starker Gefühle fähig sind, theils weil die Wahl des Tones im vertraulichen Briefe sehr oft — ohne veränderte Gesinnung — von den zufälligen Verhältnissen abhängt, unter welchen ein Brief geschrieben wird.

Entschieden gehen die meisten gutgeschriebenen vertraulichen Briefe für die öffentliche Mittheilung verloren, weil sie, wegen ihrer ganz individuellen Beziehung und wegen ihrer Rücksicht auf die innigsten Familienverhältnisse, für die Oeffentlichkeit sich nicht eignen. Dahin müssen besonders auch die Liebesbriefe gerechnet werden; denn diejenigen, welche in Romanen vorkommen, gehören der Dicht-

kunst, und nicht der Darstellung der wirklichen Verhältnisse vermittelst der Prosa an.

59.

Beispiele.

a) von Luther,

an seine Frau, von Eisleben aus, kurz vor seinem Tode, „am Sonntage nach Dorotheen Tag (6 Febr. 1546)" geschrieben. (Er starb 18 Febr. 1546 zu Eisleben.) Aus s. ungedruckten Briefen, aus Handschriften der Stadtbibl. zu Hamburg herausgegeben von Gtfr. Schütze. (Leipz. 1780. 8.) Th. 1. S. 406. (abgekürzt)

Meiner lieben Hausfrauwen Catharin Lutherin, Doctorin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frauwen zu Händen und Füßen.

Gnad und Friede im Herrn. Lese, du liebe Kethe, den Johannem und den kleinen Catechismum. Denn du wilt sorgen für deinen Gott, grade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte 10 Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saal, oder im Ofenloche, oder auf Wolfs Vogelherd. Laß mich zufrieden mit deiner Sorge; ich habe einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind. Der lieget in der Krippen und henget an einer Jungfrauwen Zitzen, aber sitzet gleichwol zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters: darum sey zufrieden. Amen.

Ich dencke, daß die Hölle und gantze Welt muß jetzt ledig seyn von allen Teufeln, die vielleicht alle um meinen willen hier zu Eisleben zusammen kommen sind; so fest und hart stehet die Sache. Ich bin nun auch ein Jurist worden; aber es wird ihnen nicht gedeihen. Es

wäre besser, sie ließen mich einen Theologen bleiben. Komme ich unter sie, so ich leben soll; ich macht einen Vergleich, der ihren Stoltz durch Gottes Gnade hemmen möchte. Sie stellen sich, als wären sie Gott, davon möchten sie wohl und billig bey Zeit abtreten, ehe dann ihre Gottheit zur Teufelheit würde, wie Lucifero geschah, der auch im Himmel für Hoffart nicht bleiben konnte. Wolan Gottes Wille geschehe! Du solt M. Philipps diesen Brief lesen laßen; denn ich nicht Zeit hatte, Ihm zu schreiben, damit du dich trösten kannst, daß ich dich gern lieb hätte, wie ich könnte, wie du weist, und er gegen seine Frau vielleicht auch weiß, und alles wol verstehet. Wir leben hier wol, und der Raht schenckt mir zu jeder Mahlzeit ein halb Stübigen Reinfall, der ist sehr gut. Zuweilen trincke ichs mit meinen Gesellen. So ist der Landwein hier sehr gut, und Naumburgisch Bier sehr gut, ohn daß mich dünkt, es macht mir die Brust sehr voll von phlegmate mit seinem Pech. Der Teufel hat uns das Bier in aller Welt mit Pech verderbet und auch den Wein mit Schwefel. Aber hier ist der Wein rein ohne was des Landes Art giebet. Und wiße, daß alle Briefe, die du geschrieben hast, sind anher kommen; und heut sind die kommen, so du am nächsten Freytag geschrieben hast mit M. Philips Brief, damit du nicht irrest. Am Sontag nach Dorotheen Tag 1546.

Dein lieber Herr
M. Luther.

b) von Luther,

an sein Söhnchen Hänschen.

(im Jahre 1530 aus Coburg geschrieben, wo Luther, während des Reichstags zu Augsburg, sich aufhielt.)

Mein herzliebes Söhnchen! Ich seh gern, daß du wol lernst und fleißig betest. Thu also, mein Söhnchen, und fahr fort. Wenn ich heim komm; so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen lustigen Garten; da gehn viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldnen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, dessen der Garten ist: wess die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther; möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möcht, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm ist; so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost *) auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet; da hingen eitel güldne Pfeifen, Pauken, und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht gessen hatten; drum konnt ich des Tanzens nicht erharren, und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sey, auf daß er auch in diesen Garten

*) Hänschens Spielkameraden.

komme. Da sprach der Mann: es soll ja seyn; geh hin und schreib ihm also.

Darum liebes Söhnlein Hänschen, lern und bet ja getrost, und sag es Lippus und Justen auch, daß sie auch lernen und beten; so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiermit bis dem allmächtigen Gott befohlen, und grüsse Muhmen Lenen, und gib ihr einen Kuss von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater
Martin Luther.

c) von Demoiselle Kulmus an den Prof. Gottsched, ihren nachmaligen Gatten.

[aus den Briefen der Frau Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geborne Kulmus.] (Dresden, 1771. 8.) Th. 1. S. 5.

Danzig, d. 27. Oct. 1730.

Hochzuverehrender Herr,

Wie viel Dank bin ich meinen Aeltern schuldig, daß sie mir einen so lehrreichen Briefwechsel erlauben. Die Bücher, die Sie mir zu lesen empfehlen, sind vortrefflich. Ein Fenelon, ein Fontenelle haben sich viel Mühe gegeben, unser Geschlecht zu unterrichten und zu bessern. Vorzüglich aber gefällt mir die Marquise von Lambert. Welche unvergleichliche Mutter! Sie lehrt ihre Tochter nicht auf den äußerlichen Reiz ihrer Jugend, ihres Geschlechts sich zu verlassen, sondern ihr Herz zu bilden, ihren Verstand aufzuklären, und sich wirkliche Vorzüge zu verschaffen. Ich werde Ihrem Rathe folgen, und mich an die Uebersetzung wagen *).

*) Diese Uebersetzung war die erste literarische Arbeit der Kulmus, und erschien 1734 zu Leipzig unter dem Titel: der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer.

Aber warum wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich französisch schreibe? Zu welchem Ende erlernen wir diese Sprache, wenn wir uns nicht üben, und unsre Fertigkeit darin zeigen sollen? Sie sagen, es sey unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser, als in seiner eigenen zu schreiben, und meine Lehrmeister haben mich versichert, es sey nichts gemeiner als teutsche Briefe, alle wohlgesittete Leute schrieben französisch. Ich weiß nicht, was mich verleitet, Ihnen mehr als jenen zu glauben; aber so viel weiß ich, ich habe mir nun vorgesetzt, immer teutsch zu schreiben. Sie werden mich tadeln, und dieser Tadel wird mich bessern. Dieses ist doch Ihre Absicht? Die englische Sprache hat vielen Vorzug in meinen Augen. Wenn ich mehr davon wüßte, schrieb ich Ihnen lauter englische Briefe. Ich hoffe es noch so weit zu bringen, und Sie sollen die Erstlinge meines Fleißes erhalten.

Jetzt lese ich les hommes illustres de Plutarque. Ich bin begierig zu wissen, welches Ihr Held ist, und ob wir in unsrer Wahl gleichförmig sind? — Ich versichere Ihnen meine beständige Hochachtung.

Kulmus.

d) von Gotthold Ephraim Lessing, an seinen Bruder Karl Gotthelf Lessing in Berlin; aus s. Briefwechsel mit seinem Bruder. (Berl. 1794. 8.) S. 391. (abgekürzt)

Wolfenbüttel, d. 20. März, 1777.

Lieber Bruder,

Dein Brief ist mir einer von den angenehmsten gewesen, die ich nach meiner Rückkunft von Mannheim erhalten. — Aber ich fange an, Dir von meiner Rückkunft zu sagen, ehe ich Dir noch von meinem Aufent-

halte daselbst gesprochen. Das geschieht, weil sich von gewissen Dingen gar nicht sprechen läßt. Sprechen zwar wohl, aber nicht schreiben. Man schreibt immer zu wenig, oder zu viel, wenn man bei sich selbst noch kein Resultat gezogen. Im Sprechen kann man sich alle Augenblicke corrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen: daß auch die Mannheimer Reise noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das teutsche Theater mir immer fatal ist; daß ich mich nie mit ihm, es sey auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben.

Und Du verdenkst es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie eben so lohnt, als das Theater! — Es sey! Darüber würde ich mich weit weniger beschweren, weil es im Grunde allerdings wahr ist, daß es mir bei meinen theologischen — wie du es nennen willst — Neckereien oder Stänkereien, mehr um den gesunden Menschenverstand, als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie, der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet, und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut seyn zu können.

Doch mit was für Kleinigkeiten unterhalte ich Dich jetzt, da ich Dir doch von dem Tode unsrer guten Mutter schreiben sollte! — Daß auch Du sie geliebt hast, wirst Du nicht besser zeigen können, als wenn Du die Schwester nicht vergißt, die sich wirklich für uns Alle ihrer Pflicht aufgeopfert hat. Ich habe ihr schon ge-

antwortet, und fürs erste so viel beigelegt, als ich in der Eil thun können.

Gotthold.

e) von v. Sonnenfels,

an den geh. Rath Klotz; aus den Briefen teutscher Gelehrten an den Herrn geh. Rath Klotz, herausgeg. von v. Hagen. (Halle 1773. 8.) Th. 1. S. 1. (abgekürzt)

Wien, d. 25. Oct. 1768.

Der Beifall eines Kenners, wie Sie, und die Freundschaft eines Mannes, der diese Freundschaft nicht gern verschwendet, sind einem Schriftsteller und rechtschaffenen Manne das schmeichelhafteste Geschenk für seine Bemühungen. Ich werde nun mit neuen Kräften auf meiner Bahn laufen, da ich Sie gleichsam zum Zeugen habe, und mir einbilden darf, daß Sie mir macte animis! zurufen. — O mein theurer Freund, wie viel waget ein Mann nicht, in einem Lande zu denken, wo es Kriegsheere von Leuten giebt, denen daran liegt, daß die Vernunft nirgends einen Stral ihres Lichts senden möge! Habe ich auch sonst zu dem allgemeinen Besten der Literatur in unserm Vaterlande nichts beigetragen; so wird mir vielleicht mein Muth, mich der Unwissenheit, den Vorurtheilen entgegen gesetzt zu haben, dieser Muth, der mich nicht selten an den Rand des Unterganges dahin riß, wird mir wenigstens zum Verdienste gerechnet werden.

Nicht blos als Schriftsteller, auch als Lehrer habe ich manche Verfolgung erlitten; und es reuet mich nicht. Weil ich mich der Sittenlosigkeit unsrer Schaubühne entgegengesetzet, wo man unter dem Schutze des Extemporirens und der Hanswurstjacke die schändlichsten Un-

flätigkeiten, Zoten und Pasquille auskramte; so hat man gegen mich eine eigene Komödie, die zehnte Muse genannt, gemacht, wo Hanswurst am Ende auf den Parnaß erhoben und gekrönt wird.

Gleich dieser Parthei des grünen Hutes stand die furchtbarere Parthei des rothen Hutes gegen mich auf, als ich auf meinem Lehrstuhle und in meinem Wochenblatte die ketzerischen Lehren vorzutragen anfing: daß der geistliche Stand in engere Grenzen gezwungen, daß seinen Erwerbungen Ziel gesetzt, daß die Zahl der Studierenden, als die Pflanzschule der Geistlichen und der Müßiggänger, beschränket, daß die geistlichen Güter steuerbar seyn, im Nothfalle des Staates die Kirchenschätze dem Regenten in die Hände geliefert, daß die Freistätten aufgehoben, daß die Ehen befördert, und alle Sorgen des Regenten auf die Bevölkerung gerichtet seyn sollten. Urtheilen Sie, was ein Professor auf einer katholischen Universität, wo es so viele Mönche und andere Klöster giebt, mit solchen Neuerungen für Aergerniß geben müsse! Sie hielten Blutrath über mich, und in diesem Synedrium ward ich schon verurtheilt. Die dringendsten Vorstellungen wurden gegen mich nach Hofe gegeben; aber, anstatt mich zu stürzen, sahen sie mit Herzenswehe meine Grundsätze Wurzel schlagen, und die Früchte meines Samens in mancher Verordnung reifen, welche ohne Zweifel die nahe Ankunft des Antichrists ankündigt, von dem ich als Vorläufer bin gerühmet worden.

Dieses sind zwei große Perioden meiner Sendung; die dritte ist nicht weniger wichtig und merkwürdig. Ueber einige bei meiner Disputation aufgestellte Lehrsätze, z. B. daß man die Tortur, die Todesstrafen abstellen, daß man gefallenen Mädchen keine Kirchenbuße auflegen, daß man ihnen alle Beschämung ersparen, und sogar

eine geheime Entbindung erleichtern soll; über solche Sätze, welche ich drucken ließ, machte ein auserwähltes Myrthenbündlein frommer Hofräthe einen Vortrag nach Hofe, worin sie unter andern Kleinigkeiten sagten: dieser junge Mensch — das war ich — setzt seinen Eigendünkel über die göttlichen und menschlichen Rechte hinweg. Es war daher auf nichts Geringeres angetragen, als mich des Lehrstuhls zu entsetzen; etwa noch zu meiner Besserung ein paar Jahre Schanzarbeit; das weiß ich so eigentlich nicht. Aber auch dieses Gewitter zog über mich unschadhaft hin. Fürst Kaunitz vertrat meine Sätze im Staatsrathe; und v. Swieten vertheidigte, was er censirt hatte.

Noch kleine Husarenkriege mit Kanzleien, Soldaten, Weibern u. a.; aber diese sind mir mit allen denen gemein, welche den Thorheiten eine Fehde ankündigen; die gezüchtigten Thoren werfen immer mit Steinen nach ihren Zuchtmeistern.

Leben Sie wohl, mein theurer Klotz, weil Sie mir dieses freundschaftliche Betragen erlauben, und erfüllen Sie bald die Hoffnung, die Sie uns gemacht, Sie bei uns zu sehen. Sie werden da eine große Anzahl Ihrer Verehrer finden, aber keinen aufrichtigern und ergebnern als Ihren

ganz eigenen

S.

f) von Zollikofer an Garve,

aus dem Briefwechsel zwischen Christian Garve und Georg Joachim Zollikofer, (Bresl. 1804. 8.) S. 76.

Leipzig, d. 15 Mai 1773.

Sie können kaum so unzufrieden mit mir seyn, als ich es mit mir selbst bin, daß ich Ihnen so lange nicht

geschrieben habe. Und doch ist eine Art von Nothwendigkeit Schuld daran. Vor der Messe war ich wirklich weniger gesund, oder mehr krank, als ich gewöhnlich bin. Die ersten Frühlingstage, die jederman erfreuten und erquickten, haben fast einen entgegengesetzten Eindruck auf mich gemacht. Ich freute mich zwar auch darüber, die schöne Sonne, das schöne Grün, die schönen Blüthen zu sehen; so viele Arten von Geschöpfen wieder lebendig oder neugebohren und froh zu sehen; aber ich fühlte mich weit schwächer und weit unfähiger zur Arbeit, als vorher. Diese Wirkung mag wohl, wie ich aus Erfahrung und Beobachtungen schließe, der Anfang des Frühlings auf die meisten schwächlichen und hypochondrischen Leute machen. Woher das eigentlich komme, weiß ich nicht recht, und will mir auch nicht den Kopf darüber zerbrechen. — Niemals habe ich öfter an Sie gedacht und von Ihnen geredet, als diese Messe, und niemals habe ich weniger Zeit gehabt, es Ihnen zu sagen. Jederman, der gern etwas von Ihnen wissen möchte, wendet sich an mich, und ich bin in der That stolz darauf, nicht nur Ihr Freund zu seyn, sondern auch von Andern dafür gehalten zu werden. Gutschmid, Hartknoch, Nicolai, Basedow rc., kurz fast jederman, den ich spreche, interessirt sich für Sie, und wünscht, Sie bald wieder hergestellt zu sehen. Könnte ich nur allen diesen guten Leuten recht gute Nachrichten von Ihnen geben! — Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker ist von Nicolai. Ich habe es mit Vergnügen gelesen. Es sind viele treffende Gemählde von teutschen Thorheiten darin; auch rührende Stellen werden Sie darin finden. Aber die Crusiusische Schule und die Orthodoxen überhaupt werden nicht damit zufrieden seyn. Crusius soll sich wirklich schon darüber beschwert

haben, und das Buch könnte vielleicht wohl verboten werden. — Ein wichtiges Werk ist D. Bahrdts in Gießen neue Uebersetzung des neuen Testaments, wovon er die beiden ersten Theile, die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, unter dem mir mißfälligen Titel herausgegeben hat: „Die neuesten Offenbahrungen Gottes in Briefen und Erzählungen.“ Im Ganzen gefällt mir diese Uebersetzung sehr wohl. Die Schreibart ist recht gut und ganz teutsch. Manchem wird sie modern vorkommen; sie ist aber doch meistens simpel. Zuweilen ist er mehr Paraphrast, als Uebersetzer. Einige besondere, aber doch nicht nur unschädliche, sondern sehr wahrscheinliche, Meinungen hat er vielleicht zu deutlich in seiner Uebersetzung merken lassen. Mit ein paar kleinen, witzig seyn sollenden Anmerkungen werden fast alle seine Leser, Freunde und Feinde, unzufrieden seyn. Doch das Ganze ist gut. Der unstudirte Leser kann in seiner Uebersetzung diese Bücher ohne Anstoß lesen, und versteht alles, oder doch fast alles, was er lieset, so gut, als ob diese Bücher einen Teutschen zum Verfasser hätten.

g) von Fr. Heinr. Jacobi an Rehberg,

aus Fr. Heinr. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel. (Leipz. 1825. 8.) Th. 1. S. 464. (abgekürzt)

Pempelfort, d. 2 Mai 1788.

Sie haben mich, theuerster Mitgenosse an den Freuden und Trübsalen philosophischer Erkenntniß und Bekenntniß, auf eine zu lebhafte und rührende Weise verpflichtet, als daß ich es einen Posttag verschieben könnte, mich als Ihren großen Schuldner darzustellen.

Die Nachricht, daß Sie ein Mitarbeiter an der allgemeinen Literaturzeitung geworden

sind, war mir sehr erfreulich. Kein Mensch kann von dem Nutzen guter kritischer Schriften und von dem Verdienste derer, welche, mit den erforderlichen Fähigkeiten zu solchen Arbeiten, sich ihnen widmen, überzeugter seyn, als ich es bin. Schade nur, daß es den Regenten im gelehrten Staate gerade so, wie denen im bürgerlichen Staate ergeht, und das: salus populi suprema lex esto auf gleiche Weise von beiden gehandhabt wird. Eine jede kritische Gesellschaft sieht ein gewisses Nützliches, welches sie glaubt aus allen Kräften befördern, und ein gewisses Schädliches, dem sie glaubt aus allen Kräften entgegen arbeiten zu müssen. Diesen höhern Zwecken werden Gerechtigkeit und Wahrheit ohne Bedenken untergeordnet. Beide dürfen nicht mehr gelten, als das allgemeine Beste es gestattet.

Ich bin, wie bekannt, im bürgerlichen Regimente nicht für den Grundsatz des allgemeinen Besten, der von jeher das ποῦ στῶ gewesen ist, wo der Despotismus seinen Archimedischen Hebel angesetzt hat, um Freiheit von der Stelle zu bringen und persönlicher Würde das Genick zu brechen; sondern für den einzigen Grundsatz allgemeiner unwandelbarer Gerechtigkeit, die es sich nicht heraus nimmt, wie jener heiliger Schuhflicker, das Leder zu stehlen, um damit zu lappen um Gottes willen; oder wie jener christliche Enthusiast unter einem abgöttischen Volke, Kinder zu stehlen, sie zu taufen und nachher zu morden, damit ihre ewige Seligkeit versichert wäre.

Wie vom bürgerlichen Regimente, wünschte ich diesen Grundsatz allgemeiner unwandelbarer Gerechtigkeit auch vom gelehrten Regimente, als den einzigen, angenommen und befolgt zu sehen. Ich wünschte, daß man von jedem Buche gerade auf eine solche Weise Rechen-

schaft gäbe, als wenn es ein unmittelbares Product der Natur wäre. Vielleicht gelangten wir auf diesem Wege dazu, die verschiedenen Sinnesarten, Gedankenverknüpfungen und Systeme der Menschen nicht mehr nach einer Theodicee zu beurtheilen, in der wir selbst den Gott vorstellen; und lernten unsern Stolz, Unwillen, Ekel und Verachtung, die so oft die Folgen eines bloßen optischen Betruges sind, der nur Kinder hintergehen sollte, in demselbigen Maaße einschränken, als unser Gesichtskreis sich erweiterte.

Edler Mann! ich rede von einer Sache mit Wärme, über die ich vor zwanzig Jahren eben so gedacht habe, wie ich heute darüber denke. Schon damals war das große, mit allerlei Lebendigem angefüllte Tuch, welches Petrus sah, auch mir erschienen, und auch ich hatte die Stimme gehört: Nimm und iß! Wenn ich von mir selbst etwas halte; so ist es allein wegen dieses freien Sinnes, der mich nach allem hinzieht, was Leben, Mittelpunct, eigenen Genuß und Daseyn hat, und mich nur vom Todten und Verschnittenen zurückhält. Daher meine Feindschaft gegen alles Sectenwesen, welches der großen Wahrheit entgegen arbeitet, daß niemand gut ist, denn der alleinige Gott; meine größere Feindschaft gegen kritische Institute, wenn sie dergleichen befördern, da eine solche Thätigkeit dem Geiste echter Kritik gerade entgegengesetzt ist.

Ich habe mich über diese Materie so weitläufig ausgelassen, weil sie mir am Herzen liegt, und ich zu Ihnen, mein Freund, ein frohes herzliches Vertrauen fühle. ꝛc.

h) von Wieland, an die Frau Vicepräs. Herder,

aus s. ausgewählten Briefen an verschie-

dene Freunde (Zürich, 1816. 8.) Th. 4. S. 230. (abgekürzt)

Oßmannstädt, d. 5. Dec. 1798.

— Meine liebe theuere Freundin, Sie, für die mir immer kein Beiwort in unsrer Sprache gut genug ist! — Was kann ich Ihnen auf alle die gütigen Ausdrücke Ihres wohlwollenden, und von dem, was es so schön fühlt, so voll und lauter überströmenden Engelherzens, wovon Ihr Handbriefchen an Julien voll ist, was soll, was kann ich Ihnen und dem Besten der Menschen, wie dem Edelsten der Geister, die ich kenne, auf das alles sagen? Stolz soll es mich nicht machen; denn ich studiere nun bereits über funfzig Jahre an der Aufschrift des delphischen Tempels mit ziemlichem Erfolge. Aber warum sollte ich Ihnen nicht gestehen dürfen, daß es mich glücklich macht, von Ihnen mit dem Auge der Liebe gesehen zu werden? Die Liebe (sagt Sanct Paul in dem schönsten Capitel, die je ein Mensch geschrieben hat), die Liebe ist langmüthig und freundlich; sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Nur in dem alles verschönernden und verklärenden Lichte dieser Liebe konnten Sie so viel Gutes an Ihrem Freunde sehen, und sich das Geschehene so schön idealisiren. Nur diese alles vertragende Liebe kann Ihnen seine mannigfaltigen Mängel und Fehler verbergen, und seine momentanen Unfüglichkeiten, Ungebühren und Anomalieen in einem so freundlich mildernden Dämmerlichte sehen lassen! Ich besorge, daß ich mit allem meinem guten Willen, immer besser zu werden, bereits zu alt bin, um hierin was merkliches vor mich zu bringen. Es ist mir also zu verzeihen, daß einer meiner sehnlichsten Wünsche ist, immer und immer in diesem magischen Lichtnebel der Liebe von Ihnen, meine

geliebtesten (und im hohen Sinne des Wortes) einzigen Freunde, gesehen zu werden. Möge er nie vor Ihren, in allem sonst so scharf und hell sehenden Augen fallen, dieser Zauber, der Sie alles, was an mir ist, und von mir ausgeht, in dem Wiederscheine erblicken läßt, den mein Herz und Gemüth darauf wirft. Denn unstreitig ist das Herz und der gute Wille das Beste an Ihrem ewig treu ergebenen, verbundenen und dankbaren Freund und Bruder.

Nach allem diesem habe ich kein Wort mehr, um Ihnen für mich und meine bessere Hälfte und meine Kinder, für alle uns in Ihrem gastfreundlichen Hause erwiesene Güte und mit uns getragene Nachsicht, Dank zu sagen. Alles ist tief in unsre Herzen gegraben. Der Aufenthalt in Ihrer Mitte, unter Ihren mein ganzes Wesen wohlthätig erwärmenden Flügeln, war für mich ein wahrer Vorhimmel, und ich dachte oft mit meinem alten Brockes: Wenn's hier schon unter den Guten so schön ist; wie wird's erst dort seyn!

i) von Gleim an Klopstock,

aus: Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel ꝛc. aus Gleims Nachlasse herausgegeben von Klamer Schmidt. (Halberst. 1810. 8.) Th. 2. S. 364.

Halberstadt, d. 24. Jan. 1803.

Ich sterbe, lieber Klopstock! — Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachhohlen. Die Muse hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bei mir. — Gedichte, vom alten Gleim auf seinem Sterbebette, werden jetzt zum Abdrucke für wenige Leser ins Reine geschrieben. Ein

Exemplar von den Nachtgedichten send' ich nur meinem Klopstock, weil ich glaube, daß er allein nichts Anstößiges in ihnen finden wird. Mehr zu dictiren fällt mir schwer.

Grüßen Sie die Freundin Ihres Herzens, den lieben Victor und seine verständige Hausfrau, die sich meiner erinnert haben, die drei Reimans, die Freundin zu Ham, und Alle, die meinen Klopstock lieben.

Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum stehen in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde.

k) von Joh. v. Müller an seinen Bruder, aus s. sämmtlichen Werken (Tüb. 1822. 8.) Th. 7. S. 242.

Berlin, 25. Nov. 1806.

Am 19ten berichtete mir der Minister Staatssecretair Maret, daß ich den folgenden Tag Abends um 7 Uhr bei Kaiser Napoleon seyn soll. Ich fuhr also auf die bestimmte Stunde zu diesem Minister und wurde vorgestellt. Der Kaiser saß auf einem Sopha; wenige Personen, mir nicht bekannte, standen entfernt im Zimmer. Der Kaiser fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie vollenden soll; daß auch die spätern Zeiten ihr Interesse haben. Er kam auf das Vermittelungswerk, gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir nur uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen (und derselben Ursachen im Klima, der Polygamie u. a.), die entgegengesetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiser sehr rühmte), und der tata-

rischen Stämme (welches auf die für alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle, — und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte); — von dem eigentlichen Werthe der europäischen Cultur (nie größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem funfzehnten Jahrhunderte); alsdann, wie alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist, und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation, deren Idee nicht Heinrich 4 gehabt; von dem Grunde aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist, und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichern Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die teutsche) und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt worden. Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach Anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte, und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde).

Ich widersprach bisweilen, und er ging in die Discussion ein. Ganz unpartheiisch, und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntniß, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, so wie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Ein paar Marschälle, auch der Herzog von Benevent, waren indeß gekommen; er unterbrach sich nicht. Nach

fünf Viertel- oder anderthalb Stunden ließ er das Concert anfangen; und ich weiß nicht, ob zufällig, oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren, zumal Eines, auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kühreihen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich, und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei Friedrich (1782) hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile; so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben; Friedrich war etwas voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Tone viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Munde etwas eben so Einnehmendes, Fesselndes, wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert.

60.

2) Der Brief der Convenienz.

Wir verstehen unter der Beobachtung der Convenienz diejenige Fertigkeit in der öffentlichen gesellschaftlichen Ankündigung, welche aus der genauen Bekanntschaft mit dem guten gesellschaftlichen Tone, mit den im häuslichen und bürgerlichen Leben bestehenden Formen der Höflichkeit und Schicklichkeit, und mit allen den vielfachen einzelnen Schattirungen hervorgehet, wodurch die Sitten in den gebildeten Ständen bezeichnet werden. Die Convenienz schließt eben so die Vertraulichkeit (die im vertraulichen Briefe vorherrscht), wie die Verlegenheit, Unbehülflichkeit und Aengstlichkeit von sich aus; denn sie verkündigt den im Umgange mit den verschiedenen Ständen und Volksklassen

erworbenen sichern Tact, gegen Höhere, Niedere und Gleichgestellte jedesmal den schicklichen Ton und Ausdruck zu treffen und festzuhalten. Obgleich alle diese Rücksichten auch im eigentlichen Geschäftsbriefe gelten; so unterscheidet sich doch der Brief der Convenienz dadurch wesentlich von dem Geschäftsbriefe, daß der letzte in einem wirklich eingetretenen Falle unsrer Geschäfts- und Dienstverhältnisse von uns verlangt wird, und die unmittelbare schriftliche Darstellung von Gegenständen des bürgerlichen Lebens enthält, während der Brief der Convenienz nie amtlich von uns erwartet werden kann, wohl aber aus unsrer Bekanntschaft mit den eingeführten und bestehenden Verhältnissen der Schicklichkeit und des guten Tones hervorgehet. Daraus folgt, daß in dem Briefe der Convenienz nicht das bürgerliche Verhältniß, in welchem wir zu dem stehen, an welchen wir schreiben, sondern das persönliche Verhältniß gegen denselben festgehalten wird, obgleich das bürgerliche Verhältniß in den meisten Fällen die Ursache ist, daß wir den Brief der Convenienz niederschreiben. Zugleich folgt daraus, daß die Einkleidung und Form, so wie der Ton und der Ausdruck im Briefe der Convenienz nie in den Charakter des vertraulichen Briefes übergehen und sich dem natürlichen Ergusse des Gefühls hingeben darf, wenn gleich ein leises Hindurchschimmern des Gefühls, als Bezeichnung des persönlichen Verhältnisses, von dem Briefe der Convenienz nicht ausgeschlossen wird, so wie derselbe zwar die sogenannten Formen der Courtoisie mildern, nie aber ganz unberücksichtigt lassen darf.

Der Stoff des Briefes der Convenienz ist nämlich ein Vorgang entweder in unserm eigenen

treibung im Ausdrucke seiner Theilnahme, und aller Erkünstelung des Gefühls sich enthält, wenn er kurz, einfach und wohlwollend-theilnehmend schreibt, die feine Mittellinie des Schicklichen und des conventionellen Tones festhält, durch Mannigfaltigkeit der Wendungen seine Gewandtheit und stylistische Fertigkeit, und durch die Lebhaftigkeit der Farben, so wie durch die Ründung des Periodenbaues seine Bekanntschaft und Uebung in den schwierigsten stylistischen Formen bewährt.

61.

Beispiele.

a) Luthers Sendbrief vom Jahre 1525 an den Churfürsten Albrecht von Mainz, sich in ehelichen Stand zu begeben (Altenburgische Ausg. s. Werke, 1661. Fol. Th. 3. S. 139). (abgekürzt)

Gnad und Fried von Gott dem Vater, und unserm Herrn Jesu Christo. Durchläuchtigster, hochgebohrner Fürst, gnädigster Herr. Ich hab etlich mal E. Churf. G. bisher mit Schrifften bemüht, anderer Leute halben; jetzt werde ich gezwungen, E. Churf. G. halben zu schreiben, und bitte gar unterthäniglich, E. Churf. G. wolten es also annehmen im Guten, so treulich als ichs meine.

Unter andern Sorgen und Fürnehmen, so mich auch bekümmert, diese leidige und greuliche Empörung zu stillen, welche durch den Satan als eine Straffe Gottes erregt wird, ist mir eingefallen, E. Churf. G. zu ermahnen und anzuruffen, in großer Hoffnung und Zuversicht, E. Churf. G. mügen und können, wo sie nur wollen, gar mercklich dazu helffen, neben andechtigem Gebet zu Gott, daß es besser würde. Und ist kürtzlich

diß die Meinung, daß sich E. Churf. G. in den ehelichen Stand begeben, und das Bisthum zum weltlichen Fürstenthum macheten, und den falschen Nahmen und Schein geistliches Stands fallen und fahren lassen; und sind dis meine Ursachen. Erstlich, daß damit der Straffe Gottes zuvorkommen, und dem Satan die Ursachen der Empörung genommen würden. Denn es ist doch nun am Tage, daß der geistlich Stand öffentlich wieder Gott und seine Ehre ist. O Herr Gott, hättet ihr Bischoffe und Fürsten bey Zeit selbst dazu gethan, dem Evangelio Raum geben, und was öffentlich Greuel ist, angefangen zu ändern; wie fein stille währe das durch ordentliche Oberkeit und Gewalt geordnet und ausgerichtet, daß nu der Teufel mit Toben in einander wirfft.

Zum andern, daß nun auch der gemeine Mann so weit bericht, und in Verstand kommen ist, wie der geistliche Stand nichts sey, wie das wohl und allzuviel beweisen so mancherley Lieder, Sprüche, Spötterey, da man an alle Wände, auf allerley Zeddel, zuletzt auch auf den Cartenspielen, Pfaffen und Münche mahlet, und gleich ein Ekel worden ist, wo man eine geistliche Person siehet oder höret. Was ists denn, daß man wieder den Strom fechten wil, und halten, daß nicht wil und kan gehalten seyn.

Hie hat E. Churf. G. ein schön Exempel den Homeister in Preissen; wie gar fein und gnädig hat Gott solche Enderung geschickt, die vor zehen Jahren weder zu hoffen noch zu gläuben gewest währe, wenn gleich zehen Esaias oder Paulus solches hätten verkündigt. Aber weil er dem Evangelio Raum und Ehre gab, hats ihm wieder viel mehr Raum und Ehre geben, denn er hätte dürffen wündschen.

Aber ein viel grösser Exempel währe E. Churf. G.

als die gleich mitten in Teudschen Landen der grösten Häupter eins ist; das würde viel Leute stillen und eingewinnen; und andere Bischoffe hernach ziehen; da würde Gott sich sehen lassen in Ehren, weil sich E. Churf. G. gegen ihm demütiget, und seinem Evangelio und Nahmen wiche und Raum liesse. Und wenn gleich solcher gemeiner Nutz Teudsches Landes E. Churf. G. nicht bewegte; solte doch das allein gnug seyn, daß sich E. Churf. G. eine mänliche Person von Gott gemacht befinden, und bekennen mus, nun ists ie Gottes Werck und Wille, daß ein Mann sol ein Weib haben. Gen. 2. Es ist nicht gut (spricht Gott), daß der Mann allein sey; ich wil ihm ein Gehülffen machen, der um ihn sey.

Wo Gott nun nicht Wunder thut, und aus einem Manne einen Engel macht, kan ich nicht sehen, wie er ohn Gottes Zorn und Ungnade alleine und ohn ein Weib bleiben möge; und schrecklich ists, so er ohn Weib gefunden solt werden im Tod, zum wenigsten, daß er doch ernstlicher Meinung und Willens währe, in die Ehe zu kommen. Denn was wil er antworten, wenn Gott fragen wird, ich habe dich zum Manne gemacht, der nicht allein seyn, sondern ein Weib haben solt. Wo ist dein Weib? Ich rede von einem natürlichen Mann. Denn welchem Gott Gnade der Keuschheit giebt, las ich seinen Weg gehen; aber sonst sol sich niemand aus der Schlingen ziehn, daß er ohn ein Weib seyn, und seines gefallens leben wolte, anders denn ihn Gott geschaffen hat.

Solche meine treue unterthänige Ermahnung bitte ich, wolt E. Churf. G. gnädiglich annehmen, und den Sachen weiter und besser, denn ich schreiben kan, nachdencken. Denn ich ie gerne das meine wolte dazu thun, ob Gott mit Gnaden dem Teufel wehren und den Pöfel

stillen wollte. Zu Wittemberg, Freitag nach Exaudi, Anno MDXXV.

E. C. F. G.

unterthäniger
Martinus Luther.

b) von August Bohse (unter dem Namen: Talander),

aus s. curieusen Handbuch allerhand auserlesener Sendschreiben ꝛc. (Leipz. 1699. 8.) S. 41. (Empfehlungsschreiben an einen Grafen, welchem man sonst aufzuwarten die Ehre gehabt.)

Hochgebohrner Graf,
Gnädiger Herr.

Ew. Hochgräfl. Gnaden mit diesen Zeilen die Reverentz zu machen, veranlasset mich die unterthänigste Begierde, so ich allezeit bey mir hege, mich als einen treuen Diener in Dero gnädigem Andencken zu erhalten. Denn nachdem Ew. Hochgräfl. Gnaden mich ehemals gnädigst angesehen, ich auch auf Dero hohe Gütigkeit die gröste Hoffnung meiner zeitlichen Fortun setze; so bitte in Unterthänigkeit, Ew. Hochgräfl. Gnaden wollten geruhen, meine, als Ihres gehorsamsten Dieners Wohlfahrt in allen Gnaden zu befördern, und mir dadurch Anlaß zu geben, mein unterthänigstes Verlangen, in Dero steten Diensten zu stehen, durch würckliche Bezeugungen zu erfüllen. Allermassen denn Dero gnädigsten Befehle dazu erwarte, und in tiefstem Respect unabläßig verharre

Hochgebohrner Graf
Ew. Hochgräfl. Gnad.
unterthänig-Gehorsamer.

c) von Benj. Neukirch,

in s. Anweisung zu teutschen Briefen (Lpz. 1721. 8.) S. 450.

Eu. Excell. ungemeine gnade ist so bekandt, und hat sich an meinen eltern mit so sichtbaren Proben herfür gethan, daß ich mich derselben niemals ohne besonderen respect erinnern kann. Wannen ich nun, aus abgang der mittel, mein academisches Leben beschlossen, und dahin sinnen muß, wie ich durch fürsorge hoher patronen zu einer nothdürfftigen bedienung gelangen möge: Als habe ich mein unterthäniges vertrauen auf Eu. Excell. geworffen, und zweifle nicht, Sie werden mir erlauben, daß ich mich zu Dero gnade empfehlen, und Dero künftigen assistentz bey vorfallender gelegenheit trösten möge. ꝛc.

d) von einem Ungenannten;

Glückwünschungsschreiben an einen Vorgesetzten, der eine höhere Würde im Staate erhielt.

Hochgebohrner,

Hochgebietender Herr Präsident,

In dem Augenblicke, in welchem mir der allgemeine Ruf die frohe Nachricht mittheilt, daß der gerechte Fürst, den unser Staat als Vater verehrt, Ewr. Hochwohlgeb. anerkannte Verdienste um unser Vaterland durch Uebertragung eines der ersten Staatsämter mit väterlicher Huld belohnt hat; in diesem Augenblicke, der mein Herz mit der tiefsten Rührung erfüllt, wage ich es, Ihnen, in der einfachen Sprache dieses Herzens, meine gleich starke Verehrung und Rührung auszudrücken, besonders da ich das Glück in seinem ganzen Umfange fühle, daß diese Anerkennung Ihrer bleibenden Verdienste nicht die

wohlthuenden Verhältnisse auflöset und unterbricht, in welchen ich bisher zu Ihnen, als meinem unmittelbaren Vorgesetzten, gestanden habe. Es ist der erhabene Lohn des wahren Verdienstes, daß, je entschiedener und je allgemeiner anerkannt sein Einfluß auf das Ganze des Staates ist, der Kreis seiner Thätigkeit in dem Grade erweitert wird, in welchem der Fürst, der seine treuen Diener kennt und hochachtet, noch mehrere Zweige der innern Staatsverwaltung unter den Einfluß dieser wohlwollenden menschenfreundlichen Kräfte bringt, um seine Unterthanen dadurch zu einer höhern Bildung, Ordnung und Glückseligkeit zu führen.

Wer das Glück hat, unter Ewr. Hochwohlgeb. unmittelbarer Leitung zu wirken; der darf auch getrost die Ueberzeugung bei sich unterhalten, daß diese Erweiterung Ihres Wirkungskreises diejenigen Ihrer Untergebenen, welche Ihnen bereits seit Jahren nach ihrer Thätigkeit bekannt sind, von Ihrem Herzen und von Ihrer wohlthätigen Vorsorge nicht entfernen wird. Dieser Ueberzeugung, von welcher ich mich in diesem Augenblicke durchdrungen fühle, werde ich das Glück meiner Zukunft verdanken, und Ew. Hochwohlgeb. erlauben, daß ich mich mit dem Bekenntnisse derselben unterzeichne 2c.

e) von Wieland an Blumauer,

aus der Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland; herausgegeben von Ludw. Wieland. (Wien, 1815. 8.) Th. 2. S. 83.

Weimar, d. 25. Sept. 1783.

Das verbindliche Schreiben vom 22 Juli, womit Sie mich beehrt haben, ist mir nebst den schönen literarischen Geschenken, die es begleiteten, erst vor ungefähr drei Wochen zu Händen gekommen. Wie das zu-

gehen konnte, wofern die Mittelhände, durch die das Paket lief, nicht außerordentlich saumselig in Beförderung desselben waren, weiß ich mir nicht zu erklären. Wie dem aber auch seyn mag; so bin ich darum dem Herrn von Ifenflamm nicht weniger verbunden, daß er meinem Verlangen, mit einem Dichter, der mit so vielem Rechte der Liebling Wiens ist, näher bekannt zu werden, zu Hülfe gekommen, und Sie, mein Herr, bewogen hat, mich durch eine so freundschaftliche Zuschrift zu einer Erwiederung zu berechtigen, die mir Gelegenheit giebt, Sie meiner wärmsten Hochschätzung zu versichern, und Ihnen die recht herzliche Freude zu zeigen, die ich darüber empfinde, einigen Antheil an der Liebe eines jungen Mannes zu haben, den die Musen so vorzüglich begünstigen, und der mir so ganz dazu gemacht scheint, die Regierung Josephs 2 auch durch eine neue und glänzende Epoche der Literatur in den teutschen Staaten dieses großen Fürsten zu verherrlichen. Was ich Ihnen hier sage, mein lieber jüngerer Bruder im Apollo, ist kein Compliment, sondern wahre Empfindung, und wenn ich hoffen dürfte, Sie dadurch in dem Gedanken zu befestigen, daß für ein so entschiedenes Talent, wie das Ihrige, keine laurea apollinaris zu hoch hängt; so würde ich auf diesen einzigen Effect mehr Werth legen, als auf allen den Einfluß, den ich seit dreißig Jahren als Schriftsteller auf meine Nation und Zeitgenossen gehabt haben kann.

Sie konnten mir wohl nichts Schmeichelhafteres sagen, als daß Sie mir Ihre ganze Lust zum Dichten zu danken hätten, und über meine Poesieen selbst zum Dichter geworden seyen. Nicht, als wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Natur, und nicht bloße Liebhaberei und Nachahmungstrieb Sie zum Dichter berufen hätten, und daß Sie auch ohne meinen Vorgang die

Laufbahn nicht verfehlt haben würden, auf welcher Sie schon so früh Ihre meisten Mitbewerber weit hinter sich lassen; sondern weil mir jene Versicherung der Beweis einer angebohrnen Aehnlichkeit und Verwandtschaft zwischen Ihrem und meinem Genius ist, und weil es einem sehr menschlichen Gefühle, wovon ich so wenig, als von irgend einer andern Menschlichkeit frei zu seyn verlange, schmeicheln würde, Sie, in Rücksicht auf das Verhältniß unsrer Jahre, als den natürlichen Erben eines Talentes anzusehen, welches einen großen Theil des Glückes meines Lebens ausgemacht hat.

Ich bin, meiner individuellen Gesinnungsart nach, sonst eben kein besonderer Freund der burlesken Dichtart. Aber der Gedanke, die Aeneis auf eine solche Art und nach einem solchen Plane zu travestiren, daß Sie dadurch Gelegenheit bekommen, auf eine indirecte Art, lachend und zu lachen machend, eine der größten und gemeinnützlichsten Absichten Ihres großen Monarchen zu befördern; dieser Gedanke ist Ihnen von einem Gott eingegeben worden, und Sie sind, nach den ersten Büchern zu urtheilen, so reichlich mit allen Gaben ausgerüstet, diesen glücklichen Gedanken auf die glücklichste Weise auszuführen, daß ich Ihnen meinen Beifall und mein Vergnügen über dieses Werk nicht genug ausdrücken kann. Wenige wissen es vielleicht, wie schwer es ist, und wie viel dazu gehört, ein poetisches Abenteuer, wie dieses ist, mit Ehre zu bestehen, und wie sehr ein solches Werk, bei aller anscheinenden Leichtigkeit, ut sibi quivis speret idem, die schärfste Probe über den Verstand und Geschmack eines Dichters ist. Sie, mein liebenswürdiger Freund, werden sich dadurch einen Ruhm erwerben, der allein hinlänglich wäre, die Eitelkeit zwanzig anderer Aspiranten zu befriedigen; aber ich müßte mich sehr irren, wenn es Ihnen nicht zur bloßen Auf-

munterung dienen sollte, neue Berge zu übersteigen, und neue, in ihrer Art eben so rühmliche, Eroberungen in den angrenzenden höhern Gegenden der Musenkunst zu machen, die, trotz der lächerlichen Supercilien, womit sie hie und da von Pedanten, Dummköpfen und Cynikern angeschielt wird, doch ewig die süße Bezwingerin der Herzen bleiben wird, durch deren Zauber auch noch jetzt die Orpheen unsrer Zeit, so gut wie jener thracische, die wilden Thiere und Klötze hinter sich herziehen.

62.

3) Der Brief des Witzes und der Laune.

Der Brief des Witzes und der Laune ist dem vertraulichen Briefe dadurch verwandt, daß er nur an Personen gerichtet werden kann, die wir genau kennen, und gegen die wir uns dem Zuge unserer guten Laune überlassen dürfen, weil wir mit ihnen in gleichen Verhältnissen und auf einem vertraulichen Tone stehen; denn nie würde der in diesen Briefen vorherrschende Ton gegen Personen sich eignen, die in bürgerlichen Verhältnissen entweder über uns, oder unter uns stehen, und zwischen denen und uns keine mehrjährige nähere Bekanntschaft statt findet. Zugleich setzen Briefe dieser Art eine genaue Kenntniß der gesammten körperlichen und geistigen, häuslichen und öffentlichen Verhältnisse dessen voraus, an welchen man schreibt, wenn die in denselben vorkommenden Anspielungen und Rücksichten ihres Treffpuncts nicht verfehlen sollen.

Allein nächst dieser genannten Bekanntschaft des Schreibenden mit den gesammten Verhältnissen des Abwesenden, erfordern Briefe dieser Art einen natürlichen, leichten und fließenden Witz, und eine

frohe und heitere Laune, weil nur der ungesuchte und unerkünstelte Witz und die frohe Laune, welche aus einer glücklichen Temperamentsstimmung hervorgeht; diejenige gediegene und zur Einheit gebrachte Form des Briefes hervorbringen kann, welche in dem Lesenden ein reines Wohlgefallen an derselben zu bewirken vermag. Soll aber der Brief des Witzes und der Laune dem Gesetze der Form, nicht blos nach den untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit, sondern auch nach den einzelnen Eigenschaften der Schönheit, und zwar zunächst den in der *Philosophie der Sprache* (Th. 1. S. 317), aufgestellten Grundsätzen über die ästhetische Eigenschaft *des Witzes* entsprechen; so darf kein witziger Gedanke in der Ferne gesucht, zu weit ausgedehnt und ins Breite gesponnen, und nicht mit platten und geschraubten Wendungen vermischt erscheinen. Denn nur der unechte Witz sucht seine Beziehungen und Anspielungen in der Entfernung; dem echten Witze liegt alles nah. Der unechte Witz stellt seine Bilder und Anspielungen mühsam zusammen; der echte Witz spielt mit denselben, und gebietet über den Reichthum der ihm zuströmenden Aehnlichkeiten. Der unechte Witz ist einseitig und schielend; der echte Witz mannigfaltig und treffend. Der unechte Witz verwechselt Personen und Sachen, weil es ihm zunächst nur um die Anbringung eines schimmernden Gedankens zu thun ist, unbekümmert darum, ob er passend, fein und unterhaltend ist, und ob er den Andern beleidigen, oder doch in Verlegenheit setzen könnte; der echte Witz unterscheidet genau zwischen Personen und Sachen, strömt nicht ohne Aufhören über, faßt aber den Gegenstand, den er meint, von mehreren Seiten. Der unechte Witz ist bald erschöpft,

und selten auf eine gleichmäßige Erwiederung gefaßt; der echte Witz hingegen verträgt die Zurückgabe der ausgetheilten Anspielungen, wird durch die Gewandtheit des Andern nicht in Verlegenheit gebracht, und vermag, das gegenseitige Spiel des Witzes und der Laune mit Geist, Umsicht und Lebhaftigkeit der Farben fortzusetzen. Der unechte Witz scheut es, seine eigenen Schwächen zu berühren; der echte Witz macht seine eigenen Mängel und Schwächen zum Gegenstande der Lust für den Andern, und stellt sich, indem er dessen Fehler berührt, mit demselben auf gleiche Linie. Der unechte Witz kann leicht ins Verfehlte, selbst ins Derbe und Grobe hinübergleiten; der echte Witz überschreitet nie die Mittellinie des Schicklichen. Dem unechten Witze gilt es gleich, ernsthafte, selbst heilige, Gegenstände mit seiner Schwinge zu berühren; der echte Witz hingegen beschränkt sich zunächst auf das wirklich oder scheinbar Lächerliche, ob er gleich nicht selten den Ton des Ernstes dabei annimmt, um durch seine Anspielungen den Andern augenblicklich desto mehr entweder zu täuschen, oder zu vergnügen. Dabei schimmert bei dem echten Witze immer eine gewisse Wärme des Herzens und ein lebhafter Antheil an den höhern Angelegenheiten der Menschheit selbst hervor, während der unechte Witz kalt, nicht selten bitter und sarkastisch ist, und, statt ein reines menschliches Interesse zu berühren, den Egoismus keck zur Schau trägt. Nie wird der echte Witz als fad, überspannt, einseitig, wiederhohlt und abgenutzt, als zweideutig und unverständlich erscheinen; vielmehr wird eine jugendliche Frische und eine feine Versinnlichung des dargestellten Stoffes über demselben herrschen.

Aus allem diesem erhellt, daß der Brief des

Witzes und der Laune, abgesehen von allen übrigen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen der beiden Schreibenden, eine hohe Bildung des Geistes, eine vielseitige Kenntniß des wirklichen Lebens, eine reichbegabte Einbildungskraft, und eine vielfach bewährte stylistische Fertigkeit und Uebung verlangt, wenn er als ein in sich vollendetes Ganzes sich ankündigen, und alle seine Bilder und Anspielungen in einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte vereinigen soll, der, zur ästhetischen Einheit erhoben, dem Gesetze der Form entspricht.

Aus diesen aufgestellten Grundsätzen erhellt, daß von den in der Philosophie der Sprache entwickelten einzelnen Eigenschaften der Schönheit der Form zunächst das Witzige und Scherzhafte (Th. 1. S. 317 und 402), zum Theil das Humoristische (S. 397), das Lächerliche und Komische (S. 406) hieher gehören; daß aber das Satyrische (S. 413), als Rüge der Unvollkommenheiten der intellectuellen und sittlichen Welt, in Beziehung auf die gegenseitige Stellung der beiden Schreibenden, völlig von dem Briefe des Witzes und der Laune ausgeschlossen werden muß, und nur insofern in demselben vorkommen kann, inwiefern die Satyre sich auf intellectuelle und sittliche Gebrechen bezieht, welche außerhalb des individuellen Kreises der beiden Schreibenden liegen, wiewohl jene Gebrechen, nach ihren Wirkungen und Folgen, diesen Kreis mehrfach berühren können.

63.

Beispiele.

a) von Luther *),

an den „hochgelahrten Collegiaten und vermeynten Poeten zu Leipzig, Johann Miritionus", vom Jahre 1528. (Altenb. Ausg. von Luthers Schriften, Th. 4. S. 431.) (abgekürzt)

Wir fügen dir, du hochgelehrtester Collegiat und vermeynter Poet zu wissen, daß dem Ketzer Martin Luther dein anderes jetziges Buch worden ist. Wenn wir nicht deiner vermeynten Patrone schonten; so wolten wir doch ja sprechen, daß Du ein Ehrloser, Lügenhafftiger Bube wärest, der Du eine fromme Fraw öffentlich für aller Welt urtheilest und außschreyest für eine trewlose, meyneydige verlauffene Hure, und sprichst doch, Du wissest und verstehest die Sache nicht. Wo hast Du Roß-

*) Dieser Brief, der in der Jenaischen und Wittenbergischen Sammlung von Luthers Schriften nicht stehet, enthält allerdings keinen Beleg zu den im §. 62. aufgestellten Forderungen an den Brief des Witzes und der Laune. Denn obgleich beide nicht darin fehlen; so ist es doch ein sehr derber Witz und eine grobe Laune, welche in Luthers Schreiben vorherrschen. Zur Entschuldigung dient freilich, daß Luther durch die heftigen Ausfälle des Miritionus auf seine Ehegattin sehr gereizt worden war. Zugleich mag dieser Brief als Beispiel dienen, wie stark im sechszehnten Jahrhunderte die Farben des Styls in öffentlich bekannt gewordenen Zuschriften aufgetragen wurden. Seitenstücke dazu sind Luthers Schreiben an den Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig, und seine Aeußerungen über Heinrich 8 von England, über den Herzog Georg den Bärtigen u. a.

leffel die Tugend gelernet, Leute zu schänden, und doch bekennen, Du verstehest es nicht, und seyest der Sachen zu geringe?

Uns wundert, daß Du so kühn magst seyn, und zu Leipzig auff der Gassen gehen, da so viel treffliche, redlicher Bürger, und in der hohen Schule so viel ausserlesener Männer, Doctores, Magistri und Studenten sind? Gegen welche Du nicht anders bist zu rechnen, als der Pferddreck unter den Aepfeln. Noch ist Dein Uebermuth so groß, daß Du, Unflath und Stanck der löblichen Stadt und hochberühmten Schulen, alleine herfürbrichst, und singest unter den schönen Aepfeln zu Leipzig: nos poma natamus, als werest Du das einige Kleinod zu Leipzig, und die andern gegen dir eitel Unflath und Dreck, daran man wol spüren mag, daß Du grober Rotzleffel und Eselskopff keine Zucht noch Ehre je gelernet hast, und solche feine Leute nicht achtest, die Du zu Rath soltest nehmen in Deinem Schreiben, oder an Deinen Hut gegen sie greiffen. Soltest Du doch schwitzen für Schanden, wenn Du ein Hauß zu Leipzig ansehest und dencken, daß Steine und Holtz Deine Untugend sehen und Dich anspeyeten. Aber weil Du ein vermeynter Poet bist, wollen wir solchs schweigen, Du möchtest sonst zornig werden, und wider die Lästerschreiber procediren. Deshalben wir uns fürchten, und bedacht, besser seyn, Deine Freundschafft zu haben, und bitten, Du wollest uns gnädig seyn. Und zum wahrzeichen unserer Demuth, schicken wir Dir hiermit ein freundlich Geschenck, eine newe Fabel *), damit Deine Poeterey eine Materie habe, sich zu üben und Ehre zu erlangen. Erlauben aber Dir, als einem vermeynten

*) Diese, in Prosa geschriebene, Fabel, welche als Zugabe des Briefes erschien, wird hier weggelassen.

Poeten, wo Du solche Fabel wilt zu Versen oder zu Füssen machen, daß Du wol magst 5 Füsse in einer Versen setzen, oder auch wol 7, und nicht, wie andere Poeten thun, nur sechs Füsse brauchen. Wie woltest Du sonst ein vermeynter Poet seyn? So hast Du auch gute Exempel. Hat doch ein Pferd nur vier Füsse, und ein Rauppe bey zwantzig Füssen; solt denn Deine Poeterey nicht auch Füsse machen, wie viel sie wolte? Eine Lauß hat sechs Füsse; darumb sind aller andern Poeten eitel lausichte Verse mit ihren sechs Füssen. Miritionus ist allein ein Reisiger Poet, mit Füssen, wie er wil. Kanst Du aber Deinen Zorn nicht brechen, und wilt uns ja fressen; so bitten wir Dich, Du woltest unten am Gesesse anheben, so hettest Du Kompest und Senff zuvor.

b von Rabener an Gellert,

aus dem: Briefwechsel Gellerts mit Demoiselle Lucius, nebst einem Anhange, herausgegeben von Fr. Adolph Ebert. (Leipz. 1823. 8.) S. 626. (abgekürzt)

Dresden, d. 25. Jan. 1761.

Liebster Gellert,

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten; so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben, oder doch durch Ihre finstere Hypochondrie so menschenfreundlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können, und sich in das dunkelste Gebüsch zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. — „Aber", werden Sie mit Ihrer hohlen und

krächzenden Stimme so einsylbig als möglich sprechen, „lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — alle Kinder wissen es — freilich der König *) hat mit mir gesprochen.“ — O, mein hochgelahrter Herr Professor, freilich viel Ehre für Sie und den Witz! Aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch also machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund; aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — verstehen Sie mich, Gellert? Kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald, bald antworten, und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde dem Publico ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, ja wie gesagt, daß eben dieser stille und friedliebende Gellert dem Könige bei seiner Unterredung mit ihm einen weitläufigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worin er gezeigt, wie der Krieg wenigstens noch zwei Jahre fortgeführt werden könne, ohne die brandenburgischen Unterthanen im Mindesten zu belästi-

*) Friedrich 2.

gen. — Ja, ja, mein Herr, und haben wir einmal Friede; so sollen Sie — zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? — O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin. Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon; schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wuth liebte ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie für Freude tausendmal umarmen.

Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute haben, und erwarte die unruhigen Tage ohne alle ängstliche Sorgen. Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer in Kopenhagen; so werden Sie mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darin; denn seit meinem erlittenen harten Unglücke ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Heben Sie diese beiden Briefe auf. Vielleicht machen sie, wenn ich heuer sterbe, in meiner künftigen Lebensbeschreibung eine merkwürdige Anekdote, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan habe, als daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe.

c) von Gellert an Rabener; Antwort auf den vorigen; ebend. S. 629. (abgekürzt)

Leipzig, d. 29. Jan. 1761.

Liebster Rabener,

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen; so werde ich Ihnen doch dießmal keine ausführliche Antwort schreiben; denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er sich von vier Uhr bis dreiviertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der teutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curirt und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könne. — „Nein, Sire.“ — „“Besinne Er sich doch, Herr Professor; ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen.“„ — Endlich fiel ich ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „Nun, sagte er, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen.“ — „In der Schule der Natur.“ — „“Hat Er den Lafontaine nachgeahmt.“„ — „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.“ — „“Nein, ich muß Ihn loben.“„ — Und da sagte er zum Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „“Komme Er wieder zu mir, und stecke Er Seine Fabeln bei sich, und lese Er mir welche vor.“„ — Allein, guter Rabener, ich bin

nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen. Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und Andere, die mirs wieder gesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel seyn würde. Der König sprach bald teutsch, bald französisch; ich meistens teutsch, nur im Nothfalle französisch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit seyn. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehen, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sey. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden, und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ich umarme Sie, liebe Sie, und bin ewig der Ihrige

Gellert.

d) von Kästner,

an Amalia Baldinger, Tochter des Professors der Medicin zu Marburg, früher zu Göttingen; in d. 30 Briefen von Kästner; herausgegeben von Amalie von Gehren, geb. Baldinger. (Darmst. 1810. 8.) S. 10.

Göttingen, d. 9. Aug. 1782.

Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie mich mit Ihrer Gegenwart vergnügt haben. Sonst sagte Ihre Ma-

mir immer noch in der Hausthüre zu mir: „Kommen Sie bald wieder!“ Ich wollte es auch wohl zu Ihnen sagen, wenn der Wunsch für Sie so leicht zu erfüllen wäre.

Als ich dem vortrefflichen Blindekuhspiel zusah, fiel mir ein: daß Sie vielleicht künftigen Winter auf Maskeraden gehen werden — und da werden Sie finden, daß eine Maskerade weiter nichts ist, als Blindekuhspiel für die Erwachsenen — nur mit dem Unterschiede, daß bei der Kinderblindekuh eines, welches das Schicksal trifft, des andern Narr ist, und bei den Maskeraden ist die ganze Gesellschaft jede des andern Narr, wie auch billig und recht ist. In diesem Stücke also beobachten die Erwachsenen die Gerechtigkeit besser, als die Kinder. Darnach ist auch noch der Unterschied bei der Kinderblindekuh: Wenn sich der Verbundene etwa stoßen oder sonst beschädigen könnte, rufen ihm die Andern Warnungen zu; denn die Absicht ist blos zu necken, nicht zu schaden. Bei der Maskerade werden manchmal Personen unglücklich, und niemand warnet sie. Manche Frauenzimmer haben da Flecken bekommen, die sich nicht leicht abwaschen. Ueberhaupt sind die Lustbarkeiten der sogenannten großen Welt weiter nichts, als Kinderspiele, oft nicht einmal so witzig, als die Spiele der Kinder, aber gewöhnlich kostbarer, gefährlicher, schädlicher.

Und so ist unser ganzes gesellschaftliches Leben eine sittliche Maskerade! Auf der Maskerade zeigt man nicht sein natürliches Gesicht; sondern statt dessen, eine Maske, — und wie viele lernt man in der menschlichen Gesellschaft erst alsdann kennen, wenn sie die Maske abnehmen? Auf der Maskerade kommt man zusammen, um einander zu täuschen. Haben viele Menschen, wenn sie in das thätige Leben treten, eine andere Absicht? Wer am besten und längsten unerkannt bleibt, hat seine Sa-

chen auf der Maskerade am besten gemacht. Eben so würde derjenige von der menschlichen Gesellschaft den grössten Vortheil ziehen, der seine wahre Gestalt am besten und längsten verbergen könnte. — Wenn wir auf die Maskerade gehen; so wissen wir, daß wir nicht die wahren Gestalten der Menschen finden, sondern nur ihre Masken, und wollen also getäuscht seyn. Wissen wir nicht das Nämliche von den Menschen, und sind doch so oft das Spiel der maskirten Schurken? Die Masken stellen allerhand vor: Affen, Uhus, Fledermäuse; — und so finden wir in der menschlichen Gesellschaft Wölfe, Füchse, Schlangen und Affen. Laßt einen weisen Mann in der Maske des Sokrates auf die Maskerade kommen; man wird ihn auszischen, oder wenigstens unbemerkt herum wandeln lassen. Aber erfindet die närrischste Maske! Je närrischer, desto besser. Wer ist beliebter an Höfen? Der Patriot, oder — der lustige Rath? Wer macht sein Glück auf dem Maskenballe der menschlichen Gesellschaft besser? Der Weise, oder der Narr, der sich zum Narren halten läßt, um zu seiner Zeit die Andern wieder zu äffen. Auf der Maskerade scheint jeder etwas anderes zu seyn, als er ist. Ists nicht eben so unter den Menschen?

64.

4) Der belehrende (didactische) Brief.

Der belehrende Brief ist entweder an ein wirklich abwesendes, mit uns in Verbindung stehendes, oder an ein blos gedachtes und angenommenes Individuum gerichtet, mit der eigenthümlichen Bestimmung, diesem Individuum über gewisse wissenschaftliche Gegenstände und Theile der menschlichen Erkenntniß zusammenhängende Mittheilungen zu ma-

chen. Da der Stoff zu dem belehrenden Briefe zunächst dem Lehrstyle angehört; so muß die Haltung und Durchführung der Form den Ausschlag darüber geben, ob wirklich die schriftliche Darstellung zum Briefstyle und zu der besondern Untergattung desselben, zum belehrenden Briefe, oder ob die Form zum eigentlichen Lehrstyle gehört. Dies letztere ist der Fall, sobald in dem angeblich belehrenden Briefe blos das Außerwesentliche und Zufällige des Briefstyls, die Anrede, die in der Briefform gewöhnlichen Uebergänge, und am Schlusse die erneuerte Beziehung des Gegenstandes auf die abwesende Person vorkommen, die ganze schriftliche Darstellung aber im Charakter einer wissenschaftlichen Abhandlung sich ankündigt, von welcher man blos die genannten Zufälligkeiten der brieflichen Einkleidung trennen dürfte, um das Ganze unter die einzelnen Formen des Lehrstyls zu bringen.

Soll daher der belehrende Brief zum Briefstyle gehören und in der Reihe der Formen desselben einen selbstständigen und eigenthümlichen Charakter behaupten; so muß zuerst das Individuum, an welches der Brief gerichtet ist, theils nach seiner ganzen geistigen Eigenthümlichkeit, theils nach seiner wirklichen oder gedachten Stellung und Ankündigung im häuslichen und öffentlichen Leben scharf aufgefaßt, und der, im Briefe behandelte, Stoff auf diese Eigenthümlichkeit so bezogen und angewandt werden, daß, in diesem Sinne, der Brief zunächst nur für dieses Individuum das höchste Interesse haben kann. Es muß aber auch zweitens die Form der Darstellung durchgehends den eigenthümlichen Charakter des Briefstyls überhaupt, und nicht den Charakter der Abhandlung,

an sich tragen, so d
stellten Stoffe, diese
aus nicht zum Lehr
den Briefstyl geb
als Brief nach d
Form beurtheilt we

Der belehrend
sicht, entschieden be
duum, dem er gi
lichkeiten, nach e
dem Grade seiner
nach seinen Vorke
Meinungen, un
häuslichen und
Jüngling oder A
mann, als Predi
als Geschäftsma
verzweigten Stä
wirklich vorhand
viduum erst an
Briefe dieser
bildete Väter a
an ihre ehemali
Vorgesetzte an
schreiben, weil
Cultur des A
im Auge beha
persönlichen
den Abwesent
fallen werden
und Festhalt
ses der abw
Aufgabe am
sem Gesicht

auszuwählen, und mit richtigem Tacte zu stellen und zu behandeln, so daß nicht selten der Ton der Darstellung dem eigenthümlichen Charakter des vertraulichen Briefes sich annähern wird, wie dies namentlich in den belehrenden Briefen eines Vaters an seinen Sohn, eines Lehrers an seinen Zögling, und eines Freundes an seinen Freund der Fall seyn muß. Je mehr daher diese Briefe auf die Bedürfnisse eines einzigen Individuums berechnet sind; desto mehr nähern sie sich ihrer Bestimmung. Je allgemeiner sie gehalten sind; desto mehr entfernen sie sich von derselben.

Sobald aber der Brief an keine wirklich vorhandene Person gerichtet, sondern für ein blos angenommenes Individuum bestimmt wird; sobald muß dieses, wenn anders der Brief gelingen soll, nach der ihm beigelegten Eigenthümlichkeit eben so bestimmt gedacht und scharf gezeichnet werden, als eine wirklich vorhandene Person. Man muß daher einen gewissen Standpunct geistiger Cultur für die gedachte Person annehmen, ihr gewisse Vorkenntnisse beilegen, bei ihr gewisse wissenschaftliche Bedürfnisse voraussetzen, und selbst ihre Stellung im häuslichen und bürgerlichen Leben, nach den einzelnen Abstufungen und Verzweigungen desselben, bestimmen. Vernachlässigt man diese Bedingungen; so wird man vielleicht eine sehr gut belehrende Abhandlung, aber keinen Brief liefern. — Noch schwieriger wird die Durchführung dieser Bedingungen, wenn ein abgeschlossener Kreis wissenschaftlicher Gegenstände in einer fortlaufenden Reihe von Briefen behandelt werden soll, besonders wenn diese Briefe sämmtlich in dem Charakter Einer Person gehalten sind, und nicht abwechselnd Zuschriften

und Antworten vorkon
letztere Form des belehre
schwert, daß der Stylist
ihrer Eigenthümlichkeit an
so gewinnt diese Art der
zen weit mehr an Man
lung durch Rede und
tung, Einwand und
Einwürfe, als dies bei
fen möglich ist, die bl
Bei der Verarbei
senschaftlichen Stoffes
sich derselbe, unter
Arten des Lehrstyls,
Style nähern; d. h.
dieses Stoffes alle
Schule, überhaupt
was blos den Gele
sirt; es muß, durch
lichen Stoffes in d
seiner Fruchtbarkei
liche Leben darge
Kreise von solchen
nach ihrer individ
Empfänglichkeit f
punct gewisser W
aber weder durch
ihre Verhältnisse
net sind, in die
einzudringen, u
Literatur und
Gelehrten von
jede Wissensch
daß sie sich

eignet; nur muß der sichere Tact des Stylisten über das Was? Wieviel? und Wie? entscheiden. Denn nicht alles, was zum Umfange einer Wissenschaft gehört, verstattet die Mittheilung in der Briefform; es muß daher nur das Wesentliche und Wichtige ausgehoben werden, das zugleich als allgemein verständlich und allgemein anwendbar sich empfiehlt. Diese Massen des Stoffes bedürfen aber, bei ihrer Gestaltung, eben so sehr des nothwendigen logischen Zusammenhanges, wie der ästhetischen Vollendung der Form, so daß diese Form, in jedem einzelnen belehrenden Briefe, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes erscheint, das in der Wahrnehmung mit einem reinen Wohlgefallen erfüllt. Deshalb muß der belehrende Brief das Gepräge der Natürlichkeit, Leichtigkeit und Gewandtheit tragen; es muß ein freies, frisches Leben auf der ganzen Form der Darstellung ruhen, und diese gelungene Versinnlichung des dargestellten Stoffes muß eben so das geläuterte Gefühl bewegen, wie, durch die vollendete Einheit der Form, die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzen.

Die teutsche Sprache ist nicht arm an dieser Gattung des Briefstyls, und hat im Ganzen mehr gelungene Versuche in dieser Gattung, als in andern Formen des Briefstyls, aufzuweisen; allein unverkennbar fehlt vielen — die als Aufsätze des Lehrstyls, durch ihre stylistische Gediegenheit, sich auszeichnen — der eigenthümliche Charakter des Briefstyls. — Mit Achtung verdienen genannt zu werden: Moses Mendelssohns Briefe über die Empfindungen (im ersten Theile s. philosophischen Schriften); Dusch moralische Briefe zur Bildung des Herzens; Herders Briefe, das Studium der

Theologie betreffend, und dessen Briefe zur Beförderung der Humanität; Fr. Heinr. Jacobi über die Lehre des Spinoza, in Briefen; Reinholds Briefe über die Kantische Philosophie; Heydenreichs Briefe über den Atheismus; Hoffbauers Naturlehre der Seele in Briefen; Pörschke's Briefe über die Metaphysik der Natur; J. Geo. Müllers Briefe über das Studium der Wissenschaften; Eberhards Handbuch der Aesthetik, in Briefen; Joh. v. Müllers Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund (Bonstetten); Reinhards Geständnisse; Tzschirners Briefe über Reinhards Geständnisse; Köppens vertraute Briefe über Bücher und Welt; u. a.

65.

Beispiele.

a) von Franz Volkm. Reinhard,

an den Prediger Scheibler zu Montjoie; aus der Schrift: Aus dem Leben Reinhards, in einigen Briefen von demselben an den Herausgeber Max. Fr. Scheibler. (Leipz. 1823. 8.) S. 1.

Dresden, am 7 März, 1798.

Ewr. Hochwohlehrw. danke ich für das Vertrauen, welches Sie in Ihrer Zuschrift gegen mich äußern, und eile, über die in derselben mir vorgelegten Fragen meine Gedanken zu eröffnen.

Die erste besteht darin, ob man den von der französischen Regierung geforderten Bürgereid: Haß dem Königthume und der Anarchie, und Treue der Republik mit gutem Gewissen schwören könne?

Ich muß zuvörderst bemerken, daß die Formeln, in welchen dieser Eid abgefaßt ist, allerdings Bedenklichkeiten veranlassen müssen. Aller *Haß* ist Leidenschaft und besteht in habituellen feindseligen Gefühlen, die nicht einmal immer in unserer Macht sind; zum Hasse kann man also eigentlich Niemand verpflichten, und Niemand kann eine Verbindlichkeit dazu übernehmen. Es kommt hinzu, daß das *Königthum* zwar eine Verfassung, und mithin ein Abstractum ist. Allein der Haß gegen dasselbe, welchen der Eid verlangt, kann sich entweder gar nicht, oder er muß sich gegen die *Menschen* äußern, welche dieser Verfassung günstig sind. Nun ist es aber den Grundsätzen nicht blos des Christenthums, sondern auch der Sittlichkeit überhaupt zuwider, sich zum Hasse gegen irgend jemand zu verbinden, weil dies nichts anders heißen würde, als sich zur Verletzung aller der Pflichten anheischig machen, welche man dem Gehaßten schuldig ist. Es ist noch besonders die Zweideutigkeit anzumerken, welcher der Ausdruck: *Haß dem Königthume* enthält. Er bestimmt nämlich nicht, ob blos von der königlichen Würde in Frankreich, oder von jeder monarchischen Verfassung überhaupt die Rede sey? Sollte das letztere der Fall seyn; so würde sich dieser Eid auch darum nicht mit gutem Gewissen leisten lassen, weil er eine Beleidigung aller der Völker wäre, welche in dieser Verfassung leben, und eine Art von Kriegserklärung gegen sie enthielte, zu der man auf keine Weise berechtigt wäre.

Weil indessen die französische Regierung über die Art und Weise, wie sie diese Eidesformel verstanden wissen will, nicht nur keine authentische Declaration gegeben hat, sondern auch, wie es scheint, keine geben will, und es dem Schwörenden überläßt, welche Vorstellungen er damit verknüpfen will; weil ferner von der Regierung



einer mächtigen Nation, ohne ihr ein strafbares Unrecht anzuthun, nicht vermuthet werden darf, daß sie ihre Bürger zu Etwas verpflichten wolle, was unvereinbar mit den Gesetzen der Sittlichkeit ist; so bin ich der Meinung, daß man den geforderten Eid mit gutem Gewissen leisten könne, wenn man 1) das Wort Haß, nicht von leidenschaftlicher Erbitterung, sondern von ei nem vorsätzlichen und pflichtmäßigen Entgegenwirke 2) das Wort Königthum aber, nicht von der kö lichen Würde überhaupt und im Allgemeinen, son von der Wiederherstellung derselben in Fr reich versteht; daß also der Sinn des Eides man verpflichte sich, auf keine Weise mitzuwirken die monarchische Verfassung in Frankreich wiederher werde, sondern wolle sich vielmehr dergleichen Un mungen, wie auch der Aufhebung aller bürgerlichen O widersetzen, und die bestehende republikanische Ver ehren und zu erhalten suchen.

Die Gründe, warum es erlaubt seyn mü Eid in diesem Sinne abzulegen, fallen in die Es ist nämlich alle nur mögliche Wahrscheinlich handen, daß die Republik ihn so verstanden wis weil er auf diese Weise Alles enthält, was sie v Bürgern fordern kann, wenn sie sich selbst siche aber weder etwas Unmögliches, noch etwas U ches zumuthen will. Man macht sich also kein vati mentalis schuldig, wenn man in die schwört. Sodann giebt es kein Gesetz der und des Christenthums, mit welchem dieser vereinbar wäre; es ist vielmehr recht und chri man der eingeführten Verfassung des Landes, d ger man ist, von Herzen ergeben sey, und W gen, welche mit einer gewaltsamen Erschütt Auflösung des Ganzen verknüpft seyn würden

hüten trachte. Sind endlich die Länder auf der linken Seite des Rheins durch einen Friedensschluß an Frankreich abgetreten; so ist den Bewohnern derselben alle Verbindlichkeit gegen ihre bisherige Regierung nicht blos erlassen, sondern sie sind von dieser sogar angewiesen, nun derjenigen zu gehorchen, welcher man sie überlassen hat, und mithin alle die Pflichten zu übernehmen, welche diese fordert.

Was die andere Frage anlangt, wie man sich zu verhalten haben dürfte, wenn die Feier des Sonntags durch die von der Republik angeordnete Dekadenfeier verdrängt werden sollte? so setze ich hier als entschieden voraus, daß die sollenne Feier des Sonntags keinesweges juris divini ist. Es läßt sich nämlich mit nichts beweisen, daß Christus oder seine Apostel sie vorgeschrieben haben; und aus der Kirchengeschichte weiß man, daß sie erst zu den Zeiten Konstantins des Großen eingeführt worden ist. In der Augsburgischen Confession (Art. 28. S. 58 der Walchischen Ausgabe) wird dies auch ausdrücklich anerkannt. Auf der andern Seite ist es gewiß, daß es Tage geben muß, wo gottesdienstliche Versammlungen gehalten werden können, und daß Christen den Sonntag zu diesem Behufe jedem andern Tage darum vorziehen müssen, weil er seit den ältesten Zeiten in der christlichen Kirche zu dergleichen Zusammenkünften bestimmt gewesen, und durch die Geschichte Christi selbst so merkwürdig geworden ist. Solchem nach wäre ich der Meinung, daß 1) auf der Feier des Sonntags neben der Dekadenfeier so lange zu bestehen wäre, als die Regierung jene nicht untersagte, und die Umstände der Gemeine sie nicht unmöglich machten; 2) daß man aber die sollenne Feier des Sonntags, wenn sie wirklich nicht länger statt finden könnte, ohne Verletzung des Gewissens aufgeben dürfte; doch unter der Bedin-

gung, daß einige Stunden dieses Tages zu den gottesdienstlichen Versammlungen ausgesetzt blieben. Man wäre dann völlig wieder in dem Falle, in welchem sich die ersten Christen vor Konstantin befanden; 3) daß endlich, um das Aeußerste zu setzen, selbst darin Aendederungen getroffen und die gottesdienstlichen Zusammenkünfte auf andere Tage verlegt werden könnten, weil die christliche Freiheit, wie die Augsburgische Confession in der angeführten Stelle richtig bemerkt, bei dieser Sache durch kein positives Gesetz beschränkt ist.

Uebrigens bitte ich Gott, daß er Ewr. ꝛc. und allen Lehrern des Evangelii in Ihren Gegenden Weisheit, Muth und Kraft schenken wolle, der Sache seines Sohnes, die er zu schützen wissen wird, auf alle Weise nützlich zu werden ꝛc.

b) von Fr. Köppen,

aus s. vertrauten Briefen über Bücher und Welt (Leipz. 1820. 8.) Th. 1. S. 98. (abgekürzt)

Also am Schlusse meines letzten Schreibens sind Ihnen Dinge unsrer Zeit eingefallen; der Mysticismus, Pietismus, Separatismus, die Frau von Krüdener, ja sogar die Concordate? Und Sie wollen, trotz meiner seltsamen Meinungen, auch hierüber mich hören? Das gäbe Zank mit vielerlei Geschlecht. Ich ginge lieber den Erscheinungen aus dem Wege, wartete auf gutes oder schlimmes Ende, urtheilte für mich und schwiege vor lauter Einsicht und Philosophie. Soll mein Schweigen gebrochen werden? Es sey darum.

Manche Schriftsteller unsrer Tage kämpfen mit dem Mysticismus gleich einem Schreckbilde, das sie allenthalben verfolgt, und in ihrem Leben und Treiben auf-

stört. Häufig indessen ist der Begriff eben so unbestimmt, als die Furcht, und die Art der Gegenwehr. Was bezeichnet der Name des Mystikers? Entweder einen Mann, der mit festem Glauben dem Uebersinnlichen zugewandt ist, und es für unerforschlich achtet; oder einen Mann, der mit demselben Glauben eine Erforschung desselben für möglich hält, und auf allerlei Weise sich damit abmüht. Jener ehrt Gott als den verborgenen geheimnißvollen Quell aller Weisheit; dieser will Gott leiblich näher kommen, und das Wort des Geheimnisses finden. Beide Bedeutungen scheinen mir unterschieden werden zu müssen. Nach der ersten Bedeutung sind alle gottesfürchtige Menschen Mystiker, ein Sokrates und Platon in ihrer Weise, Christus, seine Apostel, und alle gläubige Christen. Im zweiten Sinne sind nur einige gottesfürchtige Menschen mystisch, etwa die Neuplatoniker, Quietisten und Martinisten, ein Theophrastus Paracelsus, Jacob Böhme, manche Naturphilosophen unsrer Tage. Nur die zweite Art von Mystikern wird sich einer besondern geheimen Wissenschaft oder Anschauung rühmen, ihr sich ausschließend hingeben, und sie mit ausgezeichneter salbungsvoller Sprache Andern verkünden. Nur diese Art kann gemeint seyn, wenn eine vernünftige Klage über Mysticismus laut wird; jene erste Gattung von Mystikern darf wohl Niemand anklagen, der nicht die Erhabensten und Würdigsten unsers Geschlechts lästert.

Die romantischen Sauser und Brauser, wie Baggesen sie vor zehn Jahren im Klingklingelalmanach nannte, machen die Vorhut des neumystischen Heeres. Sie sind ausgezogen unter einer Musik des Mittelalters, die ihnen immerdar in die Ohren tönt, und deren Scharriwarri Niemand von ihnen tadelt, weil die Töne weit herkommen, und den Hörern genauere historische

und musikalische Bildung fehlt. Sie wollen sich verlieren im weiten Unendlichen oder Unbestimmten, im wogenden Nebel von Gemüth, Religion und Philosophie, in den südlichen Gefilden Spaniens und Italiens, nebst deren Sonetten und goldenen Aepfeln. Was sie dort alles finden werden, ist ihr Schatz, und das geheimnißvolle Suchen darnach ihre Mystik. So kommen Viele nach Rom, sehen dort ein paar Prachtstücke des Mittelalters, die Peterskirche und den Papst; sie fallen nieder und beten an; sie schwören ab die Freiheit der Gedanken und den Glauben ihrer Väter; sie werden Knechte der Priester, um eingeweiht zu werden in das Geheimniß der Messe. Das freut die alten Schatzgräber vom Fache und ihre hierarchische Innung; sie wissen wohl, wozu ein solcher kindlicher Glaube der Adepten zu brauchen, sie reden deshalb in neumystischen Wendungen und putzen ihre alte kunstreich verschlungene Dogmatik wohl gar mit einem Firniß von Naturphilosophie. Dies sind die Mystiker zweiter Gattung, welche wohl wissen, was sie thun, während die erstern es nicht wissen. Beide Arten aber reden von geheimer Weihe, von unheiligem Gebrauche der Vernunft; welcher Vernunft, sobald sie ein Licht und keine Finsterniß seyn will, die Gnade Gottes fehle und Erleuchtung von oben. In ihrer Mitte finden wir Zöllner und Sünder; sie haben sich bekehrt, und sind, wie man sagt, eben durch ihre Sünden der wahren Erleuchtung recht fähig geworden. Wenn die sinnliche Lust und der weltliche Hochmuth in sich selber verglühen, und durch Weihe der Unkraft jede Weihe der Kraft zu Nichts wird, kommt dem Menschen die Frömmigkeit, eben weil vordem der Hochmuth weltlicher Wissenschaft nicht satt sich rühmen konnte, so wie der Sinn nicht satt sich trinken im Becher der Lust. In ihre Reihe gehören, nur unter sehr verschiedener

stantische Natur. Sie achten die Ueberzeugung aus der Schrift zu hoch, um Knechte eines römischen Kirchenthums zu werden; auch stehen bei ihnen Luther und die Reformatoren in so großem Ansehn, als die Neulehrer des achtzehnten Jahrhunderts in Schmach. Mir sind sogar Einige vorgekommen, welche die freudige Hoffnung hegten, Anhänger des Katholicismus und der verschiedensten christlichen Secten im lebendigen Schriftglauben zu vereinigen, und alle sonstige Unterschiede der Vergessenheit zu übergeben. Diese Hoffnung kann ich aus guten Gründen nicht theilen; doch hat der evangelistische Glaube mein ganzes Herz. Unersetzlicher Schade, wenn manche dieser Pietisten in Gefahr ständen, ihn zu verlieren! Darüber ist meine Besorgniß nicht ganz beruhigt. Allerlei Erscheinungen im protestantischen Teutschlande deuten auf eine sonderbare Unkenntniß des Katholicismus, und auf eine mögliche Annäherung zu ihm, so daß die römische Propaganda erwarten dürfte, ihren Schafstall zu füllen, wäre nicht das Fest der Reformation (1817) mit besondrer Theilnahme zum Verdrusse der Römlinge gefeiert worden. Sonst liegt in den Grundsätzen der protestantischen Pietisten vieles, was der katholischen Lehre in die Hände arbeitet, so daß die Hinterhut des angegebenen mystischen Heeres wohl die Vorderhut einhohlen könnte, was Gott verhüten möge!

66.

Die Zueignungen.

Die **Zueignungen** (Dedicationen) haben die eigenthümliche Bestimmung, ein erscheinendes Buch einer oder mehrern Personen zu widmen, als öffentlicher Ausdruck entweder der Verehrung und Dankbarkeit, oder der Liebe und Anhänglichkeit. Sobald

stylistischer Hinsicht, ein in sich abgeschlossenes Ganzes seyn, das die Grundbedingungen des Gesetzes der Form erfüllt, und, wegen der Vollendung der stylistischen Form, ein reines Wohlgefallen hervorbringt. Die Zueignung aber ist ein zur Oeffentlichkeit bestimmter Brief, was ursprünglich von keinem vertraulichen Briefe, von keinem Briefe der Convenienz, und von keinem Briefe des Witzes und der Laune, und höchstens nur von den belehrenden Briefen gilt, die an kein wirklich vorhandenes Individuum geschrieben, sondern sogleich für den Druck bestimmt werden. Deshalb darf die Zueignung, als öffentlicher Brief, kein Verhältniß berühren, das nicht für die Oeffentlichkeit geeignet wäre. Nichts desto weniger muß die Zueignung ganz individuell seyn; d. h. sie muß durchgehends das besondere Verhältniß und die Stellung bezeichnen, in welchem der Schriftsteller zu der Person steht, welcher er sein Buch widmet; sie muß so beschaffen seyn, daß sie durchaus von keinem andern Verfasser herrühren, und, dem Inhalte nach, auf keine andere Person sich beziehen könnte. Die Zueignung muß aber auch, durch die stylistische Gewandtheit des Verfassers, den Gegenstand des Buches, vor welchem sie steht, mit der Person in Verbindung bringen, an welche sie gerichtet ist; mit Beseitigung aller Schmeichelei, aller Erkünstelung und alles gesuchten Schmuckes in der Darstellung. (So wird man ein Buch über Anatomie oder Physiologie keinem Frauenzimmer, eine Theorie des Straßenbaues keinem Theologen, ein Kochbuch keinem Fürsten u. s. w. widmen.) Zugleich darf die Zueignung dem Individuum, welchem sie gilt, nichts beilegen, was ihm nicht auch die öffentliche Meinung

eines gnädigen Handschreibens zum Vorzeigen an Andere, beabsichtigt werden sollte.

67.
Beispiele.

a) von Sebast. Münster,

Zueignung seiner Kosmographey, im Jahre 1550, an den König Gustav (Wasa) von Schweden. (abgekürzt) *)

Dem Durchleuchtigsten vnnd Großmechtigsten Landsfürsten vnd Herren, Herren Gustaff zu Schwedien, der Gothen vnd Wenden rc. König, meinem aller Gnedigsten Herren.

Die gantze Welt zu beschreiben, wie mein Fürnemmen ist in diesem Buch, Großmechtigster vnd Gnedigster Herr, erfordert ein weitschweiffig vnd wolbericht Gemüt, das viel gelesen, viel gesehen, viel gehört vnd viel erfahren hab, welches dannoch alles nicht gnug will seyn, wo nicht ein recht Vrtheil darbey ist, dardurch man mög vnderscheiden das wahr von dem falschen, vnd das gewiß von dem vngewissen. Es were nach den Büchern Göttlicher Geschrifft kein lesen auff Erdtrich lustiger vnd nutzlicher dem Menschen, dann das lesen der Historien, wo sie (alß sie solten) ohnangesehen dieser oder jener Partheyen geschrieben weren. Dann was sind alle Historien anders, weder fürgebildete Exempel, an denen man sicht, wie diese oder jene Sach außgeschlagen, wie

*) wo er Eingangsweise viele Beispiele aus der alten Geschichte beibringt. — Uebrigens wird eine flüchtige Vergleichung dieser und der nachfolgenden Zueignung es außer Zweifel setzen, daß man im Jahre 1550 besser schrieb, als im Jahre 1689.

vermessen gewesen, diesem Buch ein solchen Patron für zu stellen. Hab mich auch dieser anmutung dester lieber vnderzogen, alß ich von jhm vernommen hab das frey vnd geneigt Gemüt, so E. Kön. Maj. tregt gegen allen Gelehrten vnd Kunstreichen, welches sie sonderlich bißher bewiesen hat in dem, daß sie sich geflissen, die jungen Landsfürsten vnd Printzen E. Kön. Maj. Söhn zu instituiren in Christlichen Thugenden vnd Adelichen Künsten, Gott wöll sollich Gemüt bestätigen biß zum end. Ich hett E. Kön. Maj. Hauptstatt Stockholm, sampt andern fürnemmen Stetten des Reichs Schwediens gern verfaßt gehabt in diese dritte Edition, wie sonst andere Stette, damit ich ein danckbar Gemüt hett erzeigt gegen E. Kön. Mag. mir bewiesen: aber nachdem E. Kön. Maj. mir von dem Königlichen Schloß Calmar Anno Christi 1546 gantz gnediglich zugeschrieben, ist mir seidher bis auff den heutigen tag nie kein gewisse Bottschafft zugestanden, vnd damit will ich mich entschuldiget haben. Will auch mich hinfür E. Kön. Mag. auff das aller vnderthenigst vnd mit höchstem fleiß befohlen haben. Datum zu Basel am 17 tag Mertzens, im jar nach Christigeburt 1550.

E. Kö. Mag.

Vnderthenigster
Sebastianus Münsterus.

b) von Dan. Casp. v. Lohenstein; Zueignung seines: Arminius oder Herrmann nebst seiner Durlauchtigsten Thußnelda (Leipz. 1689. 4.) an den Churfürsten Friedrich 3 von Brandenburg. (abgekürzt)

Durchlauchtigster Großmächtigster Churfürst,
Gnädigster Churfürst und Herr.

Arminius, vor welchem das weltbeherrschende Rom

dern Ewr. Churfürstl. Durchl. anbetungswürdige Vollkommenheiten sahe man vor Dero wirklichen Regierung schon in die Sternen gezeichnet, und fester, als alle in stummen Marmel und Alabaster gehauene Ehrensäulen, in die dankbaren Gemüther der jetzig = und künftigen Welt, als die lebhaften und unvergänglichen Behältnisse gesetzet. Anjetzo aber schauet ganz Europa Ewr. Churfürstl. Durchl. in Dero erlauchtesten Herrn Vatern Fußstapfen vollkommen getreten zu seyn; in dem Selbte sowol zu großer Verwunderung aller Fürsten, als hohem Vergnügen aller aufrichtig gesinnten teutschen Herzen die teutsche Freyheit zu beschirmen allbereit einen höchstrühmlichen und die Unsterblichkeit verdienenden Anfang gemacht haben; also Selbte nicht minder als ein ander Herrmann, wie vor Dero eigene Länder, als des ganzen teutschen Reiches Wohlstand zu sorgen bemühet sind.

Ich verhoffe die glückseligsten Zeiten, und darinnen meinen Angelstern erreichet zu haben, da in Dero nunmehr durch eine wieder aufs neue aufgegangene Sonne bestrahltem Himmels = und Erdenkreise ich meinen wirklichen Sitz gefunden, in welchem Gerechtigkeit und Friede sich küssen, Künste und Waffen sich umatmen, und der heilige Gottesdienst die Grundfeste ist; also ein jeder Unterthan mit mehrerem Recht, als die Aegyptier, welche ihren Segen weder dem Himmel, noch ihren Königen, sondern einzig dem Nilus zuschreiben, vor die ewige Behaltung des zeither vom Tod und Verhängniß heftig erschütterten erlauchtesten Churhauses Brandenburg den Allerhöchsten herzlich anzurufen, und nebst mir sich glückselig zu schätzen und zu rühmen Ursach hat

Ewr. Churfürstl. Durchl.

allerunterthänigst = gehorsamster Knecht
Daniel Caspar von Lohenstein.

indem Sie die Urschrift selbst der Wißbegierde des teutschen Publici schon zum Voraus empfohlen haben. Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht

Sire,

Ew. Königlichen Majestät

allerunterthänigster Knecht

Christian Garve.

d) von Heydenreich,

an den König Friedrich Wilhelm 3 von Preußen, vor der Schrift: Grundsätze zur Bildung für Verstand und Herz, jungen Zöglingen der Kriegswissenschaft aus den höhern Ständen gewidmet. (Leipz. 1798. 8.)

Ew. Majestät genießen des glänzendsten Ruhmes, den ein König erringen kann, unter den Lasten der Regierung und den verführerischen Reizen des Heldengeistes, dem so viele Fürsten ihre Gefühle aufopfern, das heilige Feuer der Menschenliebe nicht erlöschen zu lassen. Thron und Schlachtfeld konnten Ihnen jenes Herz nicht entreißen, welches die Menschheit in dem niedrigsten Unterthan und selbst in dem wildesten Feinde achtet.

Gegenwärtige Schrift ist bestimmt, junge Krieger jenem Ideale eines Helden und Menschenfreundes frühzeitig näher zu führen, welches Teutschland in Ewr. Majestät bewundert, und ich konnte mir, so kühn es auch ist, es nicht versagen, Dero erhabenen Namen derselben vorzusetzen. Grundsätze bedürfen der Beispiele; es ist Pflicht, das beste und glänzendste zu wählen.

Einem Könige von so erhabener Gesinnung hat ein Schriftsteller nicht nöthig, ein Werk, welches der ganzen Menschheit gewidmet ist, nach dem Beispiele niedriger Seelen, zu Füßen zu legen; er darf aber auch von

Gottes, mit welchen er mein Leben beglückt hat, eine der erfreulichsten für mich auch das ist, mit Ihnen zu gleicher Zeit gelebt zu haben, Ihnen persönlich bekannt geworden, von Ihnen geliebt, und in den Grundsätzen und Gesinnungen, welche sich auf die wichtigste menschliche Angelegenheit beziehen, mit Ihnen eben so, wie mit so manchen andern redlichen und verdienstvollen Männern, einstimmig zu seyn. Dafür danke ich noch immer Gott und Ihnen; und damit sey es auch hievon genug!

f) von Garve,

an den Kreissteuereinnehmer Weiße, vor dem zweiten Theile s. Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur ꝛc. (Bresl. 1796. 8.).

Ich habe lange gewünscht, daß von unsrer alten Freundschaft ein öffentliches Denkmal vorhanden seyn möge; nicht nur aus der sehr sehr verzeihlichen Eitelkeit, daß die Welt wissen soll, daß ich von einem würdigen Manne durch viele Jahre ununterbrochen geliebt worden bin; sondern auch, weil ich glaube, daß eine lang dauernde Freundschaft unter Gelehrten ein gutes Beispiel giebt, da diese Freundschaften, welche oft mehr der Verstand, als das Herz stiftet, durch die Eitelkeit so leicht getrennt werden. Sie haben überdies ein Recht auf meine letztern, reifern Geistesarbeiten, da Sie meine ersten, noch unreifen, in Ihren Schutz genommen, und mich als Schriftsteller beim Publicum eingeführt haben.

Die Aufsätze, welche ich Ihnen hier widme, sind klein und unbedeutend, und können höchstens nur insofern einigen Werth haben, als sie etwas Selbstgedachtes enthalten, und Gedanken bei Andern veranlassen. Aber

4) Der Geschäftsstyl.

68.

Begriff und eigenthümlicher Charakter des Geschäftsstyls.

Wir bezeichnen durch das Wort Geschäfte diejenigen Aeußerungen unsrer Thätigkeit, welche aus unsern Verhältnissen hervorgehen, inwiefern wir Bürger des Staates und Mitglieder eines gewissen Standes in demselben sind. Diese Geschäfte sind aber eben so verschiedenartig, wie die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens selbst, und für den Ausdruck dieser Verhältnisse, so wie für die schriftliche Darstellung aller aus denselben für uns hervorgehenden und von uns übernommenen Geschäfte muß es eine besondere Gattung des Styls geben, den wir Geschäftsstyl nennen, und der in demselben Verhältnisse von dem Lehr-, Geschichts- und Briefstyle sich unterscheidet, in welchem unser bürgerlicher Geschäfts- und Wirkungskreis selbst von den Kreisen der Erkenntniß, der Vergangenheit und Gegenwart, und von den mannigfaltigen Formen unserer schriftlichen Mittheilung an Abwesende sich unterscheidet. Der Geschäftsstyl umschließt daher die gesammten stylistischen Formen, welche aus den mannigfaltigen gegenseitigen Verhältnissen und Beziehungen des öffentlichen und bürgerlichen Lebens hervorgehen, und sein eigenthümlicher Charakter beruht auf dem möglichst treuen, und dem Gesetze der Form angemessenen, Ausdrucke dieser Verhältnisse und Beziehungen vermittelst aller derje-

Geschäftsstyls nicht ganz getrennt werden können, und er, in dieser Hinsicht, hinter den übrigen Gattungen und Arten des Styls zurück stehen müssen; so verlangt doch das Gesetz der Form von demselben unnachlaßlich: theils die unbedingte Anwendung aller untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form; theils die Anwendung derjenigen untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form, welche mit der stylistischen Behandlung des Stoffes, ohne Störung des dadurch zu erreichenden Zweckes des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, vereiniget werden können.

Diese Forderung wird dadurch keinesweges ungültig oder wirklich aufgehoben, daß bis jetzt noch der Geschäftsstyl fast durchgehends an Unvollkommenheiten, Mängeln und Gebrechen leidet, welche dem Gesetze der Form geradezu widerstreiten, und zugleich verhindern, daß aus dem Gebiete des Geschäftstyls eben so zweckmäßige und lehrreiche Beispiele aufgestellt werden können, wie aus den Kreisen der übrigen Gattungen des Styls. Zwar ist in neuern Zeiten von einigen Regierungen und Behörden die Verbesserung der einzelnen Formen des Geschäftsstyls angeordnet*) und zum Theile wirklich versucht worden; allein als durchgreifend und allgemein können diese Verbesserungsversuche nicht betrachtet werden; theils weil an sich schon das mehrhundertjährige Herkommen mit einer gewissen Allgewalt wirkt; theils, und besonders, weil

---

*) So erließ am 13 März 1821 der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen eine Verordnung wegen Verbesserung des Geschäftsstyls. Sie steht in der Nationalzeitung 1821. St. 21.

rungen der verschiedenen neben einander bestehenden Staaten und Reiche, nie ganz aufhören werden; so verstattet doch auch die herkömmliche Courtoisie eine Verbesserung und Milderung ihrer Formen, ohne Störung der durch sie zu bezeichnenden amtlichen Würde und bürgerlichen Verhältnisse. Daß übrigens der einzelne Geschäfts- und Staatsmann, selbst wenn er persönlich zu besserer Einsicht gelangt ist, nicht eigenmächtig die in dem Geschäftsgange seines Staates eingeführte Courtoisie ändern darf, sondern nur darauf sich beschränken muß, in den von ihm bearbeiteten Geschäftsaufsätzen aller Fehler und Verstöße gegen Grammatik und Logik sich zu enthalten, versteht sich von selbst. Dadurch wird aber beides ausgeschlossen: daß man nämlich die Formen der Courtoisie weder aus Dünkel und Anmaßung eigenmächtig vermindere, noch aus Unwissenheit, Demuth und Knechtssinn verstärke und übertreibe; denn bei hellsehenden Obern verstößt man eben so sehr durch das zu Viel, als durch das zu Wenig.

Uebrigens bezieht sich die Courtoisie nur auf die öffentlichen Geschäfte und auf die unmittelbaren Amtsverhältnisse, in welchen Vorgesetzte und Untergebene gegen einander stehen; in Privatgeschäften, welche der Untergebene mit seinen Vorgesetzten zu verhandeln hat, wird der erstere des Tones sich bedienen, wozu ihn die letztern berechtigt haben, ohne doch in Vertraulichkeit zu fallen, oder die Verhältnisse der Abhängigkeit ganz zu vernachlässigen, die zwischen ihm und den Vorgesetzten statt finden. Denn so vorurtheilsfrei auch der Vorgesetzte über seinen höhern Rang denken mag; so muß doch zwischen ihm und seinen Unter-

digt, mit dem herkömmlichen Ausdrucke der Geschäfte bezeichnet wird; so muß auch der Geschäftsstyl, oder die schriftliche Darstellung aller möglichen Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen im öffentlichen Staatsleben, nach jener Eintheilung, in zwei Hauptgattungen zerfallen:

1) in den höhern Geschäftsstyl, welcher die einzelnen Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens in seinen einzelnen stylistischen Formen darstellt; und

2) in den niedern Geschäftsstyl, welcher die besondern Verhältnisse der einzelnen Bürger, Stände und Corporationen im Staate gegen einander selbst in seinen stylistischen Formen bezeichnet.

71.

a) Der höhere Geschäftsstyl.

Der höhere Geschäftsstyl (auch Curial- und Kanzleistyl genannt) enthält die stylistische Darstellung des gesammten öffentlichen, sowohl innern als äußern, Staatslebens, inwiefern der Staat, an sich betrachtet, theils als ein rechtlich abgeschlossenes Ganzes erscheint, an dessen Spitze die Regierung steht; theils, nach seiner Stellung zu allen andern neben ihm bestehenden Staaten, in der Mitte des gesammten europäischen Staatensystems gedacht wird. Nach dieser Ansicht wird der höhere Geschäftsstyl 1) in den Gerichtsstyl, und 2) in den Hofstyl, und der letzte wieder α) in den Hofstyl für die innern und β) für die auswärtigen Angelegenheiten eingetheilt.

Der Gerichtsstyl enthält den schriftlichen Ausdruck der Anerkennung der rechtlichen Verhält-

ren, nach diesem Gesichtspuncte, zu dem Hofstyle für die innern Staatsangelegenheiten:

theils die allgemeinen Bekanntmachungen der Regierung in Hinsicht auf die öffentlichen Angelegenheiten (z. B. neue Verfassungen als Ausflüsse der Souverainetät der Regenten; Uebersichten über die Lage und Verwaltung des Staates an Versammlungen der Stände; Aufrufe an das Volk beim Ausbruche eines Krieges, oder bei eingetretenen wichtigen politischen Veränderungen in den innern und auswärtigen Angelegenheiten rc.);

theils die Verhandlungen der Regierung mit der Gesammtheit der Bürger ihres eigenen Staates, oder doch mit den Vertretern derselben (z. B. Wahlcapitulationen; neue Verfassungen auf dem Wege des Vertrages; Landtagsordnungen; Recesse; Vergleiche mit einzelnen Ständen [z. B. den Mediatisirten]; Edicte; Decrete; Mandate; Patente);

theils die von dem Oberhaupte des Staates ausgehenden Acte der vollziehenden Gewalt (z. B. Dienstbestallungen; Beförderungen; Belobungsschreiben; Privilegien; Ordensverleihungen rc.);

theils die Verhandlungen der Staatsbürger mit der Regierung (durch Berichte, Vorladungen, Beschwerden, Bittschriften, Gesuche, Anhaltungsschreiben rc.).

Dagegen gehören zu dem Hofstyle für die auswärtigen Angelegenheiten, inwiefern der Staat gegen die andern, neben ihm bestehenden, Staaten seine Rechte, so wie die Rechte seiner Bürger und der Stände derselben geltend macht:

theils die öffentlichen Verhandlungen mit

die des Großherzogthums Baden vom 22 Aug. 1818 durch die Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze des Ausdrucks sich auszeichnet; mehrere öffentliche Bekanntmachungen der preußischen, bayrischen, wirtembergischen u. a. Regierungen u. s. w.

a) Manifest des Churfürsten Moritz von Sachsen und seiner Bundesgenossen gegen den Kaiser Karl 5 im Jahre 1552.

Dieses Manifest, entlehnt aus Fr. Hortleders Werke: der röm. Keyser= vnd Königl. Maj., auch deß h. röm. Reichs Stände rc. Handlungen und Abschreiben rc. (Frkf. am M. 1618. Fol.) Th. 2. S. 1013. erscheint hier, seiner Länge wegen, abgekürzt. Es umschloß drei Beschwerden gegen den Kaiser: 1) die Religionssache; 2) die widerrechtliche Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen; und 3) die Reichsbeschwerden. — Nur aus dem ersten und dritten Puncte werden hier einige Bruchstücke ausgehoben.

Von Gottes Gnaden, Wir Mauritz, Hertzog zu Sachsen rc. vnd von desselben Gnaden, Wir Johannes Albrecht, Hertzog zu Meckelnburg rc. vnd Wir Wilhelm, Landtgraffe zu Hessen rc. Entbieten hiermit für Vns, auch für die andern Vnsern hierin Mitverwandten Fürsten vnd Ständte, allen vnnd jeden Chur vnd Fürsten rc. Vnsere freundliche Dienste rc. Vnd fügen darbey E. L. vnnd Euch zu wissen, daß Wir je vnd allwege, nichts höhers begehre, vnd noch auf diese Stunde wündschen, dann einen gemeinen Frieden im heyligen Reich Teutscher Nation, vnnd zu Bestettigung desselbigen, in dem Streit vnd Spaltunge der Christlichen Religion, eine

meldten, Warheit vnd Grundt, daß Wir nicht allein sehen, sondern auch mit den Händen spühren vnd greiffen mögen, die geschwinden Practicken, List vnd Anschläge, dardurch der Gegentheil für hat von Tagen zu Tagen, je lenger je enger, unsere wahre Christliche Religion (die Wir, inmassen zu Augspurg bekanndt, für wahrhafftig halten) einzuzeunen, vnnd zuletzt gantz außzureuten. — —

Und vor das dritte, als den fürnembsten vnd höchsten Puncten dieses offenen Außschreibens vnd gegenwertiges vnsers Wercks, haben wir obgemelten Chur- vnd Fürsten, sampt vnnd sonderlich, ingemein angesehen den gegenwertigen elenden Standte Teutscher Nation, wie derselbige in Abfall gerahten, was massen man vns teutschen (zu gegen dem hohen keyserlichen Jurament) mit Kriegsvolck auß frembdten Nationen vberführet, dasselbe viel Jahr auff den armen Vnterthanen vom Adel, Stätten vnnd Dörffern ligen läst, die in Grundt vnd Bodem verderbet, jhnen Weib vnnd Kinder schändet, ja auch etlicher derselben wider alle Natur mißbrauchet, vnder gedichten Farben vnnd Schein ein Schatzung nach der andern von vns dringet, der Gestalt vnnd sonsten in viel Wege vnsere alte löbliche Freyheit schwächet, einzeucht, schmälert, vnser aller Haabe vnd Gut, Schweiß vnnd Blut außsäuget, die Rähte vnnd Bottschafften außwertiger Potentaten, so dem Gegentheil in die Karten sehen, vnnd sich vmb der Teutschen Notturfft annehmen möchten, mit Fürwendunge allerley gedichten Vrsachen, von den Reichstägen, wider den alten Brauch, abhelt, außschleusset, nicht zuläst, vnnd also dieser vnnd ander Gestalt vns alle sampt zu gleich endtlich zu einem solchen vnträglichen Viehischen, erblichen Servitut, Joch vnd Dienstbarkeit zu bringen vorhat, darob vnsere Nachkommen vnnd Kindtskinder biß in

Himmel schreyen, vnd vns die wir solches zu gesehen hetten, vnter der Erden verfluchen würden, mit dem schmähelichen Auffruck, daß doch vnsere Voraltern selige zu Erhaltung solcher Freyheit so mannigfaltig ihr Blut willig vergossen, das Gut darzu auffgesetzet, vnd also, vermittelst Göttlicher Verleihung ihre Freyheiten, wider alle Nationen biß hieher gewaltiglichen erhalten haben.

So haben wir demnach einmal Hertz vnd Manheit geschöpffet, vnnd zu Offenbahrunge desselben neben andern Christlichen Potentaten, als der hochlöblichen Cron zu Franckreich, vnd andern vnsern Herrn vnd Freunden, welchen der Feindt gleicher Gestalt nach jhrer zeitlichen Wolfahrt getrachtet, vns vertrewlich zusammen gethan, vnd also vereiniget, daß wir im Nahmen Gottes deß Allmächtigen, seines geliebten Sohns Jesu Christi, vnnd deß heyligen Geists mit Heereskrafft vnd gewaltiger Handt, die Erledigung bemeltes Landtgraffen, vnnd deß gefangenen Hertzog Johans Friederichen zu Sachsen suchen, auch vns Hertzog Mauritzen selbst auß der Beschwerung vnnd Inhaltung, darin wir neben dem Marggraffen Churfürsten vnsere eigene Leib, vermüge vnserer hohen Verpflichtunge haben stellen müssen, heben, das beschwerlich Joch deß vorgestelten Viehischen Seruituts vnnd Dienstbarkeit von vns werffen, vnnd die alte löbliche Libertet vnnd Freyheit vnsers geliebten Vaterlandts der Teutschen Nation acerrime vindiciren vnnd erretten; darin vns die heylige Göttliche Dreyfaltigkeit Gnad, Glück vnnd Heil verleihen wolt. Amen.

b) Schreiben des Kaisers Joseph 2 (vom J. 1771) an einen General in seinem Heere; aus d. Briefen von Joseph dem zweiten. (Leipz. 1821. 8.) S. 8.

Herr General!

Den Grafen von K. und Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend, jung, von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit dem Degen und Pistolen berichtigen will; und welcher das Cartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte!

Ich will, und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn vertheidigen, die ihn zu rechtfertigen suchen, und sich mit kaltem Blute durchbohren!

Wenn ich Officiers habe, die sich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr blos geben, die bei jedem sich ereignenden Falle Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen; so schätze ich sie hoch. Die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich.

Wenn aber hierunter Männer seyn sollten, die alles der Rache und dem Hasse für ihren Feind aufzuopfern bereit sind; so verachte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres, als einen römischen Gladiator.

Veranstalten Sie ein Kriegsrecht über diese zwei Officiere; untersuchen Sie mit derjenigen Unpartheilichkeit, die ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites, und wer hievon am meisten Schuld tragend ist; der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze.

Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazets angemessen ist, und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und

sollte es mir die Hälfte meiner Officiere rauben! Noch giebt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthanen vereinbaren; und das kann nur der seyn, welcher die Staatsgesetze verehret. Joseph.

c) Der König von Preußen Friedrich Wilhelm 3 an sein Volk. Breslau, d. 17 März, 1813.

So wenig für mein treues Volk, als für Teutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unsrer Städte. Die Freiheit des Handels war gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land war ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lit-

thauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Churfürsten, den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unsrer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenkt der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer!

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unsrer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euern angebohrnen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen, werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen; sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Teutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsre Existenz, für unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen,

um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Teutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit fester Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden, und die Wiederkehr einer glücklichern Zeit.

Friedrich Wilhelm.

d) Der König Friedrich August von Sachsen an sein Volk. Dresden, am 7 Juny, 1815.

Euer König, ihr Sachsen, ist in eure Mitte zurückgekehrt, zwar tiefgebeugt von den Leiden, die ihn und euch zeither betroffen haben, und durchdrungen von dem Schmerze der Trennung, die einen großen Theil seiner treuen und geliebten Unterthanen ihm entrissen hat; aber nicht ohne den Trost, den ihm das Vertrauen auf die Liebe und den Sinn des ihm übrig gebliebenen Volkes gewährt.

Ihr habt den alten Ruhm der Sachsen in der schweren Zeit, in der Wir von euch getrennt gehalten wurden, bewährt und erhöhet. Ihr habt das Unvermeidliche ruhig ertragen; ihr habt unter allen Ereignissen, die euch niederdrückten, den Sinn für Recht und Pflicht in euch lebendig erhalten; ihr habt eure Anhänglichkeit an uns und an unser königliches Haus vor den Augen von ganz Europa laut und unzweideutig ausgesprochen.

Wie sollten wir bei dem Geiste, der euch belebt, bei den Gesinnungen, die ihr gegen uns zu Tage gelegt habt, uns nicht der beruhigenden Zuversicht überlassen, daß es uns unter dem Beistande Gottes durch unsere und eure vereinigten Anstrengungen gelingen werde, die tiefen Wunden nach und nach zu heilen, die das Un-

glück der Zeit euch geschlagen hat, und Wohlstand und Zufriedenheit unter euch wiederum zu verbreiten.

Hierauf und auf die möglichste Erleichterung der unabwendlichen Lasten, welche die von neuem drohende Störung des öffentlichen Ruhestandes mit sich führen wird *), sollen unsre landesväterlichen Bemühungen unablässig gerichtet seyn. Wir fordern euch auf, zu diesen wichtigen Zwecken, nach euern Verhältnissen und allen euern Kräften, mit unermüdetem Fleiße und verdoppeltem Eifer mitzuwirken. Durch euer Vertrauen, euern Gehorsam, euern einträchtigen und thätigen Beistand werden alle dahin abzielende Maasregeln befördert und erleichtert werden.

Die in der Verfassung, den Gesetzen und Einrichtungen des Landes von den zeitherigen Gouvernements verfügten Abänderungen werden wir sorgfältigst prüfen, und, befundenen Umständen nach, über deren Beibehaltung oder Wiederaufhebung uns entschließen. Die durch sie und während ihrer Dauer angestellten, uns noch nicht pflichtbaren, Diener verbleiben einstweilen, und bis wir ihrenthalben besondere Entschließung gefaßt haben werden, in dem ihnen angewiesenen Berufe.

Friedrich August.

e) Erklärung des Königs Maximilian Joseph von Bayern auf die Glückwünsche bei der Jubelfeier seiner 25jährigen Regierung.

Wir haben mit Rührung die vielfältigen Beweise aufgenommen, durch welche unsre getreuen Unterthanen aller Kreise und aller Stände am 16 Febr. d. J., als

*) Der Krieg im Jahre 1815 gegen Napoleon.

Die Treue, Freude, Lieb' und Pflicht
Der Unterthanen beider Städte
War viel zu edel eingericht,
Daß es mich nicht gerühret hätte.

Drum nehmt für eure Redlichkeit
Dies Zeichen der Zufriedenheit:
Zwei Jahre seyd ihr Zehntenfrei
Von allen Stift- und Herrschaftsfrüchten.

Glaubt, daß es meine Freude sey,
Euch ein Vergnügen anzurichten;
Mein Eifer wird beständig sehn
Auf aller Bürger Wohlergehn.

Saarbrücken, d. 7 Jun. 1755. Wilhelm, Fürst.

73.

b) Der niedere Geschäftsstyl.

Der niedere Geschäftsstyl, oder der Styl für die Privatgeschäfte im innern Staatsleben, enthält den schriftlichen Ausdruck aller öffentlichen Verhältnisse der einzelnen Staatsbürger, Stände und Corporationen derselben gegen einander, welche, ohne Mitwirkung und Dazwischenkunft der Obrigkeit, zwischen ihnen selbst verhandelt werden können. Dahin gehören: Obligationen, Empfangs-, Depositions- und Pfandscheine, Wechsel, Cautionen, Cessionen, Schenkungsbriefe, Quittungen, Zeugnisse, Reverse, Vollmachten, Miethsverträge, Abschiede; — Ankündigungen von Gegenständen zum Verkaufe und Verleihen bestimmt; Bekanntmachungen von Verlobungen, Verheirathungen, Geburten, Todesfällen, Wohnungsveränderungen; Anerbietungen zu Geschäften; Nachfragen; Aufruf für Hülfsbedürftige u. dergl.

In den Kreis des niedern Geschäftsstyls gehört zugleich der **Geschäftsbrief**, der bereits in der Darstellung des Briefstyls von den einzelnen Gattungen und Arten desselben ausgeschlossen ward, sobald er zunächst einen Gegenstand des bürgerlichen Verkehrs (z. B. einen Kaufmannsbrief, die amtlichen Anfragen eines Predigers an seinen Superintendenten in Betreff eines eingetretenen Falles rc.) betrifft, und in diesem Falle mit dem eigentlichen Briefe blos die äußern und ganz zufälligen Merkmale der Ueber=, Unter= und Aufschrift theilt.

Ob nun gleich der niedere Geschäftsstyl an sich keiner unmittelbaren Aufsicht der Regierung unterworfen ist; so sollten doch die Redacteure öffentlicher Blätter, sobald die einzelnen Erzeugnisse dieses Styls in ihre Hände vor dem Abdrucke kommen, **wenigstens** insoweit die Mängel und Unvollkommenheiten derselben verbessern, daß nicht Verstöße gegen Sprachlehre und gegen die Schicklichkeit des Tones in denselben stehen bleiben, und alle anerkannte **Sprachunrichtigkeiten** und **Zweideutigkeiten** vor dem Abdrucke der Aufsätze gestrichen oder verändert würden, wenn gleich, bei der gegenwärtigen Einrichtung der öffentlichen Blätter, keine höhere Nachhülfe solcher Aufsätze **in eigentlicher stylistischer Hinsicht** erwartet werden kann.

74.

Beispiele aus dem niedern Geschäftsstyle.

Die folgenden Anzeigen haben sämmtlich in öffentlichen Blättern gestanden und sind mit wörtlicher Treue aufgenommen worden.

a) Verfehlte Anzeigen.

1) Eine junge, mit den besten Attestaten ihres Wohlverhaltens versehene, Frauensperson, die mehrere Jahre als Jungfer diente, wo sie alles in allem war, wünscht in ähnlicher Qualität, oder als Wirthschafterin ein baldiges Unterkommen. Versteht sich bestens auf Putz, aufs Schneidern, Waschen und Platten.

2) Ueber die Catalani (im Hamburg. Correspondenten). Die Stimme der hingerissenen Künstlerin schwebte, bis zum Schmettern verstärkt, gleich einer entfesselten Lichtkugel, singend über Gefeierte und Mitsänger *), und zerfloß, wie jene, in einen kreuzenden Blitzstrahl. Sie gab uns die schönste und vollendetste mimische Darstellung der Andacht, bei der jedes Herz, tief erschüttert, sich mit dem Weltall vereint träumt.

3) Gesucht wird binnen Dato und 14 Tagen ein Dienstmädchen von 18 Jahren, unbescholtenem Rufe und braven Aeltern, welche aber auch zum einzelnen Verkaufe passend seyn muß.

4) Todesanzeige. Das geliebte theure Haupt, dessen Züge sonst der Seele hohe Schönheit wiederstrahlten, ist jetzt der Bewesung übergeben. Aber ein Funke entschwebt der vollendeten Asche und entzündet sich steigend zum glänzenden Stern. Was erhaben über Raum und Zeit, entsprungen dem denkenden Geiste, und geglüht in der Tiefe des Herzens: — Mutter der Verlassenen! theilnehmende Freundin! Alles Guten, Wahren und Schönen Verbündete! Dich deckt nie des Todes kalte Nacht!

5) Auf ein Rittergut, auf dem viel Rindvieh ist, wird eine ledige Weibsperson, am liebsten eine Prediger-

*) im Chorgesange.

mit ihr verlebten Tage zu den glücklichsten und seligsten gemacht worden sind. Tieferschüttert mache ich ihr Scheiden unsern auswärtigen theuren Verwandten, ihrer herzlichen und, wie ich bitte, stillen Theilnahme versichert, hierdurch bekannt. Mit mir trauert ein Kreis zärtlicher Verwandten, und in unsre Klage weint der Säugling, den sie mir hinterließ, und den ich mit doppelter Liebe in meine Arme nehme, da er — wehmüthiger Trost — das Ebenbild seiner verewigten Mutter ist.

Ende des zweiten Theiles.

Berichtigungen

im ersten Theile:

S. 95 Z. 12 v. o. l. reinen st. innern
S. 113 Z. 7 v. o. l. gestifteten
S. 350 Z. 14 v. o. l. Windgeächz
S. 394 Z. 14 v. o. l. mythischen

im zweiten Theile:

S. 109 Z. 8 v. o. niederrisse
S. 133 Z. 14 v. u. veschaffte
S. 270 Z. 5 v. u. ein so



